Lehrbuch

der

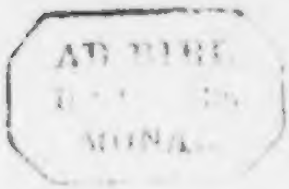
alten Geschichte

von

Ludwig Giesebrecht.

Καὶ πρότερον δὲ τῆ φύσει πόλις ἡ οἰκία καὶ ἕκαστος ἡμῶν ἐστιν.

Aristot. de rep. I, 2.



Berlin.

In der Nauckschen Buchhandlung.

1833.

München

AD [illegible]
[illegible]
M[illegible]

Vorrede.

In der Pädagogik pflegt viel Gewicht gelegt zu werden auf eine lange Erfahrung. Dürfen siebenzehn Jahre, während welcher der geschichtliche Unterricht der obern Klassen des hiesigen Gymnasiums fortdauernd, der untern zu Zeiten in meinen Händen war, als hinreichend gelten, um wenigstens eine mäßige Erfahrung zu Wege zu bringen, so hoffe ich für mein Büchlein auf einige Beachtung von Seiten meiner Amtsgenossen; ob sie es billigen oder mißbilligen werden, ist damit noch nicht gesagt. Wie fern Sorgfalt daran gewendet, erkennt der Kundige wohl auch ohne Citate, die hier nicht an ihrem Orte wären, allein über die Ansichten, aus denen meine Arbeit hervorgegangen, scheint ein Wort zur Verständigung nicht überflüssig.

Wie der Fisch nur im Wasser, so kann der Mensch menschlich nur im Staate leben; die Humanität, welche als Ziel der Erziehung angegeben wird, ist mithin der Staatlichkeit gleich bedeutend, was man allgemeine Bildung zu nennen pflegt, der Bildung zum staatlichen Leben, was besondere Berufsbildung, der Bildung zum staatlichen Handeln; Zweck der Elementarschule aber so gut als der Gymnasien ist, auf verschiedenen Entwickelungsstufen, Erziehung zum staatlichen Leben.

Wenn nun alles Erziehen darin besteht, daß dem Zögling ein Vorbild entgegen gebracht und ihm zugemuthet wird, es in sich aufzunehmen, so kann das pädagogische Vorbild unsrer Gymnasien, die Gesammtheit dessen, was sie lehren, nichts anderes enthalten, als zuvörderst die wesentlichen Richtungen des staatlichen Lebens, dargelegt in einer dem Jugendalter angemessenen Form, und um diesen Kern her vorbereitende Studien, die zur fruchtbaren Aufnahme desselben befähigen.

So der geschichtliche und der geographische Unterricht. Dieser bereitet für jenen vor, der wiederum, wie ich seine Bedeutung verstehe, unter den Richtungen des staatlichen Lebens die auf das Recht darzulegen hat.

Wie die leitenden Völker der alten Welt sich staatsrechtlich geordnet, wie sie völkerrechtlich im friedlichen Handelsverkehr und im Kriege sich zu einander gestellt: dies in einer Uebersicht zu zeigen, habe ich demnach als meine Aufgabe angesehen.

Die Lösung derselben ist bedingt auf der einen Seite durch die geschichtlichen Zeugnisse, die uns aus dem Alterthum geblieben sind, auf der andern durch das Bedürfniß der Schule. Für dieses macht sich mehr als ein Maaß geltend, für jene mehr als eine Auslegung: der Lehrer, der sich meines Buches bedienen mögte, wird seine Deutung, sein Maaß darin finden wollen. Ueber die erste dieser Forderungen gliche man sich wohl am ersten aus; denn bei ihr handelt es sich nur um Einzelheiten, die beim mündlichen Unterricht jeder nach seiner Einsicht berichtigen könnte. Aber das Maaß betrifft das Ganze, hier reicht jenes Auskunftsmittel nicht aus.

Manchem, der nur einen Leitfaden begehrt, wird was ich biete zu viel sein. Auch ist es dazu nicht bestimmt. Die Methode des historischen Unterrichtes, welche den Schüler seine ganze Kenntniß als Erzäh-

lung aus dem Munde des Lehrers empfangen läßt, steht in auffallendem Widerspruch mit der Lehrweise in den übrigen Wissenschaften, die durch erörterndes Gespräch zur Einsicht führt. Zwar werden auch dem Lehrer der Geschichte Wiederholungen und Prüfungen zugestanden, aber die Zeit dazu ist sehr sparsam gemessen, der Cursus drängt, und der Vortrag darf nicht stille stehn. Jene wichtigen, zurück geschobenen Uebungen mehr in den Vordergrund zu rücken, erscheint als dringendes Bedürfniß. Dies Ziel wird aber durch die Aenderungen nicht erreicht, welche man hie und da in der Methode gefordert hat. Ein dürrer Leitfaden fesselt die Aufmerksamkeit nicht in dem Maaße, wie das viel gescholtene Nachschreiben, und geschichtliche Tabellen, von dem Schüler gearbeitet, sind kein Ersatz für ein Heft, in dem er selbstthätig, was er in sich aufgenommen, reproducirt. Freilich die Mehrzahl der Zöglinge wie der Menschen überhaupt ist zu geistiger Selbstthätigkeit schwer zu bewegen; so entstehen auf Gymnasien und Universitäten starke Hefte durch bloße Thätigkeit der Finger. Diesem Uebelstande und der um nichts besseren Abhülfe wird begegnet, sobald man dem Schü-

ler ſtatt des kurzen Leitfadens ein Lehrbuch bietet, das alles in ſich faßt, was ſonſt der mündlichen Erzählung vorbehalten war. Ein ſolches will das vorliegende ſein. Aus ihm mag der Lernende mit Hülfe der nöthigen Landkarten ſich für die Lehrſtunden vorbereiten, in denen er von ſeiner häuslichen Thätigkeit Rechenſchaft abzulegen hat. Iſt der geſchichtliche Stoff in der hier gegebenen Verbindung aufgefaßt, ſo mag ihn der Lehrer in andern Zuſammenſtellungen betrachten laſſen, topographiſch, ethnographiſch, ſynchroniſtiſch, vergleichend, nach Materien geordnet ꝛc.: der Combinationen ſind ſo viele möglich und ſo lehrreiche. Der erzählende Vortrag höre ganz auf, mithin auch Nachſchreiben und Hefte, und der Unterricht ſei nur Geſpräch über den Inhalt vorher geleſener Abſchnitte des Lehrbuches, wobei dem Lehrer Ergänzungen und Verbeſſerungen, wenn er ſie nöthig findet, unbenommen bleiben.

Andern habe ich vielleicht zu wenig gegeben, auch innerhalb der Grenzen, die ich meiner Arbeit geſetzt, und vortragen läßt ſich allerdings mehr. Aber was vorgetragen, iſt noch nicht gelehrt, noch weniger gelernt; der beredte Lehrer, dem das Erzählen Freude iſt, und der

den augenblicklichen Eindruck ſeines Vortrages bemerkt, täuſcht ſich hier am leichteſten. Auch für den hiſtoriſchen Unterricht der Schule gilt die Regel des Thucydides: *Κτῆμα ἐς ἀεὶ μᾶλλον, ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν.*

Stettin, im März 1833.

L. G.

Uebersicht des Inhalts.

Erste Periode. Die ältesten Zeiten bis auf den Anfang der Persischen Kriegszüge nach Europa (510).

Erster Abschnitt. Bis zur Zerstörung Troias (1184).

1. Die ältesten Staaten des Morgenlandes. 2. Die ältesten Staaten des Abendlandes.

Zweiter Abschnitt. Bis zur Zerstörung von Ninive (625).

1. Wanderungen der Völker in Griechenland und Italien. 2. Staatsordnungen in Griechenland und Italien. 3. Erweiterung des Welthandels. 4. Eroberer in den großen Reichen des Morgenlandes.

Dritter Abschnitt. Bis zu den Persischen Kriegszügen (510).

1. Kampf um Palästina zwischen Chaldäern und Aegyptern. 2. Das Ringen zwischen Democratie und Aristocratie in den Griechischen Stämmen. 3. Die Perser als Eroberer. 4. Die Etrusker auf der Höhe ihrer Macht.

Zweite Periode. Bis zum Tode Alexanders des Großen (323).

Erster Abschnitt. Bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges (404).

1. Die Persischen Kriegszüge nach Europa. 2. Die Größe Athens. 3. Etrurien im Sinken neben jüngern aufstrebenden Staaten. 4. Der Peloponnesische Krieg.

Zweiter Abschnitt. Bis zum Tode Alexanders (323).

1. Die Größe Spartas. 2. Der Böotische Krieg. 3. Das Aufstreben der Macedonier. 4. Die Syracusische Tyrannis und das bürgerliche Rom.

Dritte Periode. Bis zum alleinigen Imperium des Augustus (28).

Erster Abschnitt. Bis zum Tode des Hannibal (183).

1. Die Auflösung des Macedonischen Reiches. 2. Aegypten als vorwaltende Macht im Osten. 3. Roms Herrschaft über ganz Italien. 4. Die Kämpfe des Barcinischen Geschlechtes.

Zweiter Abschnitt. Bis zum Imperium des Augustus (28).
1. Die Herrschaft der Römer in drei Erdtheilen. 2. Die ersten bürgerlichen Kriege. 3. Die beiden Triumvirate.
Vierte Periode. Bis zum Untergange des Weström. Reiches (476 n. Chr.)
Erster Abschnitt. Bis auf die Herrschaft des Diocletian (284 n. Chr.).
1. Das Imperium in den Händen des Julischen und Flavischen Geschlechtes. 2. Adoptionen der Weg zum Imperium. 3. Das Imperium durch die Krieger ertheilt.
Zweiter Abschnitt. Bis zum Untergange des Weström. Reiches (476).
1. Das Diadem der Flavischen Familie. 2. Das Kaiserthum der Familie des Valentinianus und des Theodosius. 3. Untergang des Weström. Reiches.

Lehrbuch
der
alten Geſchichte.

AD BIBL.
UNIV. REG.
MONAC.

Erste Periode.

Erster Abschnitt.

1. Ueber die ältesten Staaten des Morgenlandes soll zuerst das Reich der Assyrer hervorgeragt haben, aber nur Sage meldet von ihm, die mit beglaubigten Thatsachen schwer vereinbar ist. Ninus, König der Assyrer, heißt es, nach kriegerischem Ruhme begierig, stark durch ein geübtes Heer und verbündet mit dem Könige von Arabien, eroberte Babylonien, Armenien, Medien, dann westlich gewandt Aegypten, Syrien, Phönicien, Cilicien, Pamphylien, Lycien, Carien, Phrygien, Mysien, Lydien, Troas, Bithynien, Cappadocien, Pontus bis zum Tanais, auch Hyrcaner, Parther und Perser wurden bezwungen. Nach diesen Thaten entließ der Assyrer seinen Verbündeten, bauete am Euphrat eine große Stadt Ninus und zog mit einem ungeheuern Kriegsheer aus allen bezwungenen Völkern gegen die Bactrier. Auch sie wurden überwältigt vornämlich durch die klugen Rathschläge der Semiramis, die zu ihrem Gemahl, einem der Assyrischen Feldherrn, ins Lager gekommen war, bald aber durch den Ninus ihrem Manne geraubt und zur Königinn erhoben wurde. Auf sie ging nach des Königs Tode die Regierung über, und Semiramis herrschte wie Ninus. Von ihr wurde Babylon eine riesenhafte Stadt am Euphrat gegründet, an demselben Fluß und am Tigris erhoben sich mehre andre Handelsstädte, Heerstraßen und mancherlei große Bauten entstanden in den verschiedenen Theilen des Reiches, das die Königinn selbst nach allen Richtungen durchreisete; der größte Theil Libyens und Aethiopiens wurde von ihr

bezwungen, die Eroberung Indiens beschlossen. Aber dem wehrte die Tapferkeit des Inderkönigs Stabrobates; Semiramis floh heim, übergab ihrem Sohne Ninyas das Reich, und erhob sich, der Sage nach, in eine Taube verwandelt zu den Göttern. Ninyas aber und seine Nachfolger dreißig Menschenalter hindurch bis auf den Sardanapal suchten ihr Glück in schwelgerischen Genüssen. Da empörten sich die Statthalter Arbaces, der Meder, und Belesys von Babylonien, eroberten Ninus, nachdem Sardanapal sich selbst getödtet hatte, zerstörten die Stadt und theilten das Reich so, daß Arbaces als König der Meder von Ecbatana her über das Ganze gebot, Belesys aber als Statthalterschaft Babylonien erhielt. — Beglaubigter als diese Erzählung, obwohl auch noch nicht außer dem Bereich der Zweifel sind die Nachrichten von dem frühesten Staatenleben am Nil. Mitten unter rohen Aethiopischen Hirten- und Jägervölkern muß hier schon über 2000 Jahre vor christlicher Zeitrechnung ein mächtiger Aethiopischer Handelsstaat Meroe bestanden haben, der Hauptplatz des Africanischen Verkehrs, wo Goldstaub, Elfenbein, Ebenholz, Sklaven aus dem Innern Aethiopiens mit den Erzeugnissen des glücklichen Arabiens, vielleicht sogar Indiens zusammen flossen und wieder ausströmten. Die Regierung war in den Händen eines Priesterstammes, der aus seiner Mitte den König wählte und darauf sah, daß dieser stets nach dem Herkommen regierte; sogar über das Leben des Königs durften die Priester gebieten, wenn dessen Tod nöthig erachtet wurde. Alle Cultur an den Ufern des Nil scheint von diesem Staate ausgegangen zu sein. Napata in Aethiopien selbst, Theben in Aegypten, Ammonium auf einer Oase am Rande der Wüste sind von Meroe aus gegründet, von eben da her, von Theben oder deren Pflanzstädten alle übrigen Städte Aegyptens. Die Verfassung dieser war der in dem Mutterstaate nachgebildet; Priestergeschlechter, Abkömmlinge derer in Meroe, waren die Leiter, welche die rohen Eingebornen an den Ackerbau gewöhnten und um Tempel versammelten. Elephantine, Theben, This, Memphis, Heracleopolis, Tanis, Bubastus, Sais, Mendes, Sebennytus waren solche theokratische Staaten, die allmählig in Aegypten entstanden, deren Blüthe aber auch schon frühe benachbarte Arabische Horden zu Angriffen lockte. Diesen Feinden, den sogenannten Hykfos, gelang es endlich sich des untern Nilthales zu bemächtigen. Von Abaris an der Landenge bis nach Memphis hin muß-

ten ihnen die Prieſterreiche zinsbar werden, Oberägypten erhielt ſich unabhängig. Von deſſen mächtigſtem Staate Theben ging nach etlichen Jahrhunderten die Befreiung der Aegypter aus. Thutmoſis, König von Theben, verband ſich mit den Königen, welche bisher den Fremden zinsbar geweſen waren und drängte in einem langwierigen Kriege die Hykſos bis nach Abaris zurück, zum Abzuge aus dieſer Veſte bewog ſie erſt ein ſpäterer Vertrag. Theben erlangte ſeitdem einen Vorrang vor den andern Aegyptiſchen Staaten, und nicht lange nachher finden ſich alle unter der Herrſchaft der Könige oder Pharaonen von Theben, ohne daß man angeben kann, wie und wann dies geſchehen. Damit aber beginnt das Heroenalter des Volkes. König Seſoſtris oder Rameſſes iſt der gefeiertſte Name dieſer Zeit, ſeine Regierung läßt ſich ungefähr in das Jahrhundert 1600 bis 1500 v. Chr. ſetzen. Schon bevor er König wurde, ſoll Seſoſtris große Kriegsthaten gethan, die Araber und einen bedeutenden Theil von Libyen unterworfen haben. Nach ſeines Vaters Tode, als König, führte er, durch einen Orakelſpruch veranlaßt, mit mehr als 600,000 Kriegern einen neunjährigen Heerzug aus, beſiegte zuerſt die Aethiopen (d. i. Meroe), denen er einen Tribut auflegte, ſchickte darauf ſeine Flotte aus dem rothen Meere nach Indien, zog ſelbſt zu Lande mit ſeinen Schaaren dorthin, eroberte Aſien, ging durch das Land der Scythen an den Tanais und endlich nach Europa, wo er die meiſten Cycladen und Thracien unterwarf. Den Ueberwundenen legte er mäßige Steuern auf und kehrte dann, wie die Sage berichtet, mit großer Beute und vielen Gefangenen heim. Auch Veränderungen, welche aus der Einigung Aegyptens zu Einem Reiche in dem innern Staatsgefüge hervorgingen, werden als Werke des Seſoſtris gerühmt. Die Tempelgebiete, deren jedes ſonſt ſeine Prieſter, die meiſten auch wohl ihren eigenen König gehabt hatten, wurden nun eben ſo viele Provinzen des verbundenen Reiches, Tempel und Prieſter blieben, aber in die Stelle des Königs trat ein Statthalter, der die Abgaben zu erheben und die Verwaltung zu beſorgen hatte: ſo wurde das Land in ſechs und dreißig Nomen getheilt. Das Volk aber theilte Seſoſtris in fünf Kaſten oder Stämme, vermuthlich nur indem er den verſchiedenen Völkerſchaften, die wohl von jeher das Land inne hatten und nach ihren Wohnſitzen verſchiedene Lebensweiſen pflegten, ihr Verhältniß zu einander beſtimmte. Zunächſt

am Nil wohnte die Kaste der Schiffer, auf den Viehweiden des östlichen Gebirges die Hirten, das Ackerland besaß die Priesterkaste und neben ihr in Sesostris Zeit die Kaste der Krieger, aber beide bauten es nicht selbst, sondern die Gewerbtreibenden, zu denen nicht bloß Handwerker und Kaufleute, sondern auch Pächter und Frohnbauern gehörten. Diese Stämme waren geschlossen, kein Uebergang von dem einen zum andern war gestattet; der angesehenste unter ihnen, die Priester, sonderte sich in vier Genossenschaften nach den Haupttempeln in Theben, Memphis, Heliopolis und Sais, jede unter ihrem eigenen Oberpriester, dessen Würde erblich war. Auch der König, wahrscheinlich der Kriegerkaste angehörig und durch Erbrecht auf den Thron berufen, empfing die priesterlichen Weihen und stand unter steter Leitung der Priester und der heiligen Satzungen. Gleichfalls mit Sesostris läßt die Sage mächtige Bauten beginnen, die unter den nachfolgenden Königen wohl ein halbes Jahrtausend fortgesetzt sind, theils Tempel und Paläste, theils Obelisken, die größten durch Sesostris und dessen Sohn Pheron aufgeführt, theils Kanäle und Dämme, das alljährliche Uebertreten des Nils zu hemmen und zu lenken, theils Grabstätten, theils Pyramiden, etwa vierzig an der Zahl auf der Westseite des Flusses in der Nähe von Memphis belegen, als deren Erbauer vor andern Cheops, Cephrenus, Mycerinus und Asychis genannt werden. — Von Aegypten ist Israel ausgegangen. Stammvater dieses Volkes heißt Abraham, der zuerst aus Babylonien nach Kanaan wanderte, das damals schon von mehrern einheimischen Völkerschaften bewohnt wurde. Doch hinderten diese den Fremdling nicht als Oberhaupt einer Horde, die dreihundert Krieger aufstellen konnte, mit seinen Viehheerden das Land zu durchziehen und dessen Weideplätze zu benutzen. Wie Abraham hielten es sein Sohn Isaak und dessen Sohn Jakob. In der zahlreichen Familie des letztern entstand Uneinigkeit: Joseph, der vorgezogene Sohn, wurde von seinen Brüdern heimlich verkauft und als Sklave nach Aegypten geführt, wo günstige Ereignisse ihn zu hohem Ansehn bei einem dortigen Könige brachten. Durch den Joseph wurde Jakobs ganzes Geschlecht nach Aegypten berufen und im Lande Gosen angesiedelt. Vierhundert Jahre wohnte es hier, vermehrte sich sehr und wurde ein zahlreiches Volk, die Israeliten oder die Kinder Israel genannt. Von den Aegyptern hielten sie sich streng gesondert, daher erregten sie bei

einem spätern Könige Besorgniß, man suchte sie in größere Abhängigkeit zu bringen und belastete sie mit Frohndiensten. Um so stärker wurde das Verlangen der Israeliten nach Kanaan, von wo sie gekommen, und das sie als ihre Heimath betrachteten. Endlich trat Moses an ihre Spitze und gewann von dem Könige nach langer Weigerung die Erlaubniß zum Auszuge für sein Volk. Die Zusage wurde nicht gehalten, der König eilte mit seinem Heere den Auswandernden nach und erreichte sie am Schilfmeer, in dessen Fluthen die Aegypter umkamen, während Moses mit den Seinen das jenseitige Ufer erreichte. Auf der weitern Wanderung durch die Wüste am Sinai empfing Israel durch Moses die Gebote seines Gottes Jehovah, welche fortan dem Volke Gesetz sein sollten. Alle versprachen sie zu befolgen, dennoch zeigten sie sich bald so widersetzlich, daß ihnen im Namen Jehovahs angekündigt wurde, erst ihre Kinder sollten Kanaan sehen. So blieb Israel noch vierzig Jahre ein wanderndes Volk, während Moses nach und nach die Anordnungen traf, die für das künftige Staatsleben der Nation erforderlich schienen. Erst Josua drang über den Jordan mit gewaffneter Macht in Kanaan ein, und ein heftiger Krieg begann mit den einheimischen Völkern, die nach Moses Gebot völlig sollten ausgerottet werden. So hart wurden freilich nur einige behandelt, andere unterwarfen sich und wurden dienstbar, andere blieben ganz unabhängig, so die Midianiter an der Südseite, die Jebusiter um Jerusalem her, die Philister am südlichen, die Sidonier oder Phönicier am nördlichen Theil der Küste; indessen der größte Theil des Landes wurde doch erobert, Israel siedelte sich an, und die Staatseinrichtungen, welche Moses eingeleitet hatte, kamen zur Ausführung. Von den dreizehn Stämmen, in welche sich die Nation bereits in Aegypten getheilt hatte, erhielten nun zwölf ihre Grundgebiete angewiesen, wo sie von ihren Stammhäuptern regiert als Landbauer und Viehhirten lebten, Levi, der dreizehnte Stamm, bekam zerstreuete Ortschaften in allen übrigen Stämmen. Sein erbliches Haupt war der Hohepriester, der bei dem heiligen Zelte Jehovahs, der sogenannten Stiftshütte, wohnte und der Vermittler sein sollte zwischen Israel und seinem Gotte, dessen Willen er durch das geweihte Loos (die Urim und Thummim) erforschte, dem ganzen Stamme aber stand ausschließlich das priesterliche Recht zu, die Opfer darzubringen und die Feste zu leiten, welche all-

jährlich einige achtzig Tage alle Israeliten um die Stiftshütte versammelten. Bei dieser Verfassung war auf dauernden Frieden gerechnet, dessen sich Israel nicht lange zu erfreuen hatte. Denn als die Ansiedlung vollendet war (zwischen 1500 und 1400 v. Chr.), und die überwundenen Völker sich von ihren Niederlagen erholten, begannen neue Kämpfe, und nicht selten geriethen einzelne Stämme oder ganz Israel in große Bedrängniß. In so stürmischen Zeiten erhoben sich kühne Kriegshelden, Richter genannt, als Führer der Nation gegen die Feinde, die auch, wenn die Noth vorüber war, neben den Hohenpriestern in Ehre und Ansehn blieben. Solche waren Barak, der die Kanaaniter von Hazor überwand, Gideon, der die Midianiter schlug, Jephthah siegreich im Kriege gegen die Ammoniter, vor allen Simson, der streitbare Gegner der Philister. Nur mit einem Kanaanitischen Volke haben die Israeliten fortwährend in Frieden gelebt, mit den Phöniciern. Der schmale Küstensaum, den diese bewohnten, etwa 25 Meilen lang und 4 — 5 Meilen breit, faßte eine Reihe blühender Städte, am nördlichsten Aradus, mehr nach Süden Tripolis, dann Byblus, Berytus, Sidon und am südlichsten Tyrus, ostwärts schlossen ihn die dunkel bewaldeten Höhen des Libanon, während sich an seiner Westseite ein hafenreiches Meer ausbreitete. Sidon war die Mutter dieser Städte und das Haupt eines Bündnisses, das alle vereinigte, denn in ihren Mauern war jede ein Staat für sich unter einem Könige, der kraft Erbrechtes regierte aber unter Mitwirkung besonderer Obrigkeiten, wahrscheinlich auch einer einflußreichen Priesterschaft. Ein höchst thätiges Volk bewohnte diese Städte; Weberei, Purpurfärberei, Bereitung des Glases und mancherlei künstlichen Geräthes beschäftigten seinen Kunstfleiß daheim, aber noch mehr zeigte sein Unternehmungsgeist sich im Handel, nur wird dessen Ausdehnung in dem Zeitalter, von dem hier die Rede ist, schwerlich mit Sicherheit anzugeben sein. Gewiß erstreckte er sich landein durch Kanaan, das Kornland der Phönicier, aus welchem man Waizen, Oel und Balsam bezog, nach Syrien, das Wein und Wolle lieferte, und auf der andern Seite über Petra im Edomiterlande nach Memphis in Aegypten, wo Getraide, leinene und baumwollene Gewebe geholt und Weine eingeführt wurden. Memphis aber stand in Handelsverkehr mit den übrigen Aegyptischen Städten und über Theben auf Landwegen am Ufer des Nils hinauf mit Meroe

An dieſem Landhandel der Phönicier nahmen auch manche nördlich wohnende Stämme der Iſraeliten Theil, daher das dauernde friedliche Vernehmen beider Völker. Zweifelhafter iſt, ob eine ſolche Gemeinſchaft auch bei dem Seehandel der Phönicier Statt fand, denn dieſe hatten ſich frühe auch auf das Meer gewagt. Cypern, ihnen zunächſt gelegen und reich an ſchätzbaren Erzeugniſſen wie an trefflichen Häfen, wurde von ihnen koloniſirt und als Eigenthum behauptet, Cittium war hier ihre Hauptniederlaſſung. Gleiches ſcheinen ſie auf Rhodus und auf einigen der Cycladen und Sporaden mit mehr oder minder Glück verſucht zu haben, auf Thaſos ſollen ſie Goldbergwerke entdeckt und betrieben haben, und wäre auch die Sage ungegründet, daß Theben von ihnen angelegt worden, doch haben die Phönicier gewiß frühe die Küſten Griechenlands als Kaufleute und Seeräuber beſchifft.

2. Mehr noch als das Morgenland liegen die älteſten Staaten des Abendlandes im Dunkel. Die Urbewohner von Griechenland waren Pelasger, ein friedliches, ackerbauendes Volk mit zahlreichen Städten, doch ſaſſen neben ihnen manche andere Völkerſchaften, die bedeutendſte die ſeefahrenden, kriegeriſchen Carier auf den Küſten und Inſeln des Archipelagus. Den Pelasgern verwandt und wie ſie dem Ackerbau zugethan war auch ein Theil der Bewohner Italiens, die Siculer, Oenotrer und Peucetier im ſüdlichen Theile jenes Landes an beiden Meeren bis über die Tiber hinaus, aber auch hier wohnten ſtreitbarere Völker neben jenen milderen, an der Küſte des unteren Meeres von den Grenzen der Siculer an bis über die Alpen die Ligurer, im und am Appennin die rauhen Gebirgsnationen der Sabiner, Caſter, Auſoner, Marſer und Umbrer, im Thale des Po vom Appennin bis in das Alpengebirge hinauf die Raſener oder Etrusker, an der Nordweſtküſte des obern Meeres die Veneter. Zu den Urvölkern Griechenlands ſollen ſich ſchon in früher Zeit Anſiedler aus dem Morgenlande geſellt und ihnen höhere Bildung gebracht haben, Cecrops aus Sais in Aegypten (um 1560), Begründer ſtaatlicher Einrichtungen in Attica, Danaus ebenfalls aus Aegypten (um 1490), der ſich in Argos der Herrſchaft bemächtigte, wenig ſpäter Cadmus aus Phönicien, Anfänger des Thebaniſchen Staates, der Buchſtabenſchrift und die Bearbeitung der Metalle gelehrt: indeſſen betrachten andere Sagen alle dieſe als Pelasgiſche Heroen, deren Urſprung nicht in der

Fremde zu ſuchen, auch ſcheinen die Aegypter ſo früh das Mittelmeer nicht beſchifft zu haben, und Theben mitten im Binnenlande belegen muß als Anſiedlung eines ſeefahrenden Volkes befremden. Jeden Falls waren auf Griechiſchem und Italiſchem Boden in der Menge kleiner Staaten, denen, wie es ſcheint, überall Könige vorſtanden, und in der Ungleichartigkeit der Bewohner Elemente gegeben, welche auch ohne den Zutritt fremder Kräfte mannigfache Geſtaltungen des ſtaatlichen Lebens hervorbringen mußten. In Griechenland erhob ſich zuerſt über das friedfertige, ſtillthätige Volk ein ſtreitbares Geſchlecht, welches ſo ſehr die Herrſchaft erlangte, daß ſelbſt der Name Pelasger verſchwand. Und doch war es eigentlich keine fremde Nation, die dies bewirkte, die Veränderung ging aus dem Schooße der Pelasger ſelbſt hervor durch einzelne Stämme, mitunter wie es ſcheint ſelbſt durch einzelne fürſtliche Familien und Perſonen, ohne daß die Sage überall genau erkennen ließe, wie dies geſchehen. Das Land im Norden des Oetagebirges wird als die Gegend bezeichnet, von wo die Bewegung ausging. Hier wohnte am Sperchius und am Maliſchen Meerbuſen hin die Völkerſchaft der Achäer, öſtlich von dieſen an der Pagaſäiſchen Bucht die Aeoler, nördlicher gegen die Mündung des Peneus die Dorer. Die letztern verließen zuerſt ihre Sitze, indem ein Theil derſelben ſich aufs Meer begab und nach Creta ging, ein anderer Theil zog ſüdlich über den Oeta in die Gegend um die Quellen des Cephiſſus, welche Landſchaft ſeitdem Doris genannt wurde. Gleich den Dorern ſoll auch ein einzelner Fürſt nach Süden gewandert ſein, Xuthus, der in Attica beim König Erechtheus Aufnahme fand und ſich mit deſſen Tochter vermählte. Von Xuthus Söhnen ſoll der eine, Jon, ſich als Krieger ſo hervorgethan haben, daß die Bewohner Attica's ihn als König annahmen und ſich ſeitdem Jonier nannten, ja auch der nördliche Theil des Peloponnes ſoll von ihm eingenommen und gleichfalls Jonien benannt ſein. Des Jon Bruder Achäus ſoll den Süden der erwähnten Halbinſel gewonnen, hier eine Herrſchaft gegründet und das Volk von ihm den Namen Achäer empfangen haben. Für dieſe vier Stämme der (nördlichen und ſüdlichen) Achäer, der Aeoler, Dorer und Jonier iſt in viel ſpäterer Zeit der gemeinſchaftliche Name Griechen oder Hellenen üblich geworden, den anfangs nur die nördlichen Achäer führten. Von den Thaten des neuen Geſchlechtes melden freilich nur doch-

terische Sagen, doch ist auch in ihnen das kriegerische, abentheuernde Treiben desselben zu erkennen: Fehde ist auf der See und dem Lande, ein Fürst sucht sich über den andern zu erheben. Zur Herrschaft auf dem Meer gelangte zuerst Creta, indem Minos, König der Insel, sich die Cycladen unterwarf, wo Phönicier und Carier vor ihm weichen mußten. Unter den Fürsten des Peloponnes ragte das Geschlecht der Pelopiden hervor, dessen Ahnherr Pelops nach Einigen aus Asien eingewandert war, Andere sehen auch in ihm einen Einheimischen, keinen Fremdling. Agamemnon, der Enkel des Pelops, herrschte über Mycenä, Corinth, Sicyon und das ganze Küstenland an der Südseite des Corinthischen Meerbusens, sein Bruder Menelaus gelangte durch Vermählung mit der Helena zum Besitze von Sparta und Amyclä. Als nun Paris, des Priamus Sohn aus Troja, einem Reiche an der Asiatischen Seite des Hellespont, nach Sparta kam und die Helena entführte, brachten Agamemnon und Menelaus fast alle Griechische Fürsten unter die Waffen um jenen Frevel zu rächen und die Helena ihrem Gemahl wieder zu gewinnen. Zehn Jahre dauerte der Trojsche Krieg, viele der trefflichsten Helden kamen um, aber Menelaus führte Helenen als Siegespreis heim, Troja wurde erobert und zerstört (1181).

Zweiter Abschnitt.

1. Dem Trojschen Kriege folgten große **Wanderungen der Völker in Griechenland und Italien.** Von Troja heimkehrende Nordachäer gingen der Sage nach unter Neoptolemus Anführung nach Epirus und bemächtigten sich dort der Herrschaft im Lande der Molosser. Wiederum brachen aus Epirus etwa sechzig Jahre später die Thessalier auf und drangen über den Pindus in das Land, da die Nordachäer und die Aeoler ihre Sitze hatten, und das nun von dem einwandernden Volke den Namen Thessalien erhielt. Die Achäer und ein Theil der Aeoler ergaben sich, die Mehrzahl der letztern wanderte aus und warf sich auf die Pelasger in und um Theben. Diese wurden besiegt und wanderten nach Attica, verließen aber nach einiger Zeit auch die Gegend und begaben sich aufs Meer, nach Lemnos,

Imbros, Samothrace, Seyros, der Westküste von Lydien, wo sie von der Stadt Tyrrha den Beinamen Tyrrhener erhielten, und nach manchen andern Küsten und Vorgebirgen des Aegäischen Meeres, von denen sie als gefürchtete Seeräuber umher schweiften. Die Aeoler aber besetzten die alte Heimath dieser Pelasger und nannten das Land Böotien; auch das übrige Griechenland im Norden des Isthmus, so weit Jonier und Dorer es noch nicht besetzt hatten, vornämlich die westliche Gegend füllte sich mit Aeolischen Stämmen. Etwa zwanzig Jahre später störte die Wanderung der Herakliden die Völker Griechenlands von neuem auf. Hercules, den die Sagen als einen der gewaltigsten Heroen bezeichnen, war durch Götterschluß, so lang er lebte, von seinem väterlichen Reiche Mycenä und Tiryns fern gehalten, doch hatte er seine Ansprüche auf sein Geschlecht, die Herakliden, vererbt. Mehrmals versuchten diese die Heimkehr, immer wurden sie durch die Pelopiden, die im Besitz ihres Erbes waren, zurückgetrieben und mit Mühe fanden sie einen Aufenthalt bei den Dorern, nach andern Sagen in Attica. Durch Orakelsprüche ermuthigt und geleitet unternahmen sie endlich noch einen Zug gegen den Peloponnes (1101). Temenus, Cresphontes und Aristodemus waren jetzt die Häupter der Herakliden, die Dorer leisteten ihnen Beistand, auch Aeoler unter Oxylus gesellten sich zu ihnen. Man drang aber nicht vom Isthmus her ein, sondern ging zu Schiffe über den Corinthischen Meerbusen. Nun wurden die Achäer (wohl erst nach langwierigem Kampfe) überwunden und mindestens ein Theil derselben den Siegern unterworfen, welche sich also in den Peloponnes theilten, daß Temenus Argos bekam, Aristodemus oder nach andern Angaben, die ihn die Eroberung des Landes nicht erleben lassen, dessen Söhne Procles und Eurysthenes erhielten Laconien, Cresphontes, Messenien, Aletes, ein beim Beginn des Unternehmens noch flüchtig umherirrender Heraklide, späterhin Corinth, alle diese Reiche fortan Dorisches Gebiet. Die mit eingewanderten Aeoler und ihr Anführer Oxylus bekamen Elis. Arcadien behauptete sich unbefehdet durch seine Gebirge und durch die Klugheit seines Königs, welcher sich mit den Herakliden befreundete. Ein Theil der Achäer, der sich aus seiner Heimath verdrängt sahe, griff die Jonier an und bemächtigte sich ihres Landes, das seitdem Achaja genannt wurde. Die vertriebenen Jonier aber und ein Theil der Achäer wanderten über

den Isthmus hinaus. Die Achäer vom Penthilus geführt gingen nach Böotien, wo sich ihnen viele Aeoler anschlossen, dann in langsamer Wanderung durch Thracien in die Gegend, da früher Troja stand, nach Lesbos und Tenedos. Auf der Küste gründeten sie nach und nach zwölf Städte, das Land wurde Aeolis genannt, denn die Mehrheit der Ansiedler war Aeolischen Stammes. Die aus dem Peloponnes entwichenen Jonier begaben sich nach Attica und wurden hier aufgenommen. Die Herakliden, besorgt, jene mögten bei Gelegenheit wieder eindringen, verlangten deren Entfernung, und als dies verweigert wurde, bekriegten sie Athen. Da nun ein Götterspruch diesem den Sieg verhieß, wenn sein König falle, so suchte Codrus den Tod, wurde erschlagen, und die Heracliden zogen heim ohne Schlacht, doch wurde Megaris seitdem Dorisches Land. Die Jonier aber verließen doch bald nachher Attica und gingen zum Theil nach Euböa und den Cycladen, zum Theil nach Asien in die Gegend, wo vor ihnen die Pelasger und Tyrrhener angesiedelt waren. Diese mußten den neuen Ankömmlingen weichen, und Jonier füllten mit ihren Städten die Küste südwärts von Aeolis nebst den Eilanden Samos und Chios. Selbst von jenen Dorern, die sich im Peloponnes niedergelassen hatten, gingen Auswanderer nach Thera, Creta und der Asiatischen Küste südlich von Jonien und besetzten diese und Rhodus mit Dorischen Kolonien. Alle diese verschiedenen Ansiedlungen geschahen im Lauf der nächsten sechzig Jahre nach der Heraklidenwanderung; wahrscheinlich erhielt auch um diese Zeit Cypern Griechische Kolonisten neben den frühern Phönicischen; Salamis, die Hauptniederlassung der Griechen auf dieser Insel soll der Sage nach sogar schon gleich nach der Zerstörung Troja's gegründet sein. Die Tyrrhener aber, die von den Joniern verdrängt waren, suchten sich ein anderes Meer und kamen an die Italische Küste. Es gingen aber auch gleichzeitig mit der Aufregung unter den Griechischen Stämmen, wie es scheint, ähnliche Wanderungen in Italien vor. Die streitbaren Gebirgsvölker des Appennin warfen sich auf die friedlichen Bewohner der Ebene: die Umbrer rückten hinab in das Land um den Arno, die Sabiner nach Westen, die Casker an der Tiber abwärts nach Latium, die Ausoner nach Campanien. Ligurer und Siculer, welche die genannten Gegenden inne gehabt, wurden zum Theil verdrängt, indem erstere sich nördlicher an die Küste der Ligurischen

Bucht, letztere zu den Oenotrern Unteritaliens und von da nach Sicilien zogen. Hier machten die Siculer sich zu Herren der Insel, deren alte Bewohner, die Sicaner, meist den Siegern unterthan werden mußten (um 1050). Andere Siculer, die in Italien blieben, mischten sich mit jenen Bergvölkern; so entstand aus Caskern und Siculern das Volk der Latiner, aus Ausonern und Siculern die Osker. Um diese Zeit kamen denn auch die Tyrrhener und besetzten im Lande der Umbrer die Städte Tarquinii und Agylla (Cäre), wo sie sich unabhängig behaupteten. Mitlerweile begannen die Rasener, welche hinter den Umbrern saßen, über den Appennin vorzurücken und sollen nach und nach viele (die Sage giebt 300) Städte der letztern überwältigt haben. Während der Kämpfe mit den Umbrern aber kamen Rasener und Tyrrhener in Verbindung und verschmolzen zu Einem Etruskischen Volke, das nun am Po und auf der Südseite des Appennin wohnte.

2. Nach diesen großen Wanderungen lassen sich, vielleicht als Folge des Zusammenstoßens der Völker, bestimmter ausgebildete **Staatsordnungen in Griechenland und Italien** erkennen. Die **Etrusker** hatten sich in zwei große Städtebündnisse vereinigt, eins in den alten Wohnsitzen am Po, das andere in dem neu erworbenen Lande am Arno. Jedes umfaßte zwölf Städte, hielt alljährlich seine Bundestage, wählte einen gemeinschaftlichen Oberpriester, bei allgemeinem Kriege auch einen obersten Befehlshaber, doch, scheint es, waren alle Theilnehmer des Bundes unter sich gleich und jeder regierte sich nach eigenem Ermessen. In den einzelnen Städten war ein Geschlechtsadel, die Lucumonen, der herrschende Stand, aus ihm wurde der König gewählt, aus ihm bestand auch der dem Herrscher beigeordnete Senat, Priesterthum und Ritterthum war in diesem Adel vereinigt. Neben ihm scheint eine freie Gemeine bestanden zu haben, doch ohne besondere Theilnahme am Regiment; die unterworfenen Siculer und Umbrer saßen als Hörige und Leibeigene, Clienten genannt, auf den Grundstücken der Lucumonen und bauten für diese das Feld. Die Etrusker wurden aber bald so mächtig, daß sie Kolonien nach Campanien aussenden konnten, wo abermals zwölf Städte gegründet wurden, Vulturnum die bedeutendste unter ihnen (um 800), auch sie, wie es scheint, durch einen Bund vereinigt. Neben den Etruskern erhoben sich in Italien vornäm-

lich die Latiner, gleichfalls in einer Anzahl verbündeter Städte, Alba longa das Haupt derselben, eine der jüngsten im Bunde Rom, das 754 von Romulus einem Fürsten aus Albanischem Königsgeschlechte soll erbaut sein, doch mögte Romulus eben so wenig eine geschichtliche Person als jene Jahrszahl beglaubigt sein. Von den Staatsordnungen der einzelnen Latinischen Städte ist wenig bekannt, ausführlicher wird von der Verfassung berichtet, welche Romulus seiner Stadt gab, nur daß ungewiß bleibt, wann sie eingeführt worden. Wie bei den Etruskern war auch hier ein Erbadel, die Patricier, und Clienten, das Verhältniß beider zu einander sehr würdig gehalten; denn die Clienten hatten für die Dienste, die sie ihrem Patron leisteten, von diesem wiederum Beistand in jeder Noth zu erwarten, die Pflicht des Herrn gegen den Hörigen wurde heiliger geachtet als die gegen Blutsfreunde. Die freie Gemeine scheint, wenn eine solche in Rom war, ohne politischen Einfluß geblieben zu sein, nur die Patricier waren die Waltenden. Diese, in dreißig Curien getheilt, hatten ihre Comitia curiata zur Verhandlung über innere und äußere Angelegenheiten des Staates und über die Wahl der Obrigkeiten, doch unterlagen ihre Beschlüsse der Bestätigung des Senats, welcher anfangs aus hundert, später aus dreihundert bejahrteren Patriciern bestand, die auf Lebenszeit erwählt wurden. Wiederum gingen auch vom Senat Vorschläge aus, die erst durch den Zutritt der Comitia curiata Gesetzeskraft erhielten. Höchste Obrigkeit war der König, der auf Lebenszeit durch die Curien gewählt, vom Senat bestätigt wurde. Der nächste nach Romulus, der diese Würde besaß, war Numa, welcher durch Anordnung der heiligen Satzungen, die Formen des Staates vervollständigte. Zur Zeit des dritten Königs Tullus Hostilius scheint Latium große Bewegung erfahren zu haben, Alba longa wurde erobert und zerstört (650), der Römischen Sage nach durch die Römer; da aber nicht Rom sondern die Latiner gleich nachher sich im Besitz des Albaner Gebietes befanden, so ist wahrscheinlich, daß sie selbst es waren, die sich gegen ihr Bundeshaupt auflehnten, Rom aber scheint die flüchtigen Albaner aufgenommen zu haben und blieb vielleicht darum vom Latinischen Bunde ausgeschlossen, mit welchem Tullus Nachfolger Ancus Martius sogar wiederholte Kämpfe zu bestehen hatte. — Aehnliche Erscheinungen zeigt das **Staatsleben in Griechenland.** Ein allgemeiner Bund der

Griechen bestand nicht, doch wurde das Bewußtsein der Nationaleinheit rege erhalten durch gemeinsame Festversammlungen und Kampfspiele in Olympia, bei Nemea, auf dem Isthmus und bei Delphi (die Pythischen), desgleichen durch die Amphictyonie von Delphi, einen religiösen Verein, von dem selbst einige völkerrechtliche Bestimmungen ausgegangen sind, daß weder im Kriege noch im Frieden eine Stadt der Amphictyonen solle zerstört oder ihr das Quellwasser entzogen werden, und daß der Tempel in Delphi solle unverletzlich sein, denn dieser und das damit verbundene Orakel waren gemeinsames Heiligthum aller Griechen. Bei so loser Verbindung unter einander entwickelten die einzelnen Stämme sich, vornämlich zu Anfang nach den großen Wanderungen, in eigenthümlicher Weise. Die Thessalier hatten in dem Stammlande der Hellenen mehrere Städte inne, die durch einen Waffenbund vereinigt waren; der Oberfeldherr, Tagus genannt, wurde gewöhnlich aus dem adelichen Geschlecht der Aleuaden gewählt, dem angesehensten der angesehensten Stadt Larissa. Denn adliche Geschlechter walteten in allen Thessalischen Städten, die freie Gemeine (Demos) ohne Einfluß, die alten Bewohner des Landes Achäer und Aeoler, so viele ihrer zurückgeblieben waren, als Penesten d. h. als leibeigene Frohnbauern des Adels in harter Unterwürfigkeit. Unter den Völkerschaften Aeolischen Stammes waren Böotier und Asiatische Aeoler die bedeutendsten. Die Städte der Böotier verband die Amphictyonie von Onchestus und ein Bündniß, dessen Heerführer Böotarchen hießen, dessen Haupt zu sein Theben begehrte, wenn gleich dieser Anspruch nicht immer und nicht von allen anerkannt wurde; in den einzelnen Städten regierten adliche Geschlechter. Eben so war es in den Aeolischen Städten in Kleinasien, und wenn in einigen Könige regierten, so waren doch diese dem Adel verantwortlich: ein Bund vereinigte die Aeoler des Festlandes, die Städte auf Lesbos scheinen einen besondern Verein unter sich gehabt zu haben. Regsamer als Thessalier und Aeoler zeigte sich der Stamm der Jonier. Für ihn bestand schon frühe die Amphictyonie auf Delos, wo nicht bloß gymnastische, sondern auch poetische Wettkämpfe gehalten wurden; die Meister Jonischen Gesanges (Homer und die Homeriden) fanden hier ihre Vereinigung. Fester war wohl der Bund, den die zwölf Städte des Asiatischen Joniens unter sich hatten, obwohl auch er Uneinigkeit nicht immer hinderte.

In den einzelnen Städten regierten anfangs Könige, Epheſus ſcheint damals das Haupt der übrigen geweſen zu ſein; ſpäterhin wurde hier wie aller Orten bei den Griechen das Königthum abgeſchafft und die Herrſchaft kam in die Hände adlicher Geſchlechter, neben welchen der Demos bald mehr bald minder Einfluß hatte. Aber muthiger und regſamer auf der See iſt kaum ein Griechiſches Volk geweſen als dieſe Jonier. Miletus beſchiffte die Küſten des ſchwarzen Meeres und gründete binnen hundert zwanzig Jahren (von 750 bis 630) rings um jene See eine beträchtliche Anzahl von Colonieen, Iſtrus und Odeſſus im Weſten, Olbia, Phanagoria, Pantacapäum im Norden, im Oſten Dioscurias, im Süden vor andern Sinope, dazu auf dem Wege dorthin Abydus, Lampſacus, Cyzicus am Hellespont und der Propontis. Phocäa, die Verbündete von Milet, wandte ſich gleich thätig gegen den Weſten des Mittelmeeres; die Küſten Italiens und Spaniens haben unter den Hellenen die Phocäer zuerſt beſchifft. Gleiches Streben auf das Meer hinaus äußerte ſich bei den Joniern in Euböa und Naxos. Von Chalcis auf Euböa gingen ſchon vor 736 mehrere Colonien in Thracien aus, unter ihnen Torone, und in Unteritalien Cuma, die älteſte der Griechiſchen Städte in jenem Lande, von der Neapel, Dicäarchia u. a. gegründet ſind; nach 736 begannen Chalcidier und Naxier die Coloniſation auf Sicilien, indem ſie Naxos, Leontini und Catana ſtifteten; wiederum Chalcidier und Cumäer aus Italien erbauten Zankle an der Sicilischen Meerenge. Athen ſtand jetzt noch hinter ſeinen Stammverwandten zurück und entwickelte ſich nur langſam zu ſeiner ſpätern Größe. Als ſeinen erſten Ordner nennt die Sage den Theſeus, des Hercules und Minos Zeitgenoſſen. Vor ihm werden zwar Atheniſche Könige genannt, doch nicht als Beherrſcher von ganz Attica: mehrere Fürſtengeſchlechter regierten in verſchiedenen Ortſchaften des Landes. Theſeus ſoll dieſe zuerſt gütlich vereinigt und Athen zur Hauptſtadt gemacht haben, der alle als Bürger angehörten; zum Andenken daran wurde das Feſt der Panathenäen begangen. Aber die Eupatriden (die adlichen Geſchlechter) waren dem Theſeus abgeneigt, der ſich dem Demos günſtig bewies, deshalb ſoll der Fürſt vertrieben und endlich getödtet ſein. Nach ihm regierten andere Könige, von den Eupatriden ſehr beſchränkt, beim Tode des Codrus wurde das Königthum völlig abgeſchafft (1068). Man erwählte dagegen einen

Archon auf Lebenszeit aus dem königlichen Geschlechte, der den Eupatriden zur Rechenschaft verpflichtet war. Seit 750 wurde die Dauer des Archontenamts auf zehn Jahre beschränkt und einige Zeit nachher sämtlichen Eupatriden die Wahlfähigkeit für dasselbe eingeräumt. Um 683 erfolgte abermals eine Aenderung, indem man die Dauer auf ein Jahr herabsetzte, die Zahl der Archonten auf neun vermehrte, den Eponymus, Basileus, Polemarchus und sechs Thesmotheten, alle aus den Eupatriden. Sicher bestanden neben diesen, wie früher neben den Königen auch berathende Versammlungen der Eupatriden, obwohl sie und ihre Wirksamkeit nicht bestimmt erwähnt werden; als Gerichtshof über Mord wird der Areopagus genannt. Funfzig Jahre später erweckten Unruhen des Demos und Zwietracht unter den herrschenden Geschlechtern abermals das Verlangen nach einer Gesetzgebung. Draco, aus den Eupatriden, wurde als Archon mit diesem Geschäfte beauftragt, aber er suchte nur durch strenge Strafgesetze die Unzufriedenen zu schrecken (624), an der bestehenden Verfassung änderte er, so viel man weiß, nichts. Die Achäer, welche nach der Heraklidenwanderung das nördliche Küstenland des Peloponnes besetzten, standen anfangs unter Königen vom Geschlecht der Pelopiden. Könige vom Geschlecht der Aeaciden herrschten über Achäer und Molosser in Epirus. Hier erhielt sich das Königthum, dort hörte es späterhin auf, und Demokratie trat in dessen Stelle. Zwölf Achäische Städte waren durch einen wohl geordneten Bund vereinigt, die Thätigkeit des Volkes zeigte sich in Seefahrt und Colonisation. Achäischer Abkunft waren an der Thracischen Küste Scione, an der Italischen Metapontum, Croton, Sybaris, zwischen 770 und 720 gegründet, alle wieder Stifterinnen anderer Colonien. Unter den Staaten der Dorer erhob sich vor allen Sparta; seine Satzungen wurden im Alterthum als die ächt Dorischen betrachtet und die Einführung derselben von einigen schon den Heraclidischen Brüdern Procles und Eurysthenes, von andern dem Lycurgus beigelegt, einem Mann aus königlichem Geschlechte, den der Wunsch seiner Mitbürger und die Billigung des Delphischen Orakels zur Gesetzgebung oder zur Wiederherstellung einer frühern Gesetzgebung berief, nachdem er Creta besucht und dort die altdorischen Einrichtungen des Minos erforscht hatte (884). Es fand aber Lycurgus die Bewohner des Staates schon gesondert in unterjochte Achäer, Heloten genannt, Hörige und Leibeigene und den

Grundstücken Dorischer Herren, denen sie auch als Knechte in den Krieg folgten, in Periöken, freie Leute, zum Theil wohl auch Achäischer Abkunft, Ackerbauer und Handwerker, welche Steuern bezahlten und zu den Waffen gerufen wurden ohne volles Bürgerrecht zu besitzen, und in Sparter, die Dorischen Eroberer des Landes. In den Verhältnissen der Heloten und Periöken änderte Lycurgus nichts, den Spartern aber, die unter sich alle gleich sein sollten, wies er mittelst neuer Vertheilung des Grundeigenthums Aecker zu von gleichem Ertrage, unveräußerlich und den Heloten zum Anbau überlassen, der freie Sparter durfte sich nur mit den Angelegenheiten des Staates, dem Kriege und der Jagd beschäftigen. Dazu wurde er unter Aufsicht und Leitung des Staates durch Gymnastik und Musik erzogen; gemeinschaftliche Mahlzeiten, zu denen alle Bürger sich versammelten (Syssitien), hatten denselben Zweck, jeder wurde gewöhnt nicht als Einzelnen sondern als Glied des Ganzen sich befriedigt zu fühlen. Aus dieser Gleichheit erhoben sich durch ihre Abstammung vom Hercules nur die Könige. Ihre Würde war erblich aber gebunden an die Satzungen des Staates und getheilt unter Zwei, die zugleich regierten, bevorrechtet waren sie nur durch das oberste Priesterthum, im Kriege durch das Feldherrnamt, doch nicht ohne Verantwortlichkeit, und durch den Vorsitz in der Gerusia. Diese enthielt außer den Königen acht und zwanzig auf Lebenszeit gewählte, mindestens sechzigjährige Männer, ihr stand ohne Verantwortlichkeit die oberste Leitung der Staatsverwaltung, das Richteramt über Leben und Tod und die Vorbereitung aller Angelegenheiten zu, welche an die Ecclesia sollten gebracht werden. Zur Ecclesia hatte jeder Sparter vom dreißigsten Lebensjahre an Zutritt, sie beschloß ohne Verhandlung, durch bloßes Abstimmen, über Vorträge der Gerusia, besonders über Krieg, Frieden und Wahl der Obrigkeiten. Nachdem Lycurgus solche Einrichtungen gemacht, soll er die Sparter durch einen Eid verpflichtet haben an ihnen nichts zu ändern bis zu seiner Rückkehr, soll dann Sparta verlassen und sich freiwillig auf immer verbannt haben um seinen Gesetzen Dauer zu verschaffen. Dennoch entgingen sie Veränderungen nicht. Etwa 130 Jahre später wurde der Einfluß der Ecclesia beschränkt, indem die Gerusia das Recht erhielt sie aufzulösen, wenn sie einen unrichtigen Beschluß fassen wolle. Dagegen erlangten um dieselbe Zeit die Ephoren größere Bedeutung, fünf Männer, jährlich neu

gewählt ohne Rückſicht auf höheres Alter, denen urſprünglich das Richteramt in Civilſachen oblag, die aber nun als Vertreter der Eccleſia und als Bewahrer der Geſetze die Aufſicht über alle Obrigkeiten an ſich zogen. Nur ihren Nachfolgern rechenſchaftspflichtig konnten ſie ſelbſt die Könige zur Rechenſchaft ziehen, verhaften und mit der Geruſia gemeinſchaftlich über ſie richten. Durch dieſe Staatsordnungen gekräftigt ſtrebte Sparta die erſte unter den Dorern zu ſein. Gleiches Ziel hatte ſich Argos geſetzt. Von hier aus hatten ſeit der Heraklidenwanderung die Dorer ſich über die nördlichen Gegenden des Peloponnes verbreitet, Doriſche Coloniſten unter einem Anführer, den die Sage bald Caranus, bald Perdiccas nennt, waren von hier aus ſogar nach Macedonien gegangen, hatten ſich der Stadt „Aegä" und eines Gebietes bemächtigt und ſo den Grund zu einer Herrſchaft gelegt, die ſich im Kampf gegen die rohern, einheimiſchen Stämme erweiterte; Verhältniſſe wie die der Bewohner Laconiens zu einander waren unter andern Namen auch hier aus der Beſitznahme des Landes durch Eroberung hervor gegangen: Heraklidiſches Königthum, Geruſia und Eccleſia waren wie in Sparta ſo in Argos, nur Sparta's Glück mangelte. Daß Macedonien ſich unabhängig entwickelte, ſeine eigenen Erbkönige, ſeinen Doriſchen Adel, ſeine Peneſten und ſeinen Demos hatte, befremdet nicht, aber auch die Doriſch gewordenen Ortſchaften in ſeiner Nähe konnte Argos nicht ſo behaupten wie Sparta Laconien. Sicyon, Epidaurus, Trözene, Aegina, Corinth, Megara ſtanden unter eigenen Fürſten, in deren Stelle bald adliche Geſchlechter traten, wie in Corinth (ſeit 950) die Bacchiaden, aus denen alljährlich zwei Prytanen als höchſte Obrigkeit gewählt wurden. Aber gegen 748 eroberte Phidon, König von Argos die Städte Corinth, Epidaurus, Aegina und entriß endlich auch den Eliern die Aufſicht über die Feſtfeier in Olympia. Sparta, hiedurch aufgeregt, verband ſich mit den Eliern und bewirkte den Sturz Phidons und der Argiverherrſchaft. Um ſo mehr erhob ſich die Siegerinn. Die benachbarten Meſſenier, obwohl gleiches Stammes, von Heraliden regiert, durch eine Amphictyonie mit den Spartern verbunden, wurden zuvörderſt bekriegt. Dieſer erſte Meſſeniſche Krieg (743—721) drehte ſich vornämlich um die Belagerung von Ithome, wohin ſich die Meſſenier nach einer erſten unentſchiedenen Feldſchlacht zurückzogen. Als Ithome endlich erobert wurde, mußten die Be-

ſiegten, ähnlich den Periöken, die Hälfte des Ertrages ihrer Felder als Tribut entrichten. — Die übrigen Dorer hatten dem Kampf ohne Theilnahme zugeſehen. Corinth und Megara, dem Meere zugewandt, beſchifften die Küſte Siciliens, Thraciens und der Propontis, die Corinther allein das Joniſche Meer, Colonien wurden in allen dieſen Gegenden geſtiftet, Syracus (735), Corcyra (708), Potidäa (679) von Corinth, von den Megarern Megara auf Sicilien (727) und in Bithynien Aſtacus (um 707) und Chalcedon (etwa dreißig Jahre nachher). Gleiche Bahn verfolgten unter den Dorern in Aſien vornämlich die Rhodier. Gela auf Sicilien iſt (690) von ihnen geſtiftet, nicht minder ſind mehrere Niederlaſſungen in Lycien, Pamphylien, Cilicien, vielleicht auch in Cypern ihr Werk. Selbſt Sparta ſandte nach dem Meſſeniſchen Kriege Anſiedler über Meer und gründete Tarent in Italien (708). Als aber die Meſſenier um ſich der Abhängigkeit zu entziehen unter Ariſtomenes Leitung einen zweiten Krieg begannen (682 — 668), da miſchten ſich auch andere Staaten in den Streit. Argos, Elis und Arcadien wandten ſich zu den Meſſeniern, Corinth zu den Spartern. Auf Geheiß des Delphiſchen Orakels beriefen dieſe auch den Dichter Tyrtäus aus Aphidnä in Attica, der durch ſeine Geſänge den Muth der Krieger belebte; dennoch war Ariſtomenes anfangs im Vortheil. Erſt nachdem Beſtechung den König der Arcadier zum Verräther gemacht hatte, ſiegte Sparta in einer großen Schlacht. Ariſtomenes zog ſich in die Bergfeſtung Ira, vertheidigte ſich dort noch mehrere Jahre und ſchadete den Spartern durch unabläſſige Streifzüge. Gleichzeitig kämpfte Argos wider Sparta und erfocht (669) den Sieg bei Hyſiä; aber Ira fiel bald nachher durch Verrath. Ein Theil der Meſſenier ging darauf nach Arcadien, dann nach Italien, von wo aus ſie ſich der Stadt Zankle in Sicilien bemächtigten, die nun den Namen Meſſina erhielt; die Zurückgebliebenen wurden von den Siegern den Heloten gleich gemacht, Sparta behauptete ſeinen reichen Beſitz auf der Halbinſel. Die ſeefahrenden Staaten aber fuhren fort ſich in der Fremde anzuſiedeln, Megara an der Propontis, wo es nun Byzanz gründete (658), Corinth am Joniſchen Meer, wo Ambracia um dieſelbe Zeit von Corinthern allein und dreißig Jahre ſpäter von Corcyräern und Corinthern Epidamnus angelegt wurde, Dorer aus Thera ſchifften nach Africa hinüber und erbauten Cyrene (630), das Sicilſche Megara gründete Selinus.

Mitlerweile wurden manche dieser Staaten heftig erschüttert, die Periöken strebten nach gleichen Rechten mit dem Herrenstande. Dergleichen Zwietracht führte nicht selten zur Einherrschaft; geschah dies mit Zustimmung der Regierenden, so nannte man den Machthaber einen Aesymneten, im andern Falle einen Tyrannen. So kam die Tyrannis (um 673) zuerst in Sicyon auf, dreizehn Jahre später in Corinth, dann in Epidaurus und Aegina, in Ambracia und Megara. Die altdorischen Satzungen waren dadurch gebrochen, aber der Unternehmungsgeist und die Regsamkeit jener Städte wurde eher gefördert als gehemmt.

3. Die Menge Colonien, deren eben gedacht ist, deutet schon auf eine Erweiterung des Welthandels hin, den Phöniciern traten nun schon die Griechen wetteifernd an die Seite. Es war größtentheils Seehandel, den diese betrieben, theils der Städte des Mutterlandes unter einander, theils dieser mit den Colonien, ja über dieselben hinaus in Gegenden, wo noch kein Grieche Wohnung gemacht hatte. Unter den Dorern thaten sich hervor Corinth mit seinen Pflanzstädten Corcyra und Syracus, welche Sicilien und die Küsten des Jonischen Meeres befuhren, Aegina und Megara, regsam im Handel nach Sicilien, Thracien und der Propontis; auch Rhodier fehlten nicht in Sicilien, an der Südseite Kleinasiens und auf Cypern, wo sie sich mit den Phöniciern berührten. Unternehmender noch waren die Jonier. Chalcis auf Euböa stand im Verkehr mit Thracien, Italien und Sicilien, von Ephesus ging eine Handelsstraße nach Sardes und in das innere Asien, Milet handelte mit seinen Colonien und durch sie mit dem Binnenlande hinter ihnen, denn von Olbia führte ein Handelsweg durch das Land der Scythen über den Tanais bis tief in Asien, auf dem Pelzwerk und Getreide an die Küste gelangten, Panticapäum, Phanagoria und Dioscurias waren viel besuchte Sklavenmärkte, die von den landeinwärts wohnenden Völkern versorgt wurden. Phocäa und Samos schifften nach Cyrene, der Heimath des als Gewürz und Arzenei viel gesuchten Sylphium, und da Cyrene mit Ammonium in Verbindung stand und dieses mit Theben, so war hier zugleich ein Anknüpfungspunkt gegeben an den Africanischen Handel, der bis über Meroe hinaufreichte. Phocäer waren es auch, die den Griechen das Adriatische Meer entdeckten, und die hier ohne Zweifel mit den Etruskern des nördlichen Bundes in Berührung kamen, am meisten

vielleicht mit Spina, welche Stadt für das nördlicher gelegene Europa ſcheint geweſen zu ſein, was Cyrene für Africa. Denn die Etrusker am Po haben wahrſcheinlich frühe einen bedeutenden Landhandel über die Alpen hin getrieben mit den Celten und Iberiern und auf Wegen, die ſich nicht mehr nachweiſen laſſen, bis an die Oſtſeeküſte, von wo der Bernſtein nach dem Süden kam, den die Phocäer von Spina aus zuerſt mögen nach Griechenland gebracht haben. Phocäer entdeckten auch das Tyrrheniſche Meer und die Etrusker am Arno und in Campanien und traten mit ihnen in Verkehr, ja Spanien erreichten ſie und kamen um 630 ſchon bis nach Tarteſſus. Hier aber trafen ſie im äuſſerſten Weſten, wie die Rhodier auf Cypern mit den Phöniciern zuſammen. Denn dies Handelsvolk hatte inzwiſchen auch nicht geraſtet. Zwar hatte es auf manchen Inſeln des Archipelagus den Griechen weichen müſſen, und daheim mag Bürgerzwiſt gewaltet haben, denn von Sidon kam gegen Ende des zwölften Jahrhunderts die Leitung des Bundes an Tyrus, aber in den nächſtfolgenden Zeiten wuchs der Handel der Phönicier mehr als je. An der Küſte von Nordafrica gründeten ſie nach und nach Colonien in beträchtlicher Zahl, zwiſchen den Syrten, wo ſich nur einzelne fruchtbare Landſtrecken finden, Leptis und Oea, an der reichern Küſte nordwärts der kleinen Syrte Tysdrus, Adrumetum, Tunes, Carthago, Utica. Die Zeit der Gründung iſt unſicher, doch entſtanden alle bis gegen Anfang des neunten Jahrhunderts und ſcheinen auch bald vom Mutterlande frei geworden zu ſein. Die alten Einwohner des Landes, den Ankömmlingen unterworfen, mußten für dieſe als Hörige das Feld bauen, man nannte ſie Libyphönicier. Die herrſchende Nation wohnte in den Städten, die nach dem Vorbilde des Mutterlandes einen Bund errichtet hatten, deſſen Haupt Carthago; in den einzelnen Städten ſcheinen Erbkönige regiert zu haben, ihnen beigeſellt ein Rath der Alten, auch das Prieſterthum einflußreich. Späterhin, wir wiſſen nicht genau zu welcher Zeit, entſtand in Carthago anſtatt des vielleicht ausgearteten erblichen Königthumes eine Ariſtocratie. Zwei auf Lebenszeit gewählte Suffeten oder Könige traten in die Stelle der Erbkönige, dem Rathe der Alten, der nur den adlichen Geſchlechtern offen ſtand, wurde ein zweiter Rath von 100 oder 104 Perſonen aus den reichen Bürgern an die Seite geſtellt, welche ihr Amt zwei Jahre bekleideten, während die Glieder des Ra-

thes der Alten allem Ansehn nach lebenslänglich in ihrer Würde blieben. Vor den letztern gehörten nun die auswärtigen Angelegenheiten, Krieg und Frieden, vor den Rath der Hundert die innern, Ernennung der Obrigkeiten, die oberste Rechtspflege, er war der Vertreter der Gemeine, die selbst nur versammelt wurde, wenn die beiden Räthe ungleicher Meinung waren über Krieg und Frieden. Uebrigens blieb Carthago gleich den andern Städten des Bundes obwohl unabhängig und bald Stifterin eigener Niederlassungen auf Malta und auf den Vorgebirgen und Küsteneilanden Siciliens doch in stetem Verkehr mit Phönicien und wurde der Anfang neuer Handelswege in das Innere Africa's. Ein solcher zog sich südöstlich nach Ammonium und knüpfte Carthago an Theben und Meroe; weniger bekannte Wege gingen südwärts in die Wüste, vielleicht über sie hinaus: Goldstaub, Sklaven, Datteln, Salz wurden von dorther für den Handel bezogen. Indessen auch hier war noch nicht die äußerste Grenze Phönicischer Handelsfahrten. Gleichzeitig mit Utica gründeten sie auch Gades und Tartessus in Spanien, denen eine Reihe anderer Ansiedlungen folgte, denn dies Land war von ihnen überaus reich an Silber, Gold, Eisen, Blei und Zinn befunden. Zinn soll ihnen auch aus noch fernerer Gegend zugegangen sein, welche sie die Oestrymnischen Inseln nannten, ob aus erster Hand ob durch Zwischenhandel ist ungewiß. Griechen und Phönicier beschifften also wetteifernd das Mittelmeer; auf dem Arabischen Meerbusen fuhren gemeinschaftlich Phönicier und Israeliten. Dies letztere Volk, nach Simsons Tode in großer Bedrängniß, von den Philistern angegriffen, welche selbst die Bundeslade eroberten, war durch seinen Hohenpriester Samuel wieder aufgerichtet. Der Glaubensmuth erwachte, es gelang die Philister zurückzutreiben, die Bundeslade sandten diese freiwillig zurück aus Furcht vor dem Zorne Jehovahs. Als in den spätern Jahren Samuels wieder Mißbräuche offenbar wurden, zum Theil durch des Hohenpriesters eigene Söhne veranlaßt, und zugleich ein Krieg mit den Ammonitern drohte, verlangte Israel einen König. Samuel wählte den Saul, obwohl ungern (1109). Der neue Gebieter bewährte sich als glücklichen Kriegsmann gegen die Feinde des Reiches, aber auch der Zwiespalt begann zwischen Priesterthum und Königthum. Saul entzog sich der Berathung des Hohenpriesters, er maßte sich sogar des Levitischen Vorrechtes an dem Jehovah zu opfern. Da

verkündigte ihm Samuel seine Verwerfung durch den Gott Israels und salbte den David vom Stamm Juda zum Könige heimlich vor Saul, der selbst seinen Nebenbuhler in seine Nähe zog, ihn begünstigte und ihm erst abgeneigt wurde, als dessen Kriegsthaten die Blicke des Volkes auf sich zogen. Endlich bei einem neuen Angriff der Philister wurde Saul besiegt und tödtete sich selbst. David wurde auch jetzt anfangs nur vom Stamme Juda als König anerkannt, die übrigen Stämme hielten sich zu Isboseth, dem Sohne Sauls. Erst nach dem Tode seines Gegners ward David alleiniger König und mit ihm begann die glänzendste Zeit der Nation. Die Philister wurden zurück geschlagen, den Jebusitern Jerusalem entrissen, fortan der Königssitz Davids, die Hauptstadt des Reiches, ja die heilige Stadt Israels, denn auch die Bundeslade wurde dorthin gebracht. Außerhalb Canaans focht David nicht minder glücklich. Hadadesar, König von Zoba (Nisibis) in Mesopotamien war erobernd über den Euphrat gegangen um sich in Syrien zu vergrößern, wo mehrere Könige neben einander herrschten. Der von Damascus verband sich mit ihm, der von Hemath suchte Davids Beistand. Dieser zwang den Hadadesar über den Euphrat zurück zu weichen, und Israel herrschte seitdem über Damascus als zinspflichtigen, über Hemath als verbündeten Staat. Denn obwohl Hadadesar im Bunde mit den Ammonitern, dem Könige von Rehob und einigen Arabischen Stämmen den Krieg gegen David erneuerte, siegte doch dieser über alle Feinde, behauptete Syrien, eroberte und zerstörte die Hauptstadt der Ammoniter. Auch die Moabiter und Edomiter wurden unterworfen, bis nach Elath und Eziongeber am rothen Meere erstreckte sich das Reich der Israeliten. Das war ein Umstand, aus dem Israels Befreundete, die Sidonier, sogleich Gewinn zu ziehen wußten. Von jenen Häfen aus richteten sie gemeinsame Handelsfahrten beider Nationen ein nach Ophir, d. i. nach den Küsten Arabiens und des gegenüber liegenden Africa. Gold, Elfenbein und Ebenholz werden als die Waaren genannt, die von dorther eingeführt Phönicien und Israel bereicherten. Um so enger ward die Verbindung beider Völker. Aus Tyrus erhielt David Cedernholz und Bauleute, die seinen Pallast in Jerusalem errichteten, von eben daher ward Davids Nachfolger, dem Salomo, gleiche Hülfe, als er statt der Stiftshütte einen stattlichen Tempel aufführte, der von nun an das Heiligthum Israels wurde.

4. **Neben dem Kaufmann waltete das Schwert der Eroberer in den großen Reichen des Morgenlandes.** Schon während Salomos Regierung eiferten die Prieſter mehr noch die Propheten Jehovahs, die ohne Unterſchied des Stammes aus allen Geſchlechtern Iſraels hervortraten, wider die Nachſicht des Königs gegen eindringende fremde Culte der Phönicier, Edomiter und Ammoniter, das Volk klagte über ſchwere Laſten, die ihm aufgebürdet wurden, die Edomiter ſetzten ſich wieder einen eigenen König, nur daß er dem Salomo zinsbar blieb, in Syrien warf ſich Reſon zum Könige auf und verweigerte Iſrael den Gehorſam (980). Beim Tode Salomos verlangte das Volk von deſſen Sohne Rehabeam Erleichterung, und als das Begehren herriſch zurückgewieſen wurde, ernannten zehn Stämme den Jerobeam zum Könige von Iſrael, Salomos Sohn wurde nur von zwei Stämmen Juda und Benjamin als König von Juda anerkannt (975). Der politiſchen Spaltung mußte die kirchliche folgen. Juda beſaß den Tempel Jehovahs; ließ Iſrael wie ſonſt ſein Volk dorthin zur Feier der Feſte ziehen, ſo war Abfall zu befürchten, daher richtete Jerobeam einen neuen Cultus ein, indem er in Dan und Bethel Tempel erbaute, wo ſeitdem goldene Kälber ihre Altäre, ihre Prieſter, nicht aus den Leviten, und ihre Feſte hatten. Um ſo enger ſchloſſen ſich Jehovahs Anhänger an den Tempel in Jeruſalem, zwiſchen beiden Reichen war bittere Feindſchaft. Da erhob ſich in Aegypten nach den Zeiten der Pyramidenerbauer ein erobernder König Siſak. Schon folgten Libyer und Aethiopen ſeinen Fahnen, als er (970) auch in Paläſtina eindrang, die Veſten in Juda und ſelbſt Jeruſalem eroberte. Die Schätze des Königs und des Tempels wurden geplündert, Rehabeam mußte dem Fremdling unterthan werden. Darum hörte aber die Feindſchaft zwiſchen Iſrael und Juda nicht auf, und während ſie ſich bekriegten, kam zwanzig Jahre nach Siſak ein anderer Eroberer ins Land, Serah, der Beherrſcher von Meroe und dem glücklichen Arabien. Ueber dieſen Feind ſiegte Aſſa, König von Juda, aber bald ſtanden die Syriſchen Könige als Eroberer auf. Aſſa ſelbſt bewog zuerſt Benhadad I. mit ihm Iſrael anzugreifen und dies Reich erfuhr manchen Verluſt. Benhadad II. folgten ſchon zwei und dreißig zinsbare Fürſten (um 900), Samaria, die Hauptſtadt des Reiches Iſrael, wurde von ihm belagert, und zweimal zurück geſchlagen blieb

Benhadad, der weder Treue noch Verträge hielt, doch ein gefährlicher Gegner. Bei dem Anwachsen seiner Macht befreundeten sich endlich Juda und Israel und stritten vereint gegen die Syrer, allein Ahab von Israel fiel in der Schlacht, Josaphat von Juda floh und seine Niederlage reizte die Edomiter mit den Ammonitern und Moabitern vereint zum Aufstande gegen Juda. Zwar unterwarf sie Josaphat wieder, aber unter der Regierung seines Sohnes Joram trennte sich Edom doch völlig vom Reiche (um 888). Juda und Israel blieben indeß wider Syrien verbunden, und Hasael, Benhadads Nachfolger, kriegte wider beide. Zu dem äußern Feinde gesellte sich ein innerer. Phönicischer Cultus (der Baalsdienst) war durch die vielfache Verbindung mit Tyrus, durch die Sidonierinn Isabel, Ahabs Gemahlinn, und durch deren Tochter Athalja, die mit Joram von Juda vermählt war, in beide Reiche herüber gekommen. Die Propheten eiferten gegen den Abfall von Jehovah, endlich forderte einer von ihnen Elisa den Jehu auf dem Frevel ein Ende zu machen. Jehu empörte sich während eines Syrerkrieges beider Könige, erschlug sie, vertilgte das ganze Herrschergeschlecht in Israel und den Phönicischen Cultus, obwohl nicht den Dienst der goldenen Kälber, und machte sich zum Könige. Eben so suchte Athalja das Geschlecht Davids und den Dienst des Jehovah in Juda auszurotten, aber der Hoheprieſter rettete den unmündigen Thronerben Joas und verbarg ihn bis zur günstigen Zeit. Dann rief er das Volk zusammen, zeigte ihm seinen König und erregte einen Aufstand, durch den Athalja getödtet und der alte Cultus hergestellt wurde. Hasael versäumte indeß die Vortheile nicht, welche ihm der Zustand der nicht mehr verbündeten Reiche darbot. Das Land im Osten des Jordan wurde von Israel abgerissen, Jerusalem erobert und geplündert, ganz Juda zinsbar gemacht, auch Elath am rothen Meere fiel in die Hände der Syrer. Erst nach Hasaels Tode (836) raffte sich Joas von Israel wieder auf und besiegte die Syrer in drei Feldzügen, auch Juda scheint damals frei geworden zu sein. Jerobeam II. von Israel setzte mit Glück den Kampf gegen die Syrer fort und machte sogar diese sich zinsbar. Nicht minder genoß Juda glücklicher Tage unter seinem Könige Ussia, der Elath wieder eroberte und wie den Landbau so auch noch einmal den Handel nach Ophir blühend machte. Doch bei Jerobeams Tode fing Bürgerkrieg in Israel an; da befreiten sich

die Syrer, verbreiteten ſich erobernd nach Meſopotamien, und bald ſtürmten größere Eroberer, denn ſie, von jenſeit des Tigris her. Gegen das Jahr 800 wird nämlich Ninive, das von Arbaces ſoll zerſtört ſein, in den Jüdiſchen Geſchichtbüchern wieder als Hauptſtadt eines mächtigen Aſſyrerreiches genannt. Dies Neuaſſyrien aber ward erobernd gleich dem alten der Sage. Mit deſſen Könige Phul gerieth Menahem von Iſrael in Krieg, wurde zum Tribut gezwungen, und ein Theil ſeines Volkes ward gefangen fortgeführt (770). Menahems Nachfolger Pekah verband ſich mit Rezin dem Könige der Syrer gegen Ahas von Juda. Der Bedrängte rief den Aſſyrerkönig Tiglath Pileſar zu Hülfe, zu deſſen Gebiet nun auch ſchon Babylonien gehörte, und dieſer gab ſchleunig den Ausſchlag. Damaſcus wurde erobert, Rezin getödtet, Syrien Aſſyriſche Provinz (740), ein Theil der Iſraeliten gefangen fortgeführt, Iſrael und Juda dem Aſſyrer zinsbar. Um dieſe Zeit erhob ſich an den Ufern des Nil ein anderes eroberndes Volk, die Aethiopen von Meroe, die unter Serah ſchon einmal durch Arabien wider Juda heranzogen, drangen nun nach Aegypten vor, und ſeit 736 beherrſchte Sabaco, der Aethiope, von Theben aus den obern Theil jenes Landes als einen mit Meroe eng verbundenen Staat, während im übrigen Aegypten ſich gleichzeitig einheimiſche Könige in Sais und Tanis behaupteten, aber minder mächtig als die Aethiopiſche Dynaſtie. Auf dieſe geſtützt ſuchte Hoſea von Iſrael ſich der Abhängigkeit von Aſſyrien zu entziehen. Er verbündete ſich mit So, dem Nachfolger des Sabaco, und verſagte den Tribut. Allein auch Aſſyrien war indeß mächtiger geworden, Medien und Perſien werden um dieſe Zeit als ihm unterworfen erwähnt, und Salmanaſſar, König der Aſſyrer, erſchien mit einem großen Heere vor Samaria. Aus Aegypten kam keine Hülfe; ſo wurde Iſrael erobert und völlig den Aſſyrern unterthan (722). Nach dieſem Siege wandte ſich Salmanaſſar gegen Phönicien, eben als die Cyprier ſich wider Tyrus empört hatten. Aber dieſes, auf einer Inſel belegen, widerſtand den Aſſyrern, obwohl Sidon, Altyrus und die übrigen Städte der Küſte ſich auf des Feindes Seite ſchlugen und Schiffe gegen die Inſelveſte hergaben. Nach fünfjährigen Verſuchen mußte der Angriff aufgegeben werden, und Tyrus brachte ſeine Abgefallenen wieder unter ſeine Herrſchaft. Da regte ſich auch in Juda, wo Hiskia König war, bei einer

zahlreichen Parthei der Wunsch und die Hoffnung das Joch der Assyrer abzuwerfen; durch Geschenke und Gesandschaften suchte man die Gunst der Aegyptischen Fürsten vornämlich der Dynastie in Theben zu gewinnen. Die Gefahr erkennend schickte König Sargon von Assyrien ein Heer gegen Asdod am Eingang aus Asien nach Aegypten; die Veste wurde erobert, dann auch Aegypten heimgesucht, selbst Theben eingenommen und verwüstet. Dennoch wagte Hiskia den Abfall. Da zog der Assyrerkönig Sanherib selbst gegen Juda und Aegypten (714). Hiskia zuerst angegriffen mußte sich unterwerfen. Der demnächst Bedrohete war Sethos, König von Tanis, vom priesterlichen Stamme entsprossen, mit der Kriegerkaste seines Staates zerfallen, jetzt in der Gefahr von ihr verlassen, so daß er nur ein Heer ungeübter Streiter bei Pelusium aufstellen konnte; aber im Aethiopischen Aegypten herrschte ein mächtiger Kriegesfürst Tirrhaka, auch er ein Feind der Assyrer. Als nun Sanherib die Grenze Aegyptens erreichte, kam es gar nicht zur Schlacht. Die Pest, die im Assyrischen Heere ausbrach, und die Nachricht vom Anzuge Tirrhakas verscheuchten den Eroberer von der Grenze Aegyptens und von Jerusalem, das er ungeachtet der Unterwerfung Hiskia's noch einmal umlagert hatte, und bewogen ihn zu eiliger Flucht nach Ninive. Aegypten scheint gleich nach Sanheribs Abzuge heftige Erschütterungen erfahren zu haben, von denen uns nur der Ausgang bekannt ist, daß nach zweijährigem Bürgerkriege aus der bisherigen Triarchie eine Dodekarchie hervorging (711), indem zu den frühern Dynastien neun andere hinzutraten. Die Zwölf verbündeten sich und sollten, wie es scheint, unter der Leitung der Priester in Memphis stehen. Nach funfzehn Jahren wurde diese Ordnung durch einen neuen Bürgerkrieg umgestürzt. Psammetichus von Sais, einer der Dodekarchen, öffnete gegen altägyptischen Brauch seine Häfen den Griechen und Phöniciern und bereicherte sich durch den Handel mit ihnen: das erregte ihm Neid und Feindschaft der übrigen Könige. Er aber ließ Söldner aus Jonien, Carien und Arabien kommen und siegte durch diese in der Schlacht bei Momemphis über seine Gegner, die theils getödtet wurden, theils nach Libyen flohen, Tirrhaka zog auf Geheiß des Orakels in Meroe dorthin zurück. Ihm folgte ein Theil der Aegyptischen Kriegerkaste, die sich gegen die fremden Söldner zurückgesetzt sahe; Psammetichus aber blieb alleiniger König in

Aegypten (696). Die innern Verhältniſſe dieſes Reiches geſtalteten ſich nun anders als zur Zeit der Pharaonen. Eine neue Kaſte wurde gebildet, die der Dolmetſcher, für den Verkehr mit den Fremden, der Einfluß der Kriegerkaſte ſank, den Prieſtern baute Pſammetichus ihre Tempel, aber ſeit Aegypten ſeine Abgeſchloſſenheit aufgab, war doch das prieſterliche Anſehn, wenn auch anfangs unmerklich, untergraben. Dagegen regte ſich in dem neuen Königsgeſchlechte die Eroberungsluſt. Asdod, das Thor Aſiens, damals in der Aſſyrer Händen, wurde zuerſt beſtürmt, allein erſt nach neun und zwanzigjährigen Angriffen gelang dem Pſammetichus dieſe Eroberung. Deſſen Nachfolger Necho bereitete ſich zu größern Unternehmungen, eine Land- und Seemacht ſtand gerüſtet, und Aſſyrien konnte von hier aus einen gefährlichen Stoß erwarten, doch war dieſem Reiche mittlerweile ein noch näherer Feind erwachſen. Während Sanheribs Zug nach Jeruſalem und Aegypten hatten Babylonien und Medien ſich unabhängig gemacht. Sanherib wandte ſich gegen die erſtgenannte Landſchaft, beſiegte den abgefallenen Unterkönig und ſetzte ſeinen Sohn Eſarhaddon an deſſen Stelle, dann ſoll er noch einen ſiegreichen Feldzug nach Cilicien gethan und dort Tarſus erbaut haben. Aber die Meder blieben frei. Dejoces, von ihnen zum Könige ernannt, ordnete den jungen Staat (um 710). Ecbatana wurde die Hauptſtadt deſſelben, eine Leibwache umgab den Herrſcher, der ſich ſelten öffentlich zeigte, doch beobachteten ſeine Späher das Volk, ſeine Boten brachten ihm die Geſuche der Unterthanen und verkündigten den königlichen Willen, Richter ſprachen in ſeinem Namen das Recht. So begründet wurde das Medervreich bald auch ein erobernder Staat. Dejoces Nachfolger, Phraortes, unterwarf ſich die Perſer, ein Verſuch auf Aſſyrien mißlang ihm; aber König Cyaxares I. gab ſeinem Kriegsheer eine verbeſſerte Einrichtung und zog von neuem in den Streit, diesmal mit größerem Glück. Die Aſſyrer wurden im offenen Felde beſiegt, und Cyaxares belagerte Ninive. Plötzlich unterbrach das Eindringen der Scythen ſeinen Lauf. Dies Volk ſoll urſprünglich in Aſien ſeine Heimath gehabt haben, oſtwärts vom Caſpiſchen Meer und dem Aral. Von da verdrängt durch die Maſſageten gingen ſie im ſiebenten Jahrhundert nach Europa und warfen ſich auf die Cimmerier, welche im Norden des ſchwarzen Meeres wohnten. Die Cimmerier wichen und zerſtreuten ſich.

Ein Theil von ihnen unter Lygdamis Anführung ging durch die Kaukaſiſchen Päſſe nach Aſien und ſetzte ſich in Paphlagonien feſt. Dieſe Cimmerier verfolgend gingen auch die Scythen über den Kaukaſus, aber öſtlicher an den Ufern des Kaſpiſchen Meeres: ſo gelangten ſie nach Medien. Cyaxares mußte die Belagerung von Ninive aufgeben, um wider jene Schwärme zu ziehen, aber er wurde beſiegt. Nun ergoſſen ſich Scythen und Cimmerier plündernd und verwüſtend über Vorderaſien, dieſe auf der weſtlichen Halbinſel, jene öſtlicher, vom Kaukaſus bis an die Grenzen Aegyptens. Acht und zwanzig Jahre und drüber ſollen ſie alſo gehauſ't haben. Endlich ließ Cyaxares die Anführer der Scythen bei einem Gaſtmahle tödten und trieb das Volk nach Europa in die Gegend zurück, von wo es gekommen. Gegen die Cimmerier erhob ſich etwas ſpäter Alyattes, König der Lyder, eines Volkes, das, in früherer Zeit wenig bedeutend, ſeit 720, wo das Reich an die Familie der Mermnaden kam, im Kampfe gegen die Griechiſchen Colonien in Kleinaſien ſeine Kräfte entwickelte. Und auch hier erlagen die eingedrungenen Fremdlinge und mußten wieder aus Aſien weichen. Nach ſo langer Unterbrechung nahm Cyaxares ſein Vorhaben gegen Aſſyrien wieder auf, diesmal verbündet mit den Chaldäern, einem kriegeriſchen Volke, deſſen urſprüngliche Heimath das Gebirge im Norden von Aſſyrien jenſeit des Tigris war. Aber ſeit längerer Zeit hatten die Aſſyriſchen Könige ſich ihrer als Kriegsleute bedient und einem Theil von ihnen Wohnſitze in Babylonien gegeben. Doch nur der Macht gehorchten die Chaldäer. Seitdem Aſſyrien verfiel, zeigten ſie ſich zu Empörungen geneigt; auch beim Vordringen der Meder ſäumte der Chaldäerfürſt Nabopolaſſar nicht ſich zu den Feinden ſeines Oberherrn zu geſellen. Ninive wurde angegriffen, erobert und zerſtört, Sarak, der Aſſyrerkönig kam um, die Sieger theilten ſein Reich (um 625). Das eigentliche Aſſyrien erhielt Cyaxares, Babylonien und die weſtlichen Lande Nabopolaſſar, der Gründer des Babyloniſch-Chaldäiſchen Reiches, deſſen Hauptſtadt Babylon war.

Dritter Abschnitt.

1. Als Ninive fiel, stand Necho schon bereit in Asien einzudringen, jenes Ereigniß bewirkte, daß nun der **Kampf um Palästina zwischen Chaldäern und Aegyptern** ausgefochten wurde, der wider Assyrien eingeleitet war. Die Aegypter rückten in Juda ein, Josia, König dieses Landes, der sich ihnen entgegen stellte, wurde bei Megiddo überwunden und getödtet. Statt seiner ernannte Necho einen andern König, der ihm zinspflichtig sein sollte, und kehrte heim. Nach drei Jahren that er einen zweiten Kriegszug und drang bis Karchemisch (Circesium) am Euphrat vor. Da sandte Nabopolassar seinen Sohn Nebukadnezar mit dem Heer der Chaldäer gegen die Aegypter, Necho wurde besiegt (606) und floh eiligst in sein Reich. Juda ward nun den Chaldäern zinsbar; als es dieser Abhängigkeit sich entzog, kam Nebukadnezar, der inzwischen König geworden war, eroberte Jerusalem, führte den abtrünnigen Fürsten gefangen mit sich fort und setzte den Zedekia als tributpflichtigen König über Juda (599). Dann wandte er sich gegen Phönicien und belagerte Tyrus, aber die Inselveste widerstand auch diesmal: dreizehn Jahre dauerten die Angriffe. Während dieser Zeit drang auch Apries, König der Aegypter, in das Küstenland ein, eroberte Sidon und siegte in einer Seeschlacht; im Vertrauen auf Aegyptische Hülfe wagte selbst Zedekia den Abfall. Allein Nebukadnezar erschien nochmals vor Jerusalem, das Heer, welches Apries zum Entsatz schickte, wurde geschlagen, die Stadt erstürmt und niedergebrannt, Zedekia mit seinem Volke gefangen weggeführt (588). Tyrus blieb unbezwungen, Nebukadnezar hob (585) die Belagerung auf, unterwarf die Moabiter und Ammoniter und zog dann gegen Aegypten, das eben vom heftigsten Bürgerkriege zerrüttet war. Denn während Apries, mit Griechischen Söldnern im Kriege wider Cyrene zu Gunsten eines Libyschen Fürsten beschäftigt, eben eine Niederlage erlitten hatte, waren die Aegypter aufgestanden und hatten den Amasis zum Könige ausgerufen. Noch stritten die Thronbewerber gegen einander, als Nebukadnezar eindrang. Er half den Apries entthronen, der gefangen und getödtet wurde, und setzte, nachdem er das Land verheerend durchstreift, den Amasis als König ein. Der Streit um Palästina war nun entschieden, die Chal

däer behaupteten den entvölkerten Boden, Jerusalem lag verödet, aber um das Land der Zwietracht her hatten sich Phönicier, Aegypter und Edomiter als unabhängige Völker neben den Chaldäern erhalten, und als der Krieg vorüber war, erfreuten die Vier sich des schönsten Gedeihens. Im Chaldäerreich gebot Nebukadnezar mit unbeschränkter Macht. Zwar bestand eine Priesterkaste, von der zweifelhaft ist, ob sie dem einheimischen Volk der Babylonier angehörte oder mit den Eroberern einwanderte, aber sie gehorchte wie alle übrigen dem Willen des Herrschers, der auch den Oberpriester einsetzte. Königliche Statthalter regierten die unterworfenen Provinzen und zogen die Abgaben ein, königliche Richter sprachen das Recht. Nebukadnezar selbst suchte seinen Ruhm darin, Babylon groß zu machen, durch ihn wurde es erweitert und verschönert, und wenn es schon früher Handel und Gewerbe getrieben hat, so sind diese doch vornämlich durch ihn zur Blüthe gediehen. Der Euphrat scheint die vornehmste Straße des Babylonischen Handels gewesen zu sein, denn „Schiffe waren die Lust der Chaldäer.“ Durch den Strom trat Babylon aufwärts mit Armenien in Verbindung, von wo besonders Wein eingeführt wurde, abwärts mit dem Persischen Meerbusen. An der Westseite dieser Bucht lag Gerrha, eine Colonie der Chaldäer, in der auf Land- und Seewegen die Erzeugnisse des glücklichen Arabiens und Indiens, Weihrauch, Perlen, Elfenbein, Ebenholz und Zimmet zusammen flossen und sich nordwärts nach Babylon, westwärts nach Edom vertheilten. Denn seit dem Verfall Juda's waren die Edomiter frei und ein mächtiges Volk geworden und nahmen selbstthätig an dem Welthandel Theil. In ihrer Hauptstadt Sela (Petra) stieß die Handelsstraße aus Gerrha und Dedan (den Eilanden im Meerbusen von Gerrha) mit der aus Jemen zusammen; von hier wurden die Waaren beider Länder nach Tyrus geführt, auf denselben Wegen ging, was Tyrus zu bieten hatte, in jene Gegenden zurück. Auch der Handel der Phönicier erweiterte sich, die alten Wege des Verkehrs blieben geöffnet, Entschädigung für die verlornen Seefahrten nach Ophir gewährte der Handel mit Sela, und neu hinzugekommen, wenigstens nun erst erwähnt, sind die Richtungen nach Assyrien, Armenien und in die Länder zwischen dem Kaspischen und schwarzen Meere. Aus den letzterwähnten Gegenden kamen Kupfer und Sklaven, aus Armenien Pferde und Maulesel auf die Märkte der

Sidonier. Aegypten, früher nur auf Landwegen dem Handel zugänglich, konnte ebenfalls seit Psammetichus Zeit von Sidonischen Schiffen besucht werden; seitdem bewohnten Tyrier einen eigenen Theil von Memphis. Den Griechen, besonders denen der Kleinasiatischen Küste, gab Amasis den Ort Naucratis zum Stapelplatz. War dieser Handel für die Fremdlinge gewinnreich, so war er es nicht minder für Aegypten: der vermehrte Absatz der Haupterzeugnisse des Landes, Getreide und leinener Gewebe, erhöhte so sehr die Thätigkeit und den Wohlstand, daß Ackerbau und Gewerbe in Aegypten blühten, wie nimmer vor der Zeit des Amasis: die Sage meldet von zwanzig tausend Städten, welche damals das Reich enthalten habe.

2. Bei den Griechen dauerte indeß die politische Bewegung fort, die mit den Wanderungen begonnen hatte. Hatten sich früher adliche Geschlechter statt des Königthumes erhoben, so zeigte sich nun das Ringen zwischen Democratie und Aristocratie in den Griechischen Stämmen unter mannigfach wechselnder Gestalt. In den Staaten der Aeoler scheint die Adelsherrschaft noch am wenigsten angefochten, nur in Mytilene führte Uebermuth der Machthaber zuerst bürgerliche Zwietracht, dann die Aesymnetie des Pittacus herbei (um 600), dem es gelang die Ordnung herzustellen. Unter den Dorern hielt Sparta vor allen fest an den eigenthümlichen aristocratischen Ordnungen des Stammes, dessen sich bewußt strebte es auch nach dem Vorrang vor allen; aber diesem stand Argos im Wege, jenen drohte Gefahr von der Tyrannis, die in mehrern Städten des Peloponnes aufgekommen war. Wider Argos und die Tyrannen mußte also Sparta's Wirksamkeit gerichtet sein. Die Tyrannen wurden einer nach dem andern gestürzt, zuerst (um 612) in Megara durch die Bürger der Stadt, dann in Epidaurus durch den Tyrannen von Corinth, dieser, der von Ambracia, zuletzt (um 571) der von Sicyon durch Sparta's Einwirkung. Nicht geringer war der Erfolg gegen Argos. Das Gebirgsthal Cynuria, das Thor von Argolis, seit alter Zeit Gegenstand des Streites zwischen beiden Staaten, kam nach einer blutigen Schlacht (542) in die Hände der Sparter; kaum zwanzig Jahre später drang König Cleomenes in das Gebiet der Argiver, besiegte sie am Hain des Argos, tödtete den größten Theil ihrer waffenfähigen Mannschaft, und obwohl er die Stadt nicht einnahm, war diese durch so vieler Bürger

Untergang doch dermaßen gelähmt, daß Sparta nun unbestritten die Hegemonie unter den Dorern der Halbinsel besaß. Bei den Stammgenossen außerhalb, wohin Spartas Einfluß nicht reichte, begann die Tyrannis erst recht, als sie daheim schon erstickt war, seit 580 auf Rhodus, seit 565 in den Sicilischen Städten, zuerst in Agrigent, das nur siebenzehn Jahre früher von Gela aus gegründet war, dann in Selinus und Gela, seit 516 im Italischen Tarent. In Cyrene nahm (um 550) das Königthum den Charakter der Tyrannis an durch die willkührliche Herrschaft des Arcesilaus II., und obwohl dieser ermordet, obwohl unter seinem milderen Nachfolger durch die Gesetzgebung des Demonax die Königsmacht beschränkt, die Gemeine in ihre alten Rechte eingesetzt wurde, bei dem nächsten Regentenwechsel forderte dennoch Arcesilaus III. die frühere Gewalt zurück, errang sie durch die Waffen, und die Tyrannis blieb. Wie Sparta an der Aristocratie, so hielten die Achäer im Peloponnes, die einzigen, welche vom Königthume unmittelbar zur Democratie übergegangen waren, an diesen Ordnungen fest, aber in ihren Italischen Colonien versuchte Pythagoras auf eigenthümliche Weise eine der Spartischen ähnliche Aristocratie zu begründen. Obwohl kein Einheimischer sondern aus Samos eingewandert, gewann er dennoch in Croton durch Weisheit und Beredsamkeit so großes Vertrauen, daß man ihm die Leitung der Stadt überließ. Da ordnete Pythagoras statt der frühern democratischen Versammlung von Tausend einen aristocratischen Rath von dreihundert Mitgliedern, an dessen Spitze er selber stand (um 540). Um aber die Aristocraten auch zu den trefflichsten Bürgern zu bilden, um seine Staatsordnungen auch in die übrigen Großgriechischen Städte zu verpflanzen und eine Annäherung derselben unter einander hervor zu rufen, sammelte er ausgezeichnete Männer aus allen diesen Orten als seine Jünger um sich und bildete sie zu Staatsmännern in seinem Sinne, ein Bund vereinigte diese Pythagoräer unter sich und mit ihrem Meister. Als aber der Einfluß des Ordens in den Italischen Städten sichtbar wurde, äußerte sich auch die Gegenwirkung. In Sybaris erhob sich Telys als Tyrann durch Hülfe der Democraten; Flüchtlinge von dort fanden in Croton Aufnahme und gaben Anlaß zu einem Kriege beider Städte. Sybaris wurde überwunden und zerstört (510). Als nun die Volksparthei in Croton Vertheilung des eroberten Gebietes unter den Demos verlangte

und die Pythagoräer dem widerſtanden, brach eine Empörung aus, die ſich bald auch den übrigen Italiſchen Städten mittheilte. Ueberall wurden die Pythagoräer verfolgt, ihr Bund löſ'te ſich auf nicht ohne gewaltſame Erſchütterungen, beſonders in Croton, bis die Achäer des Mutterlandes vermittelnd eintraten und die Achäiſchen Satzungen zurück führten. — Bürgerfehde und Tyrannis fehlte auch bei den Joniern nicht. In Athen hatte die Geſetzgebung des Draco der Uneinigkeit nicht abgeholfen. Darauf und auf die Hülfe des Tyrannen von Megara vertrauend wagte Cylon ein Eupatride ſich mit ſeinem Anhange der Burg zu bemächtigen; allein der Adel, beſonders die Familie der Alcmäoniden, widerſetzte ſich ihm und nöthigte ihn zur Flucht, viele ſeiner Genoſſen, die an den Altären Sicherheit ſuchten, wurden hinweg geriſſen und getödtet. Dieſer Frevel erregte den Urhebern heftigen Haß, eine zahlreiche Parthei widerſtrebte ihnen, man befehdete ſich, während die Megarer, die eben damals von der Tyrannis frei geworden waren, Atheniſches Gebiet eroberten. Endlich erreichte Solon, daß die Partheien ſich richterlicher Entſcheidung unterwarfen: dieſe verbannte die Alcmäoniden, und ein Cretiſcher Seher wurde berufen, um die Stadt zu ſühnen. Dennoch hörte die Uneinigkeit nicht auf. Ungeſtümer als je verlangte der Demos Erleichterung ſeiner Laſten, denn bis dahin hatte er nicht nur von dem Ertrage ſeiner Grundſtücke Steuern entrichtet, die den Eupatriden zu Gute kamen, ſondern bei dem harten Atheniſchen Schuldrecht, welches den unvermögenden Schuldner zum Leibeigenen ſeines Gläubigers machte, waren auch viele der Gemeinfreien völlig um ihre Freiheit gekommen. Solon wurde zum Helfer erſehen, zum Archon ernannt und mit der Geſetzgebung beauftragt (591). Die Geſetze des Draco mit Ausnahme der über Mord traten demnach außer Wirkſamkeit, auch das Schuldrecht ſtellte Solon ab und machte durch allgemeine Herabſetzung der Schuldforderungen bei gleichzeitiger Erhöhung des Geldwerthes das ärmere Volk von ſeinen drückendſten Laſten frei ohne die Reichen zu ſehr zu beeinträchtigen. Dann ordnete er die neue Verfaſſung. Der Demos erhielt gleiches Bürgerrecht mit den Eupatriden, aber geſondert von den Bürgern blieben die Metöken, Fremde, beſonders Handwerker und Kaufleute, die ſich auf Atheniſchem Gebiete anſiedelten und gegen ein Schutzgeld geſetzliche Sicherheit genoſſen, und die Sklaven, alle gekaufte Fremdlinge

und deren Nachkommen, einheimische Hörige gab es bei den Athenern nicht. Die sämmtlichen Bürger theilte Solon nach ihrem Vermögen in vier Klassen: Pentakosiomedimnoi, Hippeis, Zeugitai und Thetes; nach ihnen bestimmten sich Steuern und Kriegsdienste. Die Thetes wurden gewöhnlich nicht zu den Waffen gerufen, die Zeugitai hatten den Dienst zu Fuß, die beiden ersten Klassen den zu Pferde. Eben so abgestuft war die Theilnahme der Bürger an der Regierung. Zu den beiden großen Versammlungen, welche in allen Staatssachen entschieden, der Ecclesia und der Heliäa, hatten alle Bürger Zutritt. In die erstere berief das vollendete achtzehnte Lebensjahr, in die Heliäa das dreißigste und das Loos, das alljährlich von neuem gezogen wurde, doch schied, wer zu dieser gehörte, darum von jener nicht aus. In beiden wurde nach Köpfen gestimmt. Die Ecclesia hatte zu verhandeln über Gesetzgebung, Krieg, Frieden, Bündnisse, die Staatshaushaltung und die Wahl der Obrigkeiten; ihre Berathungen vorzubereiten und zu leiten war das Geschäft der Bule, durch die alle Anträge an die Ecclesia gelangen mußten. Die Bule bestand aus vierhundert Bürgern der drei ersten Klassen, keiner minder als dreißig Jahre alt, welche das Loos für die Dauer eines Jahres unter den Bewerbern aussonderte, nachdem sie vorher geprüft worden, ob sie ächte Bürger von unbescholtenen Sitten und erforderlichem Vermögen waren. Beim Wiederaustritt unterlag ihre Amtsführung einer andern Prüfung durch die Ecclesia. Die Heliäa enthielt sechstausend Personen und theilte sich in mehrere Gerichtshöfe, denn für das richterliche Geschäft war sie zunächst bestimmt, obwohl nicht bloß dazu. Gesetze, welche die Ecclesia beschlossen, Wahlen, die sie getroffen, erhielten erst Geltung, nachdem sie ein Hof der Heliäa geprüft hatte, bei den Wahlen kam eine zweite Prüfung durch die Bule hinzu. Wie aber die Letztere zur Ecclesia, so standen die neun Archonten zur Heliäa. Sie wurden auf ein Jahr aus den Pentakosiomedimnen gewählt, ihr Geschäft war, die heliastischen Gerichtshöfe zu ordnen und deren Wirksamkeit zu leiten. Dem Eponymus gehörten namentlich alle Händel, welche Familienrechte betrafen, der Basileus als oberster Priester leitete die Gerichte über Frevel gegen die Religion, der Polemarchos die Rechtshändel zwischen Bürgern und Fremden, die übrigen Streitsachen fielen der Leitung der Thesmotheten anheim, die gemeinschaftlich einem Gerichtshofe vorstanden. Die Archonten,

welche am Ende ihres Amtsjahres die gesetzliche Prüfung bestanden, rückten für Lebens Zeit in den Areopagus ein, der über Mord zu Gerichte saß, aber auch die Bestimmung hatte, Berather und Aufseher des ganzen Staates zu sein, weshalb er über die öffentliche Erziehung und die Sitten der Bürger wachte. Auch diese Verfassung, von ihrem Urheber selbst eine Democratie genannt, stellte die Ruhe in Athen noch nicht völlig her. Während sich Solon außer der Heimath aufhielt um mindestens in den ersten Jahren nichts ändern zu dürfen, erhoben sich wieder Partheien. Der Adel meinte zu viel verloren, manche vom Demos zu wenig erlangt zu haben, nur eine geringe Zahl war mit der Gesetzgebung zufrieden. So drang abermals die Tyrannis ein: Pisistratus bemächtigte sich mit Hülfe des Demos der Burg und der Herrschaft (560), ohne daß selbst Solon, der alsbald heimkehrte, es zu hindern vermogte. Zwar wurde der Tyrann noch zweimal durch seine Gegner vertrieben, doch stets erlangte er durch List oder Gewalt die Rückkehr, und nach zwanzig Jahren war seine Macht nicht nur in Athen befestigt, er eroberte auch Sigeum am Hellespont, das er als Erbgut seines Geschlechtes eben so inne hatte, wie um dieselbe Zeit ein anderer Eupatride Miltiades den Thracischen Chersonnes als Eigenthum seiner Familie nicht des Staates an sich brachte. Hippias ward nach seinem Vater Pisistratus Tyrann von Athen, keine Unzufriedenheit äußerte sich, denn die Regierung beider war gütig und wohlwollend, bis zwei Jünglinge, Harmodius und Aristogiton, wegen persönlicher Kränkung des Hippias Bruder Hipparchus ermordeten. Seitdem wurde jener argwöhnisch und verhaßt. Die verbannten Alemäoniden hatten sich indeß nach Delphi begeben und sich das Orakel so befreundet, daß von hier Sparta wiederholt aufgefordert wurde die Pisistratiden aus Athen zu vertreiben. Die Tyrannenfeindinn folgte dem Gebot, und obwohl die Thessalier dem Hippias Hülfe sandten, wurde dieser doch nach zweimaligem Angriff zum Abzuge nach Sigeum genöthigt (510). Die Alemäoniden kamen wieder, aber nicht die Eintracht. Clisthenes, aus jener Familie, und ein anderer Eupatride Isagoras trachteten beide nach der Herrschaft; jener zog den Demos an sich, Isagoras suchte in Sparta Hülfe, erhielt sie und Clisthenes mußte weichen. Aber das Athenische Volk stand auf, vertrieb die Sparter und ihren Schützling, und rief dessen Gegner zurück, der die Solonische Verfassung wieder in

Kraft ſetzte, doch mit Veränderungen, durch die ſie noch mehr nach dem Sinn des Demos wurde. Die Zahl der Bürger erhielt einen Zuwachs durch Aufnahme von Metöken und frei gelaſſenen Sklaven, die Bule wurde auf fünfhundert Mitglieder gebracht, die Archonten nicht mehr durch Wahl ſondern durch das Loos beſtimmt, die Bedeutung des Polemarchen, als Anführers im Kriege, ſehr gemindert durch Ernennung jährlich wechſelnder Strategen, welche bald die Kriegsſachen ganz an ſich zogen. Ein Inſtitut des Cliſthenes iſt auch der Oſtracismus, die Abſtimmung über Bürger, welche durch Vorzüge irgend einer Art ſo ausgezeichnet waren, daß die Rückkehr der Tyrannis durch ſie zu fürchten ſchien, ob ſie in der Stadt zu dulden oder nicht. Fiel die Entſcheidung verneinend aus, ſo erfolgte Verbannung auf beſtimmte Jahre gewöhnlich auf zehn. Für Sparta war die nunmehr vollendete Democratie in Athen nicht minder widerwärtig als die Tyrannis, daher wurden Böotier, Chalcidier, Aegineten gegen Athen aufgeregt, aber dieſes war ſiegreich gegen alle; ein Entwurf der Sparter ſelbſt den Hippias wieder einzuführen wurde durch die Peloponneſiſchen Bundesgenoſſen vereitelt, die zu ſolchem Unternehmen ihren Beiſtand verſagten. Uneinigkeit zwiſchen Adel und Demos war auch in andern Joniſchen Staaten, doch führte ſie nirgend ſchon jetzt zu ſo vollſtändigem Durchbruch der Democratie, wie in Athen, meiſtentheils gedieh die politiſche Entwickelung nur bis zur Tyrannis. So geſchah es (um 630) in Milet und Epheſus, ſo in Naxos, wo mit Piſiſtratus Hülfe ein Tyrann aufkam, ſo (um 521) in dem Italiſchen Cuma, wo Ariſtodemus die Herrſchaft an ſich riß; nirgend mit größerem Glück als in Samos. Hier benutzte Polycrates (um 533) die Streitigkeiten zwiſchen dem Adel (den Geomoren) und dem Demos um die Tyrannis an ſich zu bringen. Er beſchränkte ſich nicht auf ſeine Inſel; ſeine Schiffe beherrſchten das Meer, eroberten die Cycladen, vor allen Delos, deſſen Amphictyonie mit ihren altberühmten Feſten zur Stärkung und Verherrlichung ſeiner Macht helfen mußte, und ein Kriegszug, den Sparta auch wider dieſen Tyrannen unternahm, richtete nichts gegen ihn aus, der die Hoffnung hegen durfte ſich alle Joniſchen Städte in Aſien ſammt den Eilanden zu unterwerfen. — Unter ſolchen politiſchen Wechſeln, nicht ſelten durch ſie gefördert, gingen Handel und Coloniſation der Griechen auf den einmal betretenen Wegen weiter. Corinth

schickte Ansiedler nach Leucas und Anactorium, von Samos gingen Ansiedler nach Perinth, Phocäa gründete (um 600) an der Küste der Ligurer Massilia und etwa vierzig Jahre später Alalia auf der Insel Corsica; die Colonien in Sicilien nahmen zu und verdrängten die Carthager aus den meisten Orten, wo sie sich niedergelassen hatten, so daß diese nur Motye, Soloeis und Panormus behaupteten; Naucratis in Aegypten wurde wetteifernd fast von allen Handel treibenden besucht.

3. Aber den vier Staaten um Palästina her wie den Griechen, zunächst denen in Asien, erhob sich ein gefährlicher Feind, indem die Perser als Eroberer auftraten. In Medien war nämlich nach dem Cyaxares König Astyages zur Herrschaft gelangt, ein schwelgerischer Fürst, unter dem auch die Meder verweichlichten. Seine Tochter Mandane vermählte er einem angesehenen Perser Cambyses; aus dieser Ehe ward Cyrus geboren, der nach einer Angabe die Perser zum Aufstande gegen die Meder bewog, den Astyages überwand und sich seines Reiches bemächtigte, während eine andere Sage des Astyages Krone friedlich an dessen Sohn Cyaxares II. und erst nach diesem an den Cyrus kommen läßt, der sich schon unter der Regierung seines Oheims durch große Thaten hervorgethan. Aber wie es auch geschah, jedenfalls wurden die Perser das herrschende Volk in dem Reiche, das die Meder gegründet hatten. Dieser Macht beschloß zuerst Crösus, König von Lydien sich entgegen zu stellen, der Nachfolger jenes Alyattes, der die Cimmerier aus Asien vertrieb, und bis dahin ein glücklicher Eroberer. Denn nach mehrjährigen Fehden hatte er die sämtlichen Griechenstädte auf dem Festlande zinsbar gemacht, alle Völker im Westen des Halys bezwungen und war verbündet mit den Inseln an seiner Küste, mit Sparta, Aegypten und dem Könige von Babylon. Aber ohne seine Bundesgenossen, im Vertrauen auf die eigene Macht ging Crösus über den Halys gegen den Cyrus, der ihn bei Pteria besiegte, ihn bis nach Sardes verfolgte, die Stadt eroberte und den König gefangen nahm: Lydien ward nun dem Perserreiche vereinigt (546). Die Griechischen Städte waren schon bei Ausbruch des Krieges zum Abfall aufgefordert, aber nur Milet hatte der Einladung Gehör gegeben. Gegen die übrigen wurde nach der Einnahme von Sardes ein Persisches Heer unter Harpagus gesandt. Da entwich ein Theil der Phocäer nach Alalia, die Teer nach ihrer

Colonie Abdera in Thracien, die andern Griechen, die dem Crösus zinspflichtig gewesen, wurden dem Cyrus unterthan, die Inseln, welche jenem befreundet waren, wurden es auch dem Perserkönig. Dieser wandte sich darauf gegen das Chaldäerreich, wo Belsazar, ein schwelgerischer Fürst, regierte, die Perser eroberten Babylon, und die Herrschaft der Chaldäer hatte ein Ende (538). Nachdem Cyrus diese Thaten vollbracht, soll er, einer Sage nach, in Ruhe daheim gestorben sein, die andere meldet, er habe noch einen Kriegszug gegen die Massageten im Osten seines Reiches unternommen und sei hier besiegt und getödtet. Cambyses, Cyrus Sohn und König nach ihm, griff Aegypten an. Kurz vorher hatte Amasis Cypern erobert und zinsbar gemacht, daher unterwarfen sich die Phönicier den Persern freiwillig, als Cambyses gegen Aegypten zog, und verstärkten deren Kriegsmacht durch ihre Flotte. Die Edomiter traten gleichfalls freiwillig in ein näheres Verhältniß zu dem Perserkönige, leisteten ihm Kriegsdienste und blieben dafür von der Zinspflicht befreit. Amasis war inzwischen gestorben und Psammenitus König, als der Angriff auf Aegypten geschah. Cambyses siegte, nahm den Psammenitus gefangen und ließ ihn tödten: Aegypten wurde mit dem Perserreich vereinigt (525). Die weitern Eroberungsentwürfe des Cambyses kamen nicht zur Ausführung. Gegen Carthago wollten die Phönicier nicht fechten, ein Zug gegen Meroe wurde durch Mangel an Lebensbedarf zu nichte, ein Heer, das Ammonium erobern sollte, kam in der Wüste um. Doch stellte sich Arcesilaus, der tyrannische Beherrscher von Cyrene, freiwillig unter die Hoheit des Perserkönigs und zahlte Tribut, und Polycrates von Samos wurde durch den Persischen Statthalter von Lydien arglistig an die Küste Asiens gelockt und erschlagen (522). Dieses Mannes Fall und der Besitz der Phönicischen und Aegyptischen Seemacht gaben dem Cambyses die Aussicht nun auch die Griechen auf den Inseln unterwerfen zu können. Allein ehe das geschah, entstand in Persien ein Aufruhr. Der König hatte aus Argwohn seinen Bruder heimlich tödten lassen. Ein Meder Smerdes, der davon wußte, gab sich für den Getödteten aus und ergriff die Herrschaft. Cambyses eilte heim, starb aber unterwegs. Sieben Monate behauptete sich Smerdes, da entdeckte ein angesehener Perser den Betrug und verschwor sich mit sechs andern, um das Königthum nicht wieder an die Meder kommen zu lassen. Smerdes wurde getödtet, und

Darius einer der Sieben, zum Könige bestimmt (521). Durch ihn erhielten die bisherigen Eroberungen der Perser ihre Organisation. Er theilte das Reich in zwanzig Satrapien; über jede derselben wurde ein Satrap gesetzt zur Erhebung der Abgaben an den König, die nun fest geordnet, und von denen nur die Perser als das herrschende Volk ausgenommen wurden, wie für die gesammte Civilverwaltung, besonders lag ihm ob für den Anbau des Landes Sorge zu tragen. Die Befehle des Königs empfing der Satrap durch Eilboten, die nach Stationen vertheilt ununterbrochen die Verbindung zwischen dem Herrscher und seinen Dienern in den Provinzen unterhielten. Indessen gestattete das Persische Staatsrecht bei den Unterworfenen doch auch manche Abweichung von der allgemeinen Regel: Phönicier und Cyprier behielten eigene Könige in ihren Städten, auch Cilicien stand unter seinen besondern Fürsten, in den Griechischen Städten Kleinasiens erhoben sich Tyrannen unter Persischem Schutze, den Juden war verstattet ihren Tempel aufzubauen und sich nach alter Weise unter Hohenpriestern staatlich einzurichten, Gesetz und Herkommen der verschiedenen Nationen wurde geduldet wenn auch nicht immer geachtet, nur daß alle dem Könige unterthan waren. Ganz getrennt von der Civilverwaltung war die Kriegsordnung. Zu diesem Behuf bestand eine andere Eintheilung des Reiches in Bezirke, die mit den Satrapien nicht immer zusammen fielen, jeder hatte seinen Befehlshaber, der die Aushebung, Ausrüstung, Uebung und den Unterhalt der Krieger besorgen mußte. Die dazu erforderlichen Geldmittel empfing er durch die Satrapen aus den Einkünften des Bezirks. Heerführer und Satrapen sollten sich gegenseitig unterstützen und, wenn es nöthig war, beobachten; beider Verhalten wurde jährlich theils durch den König selbst, theils durch dessen Bevollmächtigte in ihren Landschaften untersucht und dem gemäß Lohn und Strafe verhängt. Der König gebot unbeschränkt, sein Wille war Gesetz, nur behielt der Priesterstamm der Magier als religiöser Rathgeber und Wahrsager einen Einfluß auf die Gesinnung des Herrschers, obwohl er gesetzlich ihm nirgend wehren konnte. Aus Magiern bestand wahrscheinlich auch der hohe Gerichtshof der königlichen Richter, welche den Persern Recht sprachen, welche Ausleger ihrer alten Satzungen waren, und bei denen die Könige selbst in zweifelhaften Fällen ein Urtheil suchten.

4. Ohne Zusammenhang mit den Bewegungen des Ostens standen an den westlichen Ufern des Mittelmeeres die Etrusker auf der Höhe ihrer Macht. Ihre blühenden Städte lagen von den Alpen bis zum Silarus verbreitet, in drei starken Bündnissen geeinigt; auf Ilva, Corsica, vielleicht auch auf Sardinien waren ihre Niederlassungen; ihre Schiffe als Seeräuber gefürchtet aber auch Handel treibend beherrschten das Tyrrhenische Meer, Phocäa, vielleicht Corinth und Carthago standen in friedlichem Verkehr mit ihnen. Auch Rom kam damals unter Eine Herrschaft mit den Etruskern, nach Angabe der Römer dadurch, daß ein angesehener Mann aus Tarquinii sich in ihrer Stadt niederließ, unter dem Namen Lucius Tarquinius Bürgerrecht erhielt, darauf beim Tode des Ancus Marcius zum Könige gewählt in einer Schlacht die Heerschaar des gesammten Etruriens überwand und dieses nöthigte ihn als seinen Oberfeldherrn anzuerkennen, wahrscheinlicher (denn die Ueberwindung Etruriens in seiner höchsten Blüthe durch so geringe Kräfte ist schwer zu glauben) dadurch daß Rom von Tarquinii aus unterworfen wurde. Diese Stadt scheint damals das Haupt der Etrusker, Rom ihr südliches Bollwerk gewesen und nun erst durch große Bauwerke ansehnlich geworden zu sein. Indessen mag es bei solchem Glanze nicht an innern Unruhen gefehlt haben, vielleicht war es das Aufstreben der freien Gemeine gegen den Adel, das die Etruskischen Staaten gleich den Griechischen erschütterte. Damals brachte Cälius Vivenna aus Volsinii ein großes Heer zusammen, mit dem er mancherlei Unternehmungen ausführte. Dessen treuer Genoß Mastarna räumte nach vielfachem Unglück Etrurien und zog mit den Resten jener Kriegsmacht nach Rom, wo er Aufnahme fand, den Namen Servius Tullius annahm und nach dem Tode des Lucius Tarquinius die Königswürde erlangte (578). So meldeten Tuscische Annalen von ihm, Römische Sage läßt ihn wie seinen Vorgänger durch Krieg die Oberfeldherrnwürde über die Etruskischen Städte, über die dreißig Latinischen durch Unterhandlung gewinnen, das Letztere mit mehr Wahrscheinlichkeit als das Erste, doch mag er auch in Etrurien seine Anhänger gehabt haben, die vielleicht dort Aehnliches bewirkten, wie er in Rom, denn hier war es Servius, der zuerst der freien Gemeine, den Plebejern, politische Geltung verschaffte. Diese waren die

Grundeigenthümer im Staate, die Patricier die Nutznießer des Gemeinlandes (Ager publicus), das zum großen Theil in Ackergüter zerschlagen unter Vorbehalt des Eigenthumsrechtes und beliebiger Zurücknahme für den Staat durch Erbschaft und Kauf aus eines Patriciers Hand in des andern ging und durch Clienten bebaut wurde; Grundstücke der Plebejer konnten nicht an die Patricier übergehen, die Nutzung des Ager publicus nicht an die Plebejer. Städtisches Gewerbe, von keinem der beiden Stände getrieben, blieb den Aerariern überlassen, Freigelassenen und eingewanderten Freien, welche sich als Clienten zu Patricischen Patronen hielten. Wie nun der Adel schon seine Curien und Comitia curiata hatte, so theilte Servius die Plebejer, deren Lage er durch Aeckeraustheilung vom Gemeinlande verbesserte, nach ihren Wohnorten in dreißig Tribus, vier in Rom, die übrigen für das Gebiet der Stadt, welche unter Leitung selbst gewählter Vorsteher, der Tribunen, ihre eigenen Comitia tributa hielten, um die Angelegenheiten ihres Standes zu berathen. Nach dem Maß ihres Besitzes aber sonderte Servius die Plebejischen Ackerwirthe in fünf Klassen, jede derselben in eine bestimmte Anzahl Centurien der Aelteren (zwischen 45 und 60 Jahren) und der Jüngeren (zwischen 16 und 45), theilte der ersten Klasse vierzig Centurien der einen und eben so viele der andern Art zu, den drei folgenden je zehn und zehn der einen und der andern, der fünften funfzehn und funfzehn, und knüpfte an diese Eintheilung Steuern, Kriegsdienst und politische Rechte. Die Patricier hatten nämlich vom Ager publicus, den sie nutzten, die Zehnten des Ertrages zu entrichten, die Plebejer in den Klassen eine Grundsteuer (Tributum) nach dem Werth ihrer Ackergüter, die Aerarier steuerten von dem Ertrag ihres Gewerbes, nur wer weniger als 1500 As besaß, war steuerfrei und hieß ein Proletarius. Im Kriege leisteten den Reiterdienst die Patricier, die zu dem Behuf in sechs Ritterecenturien getheilt waren, und die reichsten Plebejer, welche Servius ausgesondert und in zwölf neue Ritterecenturien gesammelt als einen jüngern Adel den alten Geschlechtern beigesellt hatte; der Kriegsdienst zu Fuß lag den Plebejern ob, der ersten Klasse mit vollständiger schwerer Rüstung in den vordersten Reihen der Legion, den folgenden mit immer leichterer Bewaffnung, je mehr sie in die hintern Reihen gestellt wurden, der fünften mit Speer und Schleu-

der. Aus den Aerariern waren dem Fußvolk der ersten Klasse eine Centurie Zimmerleute, der fünften zwei Centurien Spielleute und eben so viel als Ersatzmannschaft beigeordnet, wozu in Fällen der Noth noch zwei Centurien der Proletarier kamen. Diese 195 Centurien, die somit Adel und Gemeine enthielten, versammelte Servius als Comitia centuriata, um Anträge zu Gesetzen, [illegible] der Senat an sie brachte, zu verwerfen oder zu genehmigen, doch wurde die Annahme erst kräftig durch Zustimmung der Comitia curiata, nur das oberste Richteramt über Leben und Tod, und wenn auf Hochverrath geklagt wurde, hatten die Centurien allein. Abgestimmt wurde nicht nach Köpfen sondern nach Centurien; nicht bei der Menge sondern bei der Minderzahl der Adlichen, mit denen als ihren Patronen auch die Aerarier stimmten, der Reichen und der wehrhaften Alten lag also die Entscheidung, und der Einfluß der Patricier wurde durch diese Einrichtungen nicht bedeutend verringert. Dennoch erregten sie bei jenen großes Mißvergnügen, wahrscheinlich war die Stimmung der Etruskischen Lucumonen gegen solche Neuerungen keine andere. Es geschahen aber auch von Außen her um dieselbe Zeit die ersten bedenklichen Angriffe auf Etrurien. Die Phocäer entwichen damals vor den Persern aus ihrer Heimath nach Alalia und begannen von hier durch Seeraub das Meer so zu beunruhigen, daß gegen sie die Etrusker sich mit den Carthagern verbanden. Dennoch siegten jene in einer großen Seeschlacht (540), aber mit solchem Verlust, daß sie gleich darauf Alalia den Etruskern räumten und theils nach Massilia gingen, theils nach Italien, wo sie Elea gründeten. Noch gefährlicher war den Etruskern ein Feind, der von der Landseite herandrang. Schon um 600 sollen von den Galliern an der Seine und Loire, die unter der Schutzherrschaft der Bituriger standen, zwei große Volkshaufen über den Rhein, in den Hercynischen Wald und nach Süden gegen Italien hin ausgewandert sein, dieser unter Bellovesus, jener unter Sigovesus. Kämpfe mit den Ligurern an der untern Rhone zu Gunsten der damals neu entstandenen Colonie Massilia sollen die Schwärme des Bellovesus beinahe ein halbes Jahrhundert von der Fortsetzung ihres Zuges abgehalten haben; gegen 550 aber überstiegen sie die Alpen, besiegten die Etrusker, gründeten Mediolanum und nahmen von nachfolgen-

den, zum Theil ligurischen Schaaren verstärkt allmählig das Land zwischen Alpen, Po und Etsch in Besitz, welches das Insubrische hieß. Manche der Etrusker in Norditalien wurden dadurch zur Auswanderung bewogen und verstärkten die Ansiedlungen ihrer Nation in Campanien. Vielleicht erfolgte auch in dieser Zeit der Auszug streitbarer Sabinischer Haufen aus ihrer Heimath nach Samnium, welches Oskische Stämme inne hatten, mit denen die Eindringenden zu dem Volk der Samniter verschmolzen. Während solcher Aufregung erhoben die Adelsherrschaft und die Tarquinier noch einmal ihr Haupt in Rom, vielleicht auch bei den Etruskern. Lucius Tarquinius, des ersten Tarquinius Sohn, soll der Römischen Sage nach, gestützt auf die Unzufriedenheit der Patricier, einen Aufstand erregt, den Servius erschlagen und das Königthum an sich gebracht haben (538). Den Patriciern wurde nun genügt durch Aufhebung aller Anordnungen zu Gunsten der Plebs, welche wieder harte Frohndienste leisten mußte. Die Latiner, bisher Bundesgenossen, zwang Tarquinius durch die Waffen in ein abhängiges Verhältniß zu Rom, mit den Aequern und Volskern begann er zuerst den Krieg, der seitdem zweihundert Jahre hindurch wiederholt beschwichtigt und erneuert ist, und gründete in deren Lande Signia und Circeji, die ersten Römischen Colonien, die, wesentlich von denen anderer Völker unterschieden, nie in unbebaute Gegenden sondern immer in schon vorhandene Städte geführt wurden, indem Römische Bürger, ohne ihr heimisches Bürgerrecht aufzugeben, Aecker auf eroberter Feldmark zugetheilt erhielten, einen Senat zur Regierung der Stadt aus ihrer Mitte anordneten und zu den alten Bewohnern in das Verhältniß von Patriciern zu Plebejern traten, doch immer in Abhängigkeit von Rom, dessen Eroberungen zu sichern ihre Bestimmung war. Dies alles gefiel dem Römischen Adel wohl, als aber Tarquinius auch gegen ihn eben so herrisch verfuhr, empörte er sich, während der König von Rom abwesend war. Auch die Plebejer erhoben sich, wie die Sage weiter meldet, durch gemeinsamen Schluß der Curien und der Centurien wurden die Tarquinier verbannt, das Königthum abgeschafft, die Einrichtungen des Servius hergestellt und die königliche Gewalt zwei Consuln für die Dauer eines Jahres übertragen (509), die von den Centurien aus den Patriciern gewählt,

om Senat bestätigt wurden; das Imperium d. h. die Voll-
nacht ein Kriegsheer zu führen ertheilten ihnen die Curien.
Diesen obersten Beamten stand das Recht zu an Leib und Leben
u strafen, doch durften innerhalb der Stadt und auf tausend
Schritte außer derselben, dem Raum wo gesetzlich kein Impe-
um galt, die Patricier sich von dem Spruch der Consuln auf
ie Comitia curiata berufen, die Plebejer erhielten durch die Lex
Valeria dasselbe Recht für ihre Comitia tributa.

Zweite Periode.

Erster Abschnitt.

1. Unter Cyrus und seines Sohnes Führung hatten die Perser in Asien und Africa erobert, auch Darius hat, nachdem er das große Reich geordnet, die Grenzen in Asien erweitert, indem er einen Theil Indiens einnahm, aber vornämlich begannen durch ihn die **Persischen Kriegszüge nach Europa.** Samos wurde nach Polycrates Tode leicht erobert und einem zinspflichtigen Fürsten überlassen. Dann ging Darius selbst, um die Scythen zu bekriegen, mit einem Heere über den Bosporus, durch Thracien an die Donau, wohin die Flotte der Jonier voraus gesandt war um eine Brücke über den Fluß zu schlagen; allein unaufhörliche Ueberfälle und Mangel in den absichtlich verödeten Gegenden jenseit des Stromes nöthigten den König den **Scythenkrieg** aufzugeben. Indessen blieb ein Persisches Heer in Thracien, welches auch den König von Macedonien zur Unterwerfung vermogte und die Griechischen Städte und Inseln Byzanz, Chalcedon, Lemnos, Imbros einnahm (510). In dem neu eroberten Lande schenkte Darius dem Histiäus, Tyrannen von Milet, für wichtige Dienste ein Gebiet am Strymon, aber hinterher gewarnt vor den Absichten des Joniers zog er ihn unter dem Schein besonderer Gunst an seinen Hof um ihn beobachten zu können. Milet verwaltete indeß Aristagoras, des Tyrannen Eidam, der in Hoffnung großen Gewinnes den Persischen Satrapen in Lydien zu einer Kriegsfahrt gegen Naxos vermogte. Das Unternehmen schlug fehl und Aristagoras sollte die Kosten tragen. Dem zu entgehen und aufge-

fordert durch heimliche Botschaft des Histiäus, der sich seiner Haft zu entledigen wünschte, erregte er einen Aufruhr der Jonier, entsagte der Tyrannis und bewirkte deren Abstellung auch in den übrigen Städten (500); Sparta, wo er [illegible] suchte, wies ihn ab, günstiger nahmen die Athener sein Gesuch auf, er erhielt zwanzig Schiffe, und Eretria auf Euböa, früherer Hülfe der Milesier eingedenk, fügte drei Triremen hinzu. Mit diesen Bundesgenossen rückten die Jonier gegen Sardes, nahmen es durch Ueberfall und verbrannten es. Bald aber [illegible] sich Lyder und Perser, nöthigten die Griechen zum [illegible] besiegten sie in einem Treffen bei Ephesus. Nach diesem Unfall zogen die Athener sich ganz vom Kriege zurück, die Jonier beharrten im Aufstande, eroberten Byzanz nebst den Städten am Hellespont und gewannen die Carier und Cypern für ihre Sache. Als aber Darius Heere heran zogen, wurde zuerst Cypern, dann die Aeolischen Städte wieder unterworfen; eine Phönikisch-Cyprische Flotte erschien vor Milet und besiegte die Jonier in der Seeschlacht bei Lada (494); Milet wurde mit Sturm eingenommen, bald nachher fielen auch die übrigen Städte und Inseln. Als der Aufruhr gestillt war, ließ Darius gegen Griechenland ein großes Heer und eine Flotte ausziehen, um Eretria und Athen zu strafen. Allein bald nachdem Thasos von der Flotte eingenommen war, erlitt diese durch Sturm, das [illegible] ein Thracisches Volk großen Verlust, man mußte [illegible] zurück. Doch wurden auf Darius Gebot noch größere Rüstungen gemacht, während die Abgeordneten des Königs voraus gingen um die Griechen zur Unterwerfung aufzufordern. Fast alle Inseln erklärten sich bereit, auch Aegina. Nicht so die Athener. Sie klagten in Sparta, dem Haupte des Peloponnesischen Bundes, die Aegineten als Verräther Griechenlands an, Uneinigkeit der Könige machte Spartas Einmischung unwirksam, Athen und Aegina geriethen in Fehde. Unterdessen schifften Datis und Artaphernes mit der Persischen Kriegsmacht von Samos ab, erreichten Euböa, eroberten und zerstörten Eretria und landeten endlich in Attica bei Marathon. Die Athener, nur von Platäa unterstützt, das sich ihnen schon früher ergeben hatte, wagten muthig den ungleichen Kampf und erfochten unter Miltiades Führung einen herrlichen Sieg (490). Die Perser flohen in ihre Schiffe; noch hofften sie durch Ueberfall Athen zu gewinnen, aber sie fan-

den den Feind so vorsichtig als tapfer und segelten heim ohne den Angriff zu unternehmen. Zehn Jahre lang ruhte nun der Krieg zwischen Persern und Griechen. Darius Rüstungen zu einem zweiten Feldzuge wurden durch Empörung der Aegypter, dann durch den Tod des Königs (486) unterbrochen; sein Nachfolger Xerxes begann mit der Unterwerfung Aegyptens, das seitdem härter gehalten wurde als zuvor. Dann erst nach langem Bedenken wurde Xerxes Kriegsfahrt gegen Griechenland beschlossen, erst nach vierjährigen Vorbereitungen kam sie zur Ausführung. Unterdessen hatte Miltiades gleich nach der Marathonischen Schlacht eine Athenische Flotte gegen Paros, die Bundesgenossinn der Perser, erlangt, aber beim Angriff auf die Insel unerwarteten Widerstand gefunden und war ohne Erfolg heimgekehrt. Die Athener zogen ihn zur Rechenschaft und Miltiades starb als Verhafteter. Doch schon hatte Themistocles seine Laufbahn begonnen, der in der Schlacht von Marathon nicht des Kampfes Ende sondern ein Vorspiel gröſserer Anstrengungen sah. Er benutzte den noch fortdauernden Krieg und den Haß der Athener gegen Aegina um jene zu bewegen, daß sie den Ertrag ihrer Silberbergwerke zur Ausrüstung einer Flotte verwandten. So wurden binnen kurzer Zeit hundert neue Kriegsschiffe gebaut, Athen strebte der Seemacht entgegen. Eine solche Stellung hielt Aristides für seine Vaterstadt gefährlich und wurde seitdem der politische Gegner des Themistocles, aber dieser wußte jenen durch den Ostracismus zu entfernen, und führte, zum Archon erwählt, sein Werk weiter fort, indem er den Bau des Piräus anfing, und als im nächstfolgenden Jahre der Kriegszug der Perser aus Asien aufbrach, wählten ihn die Athener zum Strategen. Sogleich suchte er die Hellenen zur gemeinsamen Abwehr der Barbaren und zur Einstellung aller innern Fehden zu bewegen, Athen selbst verglich sich mit Aegina; doch nur ein und dreißig Ortschaften verbündeten sich für den großen Zweck. Achäer, Aetolier, Acarnanier, die Ozolischen Locrer, die Griechen in Italien, Creta blieben ohne Theilnahme, Corcyra harrte klüglich auf den Ausgang, Argos, voll alter Eifersucht gegen Sparta, machte Anspruch auf die Hegemonie, und als diese ihm verweigert wurde, wollte es lieber unter das Joch der Perser kommen als den Spartern nachgeben. Dieselbe Weigerung gegen dieselben Ansprüche beraubte die Verbündeten des wichtigeren Beistandes der Syracuser und

aller Sicilischen Griechen. Sparta behielt die oberste Leitung des Krieges, aber die Seele des Unternehmens waren Themistocles und die Athener. Inzwischen war Xerxes mit seinem großen Landheer durch Thracien und Macedonien bis an die Grenzen Thessaliens gedrungen, eine zahlreiche Flotte schiffte an der Küste entlang. Da gingen auch die Thessalier, deren Häupter längst Persisch gesinnt waren, zum Xerxes über; ungehindert erreichte dieser die Thermopylen, einen Paß auf der Grenze von Thessalien zwischen dem Oeta und dem Malischen Meerbusen. Leonidas, König von Sparta hatte sich mit dreihundert Kriegern seines Volkes und etwa fünftausend Bundesgenossen an der Enge gelagert, seine rechte Flanke deckte gegen die Seemacht der Perser die Griechische bei Artemisium aufgestellte Flotte. Die Angriffe auf den Paß wurden siegreich abgeschlagen, bis die Perser durch einen Verräther Kunde von einem Seitenpfade über das Gebirge erhielten. Leonidas sah sich umgangen: da entließ er die meisten Bundesgenossen, mit den übrigen stritt er, bis seine Sparter und er selbst im Treffen fielen (480). Unterdessen hatte auch die Flotte bei Artemisium gegen die Persische mit unentschiedenem Erfolge gefochten, als ihr aber die Nachricht zukam, was bei den Thermopylen geschehen, zog sie sich zurück in den Saronischen Meerbusen. Seit diesen Unfällen wurde unter den Griechen der Abfall noch größer. Die Thebaner, von mächtigen Aristocraten beherrscht, und ein Theil der Böotier schlugen sich auf die Seite der Perser, nur Platäa, Thespiä und Haliartus blieben aus Haß gegen Theben dem Bunde getreu, dagegen mußten die Locrer, Phocier und Dorier gezwungen den Fahnen des Xerxes folgen. Dieser zog verheerend und ohne Widerstand zu finden nach Athen, nahm es ein und verbrannte es, denn auf Themistocles Rath hatten die Athener ihre Heimath verlassen, die Wehrlosen nach Salamis gebracht, die Waffenfähigen auf den Schiffen versammelt. Bei Salamis aber lieferte die Griechische Flotte der Persischen, die mittlerweile auch herbei gekommen war, eine große Seeschlacht und erfocht obwohl an Zahl die geringere einen herrlichen Sieg. Da ging der Perserkönig mit einigen seiner Schaaren eiligst nach Asien zurück, eben dorthin schifften auch die Reste der Persischen Seemacht, in Griechenland blieb Mardonius mit dem übrigen Landheer um die Eroberung zu vollenden. Den Winter über lagerte er sich in Thessalien und war bemüht durch Unterhandlungen die

Athener von ihren Verbündeten zu trennen; da dies nicht gelang, rückte er mit dem nächsten Frühling wieder in Böotien ein. Die Griechen zogen ihm entgegen und erfochten unter Pausanias Führung bei Platäa einen zweiten großen Sieg (479). Mit der Flotte war unterdessen Leotychides auf Einladung der Jonier nach Asien gesegelt und bei Mycale gelandet, wo die Persischen Schiffe am Strande und in der Nähe ein Persisches Heer gelagert waren. Das letztere griff Leotychides an, die Jonier gingen zu ihm über: so ward auch hier, mit der Schlacht von Platäa an einem Tage, ein vollkommener Sieg erlangt, beide von den wichtigsten Folgen. Die Platäische Schlacht befreite das Mutterland der Griechen, denn was von Mardonius Heer übrig blieb floh eiligst nach Asien, die Schlacht von Mycale löste die Griechischen Colonien auf Samos, Chios, Lesbos und den übrigen Inseln von der Herrschaft der Perser und sicherte sie dem Bunde ihrer Stammgenossen zu. Seitdem ist kein Persisches Kriegsheer wieder nach Europa gekommen.

2. Der Ausgang der Persischen Feldzüge erhob alle Griechen vornämlich die Athener, die durch Dulden und Handeln am meisten zum Siege beigetragen hatten; daher begann seitdem die Größe Athens. Sobald Attica vom Feinde geräumt war, bauten die Athener ihre Stadt wieder auf, es wurden auch die Ringmauern hergestellt, obgleich die Sparter, nach ihrer Kriegsweise allen Vesten abgeneigt und schon jetzt nicht ohne Eifersucht, dies zu hindern und die Ansicht geltend zu machen suchten, der Peloponnes sei die Burg für alle Griechen. Themistokles bewirkte nicht allein diese Schutzmaßregeln, er betrieb auch nun von neuem den Bau und die Befestigung des Piräus, den er im Fall eines Angriffs größerer Sicherheit empfahl, als die Stadt selbst. Heimgekehrt in ihre alten Sitze kehrten die Athener auch zu den alten Ordnungen des Solon und Cleisthenes zurück, nur wurden auf Aristides Vorschlag alle Bürgerklassen zur Archontenwürde zulässig erklärt. Auch der Wohlstand der Bürger mehrte sich theils durch die Persische Beute, theils durch die nun beginnenden Athenischen Colonien, welche, ihrer Einrichtung nach denen der Römer ähnlich, von andern Griechischen wesentlich verschieden waren. Nach der Schlacht von Mycale war nämlich Leotychides mit den Peloponnesiern heimgezogen, Xanthippus aber segelte mit der Athenischen Flotte nach dem Chersonnes

und nahm das Land und die Inseln Lemnos und Imbros, wohin schon früher Ansiedler aus Athen gezogen waren, wieder in Besitz, nachdem er Sestos den Persern mit den [illegible] entrissen hatte. Auf diesem eroberten, von Thraciern und Pelasgern bewohnten Gebiete wurden die ersten Colonien des Staates gegründet, indem man ärmern Bürgern Grundstücke (Kleruchien) zutheilte, welche dafür mit Beibehaltung ihres Athenischen Bürgerrechtes die Vertheidigung des Landes übernahmen, die alten Einwohner aber traten in das Verhältniß der Periöken. Gegen andere Griechen zeigte sich Athen mild im Gegensatz zu Sparta, welches vornämlich wider die Abgefallenen strenges Recht geltend zu machen suchte. Theben wurde gleich nach der Platäischen Schlacht durch Pausanias, neun Jahre später Thessalien durch Leotychides mit strafendem Kriegszuge heimgesucht, von Sparta ging auch der Vorschlag aus alle, die nicht gegen die Perser mitgefochten, von der Delphischen Amphictyonie auszuschließen, aber Themistocles und die Athener hintertrieben die harte Maßregel. Mittlerweile wurde ein neuer Kriegszug gegen die Perser unternommen, man schiffte nach Cypern, eroberte den größten Theil der Insel, wandte sich darauf gegen Byzanz und entriß auch diese Stadt den Barbaren. Aber Pausanias, der Anführer des gesammten Heeres, versuhr bei dieser Unternehmung so gebieterisch gegen die Verbündeten, daß die Sparter, um den vielfältigen Beschwerden über ihn zu begegnen, den Oberbefehl einem andern übertrugen, allein unterdessen hatten sich alle Bundesgenossen außer den Peloponnesiern schon an Athen gewandt und ihm die Hegemonie anvertraut, keiner wollte in die frühere Stellung zu Sparta zurücktreten (477). Die Sparter selbst, des Persischen Krieges müde, waren damit nicht unzufrieden, und der Athenische Bund konnte ungehindert seine neuen Verhältnisse ordnen. Auf Delos wurden die Bundesversammlungen gehalten, dort war auch die gemeinsame Schatzkammer, der von Athen aus eingesetzte Hellenotamien vorstanden, und zu welcher einige der Verbündeten nach bestimmten Ansätzen steuerten, während andere mit Schiffen zu persönlicher Kriegsleistung erschienen. Die Führung dieser Streitkräfte erhielt Cimon, der von den Persern Eion an der Thracischen Küste, von einem Schwarm Seeräuber die Insel Scyros eroberte, die nun in die Hände Athenischer Kleruchen kam. Cimons Siege verdunkelten die Verdienste des Themistocles, der

als dem Beförderer des Seewesens und der Gewerbe die adelichen und reichen Grundbesitzer, zu denen auch Cimon gehörte, längst abgeneigt waren. Sparta unterstützte diese Parthei, und es gelang Themistocles Verbannung durch den Ostracismus zu bewirken (471). Aber nun wurde auch die Athenische Hegemonie bei den Bundesgenossen unbeliebt. Steuern und Kriegsleistungen wurden ohne Nachsicht eingetrieben, bald auch der Bundesschatz von Delos nach Athen verlegt, schon fühlten sich die Verbündeten in Abhängigkeit von Athen. Die Carystier auf Euböa und die Naxier versuchten sich ihr zu entziehen, aber jene erkannten ihr Unvermögen, kamen dem Aeußersten zuvor und ergaben sich mittelst Unterhandlung; die Bewohner von Naxos, welche es auf die Entscheidung des Krieges wagten, wurden bezwungen und aus Verbündeten Knechte der Athener. Andere ließen sich statt der Schiffe lieber eine Geldsteuer auflegen und mehrten dadurch ihre Wehrlosigkeit und die Macht Athens, das auf Kosten der Zahlenden seine Flotte vergrößerte. Um so rüstiger wurde der Kampf gegen die Perser wieder aufgenommen. Am Flusse Eurymedon in Pamphylien besiegte Cimon die Persische Flotte, verfolgte die Mannschaft derselben, die sich ans Land begab, und gewann an demselben Tage auch noch einen Landsieg (466). Zu dem Ruhme sollte auch der Gewinn kommen: in die goldreichen Gegenden am Strymon, die durch frühere Feldzüge erobert waren, wurden Ansiedler geschickt, Athener und Bundesgenossen. Daraus entstand zwiefacher Krieg. Die Thracier wollten die Fremdlinge nicht unter sich dulden, die Thasier forderten jenes Land, als ihnen vor der Persischen Eroberung zugehörig und empörten sich gegen Athen. Die Niederlassung wurde in der That durch den Widerstand der Thracier vereitelt, aber auch Thasos fiel nach dreijähriger Vertheidigung (463). Sparta hatte diesen Bestrebungen der Athener ohne besondere Theilnahme zugesehen und nur seine Hegemonie im Peloponnes zu bewahren gesucht, doch blieb auch diese nicht unerschüttert. Bei Gelegenheit eines Erdbebens erregten Heloten und Messenier einen Aufstand, den dritten Messenischen Krieg (465). Im offenen Felde besiegt zogen sich die Messenier nach Ithome, die Sparter folgten ihnen und riefen unter andern Bundesgenossen auch die Athener zu Hülfe. Ihr Gesuch fand bei der aristocratischen Partei in Athen williges Gehör, Cimon selbst wurde mit einem Heer nach

Ithome abgesandt. Als sich aber die Belagerung in die Länge zog, entließen die Sparter von allen Verbündeten nur die Athener mit der Erklärung, es bedürfe ihres Beistandes nicht mehr, eigentlich aus Besorgniß vor ihrer unruhigen Neuerungssucht. Dies an sich wenig bedeutende Ereigniß war von großer Wirkung auf Athens äußere und innere Verhältnisse. Die democratische, den Spartern abgeneigte Parthei, die bald nach Themistocles Verbannung am Pericles einen ausgezeichneten Führer erhalten hatte, gelangte nun zum Siege über ihre Gegner. Auf den Antrag des Ephialtes wurde zuerst der Areopagus, seiner Einrichtung nach ein aristocratisches Institut, wesentlich beschränkt, vielleicht dadurch daß man dessen richterliche Aussprüche der Prüfung eines heliastischen Gerichtshofes unterwarf und ihm die Aufsicht über die Sitten entzog, Cimon, der Freund Spartas, wurde durch den Ostracismus verbannt, der Bund zwischen Sparta und Athen aufgehoben. Dagegen verbündeten sich die Athener mit Argos, das während der Perserkriege und bald nachher durch Aufnahme von Periöken seine Bürger ergänzt und democratische Staatsordnungen eingeführt hatte, mit einigen Staaten Thessaliens, wo damals Aristocraten und Democraten sich befehdeten, und bald hernach auch mit Megara, denn auch hier hatte der Demos, durch eingebürgerte Periöken verstärkt, der Aristocratie gewaltsam ein Ende gemacht, war mit Corinth über die Grenzen in Streit gerathen und mußte deshalb Hülfe suchen. Auf Pericles Betrieb begann um dieselbe Zeit der Bau der langen Mauern, welche die beiden Athenischen Häfen Phalerus und Piräus mit in die Ringmauern der Stadt zogen, damit Athen nie von der See, seinem Element, könne abgeschnitten werden; ähnliche Mauern führten auf Athens Veranlassung die Megarer von ihrer Stadt zu deren Hafen Nisäa. Vielleicht war es auch eben jetzt, wo Pericles alle Griechischen Staaten auffordern ließ, ihre Abgeordneten nach Athen zu senden zu gemeinsamer Berathung über die Herstellung der im Perserkriege zerstörten Tempel und über Sicherheitsmaßregeln für die freie Schifffahrt, ein Antrag, der sich an dem Widerstande der Sparter zerschlug, aber das Ziel andeutet, welches Athen sich gesetzt hatte. Schon wagte dieser Staat gleichzeitig in und außer Griechenland seine Feinde zu bekriegen. König Xerxes war ermordet (465), gegen dessen Nachfolger Artaxerxes empörte ein Libyscher Fürst Inarus den größten Theil Aegyptens

und rief die Athener zu Hülfe, die eben gegen Cypern ausgeschifft waren. Sie kamen, gingen mit der Flotte den Nil hinauf bis Memphis und eroberten es größtentheils, die Persische Besatzung in dem unbezwungenen Theile der Stadt konnte die Einnahme des übrigen Landes nicht hindern. Aber der Perserkönig sandte ein anderes Heer nach Memphis, das die Aegypter und ihre Verbündeten besiegte, die Griechen auf die Nilinsel Prosopitis drängte und nach anderthalb Jahren auch dies Eiland eroberte. Inarus wurde gefangen und getödtet, eine Flotte von Athenern und Bundesgenossen, welche des Geschehenen unkundig nach der Niederlage noch landete, überfallen und fast ganz zerstört, Aegypten unterworfen, nur in den Niederungen am Nil behauptete sich Amyrtäus als König, vielleicht in ähnlicher Stellung, wie die Phönicischen, Cyprischen und Cilicischen Fürsten (455). Dem Aegyptischen ging ein Krieg wider Theben und Corinth zur Seite, in dem auch Sparta nicht partheilos blieb. Die Phocier, in Streit mit den nördlichen Dorern, hatten diesen eine ihrer Städte weggenommen. Die Bedrängten wandten sich an Sparta, das, obwohl noch mit der Belagerung von Ithome beschäftigt, dem Mutterstaat ein Heer zu Hülfe sandte. Gleich darauf begann Corinth mit seinen Verbündeten Epidaurus und Aegina Krieg gegen die Athener, die Verbündeten der Megarer. Aber Athen siegte in drei Seetreffen, belagerte Aegina, schlug einen Angriff auf Megara zurück, besetzte die Höhen von Geranea am Eingange in den Peloponnes und ließ seine Flotte im Corinthischen Meerbusen kreuzen. Dadurch war das Spartische Heer in Doris, das mittlerweile die Phocier zur Zurückgabe ihrer Eroberung genöthigt hatte, von der Heimath abgeschnitten, denn Athener und Sparter waren schon voll Mißtrauen gegen einander. Es blieb also in Böotien; Sparta und Theben verbündeten sich. Dieses, seit dem Rachekriege des Pausanias von seinem frühern Ansehn unter den Böotischen Städten sehr herabgesunken, zu einer schlecht eingerichteten Democratie umgestaltet, hoffte durch Sparta wieder empor zu kommen, Sparta suchte in Theben einen Stützpunkt außer dem Peloponnes, wie ihn Athen auf der Halbinsel an Argos hatte. Dem zuvor zu kommen rückten Athener, Argiver und Thessalier in Böotien ein, aber sie wurden bei Tanagra besiegt, die Aristocratie Thebens und sein Principat unter den Böotischen Städten hergestellt, das Spartische Heer

zog über den Isthmus heim. Sogleich drangen die Athener wieder in Böotien vor, siegten und begründeten in den meisten Städten außer Theben die Democratie und ihren eigenen Einfluß. Dann wurde auch Phocis eingenommen, die Opuntischen Locrer mußten Geiseln stellen, Aegina sich ergeben und Tribut entrichten. Sparta verhielt sich ruhig, es war nur bemüht den Messenischen Krieg zu enden. Wirklich wurde Ithome erobert (455), die Besiegten erhielten freien Abzug aus dem Peloponnes unter der Bedingung, daß sie bei Verlust der Freiheit nie zurückkehren sollten. Die Ansiedlung dieser Vertriebenen in Naupactus, einer kurz vorher von den Athenern im Kriege gegen die Ozolischen Locrer eroberten Stadt, und Streifzüge gegen Sicyon, Corinth, Acarnanien um dieselbe Zeit ließen die Stimmung Athens gegen Sparta und dessen Bundesgenossen hinreichend erkennen. Dennoch kam es nicht zum Kriege, denn Cimon, der mittlerweile aus der Verbannung heimberufen war, schlug sich ins Mittel: durch ihn wurde ein fünfjähriger Waffenstillstand zwischen Athen und den Peloponnesiern bewirkt, Sparta und Argos machten Frieden auf dreißig Jahre (450). Dagegen unternahmen die Athener und ihre Bundesgenossen mit zweihundert Schiffen unter Cimons Anführung einen Zug nach Cypern, dort wurde bei Salamis eine siegreiche See- und Landschlacht geliefert, worauf die Flotte heimkehrte; doch war Cimon während des Feldzuges gestorben (449). Dadurch verloren die Aristocraten in Athen sehr von ihrem Einfluß, ihr nunmehriger Führer Thucydides konnte seinen Vorgänger nicht ersetzen: das gute Vernehmen zwischen Sparta und Athen war nun schwieriger zu bewahren. Doch erhielt sich der fünfjährige Waffenstillstand, ein Streit um die Obhut des Delphischen Tempels zwischen Delphi und den übrigen Phociern, in welchem Athen für diese, Sparta für jenes Parthei nahm, führte zu keinem Bruch. Aber in Böotien wurden die Aristocraten wieder unruhig, sammelten sich in Orchomenus und einigen andern Orten, zogen Unzufriedene aus Locris und Euböa an sich und besiegten die Athener in der Schlacht bei Coronea (447); diese mußten durch einen Vertrag auf Böotien verzichten, wo demnach die Democratie überall wieder aufhörte. Dadurch unruhig gemacht und von aristocratischen Factionen getrieben fielen Euböa und Megara von den Athenern ab, eben als der Stillstand mit den Peloponnesiern zu Ende ging, und diese in Attica eindrangen

Indeß bewog Pericles die Spartiſchen Heerführer durch Beſtechung zum Abzuge, unterwarf dann Euböa mit den Waffen und erlangte bald von Sparta und deſſen Verbündeten einen neuen Frieden auf dreißig Jahre, indem die Athener von Megaris abſahen, doch wurde beſtimmt, welcher Griechiſche Staat dermalen zu keinem Bündniß gehöre, der könne ſich anſchließen, welchem er wolle (115). Wie in dem Streite zwiſchen Athen und Sparta trat um dieſelbe Zeit auch zwiſchen Athen und den Perſern eine Waffenruhe ein, wohl nicht ſo, daß ein förmlicher Vertrag geſchloſſen wäre, der Cimoniſche Friede, deſſen nur Atheniſche Redner erwähnen, aber Athen ſuchte den Kampf nicht wie früher, es war auch das Perſerreich nicht mehr ein erobernder Staat. Schon zeigte ſich der Geiſt der Empörung unter ſeinen Statthaltern, die man, abweichend von den Anordnungen des Darius, nicht nur mehrere Satrapien ſondern auch Satrapen- und Feldherrngewalt in Einer Hand vereinigen ließ. Megabyzus von Syrien, der den Inarus überwunden und von des Königs Artaxerxes Mutter gekränkt ſich empört hatte, mußte durch Unterhandlungen beſchwichtigt werden, weil Waffen ihn nicht bezwingen konnten; und vor allen ſchwankend war das Verhältniß der Griechiſchen Städte in Aſien zum Perſerreiche. Nur die Inſeln waren wirklich frei geworden, die Griechen auf dem Feſtlande, die ſeit der Joniſchen Empörung in ganz offenen Städten wohnen mußten, waren, wenn auch zum Theil mit Athen im Bunde, doch dem Perſerkönig tributbar, aber jederzeit geneigt ſich dieſer Pflicht zu entziehen, ſobald die Satrapen ſich nachſichtig oder ohnmächtig bewieſen. Indeſſen blühte der Handel Aſiens noch, ja früher nicht befahrene oder nicht erwähnte Straßen deſſelben erſcheinen um dieſe Zeit das große Perſerreich von einem Ende zum andern durchziehend. Eine ſolche führte von Sardes durch Lydien, Phrygien, Cappadocien, Cilicien, Armenien oſtwärts nach Ecbatana, ſüdöſtlich nach Suſa und knüpfte den Verkehr Vorderaſiens auf dieſer Seite an den Babyloniſchen (denn auch Babylon und Suſa waren durch eine große Heerſtraße verbunden), auf jener, indem ſie von Ecbatana aus durch Medien und Aria fortſetzte, an Bactra, den Vereinigungspunkt der Handelswege des öſtlichen Aſiens. Von da ging eine Straße nordwärts über Maracanda an den Jaxartes, die Grenze des Perſerreiches, öſtlich eine andere nach Serica, eine dritte ſüdöſtlich nach Indien:

Gold, Edelsteine, Indische Perlen und Gewürze, seidene und feine wollene Gewebe kamen aus diesen entlegenen Ländern in den Handel selbst der abendländischen Völker. — Eben so wenig als Persien waren Sparta und der Peloponnesische Bund zum Kriege geneigt, auch sie wollten nur das Bestehende erhalten. Es gehörten aber außer Sparta zu diesem Bündniß Corinth, Megara, die Argolischen Städte außer Argos, von den Arcadiern vornämlich Tegea, alle diese aristocratisch regiert, und Elis, wo (seit 471) der Demos zu größerem Ansehn gelangt war, doch ohne die Aristocratie ganz auszuschließen. Die Bundesglieder waren unabhängig von einander, Streitigkeiten wurden durch Schiedsrichter geschlichtet, welche die Partheien selbst ernannten, oder durch das Delphische Orakel; auf den Bundesversammlungen, die zur Berathung über Krieg, Frieden und alle gemeinsamen Angelegenheiten nach Bedürfniß zusammen kamen, galten alle Stimmen gleich und die Mehrheit entschied. Mannschaft, Geld und sonstige Leistungen waren nach einem bestimmten Verhältniß im voraus veranschlagt und wurden dem Bedarf gemäß eingefordert; Sparta hatte nur das Recht der Anführung im Kriege, die Hegemonie im engsten Sinne. — Ganz anders die Hegemonie Athens, wo in streng democratischen Formen Pericles durch die Ueberlegenheit seines Geistes mit fürstlicher Macht regierte, seitdem auch Thucydides durch den Ostracismus verbannt (444) und dessen Parthei vollends in den Hintergrund getreten war. Nur wenige der Verbündeten, die nicht durch Abfall ihre Unterjochung herbei geführt, nicht durch Leistung von Geldbeiträgen statt Waffendienstes sich selbst wehrlos gemacht hatten, Samos, Chios und die lesbischen Städte Mytilene und Methymna, waren unabhängige Staaten doch als schwächere Genossen eines mächtigen Bundeshauptes, das sie nach eigenem Ermessen (denn Bundestage wurden nicht mehr gehalten) zum Kriege aufbot, das auch, wenn Streitigkeiten entstanden, den Ausspruch that, für den es Gehorsam forderte. Abhängiger und so gut als Unterthanen waren diejenigen Bundesgenossen, welche entweder sich selbst Geldbeiträge auferlegt hatten, oder denen sie nach Eroberungsrecht von den Athenern auferlegt, die zugleich entwaffnet waren, wie die meisten Cycladen, mehrere Städte in Thracien, am Hellespont, an der Propontis, dem Bosporus und der Küste Kleinasiens, im Jonischen Meere Cephalonia und Zacynthus und Naupactus am

Meerbusen von Crissa. Diese mußten nicht nur die Geldsummen zahlen, welche Athen nach Willkühr ausschrieb, auch die oberste Gerichtsbarkeit in allen diesen Staaten übten die Athener, sie richteten die Verfassungen ein, ordneten die Obrigkeiten, wie es ihnen gut schien. Am härtesten aber war das Loos derjenigen, in deren Gebiet Athenische Kleruchien gegründet wurden ähnlich denen auf Imbros, Lemnos und dem Chersonnes: sie waren völlig Leibeigene. Solche Kleruchien sandte Athen in der Periceischen Zeit nach Naxos, Andros, nach Euböa, als Pericles es wieder unterworfen hatte, nach dem Chersonnes, Thracien, wo nun erst (437) die früher erfolglos versuchte Niederlassung Amphipolis im Goldlande an den Ufern des Strymon zu Stande kam, ferner in die Milesischen Colonien Sinope und Amisos am schwarzen Meer und nach dem Achäischen Sybaris, das im Kriege wider Croton zerstört nun von neuem aufgerichtet wurde und den Namen Thurii erhielt. Diese Kleruchien, Athenische Aufseher in den verbündeten Städten und sechzig Athenische Triremen, welche alljährlich das Meer befuhren, erhielten den Bund in Furcht und in Abhängigkeit von seinem Haupte. Dennoch wagte Samos den Kampf um seine Selbständigkeit, da sich die Athener in eine Fehde mischten, die es mit Milet angefangen hatte. In Hoffnung auf Persischen Beistand und auf die Theilnahme von Byzanz ergriffen die Samier die Waffen, aber Pericles und die Athenische Flotte dämpften den Aufstand nach verzweifelter Gegenwehr (440). Seitdem trat auch Samos in die Reihe derer, die mit Fleiß wehrlos gehalten wurden. Athen aber herrschte nicht in träger Ruhe, nicht in bloß kriegerischer Thätigkeit: Gewerbe und Handel gediehen, die Meister der Baukunst und der Bildnerei verherrlichten die Stadt durch ihre Werke, die theatralische Kunst entfaltete sich zu höchster Schönheit, und Pericles fürstliche Einsicht leitend und fördernd in mitten dieser geistigen Bewegung. Ein solcher Staat erregte in gleichem Maße Zuneigung und Neid unter den übrigen Griechen. Platäa und Argos suchten seine Freundschaft, andere Staaten richteten ihre Hoffnungen auf den Peloponnesischen Bund und dessen Führer. Kam es zwischen Sparta und Athen zum Kriege, so war zu erwarten, daß ein großer Theil Griechenlands mit hineingezogen, ja daß die Wirkung des Kampfes vielleicht noch weiter fühlbar werde, denn schon schweiften die Entwürfe der Athener fern hinaus: an die Erwerbung Aegyptens wurde

gedacht, die Gründung von Thurii eröffnete Aussichten auf Italien, auf Sicilien, selbst Carthago und Etrurien schienen nicht unerreichbar.

3. Im ferneren Westen war um diese Zeit schon Etrurien im Sinken neben jüngern aufstrebenden Staaten, Carthago, Syracus und Rom. Vermuthlich bald nach der Nahmung Corsicas durch die Phocäer hatten die Carthaager auf Sardinien sich zuerst niedergelassen, unter langen Kämpfen gelangten sie gegen Ende des sechsten Jahrhunderts zum Besitz der Insel. Mit den Etruskern lebten sie in Frieden und Handelsverkehr, der durch Tractate geordnet war; einen ähnlichen Vertrag schlossen sie mit den Römern gleich nach Vertreibung der Tarquinier. Seine Waffen wandte Carthago gegen Sicilien, wo die in den Griechischen Städten empor gekommene Tyrannis es aus allen seinen Niederlassungen zu verdrängen drohte. Schon hatte Hippocrates, Tyrann von Gela, auch Naxos, Zancle, Leontium, Camarina und viele Städte der Sicaler erobert und seine fürstliche Macht auf den Gelon vererbt; um so mehr machte ein neuer Ansiedlungsversuch des Heracliden Dorieus die Eifersucht der Sicaler und Carthager rege. Sie erschlugen den Fremdling, aber Gelon ward sein Rächer und ging aus dem Kriege als Sieger hervor. In Syracus standen damals Gamoren, Demos und Cyllyrier in denselben Verhältnissen zu einander wie in Lacedämon Sparter, Periöken und Heloten, nur daß der Demos mit in die Stadt aufgenommen nicht das Feld bauete wie die Periöken; Mißhelligkeiten der Drei bewirkten die Vertreibung der Gamoren, aber Gelon nahm sich dieser an, führte sie zurück und wurde durch sie auch Herr von Syracus. Nicht lange nachher fiel Megara, dann andere kleinere Städte in seine Gewalt; er war der mächtigste Fürst in allen Griechischen Landen, der acht und zwanzigtausend Krieger und zweihundert Triremen zum Beistande gegen den Xerxes anbot, wenn man ihm die Führung des Griechischen Heeres überlassen wolle. Aber Sparta und Athen weigerten sich der Bedingung, und Gelon fand seine Gegner zum zweiten male an den Carthagern. Theron, Tyrann von Agrigent, hatte den Tyrannen von Himera vertrieben, dieser rief die Carthager, jener den Gelon zu Hülfe, aber auch diesmal siegte der Grieche in der großen Schlacht bei Himera (480) und gewann einen ruhmvollen Frieden: die Tyrannis bestand und ging unge-

hindert bei Gelons Tode auf den Hiero über. Dagegen waren die Carthager im Westen thätig ihren Verlust zu ersetzen. Um diese Zeit siedelten sie sich vermuthlich zuerst in Spanien an, und Hanno und Himilco wurden, wie es scheint, eben damals auf Entdeckungsreisen jenseit der Säulen des Hercules ausgeschickt, dieser an der Europäischen Seite, wo mehrere Colonien von ihm sollen gegründet sein, jener an der Küste von Africa. Auch hier wurden Ansiedlungen gestiftet, welche neue Handelswege öffneten und Elfenbein, Gold und Thierfelle auf die Märkte der Carthager brachten. — Die Römer hatten inzwischen harte Kämpfe um ihre Freiheit und im Innern ihres Staates heftige Zwietracht zu bestehen. Die verbannten Tarquinier sollen Etrurien gegen Rom aufgewiegelt haben, nach Römischer Sage zuerst Tarquinii und Veji: als deren Macht am Walde Arsia besiegt, soll Porsenna, König von Clusium, mit einem zweiten Etruskischen Heere gegen Rom gezogen sein. Die Stadt gerieth in große Noth: ihre Rettung wurde, nach einer sagenhaften Nachricht, durch heroische Thaten einzelner Römer bewirkt, die Porsennas Bewunderung erregten und ihn zum Frieden vermogten, glaublichere Zeugnisse melden, Rom habe sich unterwerfen müssen, der Sieger habe den Ueberwundenen sogar den Gebrauch des Eisens zu anderem Zweck als zum Ackerbau untersagt. Aber nach diesem Siege schickte Porsenna seinen Sohn gegen Aricia, damals die vornehmste Stadt in Latium; diese von Cuma und andern Orten her unterstützt widerstand, die Etrusker erlitten eine große Niederlage. Dadurch scheint auch Rom wieder frei geworden zu sein. Nicht lange nachher wurde es von neuem bedrängt durch den Abfall der Latiner, die nicht mehr unterthänig sein wollten. Der Sieg am See Regillus (496) gab den Römern ein Uebergewicht über ihre Feinde, doch war der Krieg noch nicht geendet. Da begann schon die Zwietracht unter den Bürgern: ihre Quelle das harte Schuldrecht. Die Capitalisten waren die Patricier, nur bei ihnen konnte vorkommenden Falles der plebejische Ackerwirth borgen, die Zinsen waren willkührlich, alle Darlehn wie Wechsel auf bestimmte Frist: der Schuldner, der diese nicht einhalten konnte, fiel nach dem Gesetze mit seinen Kindern, selbst wenn der Werth seines Grundstückes mehr betrug als die Schuld, dem Gläubiger als leibeigen zu und hieß als solcher Addictus. Diesem Aeußersten zu entgehen wählten manche Schuld-

ner den Ausweg, daß sie sich und ihr Eigenthum dem Gläubiger verpfändeten und mit dem Pfandgelde ihre Schuld tilgten; so retteten sie die persönliche Freiheit und bauten ihr Feld für den Inhaber des Pfandes. Solche nannte man Nexi. Ihre Zahl mehrte sich zusehens unter den Plebejern, die alljährlich zum Kriegsdienste aufgerufen die eigene Habe zusetzen mußten ohne Antheil zu haben an dem eroberten Lande, das zum Ager publicus geschlagen wurde, oft ließ man ihnen auch nicht die Beute. Sie forderten Abhülfe ihrer Noth, und als sie ihnen nicht ward, verweigerten sie den Kriegsdienst. Versprechungen des Senats, die unerfüllt blieben, vermehrten das Mißvergnügen. Die Unruhigen zu schrecken erfanden die Patricier das Amt des Dictators, dem Senat und Curien auf sechs Monate das alleinige Imperium auch innerhalb der Stadt übertrugen. Eine Weile wirkte dies Mittel, aber einst bei der Heimkehr von einem Feldzuge brach der Aufstand dennoch aus. Das plebejische Heer besetzte den heiligen Berg und den Aventinus, auf den andern Hügeln der Stadt standen die Patricier, auch sie zum Gefechte bereit. Dies zu vermeiden fing der Senat im Auftrage der Patricier Unterhandlungen an. Die Nexi und Addicti wurden frei gegeben, die Schulden erlassen, aber das Schuldrecht blieb. Der vornehmste Gewinn der Gemeine war, daß fünf plebejische Tribunen, durch die Centurien jährlich gewählt, durch den Senat bestätigt, von nun an die Vertreter ihres Standes wurden, denen die Einsage zustand in alle Senatsbeschlüsse, die den Rechten der Plebs zuwider waren, und die vornämlich über Ausführung der Lex Valeria zu wachen hatten, weshalb ihnen für ihre Person Unverletzlichkeit und die Befugniß ertheilt wurde den Berathungen des Senats ohne Stimmrecht beizuwohnen (193). Gleichzeitig mit dieser Aenderung seiner Verfassung machte Rom seinen Frieden mit den Latinern. Ein neues Bündniß wurde geschlossen, das auf ewige Zeiten bestehen sollte, und in dem beide Theile sich gegenseitig das Municipium zugestanden d. h. die Rechte der eigenen Bürger mit Ausnahme des Stimmrechtes in den Comitien und des Rechtes obrigkeitliche Würden zu erlangen; im Kriege sagten sie sich treulichen Beistand zu bei abwechselndem Oberbefehl und gleicher Theilung der Beute und des eroberten Landes. Zum Frieden gelangte aber Rom auch so nicht, es wandte seine Waffen von den Latinern gegen die Volsker, die durch unaufhör-

liche Fehden heimgesucht wurden, in seinen Mauern begann der Streit um das Gemeinland, dessen Nutzung lediglich den Patriciern zu Gute kam, welche sogar nicht selten sich der Entrichtung des Zehnten an den Staatsschatz entzogen. Gegen diesen Mißbrauch brachte der Consul Spurius Cassius Viscellinus ein Ackergesetz in Vorschlag (485), das erste der republicanischen Zeit, des Inhaltes, den Plebejern solle ihr gebührender Antheil des eroberten Landes als Eigenthum angewiesen werden wie den Patriciern der ihre zur Nutzung, wofür diese den Zehnten, wie jene von ihren Grundstücken Steuern zu entrichten hatten. Das Gesetz wurde angenommen, aber seine Ausführung hintertrieben, Cassius nach Beendigung seines Consulates angeklagt, als strebe er nach der Königswürde, verurtheilt und hingerichtet. Um ähnliche Unternehmungen zu Gunsten der Plebs zu hindern, versuchten die Patricier dieser ihren Antheil an der Consulwahl zu entziehen. Die Curien und der Senat wählten, den Centurien wollten sie nur die Bestätigung vergönnen: die Plebejer und ihre Tribunen widersetzten sich der eigenmächtigen Neuerung, dennoch behaupteten die eingedrungenen Consuln ihre Gewalt und erregten Kriege mit den Nachbarn besonders mit Veji, um die Plebejer zu beschäftigen. Diese konnten den Dienst nicht verweigern, aber sie ließen sich absichtlich von den Etruskern besiegen und flohen (481). Da erkannten die Patricier die Nothwendigkeit sich auszugleichen, und man kam überein, es solle ein Consul von den Curien, der andre von den Centurien gewählt, die Gewählten gegenseitig bestätigt werden. Dann ging der Krieg gegen Veji wieder an, aber noch immer mit schwankendem Erfolg. Das Geschlecht der Fabier mit seinen Clienten übernahm in einer Burg an der Cremera die Vorhut gegen den Feind und durchstreifte von da das Gebiet von Veji, aber in einen Hinterhalt gerathen bei die ganze Schaar (477), die Etrusker drangen bis in die Nähe von Rom. Um dieselbe Zeit geriethen sie aber auch mit Cumä und dem Hiero von Syracus in Krieg; die Griechen erfochten zur See einen entscheidenden Sieg, zu Lande trieben die Römer den Feind bis an die Mauern seiner Stadt und erzwangen einen vierzigjährigen Frieden (470). Ihre andern Gegner wurden den Etruskern nicht weiter verderblich, denn auf Sicilien und an der Italischen Küste wurde bald nachher in den Griechencolonien die Tyrannis abgestellt, zuerst in Agrigent, dann nach Hieros Tode (467) auch

in Syracus, in Cuma und Rhegium, Partheikämpfe entstanden, aus denen zuletzt democratische Verfassungen hervor gingen. Daneben waren die Siculer zu bekämpfen, die unter Ducetius Anführung sich gegen die Griechen ihrer Insel auflehnten. Erst um 455 thaten die Syracuser wieder ein Paar Kriegszüge gegen die Etrusker um Seeräubereien zu ahnden, und Corsica und Aethalia wurden verheert. Für Rom dauerten inzwischen nach dem vierzigjährigen Frieden die Volskischen Fehden fort, doch war seine hauptsächlichste Thätigkeit nach innen gerichtet. Ein Gesetz des Tribunen Volero Publilius, welches den Comitien der Tribus die Tribunenwahl und das Recht über Staatsangelegenheiten zu berathen übertrug, war schon während des Krieges gegen Veji unter starkem Widerstreben vieler Patricier durchgesetzt (472); die lex Icilia hatte das Jahr darauf die Bestimmung hinzugefügt, wer einen Tribun in seinen Vorträgen an die Plebs unterbreche, könne durch jenen vor das Gericht der Tribus gestellt werden. Dennoch hofften manche Patricier wieder zu gewinnen, was verloren war. Coriolanus, einer derselben, that während einer Hungersnoth im Senat den Vorschlag, Getreide an die Plebs zu vertheilen unter der Bedingung, daß sie dem Tribunat entsage. Die Tribunen forderten ihn deshalb vor das Gericht der Tribus, er wurde verurtheilt und ging zu den Volskern, die ihm Bürgerrecht verliehen und zu ihrem Feldherrn sollen ernannt haben. Der Volskische Krieg wurde heftiger als je; alle latinischen Städte ergaben sich und stießen zu dem Volskischen Heere, das bis nahe an Rom vordrang. Da erboten sich die Römer dem Coriolan sein Bürgerrecht herzustellen, er aber verlangte Gleiches für alle sonstigen Verbannten und für die Volsker Zurückgabe aller ihnen entrissenen Lande, Abberufung der dort angesiedelten Colonen, Bündniß und Municipium. Die Forderung schien den Römern zu hart, selbst Coriolans Mutter beschwor ihren Sohn nicht darauf zu bestehen; da entsagte dieser auch für seine Person der Heimkehr, die Volsker aber scheinen etliche Jahre später dennoch erlangt zu haben, was er für sie begehrte. Noch während des Volskischen Krieges trat der Tribun C. Terentilius Harsa mit dem Antrage hervor, man solle Gesetze geben, welche die Grenzen der Consulrmacht bestimmten und einerlei Recht für Plebejer und Patricier anordneten. Die Patricier

ſahen in dieſem Vorſchlag eine gefährliche Neuerung, acht Jahre wurde mit der höchſten Leidenſchaft darüber geſtritten; der Verſuch eines Sabiners Herdonius während dieſer Unruhen mit einer Schaar Verbannter und Abentheurer ſich Roms zu bemächtigen führte nur eine augenblickliche Einigung der Factionen herbei: als der Feind abgewehrt war, erneuete ſich der Bürgerzwiſt. Die Tribunen erlangten zuerſt Vermehrung ihrer Anzahl auf zehn, dann wurde auch das Terentiliſche Geſetz durch Senat und Curien angenommen (455). Drei Senatoren gingen als Abgeordnete nach Athen um deſſen Geſetze zu erforſchen; als ſie heimkehrten, wurden zehn Patricier als Decemvirn mit der neuen Geſetzgebung beauftragt (452). Am Ende des Jahres waren zehn Geſetztafeln vollendet, denen Curien und Centurien ihre Genehmigung ertheilten. Durch ſie wurden, wie es ſcheint, die Patricier in die Plebejiſchen Tribus aufgenommen, ohne daß jedoch die Curien aufgehoben wären, die Comitia centuriata erhielten die oberſte Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, Conſulat und Tribunat wurden abgeſchafft und dagegen ein Decemvirat zur Hälfte aus Patriciern, zur Hälfte aus Plebejern angeordnet, welche vielleicht fünf Jahre oder doch länger als ein Jahr ihr Amt bekleiden ſollten. Die Geſetzgeber legten darauf ihre Würde nieder, und das neue Decemvirat trat in Wirkſamkeit, das zu den zehn noch zwei Geſetztafeln hinzufügte, in ihnen manche harte Beſtimmungen. Das Schuldrecht blieb in Kraft, nur wurde der Zinsfuß auf eine Unze vom As d. h. auf 10 P. C. feſtgeſetzt; Ehen zwiſchen Patriciern und Plebejern waren nicht geſtattet, den Letztern wurde das Recht der Berufung von den Decemvirn an ihre Comitien entzogen, während es für die Patricier fort beſtand. Indeſſen erregten nicht ſowol dieſe Geſetze als Gewaltthätigkeiten der Decemvirn, beſonders eines unter ihnen, des Appius Claudius, den Unwillen der Plebejer: ein Aufſtand erwirkte ihnen Herſtellung des Tribunats und des Rechtes der Berufung auf die Comitia tributa, das Decemvirat hörte auf (449). Die Centurien wählten wieder patriciſche Conſuln, dieſe brachten dagegen das Valeriſche Geſetz zur Annahme, welches den Beſchlüſſen der Tribus gleiche Kraft mit denen der Centurien beilegte. Die Partheien ſchienen beruhigt, die Sabiner wurden in einer Hauptſchlacht beſiegt und zu einem Frieden genöthigt, der ihnen das Municipium mag ertheilt haben (448). Dennoch erneuten ſich die Reibungen mit großer Heftigkeit, als

im Jahre 411 neun Tribunen darauf antrugen, es solle einer der Consuln immer ein Plebejer sein, oder wenigstens solle die Wahl aus beiden Ständen frei stehen, welchem Vorschlage der Tribun Canulejus noch den hinzufügte, das Eheverbot zwischen Patriciern und Plebejern aufzuheben. Mit Widerstreben wurde das Letztere eingeräumt, dem Ersteren wich man aus, indem man statt der beiden Consuln drei Kriegstribunen mit Consulngewalt ohne Unterschied des Standes erwählen ließ, aber zugleich wurde die Censorwürde neu geschaffen, welche die Patricier sich so vorbehielten, daß auch das Wahlrecht in den Händen der Curien war, und durch welche reichlich wieder gewonnen wurde, was man den Plebejern eingeräumt hatte. Denn während den Kriegstribunen nur die Führung des Heeres zustand, umfaßte die Censur den Vorsitz im Senat, in den Comitien, das Richteramt, die Verwaltung des Staatseigenthums, die Führung der Steuerrollen und der Listen des Senats, der Ritter und der Tribus und damit zugleich die Aufsicht über die Sitten der Bürger, welche der Censor theils nach richterlichem Erkenntniß, theils nach eigener Ueberzeugung als Unwürdige aus Stand und Tribus stoßen konnte. Dies Amt wurde auf fünf Jahre zwei Männern ertheilt; die neugewählten Kriegstribunen, obwohl alle Patricier, nöthigte man bald durch den Vorwand ungünstiger Auspicien ihre Würde abzulegen, und wiederum wurden Consuln gewählt. Erst nach fünf Jahren kam es von neuem zur Wahl consularischer Kriegstribunen, aber auch diesmal nur Patricier; wiederum folgten drei Jahre nach einander Consuln, dann consularische Kriegstribunen aus den Patriciern, während deren Verwaltung, wenn auch nicht auf ihren Antrieb durch die Lex Aemilia zuerst eine Beschränkung der Censur vorgenommen wurde, indem man sie nur anderthalb Jahre dauern und nur von vierthalb zu vierthalb Jahren eintreten ließ (433). Indessen war diese Bestimmung nur auf einen Theil des Amtes, auf die Abfassung der Bürger- und Steuerlisten, den eigentlichen Census, anwendbar, der alle fünf Jahre erneuert wurde, die richterlichen Geschäfte erlaubten keine solche Unterbrechung; daher mußte für die Zeit, da keine Censoren waren, ein Stellvertreter derselben gewählt werden, der gleich den übrigen Magistraten jährlich wechselte und unter den consularischen Kriegstribunen als der vierte mit gezählt wurde. Denn noch geraume Zeit dauerte die Spannung zwischen Patriciern und Plebejern,

welche bald Conſuln, bald conſulariſche Kriegstribunen, doch auch dieſe immer aus den Patriciern, als erſte Magiſtrate an die Spitze des Staates ſtellte. Wanderungen kriegsluſtiger Schwärme aus Samnium brachten inzwiſchen das untere Italien in Aufregung (438). Ein ſolcher Haufe, nach ſeinem Anführer Lucius, Lucaner benannt, eroberte die Landſchaft, die ſeitdem Lucanien hieß; der andre ging nach Campanien. Die Etrusker in Vulturnum theilten gutwillig Stadt und Feldmark mit den Eingedrungenen, um ſie zu gewinnen, aber ſiebenzehn Jahre ſpäter erſchlugen dieſe alle alten Bewohner, behaupteten den Ort allein, der von ihnen Capua genannt wurde, und eroberten bald Cuma und alle übrigen Städte Campaniens der Griechen wie der Etrusker. Im Norden durch die Gallier, im Süden durch Samnitiſche Auswanderer beſchränkt blieben die Etrusker auch in ihrem Gebiete am Arno, nicht unangefochten. Ehe noch der vierzigjährige Friede ganz abgelaufen war, begann der Krieg zwiſchen Veji und Rom von neuem. Fidenä, eine Etruriſche Stadt, die ſchon in der Königszeit von den Römern ſoll erobert ſein, wohin eine Römiſche Colonie geführt war, vertrieb die Anſiedler, fiel ab und verbündete ſich zu ihrer Sicherheit mit Veji und Falerii (436). Dennoch wurde Fidenä nach drei Jahren von den Römern wieder eingenommen, und da es nochmals abfiel und nochmals erobert war, zerſtört; Tolumnius, König von Veji, wurde in ſeiner Stadt belagert und getödtet, die Bürger eilten mit Rom abermals einen Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahre zu ſchließen (423).

4. In Griechenland war mitlerweile der Peloponneſiſche Krieg ausgebrochen. Erſte Veranlaſſung gaben dazu Mißhelligkeiten zwiſchen Corinth und ſeinen Colonien. In Epidamnus vertrieb der Demos im Aufruhr den Adel; dieſer befehdete die Stadt, welche zuerſt bei den Corcyräern Hülfe ſuchte und auf deren Weigerung bei den Corinthern. Hier fand ſie Beiſtand, aber nun nahmen die Corcyräer, längſt der Mutterſtadt abgeneigt, ſich der Vertriebenen an und belagerten mit ihnen Epidamnus. Da miſchten ſich auch Megara, Epidaurus, Leucas, Ambracia, Elis, Theben und einige andre Staaten in den Streit, indem ſie Corinth mit Schiffen und Geld unterſtützten, dennoch ſiegten die Corcyräer in einer Seeſchlacht und eroberten die belagerte Stadt (435). Dann ſuchten ſie die Aufnahme in den Bund der

Athener und erlangten sie, doch nur zur Vertheidigung ihres Gebietes. Als nun in einer neuen Seeschlacht unsern Corcyra der Sieg sich auf die Seite der Corinther neigte, kam eine Athenische Flotte, die anfangs keinen Theil am Gefechte genommen, den Corcyräern zu Hülfe und die Gegner mußten sich zurückziehn. Um so höher stieg der Haß der Corinther gegen Athen, das zugleich einen andern Feind bekam an seinem abtrünnigen Bundesgenossen, dem König Perdiccas von Macedonien. Wie dieser die Chalcidischen Colonien zum Abfall von Athen reizte, so war Gleiches für Potidäa von deren Mutterstadt Corinth zu besorgen. Daher sandten die Athener gegen Perdiccas ein Heer und verlangten von Potidäa Aufhebung des Colonialverhältnisses zu Corinth, Geiseln und theilweise Schleifung ihrer Mauern. Potidäa weigerte sich und fiel ab, mit ihr die Chalcidier, welche auf Perdiccas Rath ihre Wohnsitze am Meer verließen und sich in eine gemeinsame Veste Olynthus zogen (432). Der Krieg begann nun auch hier, Potidäa wurde belagert. Dagegen trat in Sparta auf Betrieb der Corinther die Bundesversammlung zusammen und faßte den Beschluß, der dreißigjährige Friede sei von den Athenern gebrochen, indessen unterhandelte man noch, als die Thebaner den Krieg begannen, indem sie sich durch einen Ueberfall der Stadt Platäa zu bemächtigen suchten (431). Das Unternehmen mißlang, und Platäa schloß sich um so enger an Athen; zu diesem Staat hielten sich außer seinen beständigen Verbündeten auch Corcyra und die meisten Acarnanier. Auf die Seite des Peloponnesischen Bundes stellten sich die Locrer, Phocier, Böotier sammt denen, die schon vorher Corinth gegen Corcyra geholfen hatten. Argos und die Achäer blieben partheilos. Die Peloponnesier drangen mit dem Landheer, auf dem ihre vornehmste Stärke beruhte, in Attica ein, aber die Athener zogen sich auf Pericles Rath in ihre befestigte Stadt, duldeten die Verwüstung ihres Gebietes und entschädigten sich durch Streifzüge ihrer Flotten an allen Küsten der Gegner. Die unzuverlässigen Aegineten vertrieben sie und sandten Athenische Ansiedler auf die Insel; für den Krieg in Chalcidice und gegen Potidäa wurde ein Bundesgenosse gewonnen an Sitalces, dem Könige der Odryser in Thracien; selbst Perdiccas versöhnte sich wieder mit Athen. Dieselbe Weise der Kriegführung wiederholte sich im folgenden Jahre von beiden Seiten, nur daß die Pest sich zu den Feinden der Athener ge-

fellte, welche in der Stadt und in den Heeren große Verwüstungen anrichtete, doch wurde Potidäa erobert und Phormio mit einer Flotte nach Naupactus gesandt. Dadurch war die Verbindung gehemmt zwischen Corinth und seinen Colonien Leucas, Ambracia und Anactorium. Diese drangen deshalb durch Acarnanien gegen Naupactus, von Corinth her kam eine Flotte, aber Athener und Acarnanier schlugen beide Angriffe zurück, Phormio behauptete seine Stellung. Auch Platäa, um dieselbe Zeit von Spartern und Böotiern umlagert, widerstand. Dennoch verließ die Athenische Flotte nach dem Abzuge der Gegner Naupactus und kehrte heim. Pericles war gestorben (429), ein roher Democrat Cleon leitete die Ecclesia, eine gemäßigtere aristocratische Parthei, zu der vor andern Nicias gehörte, widerstrebte jenem, aber ohne Erfolg. Da fiel Mytilene vom Bunde ab; dorthin wandte sich der Seekrieg, auf dem Lande war die Belagerung Platäas das Hauptunternehmen. Die Inselstadt eroberten die Athener, nahmen ihr Mauern, Schiffe und Freiheit und sandten Athenische Kleruchen in ihr Gebiet, Platäa wurde gleichfalls von seinen Feinden eingenommen und zerstört (427). Dann zog sich der Krieg wieder nach dem westlichen Meere. In Corcyra war Bürgerfehde entstanden, dorthin zogen die Peloponnesier den Aristocraten zu Hülfe, die Athener der Volksparthei. Nun war Naupactus wieder ein bedeutender Platz. Von hier aus bekriegten die Athener Aetolien um Westgriechenland in ihre Hände zu bringen, sie wurden zurückgeschlagen und die Aetolier verbündeten sich mit den Peloponnesiern. Beide vereint drangen darauf zu Lande gegen Naupactus vor, auch Ambracia leistete Beistand, dennoch siegten die Athener und Acarnanier über diese Feinde und eroberten zuletzt die Corinthische Colonie Anactorium um eben die Zeit, da nach zweijährigen Kämpfen der Bürgerkrieg in Corcyra mit grausamer Vertilgung der Aristocraten endete (425). Unterdessen war schon der Krieg noch weiter nach Westen verbreitet. Syracus war mit Leontium in Streit gerathen, alle Dorer auf Sicilien hatten für jene, die Jonier, auch Rhegium jenseit der Meerenge, für diese Parthei ergriffen. Athen, als Stammgenossinn der Jonier, um Hülfe angesprochen, gewährte sie gleichfalls um dieselbe Zeit, da die Fehde auf Corcyra begann. Drei Jahre dauerte dieser Sicilische Krieg, da verglichen sich die Städte der Insel aus Furcht, Athen mögte die Herrschaft über alle an sich reißen,

und die Athenische Flotte kehrte heim (121). Während dieser Feldzüge nach Corcyra und Sicilien hatten die Athener sich des unbewachten Hafens Pylos in Messenien bemächtigt und ihn sogleich stark befestigt (123). Vergebens bemühten sich die Spartaner den Ort wieder zu gewinnen, sie erlitten in wiederholten Angriffen nur schwere Verluste. Messenier aus Naupactus besetzten Pylos und suchten Laconien durch Streifzüge heim, indem sie auch die Heloten zum Aufstande reizten. Dasselbe geschah von Cythera aus, als im folgenden Jahre die Athener auch diese Insel eroberten. Zugleich bekamen sie Nisäa, den Hafen von Megara in ihre Gewalt und leiteten einen Aufstand der Democraten in mehrern Böotischen Städten ein, der die Aristocratie und den Bund mit Sparta aufheben sollte. Dies Anwachsen der Athenischen Macht selbst in der Nähe von Laconien erzeugte das Gegenbestreben den gefährlichen Feind zu entfernen. Deshalb wurde der Krieg in Chalcidice, der eine Weile nur lau geführt war, von den Spartern aufs neue angefacht. Perdiccas, jetzt schon wieder mit Athen zerfallen, verband sich mit Brasidas, der an der Spitze eines Peloponnesischen Heeres als Befreier der Athenischen Unterthanen auftrat (121). Amphipolis fiel sogleich ab, mehrere andre Städte wurden eingenommen. Zu derselben Zeit schlug der Aufstand in Böotien fehl, und die Athener erfuhren eine Niederlage bei Delium. Dies erregte Besorgniß; Nicias und seine Freunde riethen zum Frieden, den auch in Sparta viele wünschten, aber hier widerstrebte Brasidas, dort Cleon. Chalcidice war nun die Wahlstatt der Kämpfenden, dort fiel Cleon auf der Flucht, Brasidas als Sieger in der Schlacht bei Amphipolis (122). Dies erleichterte den funfzigjährigen Frieden des Nicias (121), welcher bestimmte, Pylos und Cythera sollten den Spartern, Amphipolis den Athenern zurückgegeben, Olynthus nebst fünf andern Städten jener Gegend von den Spartern geräumt werden und zu Athen in das ursprüngliche Bundesverhältniß treten. Böotien, Megara, Corinth und Elis weigerten sich diesen Vertrag anzunehmen, der ihnen ungünstig schien; um sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen verbündeten sich Athen und Sparta zu Angriff und Vertheidigung. Aber nun regte Corinth die Argiver auf, deren dreißigjähriger Friede mit Sparta damals zu Ende ging, sich an die Spitze eines Bundes zu stellen, dem Mantinea, Elis, die Chalcidier in Thracien, Corinth selbst beitraten;

Böotien und Megara zögerten nur aus Scheu vor der Democratie in Argos. Mitlerweile schwand auch die Einigkeit zwischen Athen und Sparta, denn Amphipolis, das sich der Rückkehr in die frühere Abhängigkeit widersetzte, war nur geräumt, nicht Athen übergeben, deshalb verweigerte dieses die Zurückgabe von Pylos. Nun suchte Sparta in die Verhältnisse vor dem Frieden des Nicias wieder einzulenken und schloß zunächst ein Bündniß mit den Böotiern. Athen erklärte das für einen Bruch seines Bundes mit Sparta, denn die Böotier hatten den funfzigjährigen Frieden nicht angenommen; Alcibiades, der politische Gegner des Nicias, bewirkte den Abschluß eines Bundes zwischen Athen, Argos und dessen Verbündeten (420), von dem nur Corinth, jetzt wieder den Lacedämoniern befreundet, sich ausschloß. Gereizt durch Alcibiades griffen auch die Argiver Epidaurus an, diesem sandte Sparta Beistand, jenen ihre Verbündeten, der Krieg wandte sich nach Arcadien, und bei Mantinea siegten die Sparter (418). Dadurch sahe sich Argos genöthigt, seinen Verbindungen zu entsagen und dem Bunde der Peloponnesier beizutreten: dasselbe thaten Mantinea und die Chalcidier. In Argos wurde darauf Oligarchie eingeführt, allein der Demos stellte im Aufruhr die frühere Ordnung her und erneute den Bund mit Athen. Dieses eroberte darauf die Insel Melos, eine Colonie von Sparta, ließ von Pylos aus Einfälle in Laconien thun und faßte endlich, da niemand ihm wehrte, einen noch größern Plan. Schon wieder war unter den Griechen auf Sicilien Uneinigkeit, vornämlich führte Egesta, eine Sicanische den Joniern befreundete Stadt, Klagen über Gewalt, welche Selinus und Syracus wider sie geübt, und suchte bei den Athenern Hülfe. Alcibiades unterstützte ihr Gesuch, Nicias widersprach, aber der Kriegszug nach Sicilien wurde von der Ecclesia beschlossen und eine stattliche Flotte abgesandt (415). Eben war diese gelandet, als Alcibiades, der zu den Anführern gehörte, nach Athen vor Gericht gefordert wurde, seine Gegner hatten ihn als Frevler am Heiligen angeklagt und des Strebens nach der Herrschaft verdächtig gemacht. Er reis'te ab, entfloh aber seinen Begleitern unterweges und begab sich nach Sparta, während er in Athen abwesend zum Tode verurtheilt und mit dem Fluch belegt wurde. Dagegen war er nun der heftigste Widersacher seiner Vaterstadt; seine Vorstellungen von der Gefahr, die allen Peloponnesiern drohe, brachte Sparta zu dem

Entschluß den Krieg zu erneuern, auf seinen Rath wurde ein Landheer nach Attica geschickt, welches Decelea einnahm, befestigte und von hier aus ununterbrochen die Athener beunruhigte, und nach Sicilien wurde Gylippus mit einer Flotte abgefertigt. Denn die Athener, obwohl getäuscht in ihren Erwartungen von der Macht Egestas und unter allen Griechischen Städten in Italien und Sicilien nur von Naxos willig, von Catana halb mit Zwang aufgenommen, waren dennoch vor Syracus gerückt und bedrängten die Stadt so, daß sie Hülfe in Corinth und Sparta suchte. Aber dem Gylippus gelang es nicht nur die belagerte Stadt zu befreien, sondern auch den Belagerern die Heimkehr abzuschneiden. Diese wollten sich nun in das Innere der Insel zu befreundeten Siculern zurückziehen, aber auch auf diesem Wege angegriffen erlag das ganze Heer in der Nähe des Flusses Asinarus (413). Von da an gingen **Syracus und Athen** mit gleichen Schritten ihrem Fall entgegen. Jenes schickte zwar eine Flotte unter Hermocrates Anführung zur Theilnahme an den weitern Kämpfen der Peloponnesier aus, aber im Innern der Stadt lagen Aristocraten und Democraten im Streit. Die Letztern siegten unter Leitung des Diocles, der die Verfassung noch mehr zu Gunsten des Demos einrichtete, mehrere der Gegenparthei, auch der abwesende Hermocrates wurden verbannt. Nicht minder erneuerte sich der Streit zwischen Egesta und Selinus, jene rief die Carthager zu Hülfe, die seit Gelons Zeit nun zum ersten mal wieder einen Versuch wagten sich Sicilien zu unterwerfen. Selinus und Himera, obwohl von Syracus unterstützt, kamen in die Gewalt der Carthager. Da kehrte Hermocrates zurück, sammelte Mannschaft und kämpfte glücklich gegen den drohenden Feind, dennoch konnten seine Freunde in Syracus nur die Verbannung des Diocles, nicht die Heimberufung des siegreichen Mannes bewirken, und als er mit den Waffen eindringen wollte, fiel er im Gefecht. Die Partheiung dauerte fort, während ein Carthagisches Heer gegen Agrigent zog, die Syracuser, die sich ihm entgegen stellten, besiegte und auch jene Stadt eroberte (406). In Syracus trat Dionysius, der früher zu Hermocrates Genossen gehört hatte, als Ankläger auf gegen die Anführer des Heeres und maß ihnen die Schuld der Niederlage bei. Er fand Gehör, man ernannte ihn zum Mitfeldherrn, bald zum alleinigen Kriegsfürsten, er aber gewann das Heer und durch dieses die Alleingewalt in der Stadt

(406). Mit den Carthagern, in deren Lager die Peſt ausgebrochen war, ſchloß er bald nachher (404) einen Frieden, der Selinus, Agrigent und Himera in ihren Händen ließ, Gela und Camarina wurden ihnen zinspflichtig und der Mauern beraubt, die Leontiner, Meſſina und die Siculer ſollten unabhängig, Syracus unter Dionyſius ſein. So kam in dieſer Stadt die Tyrannis zum zweiten male auf, drückender als die erſte, denn ſie ſtützte ſich nicht wie dieſe auf den Demos, ſondern keinem Theile der Bürger befreundet auf eine Kriegsſchaar fremder Söldner. — Athen gelangte gleichzeitig zu ähnlichem Ziel. Die Angriffe aus Decelea und die Niederlage in Sicilien brachen die Macht des Staates ſo ſichtbar, daß ſich faſt überall die Atheniſchen Bundesgenoſſen zum Abfall geneigt bewieſen und heimlich mit den Peloponneſiern unterhandelten. Chios ſagte ſich zuerſt los, und ſobald eine Peloponneſiſche Flotte an der Küſte Ioniens erſchien, folgten Teos, Milet, Emdus, Rhodus, Byzanz, Cyzicus u. a. nach und nach ſeinem Beiſpiel. Dann trat auch Perſien zu den Gegnern Athens, denn Tiſſaphernes, Satrap von Lydien, der von dem Könige Darius II. den Auftrag erhalten hatte, die Steuern aus den Griechiſchen Städten einzutreiben, wünſchte den Abfall dieſer von Athen, welches geraume Zeit die Zahlung der Abgaben an den König gehindert hatte; Sparta und Perſien verfolgten alſo hier dieſelben Zwecke. Gegen ſolche vereinten Kräfte konnte die Atheniſche Seemacht, die bei Samos ihren Ankerplatz nahm, wohl hie und da einen Vortheil, aber keinen bleibenden Sieg erringen. Allein auch das eifrige Zuſammenwirken jener war nicht von Dauer. Sparta verweigerte die Beſtätigung der Bündniſſe, welche ſeine Feldherrn mit Tiſſaphernes geſchloſſen hatten, weil in ihnen die Herrſchaft des Perſerkönigs anerkannt war über alle Griechiſche Städte, die er oder ſeine Vorfahren beſeſſen, was ſich auch auf Xerxes Eroberungen ausdehnen ließ. Ward der Satrap dadurch gereizt, ſo ward es Alcibiades nicht weniger, als er erfuhr, Sparta mißtraue ihm und trachte ihm nach dem Leben. Er entwich von der Peloponneſiſchen Flotte zum Tiſſaphernes und wußte ſich bald deſſen Gunſt zu erwerben, indem er ihm zeigte, die richtige Politik der Perſer ſei, keinen Griechiſchen Staat am wenigſten Sparta übermächtig werden zu laſſen. Seitdem wurden die Peloponneſier nur nachläſſig unterſtützt und es begannen Unterhandlungen des Alcibiades mit

den Anführern der Atheniſchen Flotte, denen er die Möglichkeit eines Bundes der Perſer mit Athen durch ſeine Vermittlung zeigte, wenn man ihn dagegen heimberufen und ſtatt der Democratie eine oligarchiſche Verfaſſung einführen wolle. Der letzte Vorſchlag, ſchwerlich Alcibiades wahre Meinung, war auf die Geſinnung der Heerführer berechnet, aber dieſe vergalten Trug mit Trug. Sie brachten die Athener in Aufregung durch die Ausſicht auf Perſiſchen Beiſtand und bewirkten dann theils durch Liſt, theils durch Gewalt den Umſturz der Verfaſſung (411); die Bule wurde aufgelöſ't, von und aus den Oligarchen Vierhundert gewählt und dieſen die Regierung des Staates übertragen, ſtatt der Eccleſia ſollten nur Fünftauſend zur Theilnahme an der Berathung nach Willkühr der Vierhundert berufen werden. Von der Heimkehr des Alcibiades war nicht die Rede, auch hatten ſich deſſen Vorſpiegelungen bald als grundlos erwieſen, indem Tiſſaphernes ſich mit den Peloponneſiern ausglich und ein neues Bündniß ſchloß, das nur die Griechiſchen Städte in Aſien für den Perſerkönig in Anſpruch nahm. Dennoch gelang der Plan des gewandten Atheners. Die Flotte bei Samos, unzufrieden mit der neuen Staatsform, rief ihn zurück und geſellte ihn den Strategen bei, welche ſie ſich, ſtatt der Oligarchen, eigenmächtig aus den democratiſch Geſinnten gewählt hatte. In Athen waren indeß die Vierhundert ſelbſt uneins geworden; eine Flotte, welche Euböa gegen eine Landung der Sparter ſchützen ſollte, wurde beſiegt, und auch Euböa fiel vom Bunde ab. Dieſer Unfall hatte den Sturz der Oligarchie zur Folge, denn ihr maß man die Schuld bei. Die Democraten erhoben ſich und ſetzten die Bule wieder ein; die Rechte der ehemaligen Eccleſia wurden den Fünftauſend übertragen, zu denen alle gehören ſollten, welche die volle Rüſtung beſäßen. Mit dieſen Aenderungen war auch die Flotte zufrieden geſtellt; Alcibiades aber, deſſen Verbannung aufgehoben wurde, ſtreute durch fortwährende Unterhandlungen mit dem Tiſſaphernes Argwohn zwiſchen Sparta und dem Satrapen aus. Die Peloponneſier gingen daher auf die Einladung des Phrygiſchen Statthalters Pharnabazus ein, der ſie nach dem Hellespont gegen die dortigen Verbündeten der Athener rief. Die Flotte bei Samos brach zu deren Schutze auf und erfocht mehrere Siege, Cyzicus, Chalcedon, Byzanz u. a. wurden eingenommen (411 — 407), Vortheile, die dem Alcibiades die glänzendſte Aufnahme er-

warben, als er nach mehrjähriger Abwesenheit mit der Flotte in seine Heimath zurückkehrte, und gegen die der Verlust von Pylos, welches die Sparter indessen gewannen, nicht beachtet wurde. Allein um diese Zeit wurde, vom Könige Darius gesandt, dessen jüngerer Sohn Cyrus Statthalter im westlichen Asien, der sich sogleich den Spartern und ihrem Feldherrn Lysander äusserst günstig bewies. Dagegen ernannten die Athener den Alcibiades zum unumschränkten Befehlshaber, der nach Samos segelte um von da den Feind zu bekämpfen; aber die Stimmung des Volkes änderte sich plötzlich, als in Abwesenheit des Heerführers von dessen Untergebenen das Seetreffen bei Notium geliefert und verloren wurde. Man entsetzte den Alcibiades und dieser zog sich auf eine Veste in Thracien zurück. Bald nachher riefen die Sparter den Lysander ab und sandten den Callicratidas als dessen Nachfolger, einen weniger schmiegsamen Mann, dem Heere so wenig willkommen als dem Cyrus. Der neue Anführer zog gegen Lesbos, siegte und schloß die Athenische Flotte in dem Hafen von Mytilene ein. Da wurde aus Athen Verstärkung geschickt, es gelang die Peloponnesier in einer großen Schlacht bei den Arginusischen Inseln zu besiegen, wo auch Callicratidas umkam (406). Abermals ward Lysander Oberfeldherr. Er wandte sich gegen den Hellespont, die Athenische Flotte eilte gleichfalls dorthin und erfuhr bei Aegospotami eine gänzliche Niederlage (405). Die Eroberung der Städte am Hellespont durch Lysander, der Abfall aller Bundesgenossen von Athen waren die nächsten Folgen jenes unglücklichen Ereignisses; dann erschien die Peloponnesische Flotte vor Athen selbst, während von Sparta und Decelea aus die Landmacht heranzog und die Stadt belagerte, die sich ergeben und die Bedingungen des Friedens von dem Sieger annehmen mußte (404). Die langen Mauern und der Piräus wurden geschleift, alle Schiffe bis auf zwölf genommen, Athen wurde auf Attica und die von seinen Kleruchen besetzten Inseln Lemnos, Imbros und Scyros beschränkt und der Hegemonie der Sparter unterworfen.

Zweiter Abschnitt.

1. Wie die Herrschaft der Athener aus dem Perserkriege, so ging aus dem Peloponnesischen die Größe Spartas hervor, das aber nicht mehr das Lycurgische war. Die Zahl der ächten Bürger hatte sehr abgenommen, zur Ergänzung waren Periöken und freigelassene Heloten ins Bürgerrecht berufen, doch scheint der Grundbesitz durch Vererbung und Heirath meist in den Händen der alten Geschlechter geblieben zu sein, die auch als kleine Ecclesia neben der Gerusia fast allein den Staat regierten und wohl nur selten mit den neuen Bürgern zu einer grosen Ecclesia zusammen traten. Dadurch wurde, eben als aus der Kriegsbeute dem Staat und den Einzelnen großer Reichthum zufloß, als durch ein Gesetz die unbeschränkte Einführung der edlen Metalle verstattet wurde und die alte Zucht in Verfall gerieth, Sparta aus der frühern Aristocratie in eine Oligarchie verwandelt. Solche Verfassungen suchte es auch in den Staaten einzurichten, die seiner Hegemonie unterworfen wurden; Lysander setzte zu dem Ende in den von ihm bezwungenen Städten Decarchien ein mit einem Spartischen Harmosten als Vorstand. In Athen war durch den Frieden keine Aenderung der Verfassung bestimmt, aber unter Lysanders Einfluß bewirkte die oligarchische Parthei gleich nachher, daß dreißig Männer eingesetzt wurden, welche Gesetze verfassen und deshalb die höchste Gewalt handhaben sollten. Diese richteten eine Bule nach ihrem Gutdünken ein, bestimmten die Obrigkeiten, ließen zu ihrer Sicherheit eine Spartische Besatzung sammt einem Harmosten kommen und verfuhren mit Willkühr und Mordlust gegen alle, die ihnen im Wege standen. Aber die Flüchtigen und Verbannten sammelten sich in Theben, drangen von Thrasybulus geführt in Attica ein und nahmen bald den Piräus ein; in der Stadt empörten sich die Bürger, die Dreißig entflohen, aber die Oligarchen, noch immer von Einfluß, erlangten die Ernennung von zehn Männern, die sich dem Thrasybulus so fern hielten als den Dreißig und nach Sparta um Beistand sendeten. Lysander und König Pausanias wurden mit Kriegsmacht geschickt, jener wollte die Waffen gebrauchen, der König zog Unterhandlungen vor und bewirkte eine Sühne zwischen denen im Piräus und denen in Athen. Die Oligarchie wurde abgeschafft, eine Amnestie

erklärt, von der nur die Dreißig und die Zehn ausgeschlossen wurden, und die Solonische Verfassung mit den Zusätzen des Clisthenes und Späterer hergestellt (403), doch blieb der Friede mit Sparta in Kraft. Um ähnliche Erschütterungen zu vermeiden, hob man auch die von Lysander angeordneten Decarchien wieder auf, doch wurde nirgend Herstellung der Democratie gestattet und alle Besiegten behielten Spartische Harmosten und zahlten den Spartern Tribut wie sonst den Athenern. Auch die ältern Verbündeten Spartas sahen durch den langen Krieg nicht ihre sondern nur der Sparter Lage verbessert, besonders unzufrieden war Theben, wo jetzt die democratische Parthei wieder einflußreicher ward. Bei solcher Stimmung der Griechischen Staaten gegen Lacedämon gerieth dieses in einen großen Krieg mit den Persern. König Darius II. war (401) gestorben und Artaxerxes II. ihm gefolgt. Diesem wurde sein Bruder Cyrus durch den Tissaphernes verdächtig gemacht und nur der Mutter Vermittlung rettete den Angeschuldigten. Seitdem beschloß Cyrus sich zu empören und rüstete sich heimlich in seiner Satrapie. Er nahm den Beistand der Sparter in Anspruch, die er während des Peloponnesischen Krieges unterstützt hatte, und erhielt, was er verlangte. Die Spartische Flotte war zu seiner Hülfe bereit, ein Heer Griechischer Söldner unter Clearchus stieß zu seinen Schaaren, der Kriegszug wurde unternommen, aber Cyrus fiel in der Schlacht bei Cunaxa (401), alles unterwarf sich dem Artaxerxes, nur die Griechen gelangten durch einen mühvollen Rückzug wieder in ihre Heimath. Tissaphernes erhielt nun die Satrapie des Cyrus und verlangte völlige Unterwerfung der Jonischen Städte. Da sandte Sparta ein Heer Sparter, Peloponnesier und Athener nach Asien (399), Jonier gesellten sich dazu und Tissaphernes wurde bekriegt. Diesem entriß Thimbro mehrere Städte in Mysien, des Thimbro Nachfolger Dercyllidas schloß Stillstand mit ihm und wandte sich gegen den Satrapen Pharnabazus, nahm ganz Aeolis ein, lagerte sich in Bithynien, that über den Hellespont einen Feldzug zur Unterstützung des Odryserkönigs Seuthes und wandte sich dann nach Carien, wohin beide Satrapen vereint mit ihren Heeren gezogen waren, während in der Stille noch ausgedehntere Rüstungen betrieben wurden. Der Athener Conon hatte sich nach der Schlacht bei Aegospotami zu dem Könige Euagoras von Salamis auf Cypern begeben, durch dessen und des Pharnabazus Ver-

mittlung er zum Artaxerxes gelangte und nun mit der Ausrüstung einer Persischen Flotte gegen Sparta beauftragt wurde, während auch dem Landheer der Satrapen Verstärkung aus dem obern Asien zuzog. Um für diese Maßregeln Zeit zu gewinnen unterhandelte Tissaphernes mit dem Dercyllidas; aber Sparta erfuhr, was im Werke sei, und König Agesilaus wurde zum Heerführer in Asien ernannt. Er bot alle Griechen zum Kriege auf, aber Argos, Corinth, Theben und Athen, wo man schon von Conons Unternehmen und seinen Absichten zu Gunsten seiner Vaterstadt Nachricht hatte, entzogen sich unter mancherlei Vorwänden der Theilnahme. Dennoch führte Agesilaus ein Heer nach Asien (396) und erfocht am Pactolus einen großen Sieg über Tissaphernes, der dafür mit seinem Kopf büßen mußte. Dessen Nachfolger Tithrauſtes bot Frieden, die Griechischen Städte in Asien sollten den herkömmlichen Tribut an Persien bezahlen und im Uebrigen frei sein; aber Sparta und Agesilaus hatten größere Entwürfe, sie zögerten und verstärkten sich. Da sandte Tithrauſtes einen vertrauten Abgeordneten mit großen Geldsummen nach Griechenland, bestach die Wortführer in den Städten, die an dem Kriege gegen Persien nicht Theil genommen hatten, und bewirkte dadurch eine nähere Verbindung jener Städte gegen Sparta und den Corinthischen Krieg (394). Grenzhändel zwischen Phociern und Locrern gaben den Vorwand, für die letztern erhoben sich außer den vier Staaten fast alle Böotier, Euböa und die Acarnanier, für Phocis Sparta und seine Verbündeten. Lysander fiel gleich zu Anfang des Krieges in der unglücklichen Schlacht bei Haliartus; da riefen die Sparter den Agesilaus zurück, nur ein Theil seines Heeres blieb in Asien. Während jener durch Thracien, Macedonien und Thessalien heimzog, besetzten die Sparter Sicyon und siegten in einem Treffen. Einen größern Sieg erfocht Agesilaus selbst bei Coronea in Böotien (394). Von nun an beschränkte sich der Landkrieg meist auf Ausfälle und Streifzüge der Sparter und ihrer Bundesgenossen aus Sicyon, der vier Staaten und ihrer Verbündeten aus Corinth, nur einmal that Agesilaus einen Feldzug gegen die Acarnanier, siegte und bewog sie zum Frieden (390). Wichtigere Ergebnisse brachte der Seekrieg. Sobald Conon mit der Persischen Flotte an der Küste von Carien erschien, fiel Rhodus von Sparta ab und führte Democratie ein; nach einem entscheidenden Siege über die Sparti-

sche Flotte bei Cnidus (391) thaten Cos, Chios, Mytilene Ephesus und mehrere andre Städte wie Rhodus, allen wurde Selbstständigkeit (Autonomie) zugesichert, den Tribut empfing Pharnabazus unter dem Namen von Geschenken; nur am Hellespont behaupteten sich die Sparter in Abydus und Sestos. Conon aber schiffte nach der Laconischen Küste, eroberte Cythera, ging dann nach Athen und baute, vom Pharnabazus begünstigt, die langen Mauern und die Mauer um den Piräus für Persisches Geld wieder auf. Da schickte Sparta den schlauen Antalcidas als Unterhändler nach Asien, der bei Tiribazus, einem der Feldherrn des Perserkönigs, Eingang fand. Seitdem entstand unter den Persischen Großen neben der Athenisch gesinnten Parthei eine andere für Sparta, die auch den König zu gewinnen suchte. Auf Tiribazus Befehl wurde Conon verhaftet, weil er zum Nachtheil der Perser die Athenischen Mauern aufgebaut, Evagoras, den man bisher unter den Cyprischen Städten sich hatte vergrößern lassen, der selbst Tyrus sich unterworfen hatte, wurde nun als Feind des Artaxerxes behandelt. Nur Pharnabazus blieb in seiner Satrapie unangefochten und im Bunde mit Athen, das nun mit eigener Flotte den Seekrieg fortsetzte und am Hellespont, am Bosporus, auf Lesbos Vortheile erfocht, aber in Rhodus gewann die Spartische Parthei wieder die Herrschaft, und von Aegina her wurde Attica selbst durch Streifzüge heimgesucht. Inzwischen war durch Tiribazus und den Spartischen Abgeordneten am Hofe des Königs der Friede des Antalcidas fest gestellt, dessen Annahme von allen gefordert und bei der allgemeinen Erschöpfung erlangt wurde (387), und der dahin lautete, die Griechischen Städte auf dem Festlande Asiens und auf Cypern sollten zu Persien gehören, Lemnos, Imbros und Scyros den Athenern, alle übrigen Griechischen Staaten, klein und groß, sollten frei und unabhängig sein; wer sich dessen weigere solle von Persien und denen, die den Frieden annehmen, bekriegt werden. Nur den Worten nach endete dadurch Spartas bisherige Herrschaft, dem Wesen nach dauerte sie fort, wenigstens auf dem Lande; denn während Sparta im Besitz von Laconien und Messenien blieb, erlangten alle Städte, die sonst unter dem Namen von Bundesgenossen einer größern Stadt mehr oder minder unterthänig gewesen, ihre Unabhängigkeit: so vornämlich die Böotischen Städte von Theben. In den aus solcher Vereinzelung hervorgehenden Streitigkeiten hatte La-

cedämon als Vertreterin des Antalcidischen Friedens stets die Entscheidung, denn Athens Seemacht war noch nicht wieder so erstarkt, daß sie Besorgniß erregen konnte; Euagoras, der Verbündete Athens, war im Kriege mit den Persern und erlangte nach einer verlorenen Seeschlacht mit Mühe einen Frieden, der ihn auf Salamis beschränkte, das er unter Persischer Hoheit regieren sollte (381). Im Peloponnes übte Sparta zuerst die neue Art der Herrschaft: Mantinea, oft seine Gegnerinn, wurde bekriegt, überwältigt und geschleift, ihre Bewohner in vier offene Orte vertheilt, wie sie vor Alters gewohnt hatten: der ganze Peloponnesische Bund, zu dem nunmehr außer Argos alle Staaten der Halbinsel selbst Corinth und die Achäer gezogen wurden, erhielt eine strengere Form. Die Kriegsleistungen trieb Sparta nöthigen Falles durch Strafen ein, indessen fanden doch noch Bundesversammlungen statt, mitunter sogar Bundesgerichte, in denen Sparta den Vorsitz hatte. Eben so suchte Lacedämon auch außer dem Peloponnes zu g[illegible]. Olynthus, welches, nach seiner Gründung bald mächtig und der Abhängigkeit von Macedonien frei geworden, nach der Hegemonie aller Griechischen Städte seiner Umgegend trachtete, wurde auf die Beschwerde einiger der letztern bekriegt (382), aber erst nach zweijährigem Widerstande zum Frieden und zur Anerkennung der Hegemonie Spartas gebracht. Während dieses Krieges wurde Phöbidas mit einem Heere nach Thracien abgefertigt; auf dem Durchzuge durch Böotien forderten ihn die Häupter der Thebanischen Oligarchen, welche damals mit den Democraten in heftigem Zwiste waren, zum Ueberfall und zur Einnahme der Burg von Theben auf. Er that es, die Democraten entflohen nach Athen (382), und auf Agesilaus Betrieb billigten die Sparter Phöbidas widerrechtliche That. Die Spartische Besatzung blieb in der Burg, in der Stadt herrschten die Oligarchen; die übrigen Böotischen Städte, auch Platäa, das nach dem Antalcidischen Frieden wieder aufgebaut war, ehrten Sparta als Befreierinn vom Joch der Thebaner.

2. Was der Peloponnesische Krieg für Athen, war für die Herrschaft der Sparter der Böotische Krieg, der aus der Gewaltthat des Phöbidas hervorging. Von Athen aus leiteten die Thebanischen Flüchtlinge, unter ihnen Pelopidas, eine Verschwörung gegen die Machthaber in Theben ein; die Häupter der Oligarchen wurden bei einem Gastmahle ermordet, die Be-

satzung der Burg durch die Menge der Thebaner, die von Athenischer Mannschaft unterstützt zum Kampfe bereit stand, so in Furcht gesetzt, daß sie gegen freien Abzug die Veste übergab (379). Dagegen sandte Sparta ein Heer nach Böotien, um sich der Treue der noch nicht abgefallenen Städte zu versichern, Thespiä vornämlich wurde Stützpunkt der Gegner Thebens. Von hier aus machte Sphodrias einen Versuch den Piräus durch Ueberfall zu erobern, was mißlang und die Athener vollends den Spartern verfeindete. Nun regten Athenische Gesandte die Inseln und Seestaaten auf: Chios, Mytilene, Byzanz und Rhodus schlossen zuerst einen Bund und in kurzer Zeit war Athen zum zweiten male im Besitz der Hegemonie von fünf und siebenzig Griechischen Städten, die sich auf die Bedingung mit ihm vereinigt hatten, daß es Haupt des Bundes und Sitz der Bundesversammlung sein, aber allen Genossen, groß und klein, gleiche Stimme zustehen solle. Zur Sicherheit gegen Athenische Klerouchien diente das Gesetz, kein Athener dürfe außer Attika Land besitzen (377). Mit diesen Kräften erfocht Athen einen großen Seesieg bei Naxos, der sein Uebergewicht über Sparta im Aegäischen Meere begründete, dann wurde im Jonischen Meere Corcyra eingenommen, die Spartische Flotte bei Leucas überwunden, Corcyra gegen einen neuen Angriff der Sparter und die Seeherrschaft auch im Jonischen Meere behauptet. Theben, Athens Bundesgenoß, hatte sich unterdessen gegen zwei Feldzüge des Agesilaus vertheidigt, hatte durch Eroberung von Oreos und der Nordküste von Euböa, sich die Getreidezufuhr aus Thessalien und endlich durch Besetzung der Päße des Cithäron gegen Spartas Angriffe gesichert, ein Heer, das König Cleombrotus (376) nach Böotien führte; konnte schon nicht mehr eindringen. Dies Anwachsen der Thebanischen Macht weckte die Eifersucht der Athener nicht minder als der Sparter, beide näherten sich, auch Artaxerxes suchte eine Ausgleichung zu vermitteln, weil er aus dem befriedeten Griechenland eher Söldner zu erlangen hoffte, die damals als der Kern der Persischen Kriegsmacht angesehen wurden, und deren er zu einem Kriege gegen Aegypten bedurfte, wo Amyrtäus Nachfolger schon zur Zeit des Königs Darius II. das ganze Land unter sich gebracht hatten und nun selbst Asien bedrohten. Aber bevor man sich einigte, unterwarfen die Thebaner alle Städte Böotiens; Thespiä und Platäa, die Widerstand leisteten, wurden zerstört. Der

Unwille darüber führte den Frieden von 371 herbei, auf Grundlage des Antalcidischen. Alle Städte sollten unabhängig sein und Sparta zu dem Ende überall seine Harmosten zurück ziehen. Athen und Sparta sammt ihren Verbündeten traten der Einigung bei, aber Theben weigerte sich die Unabhängigkeit der Böotischen Städte anzuerkennen und verlangte über sie das Recht Spartas über Messenien. Der Böotische Krieg dauerte also fort, nur Athen und seine Bundesgenossen schieden aus ihm. König Cleombrotus, der in Phocis mit einem Heere stand, drang in Böotien ein, aber Epaminondas als Heerführer der Thebaner besiegte ihn bei Leuctra (371), ein Verlust für Sparta, wie einst das Unglück auf Sicilien für die Athener. Theben, nicht mehr befriedigt durch die Herrschaft über Böotien, strebte seitdem nach der Hegemonie in Griechenland, aber nicht ohne Nebenbuhler. In Thessalien, wo bis gegen Ende des Peloponnesischen Krieges die althergebrachte Aristocratie bestand, obwohl nicht selten durch Empörungen der Penesten erschüttert, hatte Lycophron sich zum Tyrannen von Pherä, seine Stadt zur angesehensten der Thessalier gemacht (401). Dessen Sohn Jason behauptete die ererbte Herrschaft, wohlwollend, aber gleich der zweiten Tyrannis in Syracus gestützt auf ein mächtiges Heer fremder Söldner, und erlangte die Ernennung zum Tagus aller Thessalischen Staaten (376), in Epirus gehorchte ihm der König der Molosser, Amyntas von Macedonien war ihm verbündet. Bei solchem Einfluß hielt er sich stark genug auch in die allgemeinen Händel Griechenlands einzugreifen, so lange Sparta mächtig war, als Verbündeter Thebens, selbständiger nach der Schlacht von Leuctra. Schnell eilte er mit seinen Schaaren nach Böotien, aber nicht, wie Theben erwartete, als Helfer gegen Sparta, sondern um sich beiden Partheien nothwendig zu machen als Vermittler eines Waffenstillstandes, der dem Rest des geschlagenen Heeres sichere Heimkehr gewährte. Nicht minder bedenklich schien das Verhalten der Athener nach der Schlacht von Leuctra, welche die Staaten des Peloponnes aufforderten sich mit Athen zur Aufrechthaltung des Antalcidischen Friedens zu verbünden und wirklich Zusage und Bundeseid fast aller empfingen. Die Bewohner Mantineas sammelten sich aus ihrer Zerstreuung, bauten und ummauerten ihre Stadt und suchten durch Lycomedes angeregt eine Vereinigung aller Arcadier zu einem Gemeinwesen, die auch, ungeachtet manches Widerstrebens besonders von

Tegea her, zu Stande kam. Eine Versammlung von Zehntausend (nicht eben nach genauer Zahl der Köpfe, sondern als ungefähre Summe der kriegsfähigen Männer so benannt) erhielt die Vollmacht über Krieg und Frieden zu berathen. Die Unzufriedenen unter den Arcadiern wandten sich nach Sparta, und von hier wurde ein Heer zu ihrer Unterstützung gesandt. Lycomedes besiegte die Sparter, allein den Krieg fort zu setzen suchten die Zehntausend gemeinschaftlich mit Argos und Elis gegen Sparta ein näheres Bündniß mit Athen und, als dieses so weit nicht gehen wollte, mit Theben, wo man sie williger aufnahm. So hatte Theben nach Norden und Süden seine Aufmerksamkeit zu richten, hier wirkte vornämlich Epaminondas, dort Pelopidas. Zwei Feldzüge des ersiern nach dem Peloponnes (369 und 368) führten daselbst eine bedeutende Umgestaltung herbei. Im ersten wurde Laconien verwüstet, die neue Staatsform der Arcadier gestärkt durch Erbauung einer festen Gesammtstadt Megalopolis, wo die Zehntausend ihren Sitz nahmen, Messenien zur Freiheit aufgerufen und Messene als neue Hauptstadt gegründet. Sparta, durch so viel Unheil bedrängt, fand Bundesgenossen an Corinth, Epidaurus, Achaja, zuletzt auch an den Athenern, welche Thebens Uebermacht scheuten. Durch das Erscheinen eines Athenischen Heeres wurde Epaminondas zum Rückzuge genöthigt, und bei seinem zweiten Angriff auf den Peloponnes konnte er nur bis Argolis gelangen und mußte auch von hier ohne sonderlichen Gewinn weichen: Thebens Einfluß auf den Peloponnes wankte, die Arcadier, die aus eigner Kraft die Obergewalt in der Halbinsel an sich reißen wollten, wurden bei Mides von den Spartern besiegt (367). Auch in Thessalien fehlte es nicht an Unfällen. Zwar Jason war bereits (370) durch Mord umgekommen, denen beide Söhne eudeten noch ehe ein Jahr verging auf gleiche Weise, aber nun warf sich Alexander von Pherä zum Tagus auf und herrschte unmenschlich und wild. Gegen ihn bildete sich eine zahlreiche Parthei der Thessalier unter der Leitung des adlichen Geschlechtes der Aleuaden in Larissa, welche zuerst bei Macedonien Hülfe suchte, dann als sichtbar wurde, dieses wolle nur für sich Thessalien erobern, bei Theben, wie der Tagus sich die Athener befreundete. Zwei Feldzüge geschahen nun von Theben aus hieher gleichzeitig mit denen nach dem Peloponnes, der erste höchst glänzend, denn Alexander von Pherä fugte sich der Entscheidung

des Pelopidas und gelobte Abhülfe aller Beschwerden gegen ihn, und Alexander von Macedonien räumte nicht nur die von ihm besetzten Städte Thessaliens, er rief sogar den Thebanischen Feldherrn in sein eigenes Reich, um zwischen ihm und seinem aufrührischen Bruder Schiedsrichter zu sein. Aber gegen den Tagus liefen bald neue Klagen ein, und König Alexander wurde von seinem Gegner ermordet. Pelopidas, der zum zweiten mal nach Thessalien ging die Unruhen zu stillen, gerieth in die Gefangenschaft des Tyrannen von Pherä und wurde mehr durch Unterhandlung als durch Waffen frei gemacht. Theben sah sich nun nach fremder Unterstützung um, Pelopidas ging als Gesandter an den Hof des Artaxerxes, und kehrte mit einem Schreiben des Königs heim, welches forderte, Sparta solle die Messenier freigeben, Athen seine Schiffe abtakeln, aber niemand achtete des Gebots, Theben konnte ihm keinen Nachdruck geben. Zwar that Epaminondas einen dritten Feldzug in den Peloponnes, doch nicht über Achaja hinaus, und der Hauptgewinn desselben war, daß Corinth und Phlius vom Bunde mit Sparta abtraten und mit Theben Frieden schlossen (366). Arcadien aber entfremdete sich den Thebanern und schloß ein Bündniß mit Athen, das auch mit der Unterstützung, die seine Peloponnesischen Verbündeten ihm gewährten, nicht zufrieden war. Zur Vergeltung suchte Theben den Bund zu lösen, an dessen Spitze Athen stand, eine Flotte ward ausgerüstet, Laches der Athener auf der See vom Epaminondas besiegt, Rhodus, Chios, Byzanz zum Abfall bewogen und den Thebanern verbündet (364). Allein um dieselbe Zeit mußte Pelopidas einen dritten Feldzug nach Thessalien gegen Alexander von Pherä unternehmen. Er siegte und fiel in der Schlacht bei den Cynoscephalä, ein Verlust, den das Kriegsbündniß nicht aufwog, zu dem der Tyrann genöthigt wurde. Bald folgte ein zweiter Schlag für Theben mitten im Siege. In Arcadien waren die Partheien für und wider das Regiment der Zehntausend noch nicht erstorben. Die Unzufriedenen hatten sich in Elis gesammelt; von den Eliern unterstützt bemächtigten sie sich einer Arcadischen Stadt: da begannen die Zehntausend den Krieg auch gegen Elis. Auf die Seite der erstern schlug sich Pisa, die Verbundenen besetzten Olympia und plünderten die Tempelschätze. Dadurch wurde Elis zu einem Bunde mit Sparta bewogen, unter den Arcadiern selbst aber veranlaßte der Tempelraub heftige

Spaltung: Mantinea wollte ihn zurück erstattet wissen, Tegea ihn behalten, jenes rief Sparta und Athen zu Hülfe, dieses die Thebaner. Epaminondas zog zum vierten male in den Peloponnes, auch die Gegner rückten heran, entscheidend war die Schlacht bei Mantinea (362), denn Epaminondas fiel, und Theben obwohl im Siege war doch zum Frieden geneigt, den Artaxerxes vermittelte, und der den Antalcidischen wiederholte mit dem Zusatze, daß auch Messenien frei sein solle. Alle nahmen die Bedingungen an, nur Sparta weigerte sich und blieb also vom Frieden ausgeschlossen, aber zu erschöpft, um ihn gefährden zu können.

3. Seit der Schlacht von Mantinea begann das Aufstreben der Macedonier über Griechen und Perser, deren beider politischer Zustand jenes begünstigte. Das Perserreich wurde durch Empörungen erschüttert. Der Feldzug gegen Aegypten, um deswillen Artaxerxes II. seine erste Friedensvermittlung im Bundesgenossischen Kriege versuchte, war ausgeführt mit Hülfe Griechischer Söldner, aber ohne Erfolg, Aegypten blieb unbezwungen, und gleich nach der Schlacht von Mantinea war der ganze Westen des Perserreiches in Aufruhr. Die Satrapen von Phrygien, Mysien, Lydien und Cappadocien, die Carischen, Cilicischen und Phönicischen Könige, die Jonier, Lycier, Pisidier, Pamphylier und Syrer empörten sich; Tachus, König von Aegypten, gewann auch die Sparter, Agesilaus selbst zog noch einmal aus, Persien zu bekämpfen (361). Während dieser Bewegungen starb Artaxerxes, dennoch zerfiel der Aufstand in sich. Einer verrieth den andern, gegen den Tachus lehnte sich sein Heer auf und vertrieb ihn: statt seiner erhoben sich zwei Bewerber um die Herrschaft, einer von ihnen Nectanebus behauptete sich durch Hülfe des Agesilaus. So gelangte Artaxerxes III. wieder zum Besitz aller abgefallenen Provinzen, nur Aegypten blieb unbesiegt. Aber fünf Jahre später war Vorderasien wieder in Aufruhr gebracht durch den Artabazus und dessen Schwäger Memnon und Mentor. Während die beiden erstern mit Hülfe Griechischer Söldner in den Küstenländern am Hellespont und am Aegäischen Meere fochten, führte Mentor eine andere Schaar Griechen dem Nectanebus zu, der noch immer in Fehde mit dem Perserkönige war, auch die Phönicier und Cyprier verbanden sich mit den Empörern. Aber Sidon wurde von den Persern erobert, Mentor ging

zum Artaxerxes über, half ihm den Nectanebus besiegen, Aegypten erobern, und als dieses zur Satrapie eingerichtet auch Cypern wieder unterworfen war, stiftete er eine Aussöhnung seiner Verwandten mit dem Könige und stillte die Empörung vollends (350). **Griechenland ohne Hegemonie** seit der Schlacht von Mantinea war darum nicht einiger, die Herrschsucht war nicht erstorben. Athen erlaubte sich Willkühr und Härte gegen seine Verbündeten und veranlaßte dadurch den Bundesgenossenkrieg (358 — 356) gegen Chios, Cos, Byzanz, welche auch ein Carischer König unterstützte. Bei Chios, Samos und am Hellespont wurde gestritten und der Friede, der den Krieg endete, endete auch die Athenische Seeherrschaft, sogar die Kleruchien auf dem Chersonnes geriethen um diese Zeit in die Hände der Odryser. Theben suchte zu herrschen durch das Orakel in Delphi und die dort versammelten Abgeordneten (Pylagoren) der Amphictyonen, auf welche es seit der Leuctrischen Schlacht den Einfluß gewonnen hatte, den früher die Sparter übten. Daher verurtheilten die Pylagoren Sparta, Thebens alte Feindinn, und die Phocier, welche im Kriege gegen Sparta die Heeresfolge verweigert hatten, zu ansehnlichen Geldstrafen, jenes für des Phöbidas Friedensbruch, diese weil sie dem Delphischen Tempel gehöriges Land bebaut hatten. Dadurch wurde der Phocische Krieg hervorgerufen (356 — 346), denn die Phocier lehnten sich gegen das Urtheil der Pylagoren auf, sprachen ihnen das Recht der Aufsicht über den Tempel ab und bemächtigten sich seiner; die Locrer, welche ihnen wehren wollten, wurden vom Philomelus besiegt. Nun trat auch Theben zu den Feinden der Phocier, Athen und Sparta zu deren Freunden; Thessalien theilte sich, die Aleuaden in Larissa standen für Theben, für die Phocier Pherä, wo Alexander um diese Zeit ermordet und die Tyrannis wieder an Jasons Geschlecht gekommen war. Philomelus mehrte die Erbitterung, indem er die Tempelschätze angriff und zahlreiche Schaaren verwilderter Söldner warb; größere Ausdehnung erhielt der Krieg durch Sparta, denn auch dies wollte herrschen. Es bekriegte zuerst Argos, seine alte Feindinn, dann die Arcadier und veranlaßte dadurch einen Bund jener beiden mit Sicyon, Messenien, dann mit Theben (353); die Entscheidung aber schwankte hier wie im Norden des Isthmus. In solchen Händeln waren Perser und Griechen, als **Philipp König von Macedonien** wurde

(360). Sein Vorgänger war gegen die Illyrier gefallen; diese drangen in das Reich, zugleich rüsteten sich die Päonier zum Kriege, Pausanias und Argäus bewarben sich um den Thron, jener von den Thraciern, dieser von Athen unterstützt. Aber Philipp befestigte durch Geschenke den Thracischen Beistand, den Argäus und die Athener überwand er durch die Waffen und bewog dann die letztern zum Frieden. Dann wurden die Päonier durch plötzlichen Angriff überwältigt, dann die Illyrier, welche was sie erobert nebst einem Theil des eignen Gebietes abtreten mußten. Von Widersachern befreit wurde nun der Macedonische König selbst der Angreifende. Auf die Griechischen Colonien in seiner Nähe ging seine Absicht zunächst. Während Athen im Bundesgenossenkriege beschäftigt war, belagerte er Amphipolis und gewann es (357), die Olynthier schlossen ein Bündniß mit ihm, der schnell weiter griff und für sie Potidäa eroberte, für sich Potidäa und Crenides, eine reiche Beute der Thater, von dem Sieger nun Philippi genannt. Ein Feldzug gegen Pherä zu Gunsten der Aleuaden verschaffte ihm einen Antheil in Thessalien, den Küstenweg dorthin machte ihm die Eroberung von Methone frei, und gleich nachher zog er von den Aleuaden gerufen zum andern male gegen Pherä (353). Der Tyrann Lycophron rief ein Heer der Phocier, seiner Verbündeten, zu Hülfe; so ward Philipp Theilnehmer des Phocischen Krieges, wenn nicht als Bundesgenosse der Thebaner, doch als Freund ihrer Freunde und als Feind desselben Feindes. Nach hartnäckigem Kampfe erlagen die Phocier in Thessalien, die Tyrannis in Pherä endete, ganz Thessalien hing dem Befreier an, und schon machte dieser Anstalt, die Phocier, welche inzwischen auch in Böotien durch die Thebaner mehrere Niederlagen erfahren hatten, in ihrer Heimath zu bekriegen. Auf Euböa gewann ihm sein Gold Anhänger, die er durch hingesandte Krieger stärkte; von ihm unterstützt, bemächtigten sich drei Tyrannen des größten Theiles der Insel. Da erschien Philipp zum ersten mal an den Thermopylen. Aber ein Athenisches Heer, den Phociern zu Hülfe gesandt, besetzte vor ihm den Paß, ein anderes von den Gegnern der Tyrannen auf Euböa gerufen siegte bei Tamynä und vertrieb die Gewaltherrscher. Auf dieser Seite gehindert ging der König nach Macedonien zurück und wandte sich gegen Chalcidice. Zwei kleinere Städte waren leicht erobert, härter war der Krieg gegen Olynthus, das Philipps Entwürfen mißtrauend vom Bunde mit ihm

abgefallen war und sich an Athen schloß. Von hier aus wurde Hülfe gesendet, dennoch fiel Olynthus (348) und wurde, wie die vor ihm eroberten Städte, wie noch einige dreißig andere dieser Gegend, die nach ihm im Laufe Eines Jahres in des Macedoniers Hände fielen, von Grund aus zerstört. Schon landete Philipps Flotte auf Imbros, Lemnos, Euböa, selbst bei Marathon und führte Athenische Schiffe fort; sein Landheer bekriegte mehrere Thracische Städte, auch das Gebiet des Odryserkönigs Cersobleptes, des Verbündeten der Athener, der um diese sich zu befreunden ihnen wenige Jahre vorher den größten Theil des Chersonnes wieder abgetreten hatte: neue Rüstungen des Königs mit großem Eifer betrieben bedrohten die Phocier, denn die Thebaner, damals im Nachtheil gegen diese, hatten Philipp um Hülfe ersucht. Dennoch trauten die Athener dessen Versicherung, er wünsche den Frieden, und unterhandelten für sich und ihre Verbündeten. Aber ihre Gesandten wurden hingehalten, bis Cersobleptes unterworfen war; auch die Phocier schloß das endlich beschworne Friedensdocument aus, doch waren jene unbesorgt, denn der König hatte mündlich im Vertrauen geäußert, nur um Thebens willen könne er seine Gesinnung gegen Phocis noch nicht kund geben, der Erfolg werde sie zeigen. Philipps Einzug durch die Thermopylen geschah ohne Hinderniß, die Phocier legten die Waffen nieder, noch voll des Glaubens, der König komme um ihre Sache zu führen. Er aber ließ die Amphictyonen entscheiden, deren Ausspruch die Städte der Phocier in offene Ortschaften auflöste, sie selbst entwaffnete und dem Delphischen Tempel zinspflichtig machte, bis die geraubten Schätze erstattet seien. Der König vollstreckte das Urtheil, zwang dann auch die Böotischen Städte unter Thebens Herrschaft und erlangte dafür die Aufnahme in die Delphische Amphictyonie und in ihr die doppelte Stimme der ausgestoßenen Phocier (346). Dann verließ er Griechenland, doch wurde die Verbindung mit Theben und dessen Verbündeten im Peloponnes, Sparta zum Schrecken, sorgsam unterhalten; statt des Einen Thessalischen Städtebundes wurden vier eingerichtet jeder unter einem besondern Tagus, alle von Philipp abhängig; auch in Euböa erhoben sich wieder in mehreren Städten Tyrannen unter Macedonischem Einfluß. Mit Besorgniß sahen die Athener diese Schritte des Königs; Demosthenes, der ausgezeichnetste unter den Athenischen Volksrednern, trieb sie zum Wider-

ſtande. Ein Heer ging nach Euböa, beſiegte die Tyrannen und bewirkte die Errichtung eines Städtebundes, die Kleruchen auf dem Cherſonnes griffen unter Diopithes ſelbſt das Gebiet des Philipp an, deſſen Beſchwerden in Athen nicht beachtet wurden: doch galt dies alles noch nicht als Friedensbruch. Als aber der König Perinthus angriff (340) und bald darauf auch Byzanz umlagerte, das ſich des Bundes mit ihm gegen Athen geweigert hatte, trat offener Kriegsſtand ein. Athen ſandte den bedrängten Städten Beiſtand, Chios, Cos, Rhodus thaten das Gleiche, auch der Perſerkönig wollte den Hellespont und Bosporus nicht in den Händen des kühnen Eroberers ſehen und half deſſen Gegnern mit Mannſchaft und Geld. Philipp trat zurück um auf einer andern Seite mehr zu gewinnen, als er hier aufgab. Schon hatten ſeine Anhänger unter den Pylagoren in Delphi, vor allen Demoſthenes politiſcher Gegner, der Athener Aeſchines, einen Amphiktyoniſchen Krieg gegen die Locrer von Amphiſſa eingeleitet, die Delphiſches Land bebaut und die Pylagoren, welche die Zerſtörung der Gebäude anordneten, gewaffnet von dort verjagt hatten. Cottyphus der Theſſalier war zum Feldherrn des Amphiktyonenheeres ernannt, aber dieſes verſammelte ſich nicht. Da rief jener den Philipp zu Hülfe, der ſogleich einrückte (339) und den Locriſchen Krieg ſchnell wie einſt den Phociſchen endete. Athen fürchtete nun für ſeine Sicherheit, denn es war mit Macedonien im Kriege, ſelbſt Theben obwohl im Bunde mit ihm wurde beſorgt, als Philipp nach Beendigung der Locriſchen Fehde in Griechenland blieb; als er aber Elatea in Phocis beſetzte und von den Thebanern Theilnahme am Kriege gegen Athen oder wenigſtens freien Durchzug verlangte, war kein Zweifel mehr an ſeinen Abſichten. Die Athener bereiteten ſich zur Gegenwehr, mit ihnen verbanden ſich Megara, Euböa, Corinth, Achaja, Leucas, Corcyra, ſelbſt Theben ließ ſich zum Abfall von Macedonien bewegen. Durch zwei Siege der Verbündeten wurde auch Phocis den Macedoniern wieder entriſſen und ſchloß ſich an Athen, aber in der großen Schlacht bei Chäronea ſiegte der König (338), gleich nachher fiel Theben durch Verrath in ſeine Hände. Er legte eine Beſatzung in die Burg, führte Oligarchie ſtatt der Democratie ein, entfernte ſeine Gegner unter den Bürgern durch Tod oder Verbannung, die Herrſchaft Thebens über Böotien hörte auf. Athen, das auch jetzt noch zur Fortſetzung des Krie-

ges entschlossen war, wollte Philipp nicht aufs Aeußerste treiben und bot Frieden; die Athener nahmen ihn an. Dann ging der König nach dem Peloponnes, zwang Sparta von allen Ansprüchen an die Hegemonie auf der Halbinsel abzustehen und berief eine große Versammlung nach Corinth, die ihn zum Anführer der Griechen gegen Persien ernannte und Schiffe und Mannschaft bestimmte, welche jeder Staat zum Kriege stellen sollte (337). Zu einem solchen Unternehmen schien die Zeit eben günstig. Statt der offnen Empörung, die das Perserreich erschütterte, als Philipp seine Laufbahn antrat, wüthete nun heimlicher Mord im Innern des königlichen Pallastes. Bagoas, des Artaxerxes Vertrauter, tödtete seinen Herrn und dessen Söhne durch Gift bis auf den Arses, den er nach seinem Willen zu leiten hoffte. Als er ihn nicht folgsam fand, ermordete er auch den und gab die Krone dem Darius Codomannus, einem entfernten Verwandten des Arses (336). Auch dem war der Giftbecher zugedacht, und nur durch Ermordung des Bagoas entging er dem Verderben. Aber Macedonien konnte die Verwirrung im Perserreiche nicht benutzen, Philipp fiel um dieselbe Zeit durch Mord (336); nach ihm wurde sein Sohn **Alexander König von Macedonien**, der nähere Feinde zu bekämpfen hatte, bevor er den großen Krieg unternehmen konnte. Im Macedonischen Königshause war Zwist, denn Alexanders Stiefmutter forderte die Krone für ihren unmündigen Sohn, und Griechen, Illyrier, Thracier waren in Aufregung um sich der Abhängigkeit zu entziehn, die Philipp ihnen auferlegt hatte. Alexander zwang zuerst seine Verwandten zum Gehorsam, eilte dann nach Griechenland, bevor es zum Aufstande kam, und erlangte leicht in Delphi die Anerkennung seiner Theilnahme an der Amphictyonie, auf einer Versammlung in Corinth, von der nur Sparta sich ausschloß, die Hegemonie gegen die Perser und einen allgemeinen Frieden der Griechen unter einander und mit Macedonien, der die Bestimmung des Antalcidischen von der Freiheit und Gleichheit aller Staaten erneute und auf den Verkehr zur See ausdehnte. Die Verfassungen sollten bleiben, wie sie seien, Verbannung, Aechtervertheilung, Einziehen der Güter fortan nicht mehr Statt haben, die dermalen Verbannten aber nirgend zu gewaltsamer Heimkehr Beistand finden: wer dagegen handle, solle von allen übrigen als Feind geachtet sein. Diese Beschlüsse aufrecht zu erhalten und Streitigkeiten der Verbündeten zu entschei-

den ward ein Synedrium in Corinth bestellt. Allein während Alexander im Kriege gegen Thracier, Triballer und Illyrier war, brach doch, auf die Nachricht, er sei gefallen, die Unzufriedenheit wieder hervor. Theben begann den Aufstand, indem es die Macedonische Besatzung seiner Burg, der Cadmea, angriff, allein unerwartet erschien Alexander von neuem mit seinem Heere, die Thebaner wurden besiegt, Theben erobert und nach einem Beschlusse des Synedrium zerstört, Theespiä und Platäa dagegen wieder aufgebaut (335). Nun erst konnte Alexanders Zug gegen Persien vor sich gehen. Mit etwa fünf und dreißig tausend Mann setzte er über den Hellespont und erfocht den ersten Sieg am Granicus (334). Zugleich ergab sich Lydien, die Griechischen Städte richteten sich demokratisch ein und traten in den allgemeinen Bund der Europäischen Griechen, Carien wurde leicht gewonnen, indem Alexander die einheimische von den Persern zurückgesetzte königliche Familie in seinen Schutz nahm. Härtere Kämpfe waren mit den streitbaren Eingebornen auf dem weitern Zuge durch Lycien, Pamphylien und Pisidien zu bestehen, dann landein nach Phrygien, wohin ein anderer Theil des Heeres aus Lydien und Verstärkungen aus der Heimath beschieden waren. Alle vereinigten sich in Gordium. Aber unterdessen hatte die Flotte der Perser, meist Cyprische und Phönicische Schiffe, Cos, Chios, Lesbos, Tenedos und manche Küstenstädte wieder erobert und schickte sich an zu einem Angriff auf Griechenland, wo die allgemeine Neigung noch nicht für Macedonien, wo Sparta selbst mit den Persern einverstanden war: und König Darius zog mit der großen Kriegsmacht vom Euphrat heran. Diesem eilte Alexander nach Cilicien entgegen und siegte abermals in der Schlacht bei Issus (333). Darius und seine Scharen flohen zerstreut hinter den Tigris zurück: die Flotte ließ auf die Nachricht von der Niederlage von dem Unternehmen gegen Griechenland ab und löste sich bald ganz auf, als Alexander, nachdem er den flüchtigen Feind eine Strecke verfolgt, dann zurückgewandt Damascus erobert hatte, seinen Weg nach Phönicien nahm. Denn wie die kleinen Reiche Aradus, Byblus und Sidon desgleichen die Cyprischen Könige sich willig unterwarfen, so verließen auch ihre Schiffe die Persische Flotte, kehrten heim und folgten dem Gebot des neuen Herrn. Tyrus, den Persern eben so wenig geneigt, weigerte sich nur Macedonische Besatzung aufzunehmen, aber nach

ebenmonatlicher Belagerung erstürmte Alexander die Stadt, auch
re Schiffe waren nun fein (332). Judäa hatte sich noch vor
er Einnahme von Tyrus ergeben, nach dieser brach der König
gen Aegypten auf. Gaza an der Grenze des Landes wider-
iand zwei Monate, Aegypten selbst fiel dem Alexander ohne Mühe
a, der sich bald die Neigung der Priester und des Volkes er-
warb, indem er die Religion des Landes ehrte, welche die Perser
verachtet hatten. In gleicher Absicht unternahm er eine Heer-
fahrt nach Ammonium zum Heiligthum des Ammon, gründete
dann bei seiner Rückkehr nach Aegypten Alexandria an der west-
lichsten Mündung des Nil und ging darauf nach Asien zurück, den
Kampf mit Darius zu beenden, der inzwischen mehrmals vergeblich
den Frieden angeboten hatte. Euphrat und Tigris wurden ohne Hin-
dernis überschritten, bei Arbela siegte Alexander zum dritten mal
in einer großen Schlacht (331). Darius floh nach Medien, der
Macedonier ging ohne ihn zu verfolgen erst nach Babylon und
von da nach Susa; die Satrapen ergaben sich, wohin er kam,
und wurden dafür in Besitz ihrer Provinzen bestätigt, nur daß
ihnen bloß die Civilverwaltung blieb und Macedonische Befehls-
haber an der Spitze der Kriegsmacht in den Satrapien standen.
Erst Persis mußte wieder mit den Waffen erobert werden, dann
fiel Medien ohne Widerstand dem Sieger zu. Darius eilte wei-
ter nach Parthien und, ehe sein Gegner ihn erreichte, ermordeten
Verräther aus dem eigenen Heere den Flüchtigen (330). Bessus,
einer von jenen, ließ sich in Bactrien zum Perserkönig ausrufen,
aber Alexander folgte auch ihm nicht sogleich, sondern eroberte
erst Parthien, Hyrcanien, Tapurien, das Land der Marder, Aria,
Arachosien, Drange, Paropamisus zum Theil nicht ohne heftige
Gegenwehr der Einheimischen, setzte Statthalter ein, gewöhnlich
dieselben, welche sie vorher inne gehabt, und gründete in Aria
eine Stadt Alexandria, eine andere am Eingang in den Paropa-
misus: dann begab er sich nach Bactrien. Bessus floh nach Sog-
diana, und als die Macedonier auch diese Landschaft erreichten,
lieferten Verräther ihn gefesselt dem Alexander aus, der ihn hin-
richten ließ und nun ungehindert bis an die Ufer des Jaxartes,
die nordöstlichste Grenze des Perserreiches zog. Aber den Wider-
willen der Griechen versöhnten auch die Siege des Königs nicht.
Sparta hatte auch nach Auflösung der Persischen Flotte seine
Plane nicht aufgegeben, es rüstete sich, zog Elis, Achaja und Ar-

cadien (mit Ausnahme von Megalopolis) auf seine Seite und begann den Krieg zunächst gegen Megalopolis; indessen drang Antipater, der Statthalter Macedoniens, eiligst in den Peloponnes und erstickte den Aufruhr durch die blutige Schlacht bei Megalopolis (330). Der Macedonische Adel in der Nähe Alexanders fühlte sich eben so wenig befriedigt. Schon hatte der König Persische Kleidung und Sitten angenommen und wollte, gleich den alten Beherrschern des Perserreiches, als Abkömmling der Götter, als Sohn des Zeus, geehrt sein, doch so sehr ihm dies die Besiegten gewann, so sehr entfremdete es ihm die Genossen seiner Siege. Mißtrauen entstand, es wurden Verschwörungen gegen den König entdeckt und hart bestraft. Dennoch beschloß Alexander jenseit der Grenzen des Perserreiches vorzudringen. Vom Jaxartes aus that er einen Zug ins Land der Scythen, erkannte aber bald, daß unter diesen Nomaden an fernere Eroberungen nicht zu denken sei, kehrte nach Sogdiana zurück und begnügte sich an der Grenze eine neue Veste zu erbauen. Größere Vorbereitungen wurden zu einer Heerfahrt nach Indien gemacht. Ein ungeheures Kriegsheer nach Perser Weise wurde versammelt, Macedonier und Griechen der Kern desselben: mit ihm aber mit geringer Kunde des Landes trat Alexander den Zug über den Paropamisus an (327). Sobald er den obern Indus erreichte, gesellte sich ein Indischer König Taxila zu ihm, mit dem schon vorher Verbindungen angeknüpft waren, und dessen Gebiet durch besiegte Städte und Landschaften bis zum Hydaspes hin vergrößert wurde. An diesem Strom war Porus, der Gegner des Taxila zu bekämpfen: Alexander überwand ihn mit großer Anstrengung und erlangte Friede und Bündniß mit dem Besiegten zu schließen. Dadurch machte er sich Bahn über den Acesines bis zum Hydraotes, jenseit dessen abermals mehrere Völkerschaften bezwungen und dem Porus überlassen wurden. Endlich war der Hyphasis erreicht: über ihn ging Alexander nicht, sondern kehrte an den Hydraotes zurück, wo mittlerweile auf seinen Befehl Schiffe in großer Zahl erbaut waren. Auf dem Fluß und an beiden Ufern desselben ging das Heer, die Anwohner bekämpfend, hinunter bis zur Mündung des Indus. Von hier wurde Nearchus mit der Flotte und einem Theil der Mannschaft abgesandt um den Persischen Meerbusen bis zu den Mündungen des Euphrat zu erforschen, der König selbst zog mit dem übrigen Heer zu Lande an der Küste hin durch Gedrosien

und Caramanien nach Persis zurück; beide Heerhaufen erreichten unter Mühseligkeiten und Gefahren ihr Ziel (325). Das war die letzte Kriegsfahrt des Macedonischen Heeres; zwei Jahre später erfolgte in Babylon der Tod Alexanders, der ihn unter Entwürfen zur Befestigung seiner Macht in den eroberten Landen übereilte.

1. Unberührt von den Erschütterungen, welche seit dem Peloponnesischen Kriege Griechenland und Persien erfuhren, waren indessen die Syracusische Tyrannis und das bürgerliche Rom in gleichem Streben nach der Herrschaft, dieses unter den Völkern Italiens, jene auf Sicilien und dem Meer. Zwar gleich nach dem Frieden des Dionysius mit den Carthagern schien der Tyrann wenig gefährlich. Ein Aufstand der Syracuser zwang ihn aus der Stadt zu weichen, aber er kehrte mit Campanischen Söldnern heim, siegte und stand nun sicherer als zuvor. Die Bürger wurden entwaffnet, Söldner und Schiffe gemehrt, die Burg stärker befestigt, Dionysius Eroberungskriege begannen. Zuerst nahm er die Jonischen Städte Naxos, Catana und Leontini, dann suchte er Messina und die Locrer mit günstigem Erfolge, Rhegium vergeblich sich zu befreunden und kündigte Carthago den Krieg an, wenn es nicht alle Griechen frei gebe, die unter seiner Herrschaft ständen (397). Ehe noch ein Heer aus Africa herüber kam, eroberte Dionysius Motye und der Abfall griff so um sich, daß nur fünf Städte den Carthagern treu blieben; allein bald landete Imilco in Panormus, nahm Motye wieder ein, gewann das abgefallene Himera, eroberte Messina und Catana und umlagerte Syracus, während alle Städte sich nun eben so zu ihm wandten, wie kurz vorher zu seinem Gegner. Da kamen dem Dionysius Spartische Söldner zu Hülfe, im Carthagischen Lager brachen Krankheiten aus, ein plötzlicher Angriff der Syracuser zu Lande und zur See hatte die Vernichtung der ganzen Carthagischen Kriegsmacht auf Sicilien zur Folge. Zugleich empörten sich Carthagos Unterthanen in Africa, besetzten Tunes und umlagerten die Hauptstadt, die nur die Vertheidigung ihrer Bürger und Mangel und Uneinigkeit der Empörer retteten. Unterdessen hatte Dionysius mehrere Städte der Sicaler unterworfen; aber schnell fielen diese wieder ab, als Rhegium, längst dem Tyrannen abgeneigt, sich seiner wachsenden Macht entgegen stellte; selbst Agrigent und Messina gesellten sich nach einem

Siege der Sicaler zu den Abtrünnigen. Auch ein Carthagisches Heer erschien wieder auf der Insel; Mago führte es gegen Messina, aber Dionysius besiegte ihn und nöthigte ihn zur Heimkehr. Dann ging er nach Italien gegen Rhegium; die Stadt gewann er nicht, doch verwüstete er ihr Gebiet und wiegelte, wie es scheint, die streitbaren Lucaner gegen sie auf. Dadurch besorgt gemacht schlossen die Italischen Griechen einen Bund zu gemeinsamer Vertheidigung gegen den Tyrannen und die Barbaren, mit seiner Leitung wurde ein Synedrium beauftragt, das wahrscheinlich in Heraclea seinen Sitz hatte (393). Auf Sicilien landete noch einmal ein Carthagisches Heer und drang bis Acrium vor, wo Dionysius ihm die Zufuhr abschnitt; dadurch erzwang er einen Frieden, der ihm einige Vortheile gewährte, aber von der Insel verdrängt wurden die Carthager nicht (392). Es war dem Dionysius darum zu thun erst die Italischen Städte zu unterwerfen. Für diesen Zweck führte er einen dreijährigen Krieg (390 — 387). Mit einem Angriffe auf Rhegium, die Vormauer Italiens, begann er, als aber die Verbündeten zur Hülfe herbei zogen, mußte er sich mit Verlust zurück ziehn. Glücklicher war ein Angriff der Syracuser und Lucaner auf Thurii, die Stadt wurde nach einer Niederlage der Italischen Griechen erobert. Ein neuer Feldzug des Tyrannen selbst brachte ihm einen abermaligen großen Sieg über die Gesammtmacht der Großgriechischen Städte am Flusse Helorus und in Folge dessen einen Frieden, der den Besiegten die Freiheit ließ, aber sie in ein Bundesverhältniß zu Syracus scheint gestellt zu haben. Rhegium, von den übrigen Verbündeten verlassen, mußte den Frieden erkaufen, dennoch suchte Dionysius bald einen Vorwand zum Kriege um die Stadt ganz in seine Gewalt zu bringen, eroberte sie und ließ die Bürger als Knechte feil bieten. Um nun die Herrschaft im untern Meer an sich zu bringen that er einen Zug gegen Corsica und die Etruskische Stadt Càre, eroberte den Hafen der letztern und kehrte mit großer Beute heim (384), um das obere Meer zu beherrschen verbündete er sich mit den Illyriern, in deren Lande er die Colonien Lissus und Issa gründete, wie an der Italischen Küste Adria, Ancona und Numana von ihm besetzt wurden. Mit so verstärkter Kraft begann Dionysius einen zweiten Krieg gegen Carthago (383), das die Gefahr erkennend nach Sicilien und Italien seine Heere wider ihn sandte. In beiden Orten erlitten sie große Verluste;

man unterhandelte um den Frieden, aber der Tyrann verlangte Räumung Siciliens und Erstattung der Kriegskosten. Da nahm Carthago von neuem das Schwert, siegte bei Eronium und gewann einen Frieden, der ihm nichts entzog, ihm Selinus und Agrigent bis an den Halycus zurückgab und die Kriegskosten erstattete. Eben so glücklich behaupteten sich die Carthager in einem dritten Kriege, den Dionysius funfzehn Jahre später gegen sie unternahm, als Seuche und Aufruhr in ihrer Stadt und Aufruhr der Unterthanen in Africa und Sardinien sie hart bedrängten; denn alle jene Gefahren wurden überwunden, der Tyrann starb während des Krieges (367), und blieb auch die Tyrannis, so schloß der neue Herrscher **Dionysius der jüngere** doch sogleich Frieden und ließ, der Ueppigkeit hingegeben, die ererbte Macht verfallen. Vor seinen Nachstellungen floh Dion nach Corinth, kehrte aber bald zurück um die Tyrannis in Syracus zu stürzen. Corinth förderte das Unternehmen, mehrere Städte auf Sicilien, die unter Dionysius standen, selbst einige in Italien traten dem Dion bei, gegen die übrigen regte dieser die Bruttier auf, ein damals neu entstandenes Volk, entlaufene Leibeigene und Söldner, die im Gebiet der Lucaner sich fest gesetzt hatten und plündernd umherstreiften. Wirklich eroberten die Bruttier mehrere Großgriechische Städte, ungeachtet Dionysius selbst mit einem Heer im Lande stand, während Dion Syracus einnahm und die Republik herstellte (356), mit ihr die Partheiung, die den Befreier selbst nöthigte die Stadt zu verlassen. Bei einem neuen Angriff des Tyrannen rief man jenen zurück, er kam, wehrte der Gefahr, aber ehe er die Verfassung ordnen konnte, wurde er ermordet (354), ein Machthaber verdrängte den andern in Syracus. Callippus, des Dion Mörder, mußte dem Hipparinus weichen, einem Halbbruder des Dionysius, dem folgte sein Bruder Nysäus; endlich kam Dionysius selbst aus Locri mit einer Schaar Söldner und gewann die alte Herrschaft wieder (346). Gegen ihn nahm Hicetas, Tyrann in Leontini, sich der Syracusischen Flüchtlinge an und verbündete sich mit den Carthagern, die ihres Vortheils eingedenk ungesäumt eine große Flotte nach Sicilien sandten. Dagegen halfen die Corinther der Noth ihrer Pflanzstadt; **Timoleon** kam von da mit einem Heere nach Syracus (344) und nöthigte den Hicetas die Stadt zu räumen, die Carthager den Hafen, den Dionysius die Burg. Dann ordnete er die Verfassung und theilte die Ge-

walt zwiſchen einem Rath der Sechshundert aus den Gamoren und der Eccleſia; die übrigen Griechiſchen Städte wurden von ihren Tyrannen befreit, die Carthager am Fluſſe Crimeſus beſiegt (339) und zum Frieden genöthigt, der ihnen den Halycus zur Grenze gab. Seitdem ſtanden wieder einzelne freie Städte der Griechen auf beiden Seiten der Sicilischen Enge, aber die in Italien durch wiederholte Angriffe der Bruttier und Lucaner beunruhigt, gegen welche Tarent zuerſt in Sparta (338) und zwölf Jahre ſpäter bei Epirus Beiſtand ſuchte und erhielt, ohne ſeine Gegner völlig überwinden zu können. — Rom begann ſeine gleichzeitigen Kämpfe in Italien mit erneuerten Fehden gegen die Etrusker. Im Wohlſtande, handeltreibend zur See, mit Maſſilia befreundet, in Verkehr mit Carthago, ſcheute es ſich nicht Veji zu bekriegen, ſobald der zwanzigjährige Waffenſtillſtand abgelaufen war. Zehn Jahre ſoll dieſer Krieg gedauert haben (403 — 395), von beiden Seiten mit höchſter Anſtrengung geführt, auch für die innere Entwickelung des Römiſchen Staates von Bedeutung. Denn während deſſelben wurde, vielleicht weil es mehrer Heerführer bedurfte, die Zahl der conſulariſchen Kriegstribunen von drei auf fünf erhöht, die Geſchäfte des Stellvertreters der Cenſoren ſcheinen damals ganz von der Cenſur getrennt zu ſein, ſo daß es von nun an immer ſechs Kriegstribunen gab, auch wenn Cenſoren da waren, welche dann auch wohl unter jenen mitgezählt ſie bis auf acht vermehrten; und weil es angeſtrengterer Leiſtungen bedurfte, wurde der Sold, der bisher nur der Reiterei und einem Theil des Fußvolkes gegeben war, auf alle Krieger ausgedehnt: der Staatsſchatz, die Zehnten der Patricier und, wenn es nöthig war, eine Steuer von den Plebejern mußten die Mittel dazu bieten. Der Senat aber erlangte für dieſe Zugeſtändniſſe eine Beſchränkung der Volkstribunen, deren Einſage von nun an unwirkſam wurde, wenn einer von ihnen ſeine Beiſtimmung verſagte, ſtatt daß ſonſt Stimmenmehrheit unter ihnen den Ausſchlag gab. Veji aber erlag den neu entwickelten Kräften Roms und dem Feldherrntalent des Camillus, dann unterwarfen ſich Capena und Falerii, jenes gutwillig, dieſes nach einer Belagerung (393), Volſinii wurde durch eine Niederlage zu zwanzigjährigem Frieden gezwungen (391). Unterdeſſen hatten ſich zu den Inſubriſchen Galliern im Norden des Po neue Ankömmlinge aus dem jenſeitigen Gallien, Boier, Lingonen und Senonen

geſellt (um 400) und den Po überſchreitend die Etruſker von Norden her angegriffen, das Land zwiſchen dem Strom und dem Appennin war von ihnen überſchwemmt, ſchon ſtanden die Gallier auf der Südſeite des Gebirges und belagerten Cluſium. Dorthin ſandte der Römiſche Senat Abgeordnete um die Stärke der Fremden und ihre Abſichten auszukundſchaften. Dieſe Römer miſchten ſich unter die kämpfenden Cluſier, einer von ihnen erſchlug einen Galliſchen Anführer, wurde erkannt, und Brennus, der Anführer der Senonen, forderte deſſen Auslieferung. Als dieſe verweigert wurde, rückten die Gallier gegen Rom, ſiegten am Fluſſe Alia und drangen in die Stadt, die ſie niederbrannten. Die Bewohner hatten ſich zum Theil in die benachbarten Orte zerſtreut, nur das Capitolium war von einer Schaar Römer beſetzt, die ſich eine Weile vertheidigte, aber durch Mangel gezwungen die Aufhebung der Belagerung und die Räumung des Römiſchen Gebietes von den Galliern zuletzt erkaufte (389). Brennus und ſein Heer gingen in das nördliche Italien zurück, dennoch war die Noth der Römer nach dieſem Unfall ſehr groß. Die Latiner und Herniker ſagten ſich vom Bunde mit Rom los, die Volsker und Aequer beſonders Präneſte zeigten ſich feindſeliger als je, der Wohlſtand der Bürger war durch die Verheerungen der Gallier zu Grunde gerichtet, Steuern für den Krieg, zum Aufbau der Stadtmauern und zu andern öffentlichen Zwecken laſteten auf ihnen; eine Beiſteuer von dem befreundeten Maſſilia zugeſandt konnte der Noth nicht helfen. Die Verſchuldung der Plebejer nahm zu, das harte Schuldrecht, welches man lange nicht empfunden hatte, kam wieder in Anwendung, das Geſetz der zwölf Tafeln, welches den Zinsfuß beſtimmte, war außer Brauch gekommen: die Patricier hielten die Gemeine in der drückendſten Abhängigkeit. M. Manlius, ſelbſt aus den Patriciern, verlangte für die Unterdrückten Schuldenerlaſſung oder Aeckervertheilung; er wurde des Hochverrathes angeklagt und getödtet (383). Endlich traten die plebejiſchen Tribunen Licinius und Sextius mit drei Geſetzen hervor (377), niemand ſolle mehr als fünfhundert Jugera vom Gemeinlande beſitzen, die Schuldenlaſt dadurch, daß die bereits entrichteten Zinſen vom Capital abgerechnet und letzteres in drei Jahren zurückgezahlt würde, erleichtert und ferner keine conſulariſchen Kriegstribunen erwählt werden ſondern Conſuln und zwar einer immer aus den Plebejern. Die Patricier

widerſtrebten, indem ſie einige der plebejiſchen Tribunen gewannen, welche durch ihr Verbot das Vorleſen und ſomit die Erörterung der Geſetzanträge des Licinius hinderten, dagegen hinderte dieſer mit dem Sextius durch gleichen Einſpruch alle Verſammlungen zur Wahl von Conſuln oder conſulariſchen Kriegstribunen. Fünf Jahre blieben die Plebejer und jene immer von neuem gewählten Tribunen bei ihrem Verfahren; Kriege mit den Nachbarn nöthigten dann davon abzuſtehen und die Wahl conſulariſcher Kriegstribunen zu geſtatten, aber ihre Geſetze gaben Licinius und Sextius darum nicht auf, und ſie erreichten deren Annahme (366), doch blieb das Amt, welches bisher der ſechste conſulariſche Kriegstribun bekleidet hatte, unter dem Namen der Prätur vom Conſulat getrennt und wurde den Patriciern vorbehalten. Freilich war damit nicht aller Noth auf einmal geholfen, die Schuldenlaſt war noch immer drückend, der Antheil am Conſulat wurde noch mehr als einmal den Plebejern wieder entwunden, die Verbindung mit den Latinern war noch nicht hergeſtellt: doch mahnten die plebejiſchen Tribunen ſtets an die Geſetze des Licinius und ein Schritt zum Beſſern geſchah nach dem andern. Mit den Latinern und Hernikern wurde (358) ein Vertrag geſchloſſen, der den Bund erneuerte. Um der Verſchuldung zu ſteuern wurde zuerſt der Zinsfuß der zwölf Tafeln hergeſtellt (360), acht Jahre ſpäter, als vermuthlich eben bedeutende Schuldforderungen fällig waren, ernannte man eigens Fünfmänner, welche den Schuldner, der nicht baar zahlen, aber dem Staate Bürgen ſtellen konnte, durch Vorſchuß aus dem Schatz löſ'ten, oder wenn er vorzog etwas von ſeinem Eigenthum abzutreten, die Abſchätzung und Uebergabe deſſelben an den Gläubiger bewirkten, und wieder nach fünf Jahren wurde der Zinsfuß auf eine halbe Unze vom As d. i. auf 5 P. C. herabgeſetzt. Die Theilnahme der Plebejer am Conſulat konnte auch nicht auf die Dauer zurück gewieſen werden, ſie gelangten zur Dictatur (356), zur Cenſur (351). Den Etruskern konnte Rom während dieſer Bewegungen nicht gefährlich werden, aber jene hatten auch fortwährende Kämpfe mit den Galliern zu beſtehen, durch welche ſie von ihren Beſitzungen jenſeit des Appennin nur Mantua und einige kleinere Orte retteten. Selbſt die Gallier jenſeit der Alpen wurden ihnen jetzt verderblich, indem ſie die Ligurer weiter öſtlich drängten, die nun die Etruskiſche Küſte bis nach Piſa hin einnahmen. Erſt als Rom ſeine Bürgerunruhen

eſtillt hatte, und ſchon wieder Latiniſche Schaaren ſein Heer ver-
ärkten, begann Tarquinii einen Krieg (357), an dem bald auch
Falerii und Cäre Theil nahmen, der vier Jahre dauerte und für
Cäre mit einem hundertjährigen, für die beiden andern mit einem
ierzigjährigen Waffenſtillſtand endete: der Ciminiſche Wald blieb
ie Grenze zwiſchen Rom und Etrurien. Durch jene Verträge
or den Etruskern, durch die Etrusker größtentheils vor den
Galliern geſichert, konnte Rom ſeine Herrſchaft im Süden befe-
ſtigen. Sidicinum, eine Campaniſche Stadt, wurde von den
ſtreitbaren Samnitern angegriffen, welche (354) ein Bündniß mit
Rom geſchloſſen hatten. Die Stadt ſuchte den Beiſtand von
Capua, aber beide wurden von den Samnitern beſiegt. Nun
wandte ſich Capua nach Rom, aber hier wollte man, Römiſcher
Erzählung nach, keine Hülfe gegen die verbündeten Samniter ge-
währen, bis die Bürger von Capua ſich zu Unterthanen ergaben:
ihr Eigenthum zu vertheidigen hielten die Römer nicht gegen den
Bundesvertrag, und der erſte Samnitiſche Krieg brach aus
(343 — 341). Die Römer und die mit ihnen verbündeten La-
tiner ſiegten in einigen Gefechten, aber bald ſchloſſen jene einen,
wie es ſcheint, einſeitigen Frieden mit Samnium. Da traten
manche Latiniſche Städte unter ſich in engere Verbindung, ihre
Anführer Annius und Numiſius regten auch die Volsker auf und
forderten dann gewaffnet für Latium das volle Bürgerrecht der
Römer und gleichen Antheil am Senat und Conſulat. Da ihnen
dies verweigert wurde, begann der Latiniſche Krieg (340 —
338). Capua, Sidicinum, alle Campanier, die Feinde der Sam-
niter geſellten ſich zu den Latinern, zu den Römern die Samniter.
Aber durch zwei blutige Siege am Veſuv und bei Minturnä er-
ſtritt Rom das Recht, der Ueberwundenen Schickſal zu beſtimmen.
Was alle begehrt hatten, volles Bürgerrecht und Stimmrecht (Ci-
vitas cum suffragio) erlangte, wie es ſcheint, nur die treu geblie-
bene Stadt Lanuvium. Minder begünſtigten wurde Bürgerrecht
ohne Stimmrecht (Civitas sine suffragio) zu Theil, aber in un-
gleicher Weiſe, denn während Formiä, Fundi, Cuma, Präneſte
u. a. in ihrem frühern Rechte, dem Municipium, blieben, welches
auch auf den Ritterſtand in Capua ausgedehnt wurde, ſahen ſich
die Bürger von Aricia, Anagnia, Pädum ꝛc. aller Selbſtändigkeit
beraubt, Römiſchen Colonen gleichgeſtellt. Römiſche Colonen ſelbſt
wurden in diejenigen Orte geſandt, welche wie Veliträ und An-

tium den hartnäckigſten Widerſtand geleiſtet hatten. Den alſo vereinzelten Latiniſchen Städten wurden alle Zuſammenkünfte und Verbindungen noch eigens unterſagt, Theile des Gebietes der Latiner und Campaner an Römiſche Bürger vertheilt, Empörungsverſuche in Campanien und bei den Volskern bald unterdrückt. In Rom aber ging während des Samnitiſchen und Latiniſchen Krieges die Ausgleichung der beiden Stände allmählig weiter. Zuerſt wurde beſtimmt, beide Conſuln könnten Plebejer (341), zwei Jahre ſpäter, einer der Cenſoren ſolle immer ein Plebejer ſein, und abermals nach zwei Jahren kam auch die Prätur zum erſten mal an einen ſolchen; der Unterſchied der Stände minderte ſich, die Stellung ward freundlicher, beſonders ſeitdem (326) durch die Lex Pötelia das harte Schuldrecht gemildert, das Nexum aufgehoben und beſtimmt wurde, der Schuldner ſolle mit ſeiner Habe nicht mit ſeiner Perſon dem Gläubiger verhaftet ſein.

Dritte Periode.

Erster Abschnitt.

1. Mit dem Tode Alexanders begann die Auflösung des großen Macedonischen Reiches. Während die Feldherrn, die dem Könige zunächst gestanden hatten, in Babylon über die Verwaltung Rath hielten, die nun einzuführen sei, rief Meleager an der Spitze des Fußvolkes den blödsinnigen Halbbruder Alexanders, Philipp Aridäus, zum Könige aus. Die Heerführer sammt der Reiterei, mit dem Verfahren unzufrieden, verließen die Stadt und lagerten sich vor derselben, doch unterhandelte man, und die Partheien einigten sich, indem man neben dem Blödsinnigen auch dem Sohne Alexanders und der Sogdianerinn Roxane, Alexander II., schon vor seiner Geburt die Königswürde zuerkannte, zu Reichsverwesern den Perdiccas, Leonnatus und Meleager bestimmte. Der letztere wurde nebst den übrigen Führern, die an dem Aufstande des Fußvolkes Theil genommen hatten, gleich nachher als Empörer angeklagt und auf Perdiccas Geheiß getödtet; bei einer Vertheilung von Satrapien, die darauf erfolgte und dem Ptolemäus Aegypten verlieh, dem Lysimachus Thracien, dem Menander Lydien, dem Antigonus Phrygien, Pamphylien und Lycien, dem Cassander Carien, trat auch Leonnatus von dem Reichsverweseramte zurück und nahm die Satrapie des Hellespontischen Phrygiens. Ihm und dem Antigonus trug Perdiccas als alleiniger Regent die Eroberung Cappadociens auf, das dem Eumenes als Provinz zugetheilt aber noch nicht in den Händen der Macedonier war. Beide verweigerten den Gehorsam und

Perdiccas mußte selbst zum Kriege gegen den König von Cappadocien ausziehen; er siegte, und Eumenes nahm seine Satrapie. Dann sollten die Widerspenstigen bestraft werden: sie entgingen auch dem. Die Stimmung in den Griechischen Staaten war fortwährend den Macedoniern ungünstig, und als Alexander von Asien aus nicht durch das Synedrium in Corinth sondern unmittelbar durch seine Abgeordneten den Befehl gab, alle Verbannten sollten wieder in ihre Heimath aufgenommen werden, regte sich überall Unwille, der auf die Nachricht von des Königs Tode in rasche That überging. Athen erklärte seine Absicht die Städte Griechenlands von den Macedonischen Besatzungen zu befreien, Argos, Elis, Sicyon, Messene, Locris, Doris, Phocis, die Aetolier traten ihm bei, es begann der Lamische Krieg (323—322). Die Griechen drangen in Thessalien ein, Antipater mußte sich in die Stadt Lamia werfen und rief von hier den Leonnatus zu seinem Beistande auf, der dieser Einladung lieber folgte als dem Gebot des Perdiccas, bei Lamia besiegt wurde und fiel, worauf Antipater die Stadt und, wie es scheint, ganz Thessalien räumte. Der Reichsverweser wandte sich gegen Antigonus, aber auch der wich seinem Angriffe aus und ging zum Antipater, der indeß durch Craterus verstärkt bei Crannon gesiegt, die Thermopylen gewonnen und, schon in der Nähe Athens, dieses zum Frieden gezwungen hatte, dem zufolge Munychia eine Macedonische Besatzung erhielt, und die Athenische Democratie dadurch beschränkt wurde, daß alle, deren Vermögen weniger als zweitausend Drachmen betrug, ihr Bürgerrecht verloren und in Thracien Land zum Anbau erhielten. Dann hatten die Sieger Aetolien angegriffen, dessen Bewohner sich damals zu einem engern Bunde scheinen vereinigt zu haben. Eine Bundesversammlung, das Panätolium, entschied über Krieg, Frieden und Bündnisse mit Auswärtigen und wählte den Strategen, den ihm beigeordneten Grammateus und den Rath der Apocleten, denen die Leitung der Angelegenheiten oblag. Antipater und Craterus fanden den Kampf gegen sie nicht leicht, schlossen Frieden, als Antigonus sie zum Kriege gegen Perdiccas aufforderte, der nach Königsherrschaft über alle trachte, und brachen nach Asien auf. Ihnen befreundet war Ptolemäus, der inzwischen seine Satrapie durch die Eroberung von Cyrenaica erweitert hatte. Wider diesen zog Perdiccas zuerst, aber beim Uebergange über den Nil empörte sich sein Heer, erschlug ihn,

verglich sich mit dem Ptolemäus und kehrte nach Syrien zurück. Unterdessen hatten die Schaaren aus Europa sich beim Uebergang über den Hellespont getheilt, Craterus war in Cappadocien eingedrungen und dort in der Schlacht gegen Eumenes besiegt und gefallen, Antipater war nach Syrien geeilt. Als er dorthin kam, übertrug ihm das königliche Heer die Würde des getödteten Perdiccas, die Ptolemäus abgelehnt hatte, auf einer Versammlung in Trisparadisus (321), doch gab Antipater als Reichsverweser seine Satrapie nicht auf und ging deshalb, nachdem er in Asien einige erledigte Statthalterschaften wieder besetzt, (darunter Babylonien durch Seleucus), und dem Antigonus neben seinen Provinzen das Amt eines königlichen Strategen im Westen von Asien, dem Philotas dasselbe Amt im Osten übertragen hatte, mit der königlichen Familie nach Macedonien zurück. Sogleich brachen herrschsüchtige Bestrebungen in Asien unaufhaltsam hervor. Ptolemäus vertrieb den Satrapen von Syrien und bemächtigte sich der Phönicischen Küste; Antigonus bekriegte den Eumenes und nöthigte ihn seine Strategie anzuerkennen, eroberte Pisidien und Lydien und suchte auch das Hellespontische Phrygien an sich zu bringen; im östlichen Asien lehnte sich Python von Medien gegen den Strategen Philotas auf, erschlug ihn und begann Krieg mit den übrigen Satrapen jener Gegend, um sich zum alleinigen Machthaber aufzuschwingen. Unterdessen starb Antipater (318), nachdem er mit Uebergehung seines eigenen Sohnes Cassander seinen Freund Polysperchon als Reichsverweser angeordnet hatte. Um sich die Macedonier geneigt zu machen rief dieser die Olympias, Alexanders Mutter, zurück, die mit Antipater in steter Feindschaft zuletzt vor ihm nach Epirus geflohen war, und bot ihr Theilnahme am Regiment. Cassander aber entwich zum Antigonus und erhielt von dem Flotte und Heer gegen Polysperchon; die Absicht war zuerst Griechenland zu gewinnen, wo die Anführer der Macedonischen Besatzungen in Athen und andern Städten dem Hause des Antipater ergeben waren. Der Gefahr zu begegnen ernannte Polysperchon den Eumenes zum königlichen Strategen in Asien, der den Antigonus bekämpfen sollte, verkündete den Griechen Herstellung der Democratie und Heimkehr aller, die von den Macedoniern verbannt worden unter der einen Bedingung, daß Niemand den Königen zuwider handle, und zog selbst mit einem Heere heran um die Städte von den Macedoni-

ſchen Beſatzungen zu befreien, die ſich für Caſſander erklärt hatten. Die Athener verſuchten die Beſatzung in Munychia zu vertreiben, aber dieſe nahm ſelbſt den Piräus und übergab beide Häfen dem Caſſander, der mittlerweile nach einem Seeſiege über Polyſperchons Flotte in Attica landete. Athen ſelbſt ſchloß ein Bündniß mit ihm und beſchränkte die eigne Democratie dahin, daß nur denen das Bürgerrecht zuſtehen ſolle, die tauſend Drachmen beſäßen. Viele Griechiſche Städte thaten eben ſo, denn Polyſperchon, vor Megalopolis beſiegt, mußte nach Macedonien zurück, wo Eurydice die herrſchſüchtige Gemahlinn des Philipp Aridäus einen Aufſtand gegen die Olympias erregt und ſie mit ihrem Enkel zur Flucht nach Epirus genöthigt hatte. Dieſer zum Beiſtande zogen Epiroten und der Reichsverweſer von da und dort heran, Eurydices Anhang wurde überwunden, ſie ſelbſt mit ihrem Gemahl gefangen, beide auf Geheiß der Olympias getödtet (317). Aber plötzlich eilte nun Caſſander aus Griechenland her, drängte den Polyſperchon in einen Winkel Theſſaliens, wo er ihn beobachten ließ, während er ſelbſt die Olympias in Pydna belagerte. Sie mußte ſich ergeben, ein Volksgericht verurtheilte ſie zum Tode, und Caſſander ließ ſie hinrichten; Roxanen und ihren Sohn kerkerte er ein, Theſſalonica, Alexanders des Großen Schweſter, mußte ſich mit ihm vermählen (315). So herrſchte er ohne König zu heißen über Macedonien und, unter dem Schein des Bündniſſes, über den größten Theil der Griechen, deren Gunſt er durch den Wiederaufbau Thebens zu gewinnen ſuchte. Inzwiſchen hatte Antigonus in Aſien den Krieg gegen Eumenes geführt und ihn genöthigt aus Cappadocien immer weiter nach Oſten endlich nach Suſa zurückzuweichen, wo er zu den Gegnern des Python ſtieß. Aber deſſen Bundesgenoſſe war ſchon Seleucus, bald wurde es auch Antigonus, als er mit ſeinem Heere dorthin kam. Der Krieg zog ſich nach Medien und Perſis und endete, indem Eumenes von ſeinen Verbündeten, die des Krieges überdrüßig waren, dem Antigonus ausgeliefert, von dieſem getödtet wurde (315). Die Verräther hatten gehofft durch ihre Willfährigkeit ſich ihre Satrapien erhalten zu können, aber Antigonus verfuhr nach ſeinem Siege als unbeſchränkter Gebieter. Die Statthalterſchaften im Oſten erhielten, von ihm eingeſetzt, andere ihm ergebene Satrapen, Python wurde ermordet, Seleucus erſt eines Theils ſeiner Lande beraubt, dann als Untergebener aufgefordert, Rech-

nung abzulegen. Er weigerte ſich und entfloh zum Ptolemäus, den er auf die allen drohende Gefahr aufmerkſam machte; deſſen Boten gingen weiter, und als Antigonus in das weſtliche Aſien zurückkehrte, hatten Caſſander von Macedonien, Caſſander von Carien, Lyſimachus, Ptolemäus und Seleucus ſchon ein Bündniß gegen ihn geſchloſſen, das zu den Waffen griff, als es ſeine Forderungen nicht gewährt ſah. Antigonus widerſtand während eines vierjährigen Krieges (315 — 311). Den Caſſander beſchäftigte er, indem er den Polyſprechon, der ſich mit einem kleinen Heere nach Meſſenien gezogen hatte, unterſtützte und die Griechen durch das Verſprechen der Freiheit aufregte; gegen Lyſimachus verbündete er ſich mit dem Odryſerkönig Seuthes. Das Heer des Ptolemäus griff er ſelber an und vertrieb es aus den meiſten Phöniciſchen Städten. Dann ließ er unter der Aufſicht ſeines Sohnes Demetrius zahlreiche Schiffe an dieſer Küſte erbauen, während er ſelbſt mit dem Hauptheer den Caſſander von Carien angriff, ihn beſiegte und, wie es ſcheint, ganz vernichtete. Schon ſtand Antigonus in Begriff über den Hellespont gegen Lyſimachus zu ziehen, aber unterdeſſen war Ptolemäus in Syrien eingedrungen und hatte den Demetrius bei Gaza beſiegt (312), Phönicien und Paläſtina wieder eingenommen. Freilich ſobald Antigonus ſeinem Sohn zu Hülfe kam, zogen die Aegypter ſich zurück, aber mitlerweile war Seleucus mit einem geringen Heerhaufen nach Babylonien gegangen, hatte großen Anhang gefunden und nicht nur ſeine Satrapie ſondern auch Perſis, Suſiana und Medien ſchnell unter ſeine Gewalt gebracht. Um dieſer neu aufſtrebenden Macht widerſtehen zu können ſchloß Antigonus Frieden mit ſeinen drei Gegnern im Weſten, dem Lyſimachus wurde Thracien zugeſichert, dem Ptolemäus Aegypten mit den angrenzenden Städten Libyens und Arabiens, dem Caſſander die Strategie in Europa bis zur Großjährigkeit Alexanders, dem Antigonus die Herrſchaft über ganz Aſien, den Griechen Freiheit und Unabhängigkeit. Aber allſeitiges Mißtrauen ließ den Frieden nicht zur Ausführung kommen. Antigonus behielt ſeine Beſatzungen in den Griechiſchen Städten Aſiens, daſſelbe that Caſſander in Europa und den jungen König Alexander, deſſen Mündigkeit ſeiner Strategie ein Ende machen ſollte, deſſen Freilaſſung die Macedonier begehrten, ließ er nebſt ſeiner Mutter Roxane heimlich ermorden (310). Noch war ein Sohn des großen Alexander

übrig, Hercules; ihn führte Polysperchon nach Griechenland, schloß ein Bündniß mit den Aetoliern und forderte die Macedonier auf sich um ihren König zu sammeln. Schnell stand eine bedeutende Macht unter den Waffen wider Cassander, aber dieser vermogte den Polysperchon selbst seinen Schützling zu ermorden und überließ ihm dafür die Strategie im Peloponnes. Unterdessen hatte Ptolemäus den Krieg gegen Antigonus und die Verbindungen mit Cassander und Lysimachus erneuert: der Vorwand war die Nichtherausgabe der Städte, die wahre Ursache Besorgniß wegen Antigonus Uebermacht. Die Aegyptische Flotte nahm mehrere Städte an der Küste Lyciens, ging dann nach Cos, Myndus und von da nach dem Peloponnes: Corinth und Sicyon wurden mit Zustimmung des Cassander besetzt, und das Unternehmen war beendet, denn niemand unter den Griechen wollte der Erklärung des Ptolemäus glauben, er komme als Befreier (308): Polysperchons Strategie scheint sich seitdem auf Achaja beschränkt zu haben. Dagegen sandte nun Antigonus seinen Sohn Demetrius den Griechen die Freiheit zu bringen, welcher Athen ohne Mühe einnahm und sogleich die alte Democratie herstellte, auch Megara wurde befreit, ein Synedrium sollte errichtet werden, wie das, welches in Corinth bestanden hatte (307). Allein plötzlich wurde Demetrius von seinem Vater abgerufen um den Ptolemäus zu bekämpfen, er ging, und die Aegyptische Flotte erlitt in der Schlacht bei Cypern eine große Niederlage (306). Die Insel, die schon in den Händen des Ptolemäus war, wurde ihm wieder entrissen, und Antigonus nahm nun zuerst Diadem und Königsnamen an, die er auch seinem siegreichen Sohne beilegte. Ein großer Kriegszug zu Lande und zur See nach Aegypten sollte den Kampf zur Entscheidung führen, aber Sturm zerstreute die Flotte, dem Eindringen des Landheeres wehrte der wohl vertheidigte Nil, das Unternehmen war erfolglos, und Ptolemäus, Lysimachus und Seleucus, die ihrem Gegner nicht nachstehen wollten, legten sich wie er den Königsnamen bei, nur Cassander zögerte noch das Gleiche zu thun aus Besorgniß die Macedonier zu reizen. Von Aegypten zurückgedrängt beschloß Antigonus den Krieg gegen Rhodus, das, obwohl mit ihm verbündet, die Hülfe gegen Ptolemäus versagt hatte. Ein ganzes Jahr wandte Demetrius an dies Unternehmen, aber so tapfer war die Gegenwehr der Rhodier, daß sie einen ehrenvollen Frieden und Bündniß mit

Antigonus erlangten ohne die Verpflichtung zum Beistande gegen Aegypten (303). Zum zweiten male eilte nun Demetrius nach Griechenland, denn Cassander war wieder eingedrungen, Athen von ihm eingenommen, die Burg der Stadt belagert. Der Befreier landete in Aulis und nöthigte das Macedonische Heer zum Rückzuge nach Thessalien, dann wurde Böotien frei gemacht, Argos, Corinth, Sicyon und andre Städte im Peloponnes der Besatzungen des Ptolemäus, Cassander und Polysperchon ohne Unterschied entledigt: ein Synedrium der Griechen in Corinth ernannte den Demetrius zum Feldherrn Griechenlands. Dieser rückte gegen den Cassander nach Thessalien, schon hatte er Larissa eingenommen, da rief ihn sein Vater nach Asien zurück. Cassander und Lysimachus hatten bei dem Vordringen des Demetrius die Hülfe des Ptolemäus und des Seleucus aufgerufen. Jener drang in Phönicien ein, kehrte aber bald zurück; mächtiger war der Beistand des Seleucus, der während der bisherigen Kämpfe im Westen ungestört alle Lande bis zum Indus von sich abhängig gemacht, selbst einen Kriegszug nach Indien gegen einen König Sandracottus ausgeführt hatte und nun mit zwei und dreißigtausend Kriegern und fünfhundert Elephanten gegen Antigonus ins Feld zog. Von der andern Seite ging Lysimachus über den Hellespont, nahm Lydien, das Hellespontische Phrygien und mehrere Griechenstädte ein und zog seinem Verbündeten entgegen. Wider diese Feinde mußte Demetrius seinem Vater zu Hülfe ziehen. Auch Cassander scheint nun nach Asien gegangen und zu dem Heer seiner Verbündeten gestoßen zu sein. Es erfolgte eine große Schlacht bei Ipsus in Phrygien (301), Antigonus fiel, sein Heer wurde besiegt, mit den Resten desselben entfloh Demetrius zu seiner Flotte und mit ihr aufs Meer. Die Sieger theilten das eroberte Reich, den westlichen Theil Kleinasiens erhielt Lysimachus, dem Cassander ward für seinen Bruder Cilicien angewiesen, Syrien fiel dem Seleucus zu, auch Armenien scheint von ihm abhängig, doch in den Händen einheimischer vielleicht erblicher Satrapen gewesen zu sein. Aber Bithynien, Paphlagonien und Pontus, nie von den Macedonern erobert, hatten ihre eigenen Könige, auch Cappadocien hatte während des letzten Krieges Selbständigkeit und sein altes Herrschergeschlecht wieder erlangt. Zu all diesen Machthabern in Vorderasien kam noch Demetrius, der auch nach der Schlacht von Ipsus noch Tyrus, Sidon und

Cypern behauptete und mit einer mächtigen Flotte umherschweifend Hellespontische Städte, Cilicien, Messenien, Athen, wo ein Tyrann Lachares aufgestanden war, seiner Herrschaft unterwarf, die Sparter besiegte, endlich auch gegen Macedonien auszog. Denn Cassander war gestorben, zwei seiner Söhne Antipater und Alexander stritten um die Thronfolge. Der letztere rief zugleich den Pyrrhus, König von Epirus, und den Demetrius zu Hülfe. Jener kam zuerst, erwarb seinem Schützling die Herrschaft und erhielt zum Lohn einen Theil Macedoniens; dann erschien Demetrius, und da sein Beistand abgelehnt ward, erschlug er [illegible] Alexander und nahm Thessalien und Macedonien, auch den Antheil des Epiroten, in Besitz (291). Ein Feldzug nach Böotien brachte auch dies Land in seine Hände, der größte Theil Griechenlands wurde durch seine Besatzungen in Abhängigkeit erhalten. Unterdeß waren freilich die Erwerbungen in Asien wieder verloren, Ptolemäus hatte Cypern, vermuthlich auch Tyrus und Sidon, Seleucus Cilicien, Lysimachus seine Städte am Hellespont an sich genommen; aber ein Feldzug gegen den letztern, der eben mit den Odrysern im Kriege lag, sollte Entschädigung gewähren. Doch kaum war Demetrius aufgebrochen, so standen die Böotier auf, die Aetolier und Pyrrhus griffen Thessalien an, und da jener dessen ungeachtet mit dem Entwurfe umging alle Lande seines Vaters wieder zu erobern, so verbündeten sich Lysimachus, Seleucus, Ptolemäus und Pyrrhus gegen ihn (288). Eine Aegyptische Flotte segelte nach Griechenland, Macedonien fielen Lysimachus und Pyrrhus an und eroberten es leicht, denn Demetrius Heer verließ ihn und ging zu den Feinden über. Der König floh nach Griechenland, wohin sein Sohn Antigonus Gonatas schon vorher gegangen war um die Aegypter abzuwehren, doch fielen manche Städte ab, auch Athen, nur im Peloponnes behauptete sich Antigonus. Demetrius aber ging mit einem Heere nach Asien, landete in Milet, gewann verschiedene Städte und Statthalter des Lysimachus und nahm Lydien ein, aber gedrängt von einem Heer des Thracischen Königs zog er sich nach Cilicien und ergab sich dem Seleucus (286). Befreit von dieser Sorge überfiel Lysimachus den Pyrrhus, vertrieb ihn aus seinem Antheil der Macedonischen Beute und riß das ganze Land an sich. Aber Zwietracht im eigenen Hause bewog den Sieger seinen Sohn tödten zu lassen, dessen Wittwe entfloh mit ihrem Bruder Ptolemäus Ceraunus zum Seleucus und

ihre Bitte um Beistand gab dem Syrischen Könige den längst gewünschten Anlaß zum Kriege. In der Schlacht auf dem Curupedion fiel Lysimachus, Seleucus siegte (282) und ging nach Europa um auch Thracien und Macedonien in Besitz zu nehmen. Dort ermordete ihn sein Schützling Ptolemäus (281) und warf sich zum Könige Macedoniens auf. Dem widerstanden von Asien her Antiochus, des Seleucus Sohn, von Griechenland aus Antigonus Gonatas, allein diesen besiegte Ptolemäus, mit jenem verglich er sich, indem er auf Thracien und Asien verzichtete, doch die Bergfeste Pergamus und den großen Schatz, den Lysimachus dort verwahrt hatte, behauptete dessen Hüter Philetärus, und in Thracien und Macedonien fielen die Gallier ein, kriegerische Schwärme, deren Vorfahren zur Zeit des Bellovesus nach Pannonien und Illyrien sollen vorgedrungen sein. Ein Haufe von ihnen unter Belgius besiegte und erschlug den Ptolemäus. Diesen Feind trieb Sosthenes zurück, ein edler Macedonier, der nach des Königs Tode die Leitung des Heeres übernahm; doch bald erschien eine zweite, größere Schaar unter Brennus, ihr erlag auch Sosthenes: verheerend ergossen sich die Gallier bis nach Griechenland. Gegen sie sammelte sich ein Heer aus Böotien, Phocis, Locris, Aetolien, Megara und Athen, das in den Thermopylen mannhaft focht, aber Verrath entdeckte dem Brennus, wie einst dem Xerxes, den Seitenpfad über den Oeta, und der Paß wurde genommen. Bei Delphi, wohin die raublustigen Sieger stürmten, kämpften die Griechen noch einmal und erlangten einen trefflichen Sieg (279), fast das ganze Gallische Heer wurde vernichtet. Antigonus Gonatas, der nach Ptolemäus Tode die Macedonische Krone erworben hatte, besiegte einen andern Schwarm Gallier und befreite dadurch auch Macedonien, doch blieben jene Horden in der Nähe, indem sie sich an der Küste des Bosporus, der Propontis und des Hellespontes diesseit und jenseit des Wassers niederließen, auch der Macedonische Einfluß im Peloponnes minderte sich. Vier Achäische Städte hatten sich frei gemacht und näher vereinigt (280), die übrigen folgten bald dem Beispiel, und der Achäische Bund erneute sich. Bundesversammlungen, die jährlich zweimal in Aegium gehalten wurden, in denen jeder Bürger mit dem Alter von dreißig Jahren Stimmrecht erlangte, beriethen die Angelegenheiten des Bundes unter Leitung eines Grammateus und zweier, späterhin nur eines Strategen, dem Demiurgen beigeordnet waren.

2. Fünf und vierzig Jahre nach dem Tode Alexanders bestanden in dem Raum, der sein Reich geheißen hatte, die Staaten Macedonien, Bithynien, Paphlagonien, Cappadocien, Pontus, Syrien, Aegypten, Pergamus, die Griechenstädte in Europa, Gebiete der Odryser und Gallier; unter allen diesen vom Tode des Seleucus an bis zum Tode des dritten Ptolemäus **Aegypten als vorwaltende Macht im Osten**. Alexandria, eingerichtet nach Griechischer Weise, mit einer Volksgemeine, die in der Stadt oft in des Reiches Angelegenheiten mitsprach, war der Hauptsitz der Könige dieses Staates und der herrschenden Nation, die durch andere Griechenstädte in den übrigen Theilen des Landes und durch Besatzungen ausländischer Söldner das besiegte Volk in Abhängigkeit erhielt, doch wurde Religion und Priesterschaft der Aegypter geachtet, die Nomeneintheilung bestand, die Nomarchen waren Einheimische, die Aegyptischen Städte hatten ihre herkömmlichen, einheimischen Beamten. Zu dem eigentlichen Aegypten hatte Ptolemäus I. noch Cyrene erobert gleich nach dem Tode Alexanders und den Ophellas als Statthalter dorthin gesandt; späterhin gewann er Cypern nebst Tyrus und Sidon vom Demetrius, eine Erwerbung, die er auf nicht näher bekannte Weise auf den größten Theil von Phönicien und Palästina ausdehnte. Eine bedeutende Seemacht war das Mittel, welches diese auswärtigen Besitzungen in stetem Zusammenhange mit dem Hauptlande erhielt und den Handel Alexandrias sicherte, den der erste Ptolemäer sorgsam pflegte, zu dessen Förderung auch sein Nachfolger Ptolemäus Philadelphus (284 — 246) am Arabischen Meerbusen die Hafenstädte Berenice und Myos Hormos und eine Straße von da nach Coptos am Nil anlegte. Unermeßlicher Reichthum in den Schatzkammern der Könige war die Frucht dieses rasch emporkommenden Handels, und durch seine Schätze wie durch seine Flotte griff Aegypten mit Nachdruck in die Händel der andern Reiche ein. Macedonien, durch Antigonus Gonatas kaum von den Galliern befreit, wurde (274) durch den Pyrrhus angegriffen, nach dessen Tode abermals von Gallischen Horden, als die besiegt waren von Alexander, dem Sohn des Pyrrhus: als auch der Feind erlegen war, traten die alten Entwürfe gegen Griechenland wieder hervor. Antigonus rückte gegen Athen, das sich seinem Gegner Pyrrhus günstig bewiesen hatte (267). Sogleich sandte **Ptolemäus Philadelphus gegen Macedo-**

nien den Athenern eine Flotte und regte auch Sparta zum Beistande auf, nur waren beide Helfer nicht einig, und Athen wurde vom Antigonus erobert; doch nahmen die Aegypter die Cycladen in Besitz und Antigonus ging erobernd nicht weiter vor, er zog sogar seine Krieger aus Athen und erklärte es für frei. Macedonische Besatzungen im Piräus, in Munychia, Salamis und Sunium bewahrten ihm seinen Einfluß in Attica, mit den Aetoliern, gleich ihm Feinden der Epiroten, verbündete er sich, in dem übrigen Griechenland suchte er mittelbar durch die Tyrannis zu gebieten, die er in den meisten Städten empor zu bringen bemüht war. Dagegen wurde es Aegyptische Politik den Freiheitssinn unter den Griechen zu nähren, und Aratus, der die Tyrannis in Sicyon abstellte (252), für seine Vaterstadt die Aufnahme in den Achäischen Bund, für sich einige Jahre später zum ersten mal die Strategie erlangte und seitdem der vornehmste Lenker der Achäer wurde, erhielt vom Ptolemäus Philadelphus ansehnliche Geldsummen zur Unterstützung seiner Thätigkeit, die den Bund aus seiner Zurückgezogenheit zum Streite gegen die Tyrannen, die Aetolier und den Rückhalt beider, Macedonien, aufregte. Nicht minder entschieden war die Wirksamkeit des Ptolemäus Philadelphus gegen Syrien, an Umfang das größte unter den Reichen Macedonischen Ursprungs, aber aus sehr ungleichartigen Theilen zusammen gefügt, die schon vom Seleucus in zwei und siebenzig nach Perserart verwaltete Satrapien getheilt, durch eine große Anzahl neu gegründeter Macedonischer und Griechischer Städte wie durch Zwingburgen in Abhängigkeit erhalten wurden. Das Kriegsheer, welches zu Zeiten die Rechte einer Volksgemeine übte, war die vornehmste Stütze der Könige, dennoch vermogten diese nicht ihre Erwerbungen zu beiden Seiten des Hellespontes sich zu bewahren. Zibötes, König von Bithynien, mit dem Antiochus I. in Krieg gerieth, schlug die Angriffe der Syrer zurück, und selbst als nach seinem Tode seine Söhne Nicomedes und Zibötes um die Krone stritten, vermogte der Seleucide nicht Bithynien zu bezwingen. Nicomedes rief Gallier von diesseit und jenseit des Bosporus zu Hülfe, besiegte mit ihnen seinen Bruder und den Antiochus und gewann sich den Frieden und die Krone (278); die Gallier blieben theils am Hellespont, theils in Aeolis und Jonien, theils am Olympus südlich von Bithynien und schwärmten kriegs- und beuteluſtig über das westliche Asien. Eben

ſo erfolglos bekriegte Antiochus den kleinen Staat Pergamus; auch hier ſchlugen Galliſche Söldner die Kriegsmacht der Syrer zurück (264), und Pergamus behauptete ſein beſchränktes Gebiet. Schlimmeres noch erfuhr Syrien, als es ſich in den Kampf gegen Aegypten wagte. Magas, ein Stiefſohn des erſten Ptolemäus, von dieſem als Statthalter nach Cyrene geſandt (um 300), von Antiochus I. mit ſeiner Tochter Apame vermählt, ſagte ſich vom Ptolemäus Philadelphus los und vermogte ſeinen Schwiegervater zur Theilnahme an dem daher entſtandenen Kriege gegen Aegypten. Gang und Dauer dieſes Kampfes laſſen ſich nicht genau beſtimmen, jeden Falls reichte er bis in die Regierung des Antiochus II. (262 — 246). Ptolemäus Philadelphus erwarb in ihm durch ſeine Flotte die Küſtenländer Cilicien, Pamphylien, Lycien und Carien, und im öſtlichen Theile des Seleucidenreiches empörte ſich der Satrap Theodotus und wurde Stifter des Königreiches Bactrien, während Arſaces ſich zum unabhängigen Könige von Parthien machte (256). Dennoch gab der Aegyptiſche Herrſcher im Frieden Cilicien und Pamphylien zurück und vermählte ſeine Tochter Berenice mit Antiochus II., der um ihretwillen die frühere Gemahlinn Laodice mit ihren Kindern vom Hofe entfernen mußte, Magas aber verlobte ſeine einzige Tochter Berenice mit Ptolemäus Euergetes, dem Sohne des Philadelphus: ſo ſollte Cyrene einſt an Aegypten zurückfallen. Allein die Vermählungen ſtillten den Hader nicht. Als Magas ſtarb (um 250), rief deſſen Wittwe Arſinoe den Demetrius, einen Bruder des Antigonus Gonatas, aus Macedonien, um ihm Cyrene und ihre Tochter zu übergeben, aber Berenice ließ ihn ermorden und ging nach Alexandria, wo ſie dem Ptolemäus Euergetes vermählt wurde, doch erhielt ſich Cyrene frei und wurde durch zwei aus Arcadien berufene Geſetzgeber von neuem republicaniſch geordnet. Als Ptolemäus Philadelphus ſtarb, kam Laodice wieder nach Epheſus an den Hof ihres frühern Gemahls, Berenice ging mit ihrem Sohn nach Antiochia. Die erſtere ermordete indeſſen den Antiochus durch Gift, ihr Sohn Seleucus Callinicus wurde König (246 — 226), nach Antiochia wurden Kriegerſchaaren geſandt um Berenicen zu tödten, welche von jener Stadt und mehrern andern vertheidigt wurde, zu deren Schutz auch ein Aegyptiſches Heer heran zog. Aber ehe die Hülfe kam, fiel Antiochia, und Berenice wurde mit ihrem Kinde getödtet. Dieſen Frevel zu rä-

chen begann Ptolemäus Euergetes gegen Syrien den Krieg. Die Städte, die Berenicen angehangen hatten, schlossen sich sogleich den Aegyptern an, deren König mit dem Landheere bis nach Bactrien hin eroberte, während die Flotte Cilicien, Pamphylien, Jonien, die Lande am Hellespont und Thracien einnahm. Von allen Provinzen des Syrischen Reiches geriethen nur Großphrygien und Lydien nicht in die Gewalt der Feinde, und auch diese scheint nicht Seleucus sondern sein Bruder Antiochus Hierax besessen zu haben. Ein Aufstand in Aegypten nöthigte den Ptolemäus heimzukehren und die Erneuerung der Monarchie Alexanders aufzugeben; er theilte seine Eroberungen, indem er Syrien und die Küstenländer am Aegäischen Meer für sich behielt, die Länder im Osten des Euphrat dem Xanthippus übertrug, Cilicien dem Antiochus, vielleicht demselben, der Großphrygien und Lydien besaß. Nach dem Abzuge des Ptolemäus erschien Seleucus, man weiß nicht von wo, mit einer Flotte um die abgefallenen Städte wieder einzunehmen, der Sturm vernichtete seine Kriegsmacht, dennoch ergaben sich die Städte, welche Ptolemäus durch harte Steuern scheint gereizt zu haben. Seleucus kam wieder zu einer Flotte, aber eine verlorne Seeschlacht zerstörte auch die, der König selbst floh nach Antiochia und gewann den Beistand seines Bruders Antiochus Hierax, indem er ihn als unabhängigen Beherrscher der Lande im Norden des Taurus anerkannte; Ptolemäus wurde dadurch zu einem zehnjährigen Waffenstillstand bewogen (um 240). Seleucus wandte sich nun in die Lande östlich vom Euphrat um die Provinzen wieder zu gewinnen, die Ptolemäus dem Xanthippus übergeben hatte; ein Aufstand in Antiochia nöthigte ihn zur Rückkehr. Diesen stillte er, dagegen fing Antiochus mit Gallischen Söldnern den Krieg an um den Besitz des ganzen Reiches. Seleucus siegte in zwei Schlachten, aber nun verbündete sich Mithridates, König von Pontus, mit dem Antiochus, und Seleucus erlitt eine große Niederlage. Dem Sieger wurden seine Miethsvölker aufrührisch, er mußte vor ihnen fliehen, und Attalus I. von Pergamus, der die Umstände zur Erweiterung seiner Herrschaft günstig fand, griff ihn an, besiegte ihn und nahm einen großen Theil Vorderasiens, vornämlich die Aeolischen und nördlichen Jonischen Städte ein, so daß er sich selbst den Königsnamen beilegte, die Gallier aber wurden auf Galatien, das Land am Olympus, beschränkt, wo sie seitdem wohn-

ten in drei Stämme, Troemer, Toliſtobojer und Tectoſager, geſondert, jeder von dieſen wieder in vier Gemeinen, deren jeder ein Tetrarch und ihm untergeordnet ein Richter, ein Feldherr nebſt zwei Unterfeldherrn vorſtanden; den zwölf Tetrarchen war ein Rath von dreihundert Männern beigegeben, der über Mord zu Gerichte ſaß. Antiochus Hierax hatte ſich indeſſen nach Magneſia begeben und, da eben der zehnjährige Waffenſtillſtand ablief, von der dort ſtehenden Aegyptiſchen Kriegsmacht unterſtützt den Kampf gegen Seleucus und Attalus erneuert; auch den König Zieſas von Bithynien zog er auf ſeine Seite, indem er ſich mit deſſen Tochter vermählte. Dennoch erfuhr er zwei neue Niederlagen gegen ſeinen Bruder, eine dritte gegen Attalus und irrte ſeitdem flüchtig umher, bis ihn Räuber erſchlugen. Ptolemäus ſcheint um dieſe Zeit (gegen 227) mit Seleucus völligen Frieden geſchloſſen zu haben: von ſeinen Eroberungen blieb ihm Seleucia in Pierien, einige Seeſtädte in Cilicien und Pamphylien, die ſüdlichen Joniſchen Städte, unter ihnen Epheſus, die Inſel Samos, Lyſimachia und der Thraciſche Cherſonnes nebſt den Thraciſchen Seeſtädten Aenus, Maronea und noch weſtlicheren bis an die Macedoniſche Grenze. Seleucus Callinicus ſuchte nun im Oſten den Beſitzſtand ſeines Reiches aufrecht zu erhalten, wo die Parther unter ihrem zweiten Könige unterdeſſen Hyrcanien erobert hatten und in Verbindung mit dem Könige von Bactrien bis nach Medien gedrungen waren, aber er ward beſiegt und ſtarb bald nachher (226). Alle Lande oſtwärts von Perſis und Medien wurden nun vom Seleucidenreiche losgeriſſen und fielen den Parthern und Bactriern zu; alle weſtlichen Lande bis zum Taurus hatte unterdeſſen Attalus an ſich gebracht. Dieſe wieder zu erlangen machte ſich des Callinicus Nachfolger, Seleucus Ceraunus, auf und ward unterwegs von ſeinen aufrühriſchen Soldaten ermordet (221). Ueber ein ſo von allen Seiten gefährdetes Reich hatte Aegypten ein entſchiedenes Uebergewicht. Daſſelbe Ziel ſuchte, gleichzeitig mit den Syriſchen Kriegen, Ptolemäus Euergetes gegen Macedonien zu erreichen. Dazu bediente er ſich wie ſein Vater anfangs der Achäer. Nachdem Aratus ungeachtet der Gegenbemühungen des Macedoniſchen Königs Corinth eingenommen und es, wie bald nachher Megara, Trözen und Epidaurus, dem Bunde zugeführt hatte, ſchloß der König von Aegypten ein offenes Bündniß mit den Achäern, deren Bedeutung

fortan im Zunehmen war. Antigonus Gonatas Nachfolger Demetrius II. (243 — 233), durch Vermählung dem Königshause in Epirus befreundet, bekriegte die Aetolier, die nun aus Gegnern Freunde der Achäer wurden und mit ihnen Macedonien bekämpften. Da hielten die Tyrannen im Peloponnes unmöglich sich länger zu behaupten, sie entsagten einer nach dem andern der Herrschaft, theils noch während der Zeit des Demetrius, theils nach dessen Tode, als Antigonus Doson die Regierung für den minderjährigen Philipp führte: so traten die frei gewordenen Städte Megalopolis, Argos, Hermione, Phlius in den Bund der Achäer, Messenien und Aegina folgten, Athen, dem Aratus durch Bestechung des Macedonischen Befehlshabers Salamis, Sunium, Munychia und den Piräus wieder erwarb (229), befreundete sich dem Bunde, vielleicht ohne eigentliches Glied desselben zu sein. Aber abgeneigt blieben Elis und besonders Sparta, dessen innerem Verfall hochherzige Männer eben damals abzuhelfen suchten durch allgemeine Schuldentilgung, durch Aufnahme neuer Bürger aus den Periöken, neue Vertheilung aller Grundstücke und Rückkehr zu der altspartischen Lebensweise, von der vielfach abgewichen war. König Agis ging bei diesem Bestreben unter; Leonidas, auf dessen Betrieb jener hingerichtet worden (240), herrschte seitdem als alleiniger König, eine Gewalt, die er auf seinen Sohn Cleomenes vererbte (236), den Erben der Entwürfe des Agis. Diese auszuführen erkannte Cleomenes einen Krieg als nothwendig; Aufwiegelungen der Aetolier, denen des Aratus rasches Fortschreiten schon wieder Besorgniß erregte, und die eigne alte Eifersucht Spartas gaben die Richtung gegen den Achäischen Bund, den Anlaß die Besitznahme der Megapolitischen Veste Athenäum durch die Sparter: damit begann der Cleomenische Krieg (228 — 222). Zwei Siege über die Achäer verschafften dem Könige Achtung bei seinen Verbündeten, den Eliern und Aetoliern, wie in Sparta; er konnte nun die Reform mit Gewalt durchführen. Die Ephoren, deren willkührliche Macht für Königthum und Bürger verderblich war, ließ er von seinen Söldnern tödten, ordnete dann die Verfassung, nahm Periöken als Bürger auf, erließ Schulden, vertheilte Land, erneute die Syssitien und die alte Zucht, sich selbst setzte er seinen Bruder Eukleides als Mitkönig zur Seite (226). In einem solchen Fürsten erkannte Ptolemäus Euergetes eine tüchtigere Kraft, die er Macedonien entgegen stel-

len konnte, als den Achäischen Bund, daher trat er auf Spartas Seite und unterstützte es durch Geld. Dagegen unterhandelte Aratus mit Antigonus Doson; ein neuer Sieg des Cleomenes bei Hecatombäum führte den Abschluß des Bündnisses zwischen Macedonien und den Achäern herbei, während die Sparter Pellene, Argos, Phlius, Epidaurus, Hermione, Trözen, zuletzt auch Corinth einnahmen. Dem Antigonus und seinem Heere verweigerten die Athener den Durchzug durch die Thermopylen, er ging also über Euböa und Attica nach dem Isthmus, betrat den Peloponnes und wurde in Aegium zum Anführer aller Verbündeten ernannt; sein Heer sollte von ihnen unterhalten und besoldet, mit keinem andern Könige ohne seine Zustimmung mündlich oder schriftlich verhandelt werden. Zaudernd führte Antigonus den Krieg, während Unterhandlungen in Alexandria den Ptolemäus dahin brachten, daß er dem Bunde mit Sparta entsagte und dem Cleomenes die Kriegsgelder verweigerte, dann drangen die Macedonier in Laconien ein und siegten in der Schlacht bei Sellasia (222). Euclides fiel, Cleomenes floh nach Aegypten, ohne Widerstand wurde Sparta vom Antigonus besetzt aber am dritten Tage auch schon wieder verlassen, nachdem die frühere Verfassung hergestellt worden. Antigonus kehrte schleunigst heim um die Illyrier von Macedonien abzuwehren und starb bald darauf. Für Aegyptens Einfluß auf Griechenland war noch immer nichts verloren, denn Cleomenes war in Alexandria und zu neuen Unternehmungen bereit, aber eben jetzt starb Ptolemäus Euergetes (222). Mit ihm endete die Größe seines Hauses, sein Nachfolger Ptolemäus Philopator, ein schwelgerischer Fürst, reichte nicht an die Tüchtigkeit seiner Zeitgenossen, des Seleuciden Antiochus III. und Philipps von Macedonien. Der erstere begann sogleich den Krieg gegen Aegypten, um Seleucia und Cölesyrien zu erobern (220 — 217), anfangs mit Glück, doch entwickelte sein Gegner noch größere Kraft, als man erwarten durfte, und die Niederlage von Raphia nöthigte den König von Syrien zum Frieden und zur Herausgabe aller Eroberungen. Aber in Griechenland hörte der Aegyptische Einfluß völlig auf, der Bundesgenossenkrieg (220 — 217) begründete das entschiedene Uebergewicht Macedoniens. Ihn veranlaßten die Aetolier, indem sie Messenische Ortschaften angriffen und plünderten; diesen kamen die Achäer zu Hülfe, welche gleichfalls von den Aetoliern bei Caphyä besiegt das Bünd-

niß mit Macedonien erneuerten. Philipp begann als Oberfeldherr der Verbündeten mit der Eroberung von Ambracia, gab dieſe Stadt ihren frühern Beſitzern, den Epiroten, zurück und gewann dadurch Epirus, Acarnanien und einen Theil der Illyrier für ſich; zu den Aetoliern ſchlugen ſich Sparta, Elis, zuletzt auch gezwungen Meſſenien. Das Schickſal des Krieges ſchwankte eine Weile, bis Philipp unerwartet in Elis, dann in Aetolien und plötzlich wieder in Laconien verwüſtend eindrang und hierauf allen großmüthig einen billigen Frieden gewährte.

3. Während das Reich Alexanders des Großen zerſplittert, der Ptolemäer Hegemonie gegründet und geendet ward, breitete ſich im Abendlande **Roms Herrſchaft über ganz Italien** und deſſen Eilande aus. Latium war unterworfen, die Etrusker hielten ſich ruhig jenſeit des Ciminiſchen Waldes, als die Abſendung einer Römiſchen Colonie nach Fregellä im Lande der Volsker Beſorgniß bei den Samniten und den Griechiſchen Städten in Campanien erregte. Paläopolis begann den Kampf gegen Rom, Samnium trat ſogleich auf der erſtern Seite: ſo entſtand **der zweite Samniterkrieg** (327 — 304). Die Eroberung von Paläopolis durch die Römer weckte die Theilnahme Tarents, es verband ſich mit den Samnitern, ſchloß Frieden mit ſeinen Feinden den Lucanern und bewog auch dieſe und die Veſtiner zum Bunde gegen Rom. Die Veſtiner wurden indeſſen durch einen ſchnellen Feldzug bezwungen, ſelbſt die Samniter ſuchten nach mehrern Niederlagen den Frieden, doch gewährte der Römiſche Senat nur Waffenſtillſtand auf ein Jahr. Der Krieg ging mit erneuter Anſtrengung wieder an, auch die Dauniſchen Apulier, bisher Verbündete der Römer, wurden größtentheils deren Feinde, nur Luceria hielt an den erſten Verträgen. Auf die Nachricht, dieſe Stadt werde von den Samnitern belagert, machte ſich ein Römiſches Heer zum Entſatze auf, aber im Gebirge bei Caudium wurde es eingeſchloſſen (321). Die Conſuln, die es führten, machten, wahrſcheinlich nach blutigem Kampfe, den Vertrag, Rom ſolle ſeine Colonien zurück ziehen, das Gebiet der Samniter räumen und mit dieſen Bündniß zu gleichen Rechten eingehen; dafür wurde dem Heere freier Abzug bewilligt, doch um es zu demüthigen unter dem Joche hindurch. Der Senat verwarf den Vergleich und lieferte deſſen Urheber den Samnitern aus, die ein ſolches Abkommen verſchmähten. In dem erneuerten Kampfe ſollen Rom und Samnium die Rollen

verkauſcht, dieſes nun im Beſitz von Luceria Niederlage und Demüthigung unter das Joch bei Caudium erfahren, dann auch Luceria an die Römer verloren, endlich auf dringendes Anſuchen um Frieden einen zweijährigen Waffenſtillſtand erlangt haben (318). Das Daunische Apulien aber unterwarf ſich den Römern. Dagegen ſtanden beim Wiederausbruch des Krieges, vornämlich nach einem Siege der Samniter bei Lautulä, Volsker und Aurunker gegen Rom auf, die Bewohner von Sora erſchlugen ſogar die Römiſchen Colonen in ihrer Stadt, und Luceria in Apulien ging abermals zu den Samniten über. Dennoch wurden alle dieſe Gegner bezwungen, die Ueberreſte der Aurunker ausgerottet, die Urheber des Frevels in Sora hingerichtet, nach Luceria und in das Land der Volsker und der Aurunker Römiſche Colonien geſandt, die Samniten bei Beneventum in einer großen Schlacht beſiegt. Inzwiſchen war der vierzigjährige Friede der Römer mit Tarquinii und Falerii abgelaufen, und nicht bloß dieſe Städte ſondern alle Etrusker mit Ausnahme von Arretium ſchloſſen ſich den Samnitern an und rückten wider die Römiſche Colonie Sutrium, die Grenzveſte gegen ihr Gebiet (311). Von dort zurück getrieben, wichen ſie hinter den Ciminiſchen Bergwald; aber Fabius und ſein Heer durchbrachen dieſen Wall, erfochten einen Sieg und bewogen dadurch Perusia zu einem Frieden auf dreißig Jahre (310). Die übrigen Etrusker wurden durch die Annäherung der Gefahr noch mehr aufgeregt, mit ihnen die Umbrer, auch Perusia brach ſeinen Frieden; allein eine Niederlage am Vadimoniſchen See lähmte die Kraft der Etrusker, eine andere bei Mevania die der Umbrer: dieſe unterwarfen ſich, jene baten um Frieden, erhielten aber nur Waffenſtillſtand (309), der, auf ein Jahr geſchloſſen, ſieben Jahre gehalten wurde. Noch ſetzten die Samniter den Krieg fort, die unterdeſſen muthig, zum Theil glücklich geſtritten hatten, den Verluſt ihrer Bundesgenoſſen jenſeit des Ciminiſchen Waldes erſetzten ihn dieſſeits ihre Stammverwandten die Marſer, Peligner und Marruciner, welche zugleich mit den Sallentinern in Calabrien die Waffen ergriffen (308), auch die Aequer und ein Theil der Herniker ſtanden auf gegen Rom. Auch dieſe Anſtrengungen waren umſonſt. Die Sallentiner wurden ſchon 307 geſchlagen und mehrere ihrer Städte von den Römern erobert, ein Jahr ſpäter erfolgte die Unterwerfung der Herniker, welche, fortan Bürger ohne Stimmrecht, Verwaltung und Richteramt in ihren Städten Präfecten überlaſſen mußten, die der Römi-

ſche Prätor jährlich ernannte. Eine Niederlage der Samniter bei Bovianum (305) führte das völlige Ende des Krieges herbei: die Beſiegten mußten Roms Oberhoheit anerkennen. Ungehindert warf ſich dieſes nun auf die Aequer und begann, wie es ſcheint, gleichzeitig eine bedeutende Reform in ſeinem Innern, die Umgeſtaltung der Comitia centuriata. Dieſe führte der Cenſor Q. Fabius aus, indem er die Servianiſchen Klaſſen aufhob und jede Tribus, nachdem die Centurien der Patricier und der Ritter abgeſondert, in zwei Centurien, Aeltere und Jüngere, theilte. Zu Unterwerfung der Aequer genügte ein Feldzug von funfzig Tagen, deſſen Ausgang auch die Marruciner, Marſer und Peligner zum Frieden geneigt machte, der ihnen Freundſchaft und Bündniß mit Rom gewährte (301). Sechs Jahre ruhte nun der Krieg zwiſchen Samnitern und Römern, doch Frieden gönnte ſich keins der beiden Völker. Rom ſtritt gegen die Etrusker, die (302) den Krieg erneuerten und nach einem Verluſte bei Ruſellä ſogleich wieder einen Waffenſtillſtand auf zwei Jahre ſchloſſen. Dieſe Zwiſchenzeit brachte den Römern die Lex Ogulnia (300), welche den Plebejern die Aufnahme in die vermehrte Genoſſenſchaft der Prieſter und Augurn geſtattete; die Etrusker gewannen Verbündete an den Galliern, von denen durch eine neue Bewegung jenſeit der Alpen eben wieder Schwärme in das Land am Po geführt und dort an die Etrusker gewieſen waren. Dieſe, durch jene verſtärkt, griffen Rom wieder an, doch kehrten die Gallier, weil ſie nur Beute, nicht Wohnſitze erlangten, nach einem Feldzuge über den Appennin zurück und geriethen da mit ihren Landsleuten in Krieg, der einen Theil ihrer Schaar aufrieb. Die Samniter ſtritten nach dem Frieden mit Rom gegen die Lucaner, ehemals ihre Verbündeten, aber ſeit dem zweiten Waffenſtillſtand nicht mehr Genoſſen jenes Krieges, deſſen Erneuerung ſie ſtandhaft verweigerten. Als nun die angegriffenen Lucaner Bündniß und Beiſtand der Römer erlangten, entſpann ſich der dritte Samnitiſche Krieg (298 — 290), der die beiden erſten Jahre hindurch gleichzeitig aber ohne Zuſammenhang mit dem Etruskiſchen geführt wurde, und hier wie dort waren die Römer im Siege. Dann gelang es dem Samniter Gellius Egnatius eine nähere Verbindung mit Etrurien zu bewirken. Er führte ſelbſt ein Samnitiſches Heer in jenes Land und erreichte, daß Etrusker, Gallier und Umbrer ſich ihm anſchloſſen. Mit dieſer Kriegsmacht zog er nach Umbrien, während auch Etrurien und Samnium noch ihre beſondere Schaaren ins Feld ſtellten. Allein Egnatius fiel in einer Schlacht bei Sentinum (295),

ſein Heer floh beſiegt aus einander, die Gallier in ihre Heimath, die Umbrer ſcheinen Friede gemacht zu haben, Etrusker und Samniter fochten nun wieder einzeln. Eine Niederlage bewog zuerſt Volſinii, Arretium und Perusia vierzigjährigen Waffenſtillſtand mit den Römern einzugehen (294); die übrigen Etrusker kämpften fort, wie lange und mit welchem Erfolge, iſt nicht bekannt. In Samnium ſchwankte der Sieg noch mehrere Jahre, die Römer gewannen Vortheile und erlitten Niederlagen. Endlich erhoben ſich auch noch die Sabiner für Samnium, aber Curius Dentatus überwand beide und endete den dritten Samnitiſchen Krieg. Die Sabiner erhielten Römiſches Bürgerrecht ohne Stimmrecht, die Samniter vielleicht dieſelben Bedingungen. — Während der eben erzählten Kriege wurde Carthago, Sicilien und Großgriechenland in nicht geringere Aufregung gebracht durch den Agathocles von Syracus. Syracus war bald nach Timoleons Tode wieder in Partheiung gerathen, Oligarchen und Demos ſtanden gegen einander, dieſer auf die Eccleſia, jene auf den Rath der Sechshundert geſtützt. Agathocles, einer von den Führern des Demos, floh vor Mordanſchlägen der Oligarchen aus der Stadt, ſammelte eine Schaar und ſchien ſo gefährlich, daß man ihn heim berief und zum Strategen ernannte um ihn zu verſöhnen. Dennoch lehnte Agathocles ſich gegen den Rath und deſſen Anhänger auf, vertrieb ſie, und die Eccleſia übertrug ihm die Alleinherrſchaft (317). Die Oligarchen regten Agrigent, Gela und Meſſina auf, ſelbſt Tarent ſandte Beiſtand und Sparta den Sohn eines ſeiner Könige als Feldherrn. Doch deſſen Untüchtigkeit machte alle mißvergnügt, man vertrieb ihn. Tarent rief ſeine Krieger ab, die übrigen Städte ſchloſſen unter Carthagos Vermittlung mit Agathocles einen Frieden, den aber allſeitiges Mißtrauen nicht zur Ausführung kommen ließ. Durch Liſt gewann Agathocles Meſſina und wandte ſich gegen Agrigent. Dieſes zu ſchützen ſandten die Carthager eine Flotte und ein Heer, das letztere ſiegte in einer Hauptſchlacht am Hügel Ecnomus. Sogleich fielen Meſſina und andre Syracus unterthänige Städte ab; Agathocles aber beſchloß ſich in Feindes Lande zu entſchädigen, ſetzte nach Africa über (310) und führte hier drei Jahre den Krieg mit großem Erfolge. Mehrere Städte wurden von ihm erobert, ein bedeutender Sieg gewonnen, dann ſchlug er ein feſtes Lager bei Tunes, dem wiederholte Angriffe der Carthager nichts anhaben konnten, rief den Ophellas aus Cyrene zur Theilnahme am Kriege auf,

und als dieſer kam, erſchlug er ihn, zog deſſen Heer an ſich, eroberte dadurch verſtärkt Utica und Hippo und gebot nun über die meiſten Seeſtädte des Carthagiſchen Gebietes. Stolz auf dieſe Siege nahm er den Königstitel an, ließ ſeinen Sohn mit dem Heere in Africa und ging heim nach Syracus. Auch hier war indeß mit Glück gefochten, eine Belagerung der Carthager zurück geſchlagen und deren Heer ſo in Unordnung gebracht, daß Agrigent an die Spitze der Gegner des Agathocles treten mußte. Aber auch dieſe Macht hatte ſchon eine Niederlage erlitten, als der König kam, den Sieg benutzend mehrere Städte einnahm und, während er ſelbſt die Carthager auf der See überwand, durch das Landheer Agrigent vollends demüthigen ließ. Dann ging er nach Africa zurück, wo ſein Sohn einen Verluſt erlitten hatte. Eine Schlacht ſollte ſein Glück herſtellen, aber die Carthager ſiegten, in ſeinem Lager entſtand Verwirrung und Meuterei, kaum entfloh er den Aufrührern nach Sicilien: Carthago bemächtigte ſich ſeines Heeres und aller ſeiner Eroberungen jenſeit der See. Auf der Inſel ſtand dem Agathocles beſonders Dinocrates entgegen, einer der aus Syracus entwichenen Oligarchen, der mit ſeiner Parthei den Krieg fortſetzte, als Carthago und Agrigent erſchöpft waren. Zu ihm ging ſelbſt ein Theil des königlichen Heeres über, und ſchon erbot ſich Agathocles der Herrſchaft zu entſagen, aber ſeine Söhne als Geiſeln zu geben und ſelbſt Sicilien zu verlaſſen, wie ſein Gegner forderte, verweigerte er. Dagegen ſchloß er Frieden mit den Carthagern (306), gab ihnen ihre Städte auf der Inſel gegen eine Geldſumme zurück und griff dann den Dinocrates mit beſſerm Glücke an. Das Heer der Oligarchen wurde vernichtet, mit dem Anführer ſöhnte ſich der König aus. Seitdem nahmen Agathocles Kriegszüge eine andere Richtung. Die Liparischen Inſeln überfiel er der Beute wegen; Corcyra und zwei Jahre ſpäter Croton wurden erobert, mit den Japygiern und Peucetiern ein Bündniß geſchloſſen, die Bruttier durch einen großen Kriegszug heimgeſucht (293) und nach der Eroberung von Hipponium zum Frieden und zur Unterwerfung unter des Königs Herrſchaft genöthigt. Den Wiederbeginn des Krieges gegen Carthago hinderte nur Agathocles Tod (289), der nicht minder Rom von einem gefährlichen Nebenbuhler um den Beſitz des ſüdlichen Italiens befreite. Bald nachher fing auch der Krieg in dieſen Gegenden wieder an, ſobald die eben zum letzten mal auflodernde Zwietracht der Patricier und Plebejer ge-

ſtillt war. Anlaß gab diesmal die drückende Schuldenlaſt der letztern; die Gemeine wanderte aus und wollte ſich auf dem Janiculus niederlaſſen, nur mit Mühe wurde ſie zur Rückkehr bewogen. Die Lex Hortenſia bewilligte ihr das gefährliche Recht, Beſchlüſſe der Tribus ſollten auch ohne Zuſtimmung des Senates Geſetze ſein (286). Wahrſcheinlich wurden auch die Schulden erlaſſen oder verringert, denn ſchon rüſtete ſich **Tarent gegen Rom** und wiegelte deſſen Feinde auf beiden Seiten des Ciminiſchen Waldes zum Kriege auf. Jenſeits erhoben ſich die Senoniſchen Gallier (285) und ſiegten bei Arretium über ein Römiſches Heer, aber in einer zweiten Schlacht überwunden vermogten ſie die Eroberung ihres eigenen Gebietes nicht zu hindern, in welchem die Römiſche Colonie Sena gegründet wurde. Die Boier nahmen ſich der Senonen an; mit den Etruskern vereint lieferten ſie den Römern eine große Schlacht am Vadimoniſchen See und erlagen. Denſelben Erfolg hatte ein erneuter Angriff beider Nationen im folgenden Jahre; da zogen die Gallier ſich zurück, die meiſten Etrusker ſuchten Friede und Bündniß mit Rom. Beides ward ihnen gewährt: ſie waren dadurch zu Steuern und Kriegsleiſtungen verpflichtet, doch behielten ſie ihre nationalen Rechte. Corſica kam vielleicht damals von den Etruskiſchen Beſitzungen ab in die Hände der Carthager; Rom konnte die Inſel nicht erwerben, denn inzwiſchen war auch im Süden Italiens der Krieg angegangen. Die Lucaner hatten Thurii angegriffen, als die Römer ſich der Stadt annahmen, das Bündniß mit dieſen gelöſ't und mit den Bruttiern vereint die Waffen ergriffen (286). Bald wurden ſie durch den Zutritt der Samniter verſtärkt, endlich, da einige Römiſche Kriegsſchiffe ſich in der Nähe von Tarent zeigten, nahm auch dieſe Stadt, die eigentliche Urheberinn der ganzen Bewegung, öffentlich am Kriege Theil, griff Thurii an und eroberte es (282). Von jenſeit des Meeres wurde der Epiroſiſche König Pyrrhus zu Hülfe gerufen und ihm die Führung der geſammten Kriegsmacht überlaſſen. Er ſiegte mit Mühe bei Pandoſia (280) und rückte durch Campanien bis in die Nähe von Rom um die Etrusker zum Aufſtande zu bringen, aber in ſeiner Erwartung getäuſcht zog er ſich nach Tarent zurück, ging im folgenden Jahr nach Apulien und focht in einer blutigen aber unentſchiedenen Schlacht gegen die Römer bei Aſculum. Plötzlich ergriff er ein anderes Unternehmen. In Sy-

racus hatte nach Agathocles Tode Hicetas neun Jahre die Tyrannis behauptet, ähnliche Machthaber hatten sich in Agrigent und andern Städten Siciliens erhoben, die unter einander nicht selten in Fehde waren, Messina hatten die Mamertiner, Campanische von den Syracusern entlassene Söldner, mit Gewalt eingenommen, Carthago war bemüht in der allgemeinen Zerrüttung seine Herrschaft auszubreiten: endlich wurde Hicetas durch eine Gegenparthei vertrieben, aber zugleich bedrohten die Carthager Syracus. Gegen sie rief die Stadt den Pyrrhus zu Hülfe. Dieser landete (278) ungeachtet der Gegenbemühungen Carthagos und seiner Verbündeten, der Mamertiner, alle Griechen nahmen ihn bereitwillig auf, das Carthagische Gebiet auf der Insel wurde bis auf Lilybäum erobert. Doch wurden die Syracuser ihres gebieterischen Helfers bald überdrüssig, Empörung brach aus, und Pyrrhus kehrte auf dringendes Ansuchen seiner Italischen Bundesgenossen, verfolgt von den Carthagern, nach Tarent zurück (276). Unterdessen hatten die Römer in mehrern Schlachten gesiegt, Heraclea, Croton, Locri waren von ihnen eingenommen, Pyrrhus selbst wurde nun bei Beneventum gänzlich geschlagen (275). Dies bewog ihn zur Heimkehr nach Epirus, zwei Jahre später unterwarfen sich auf Bedingungen, die nicht bekannt sind, seine Verbündeten den Römern, am letzten Tarent. Die Besiegung der Picenter (268), von denen eine bedeutende Anzahl unter dem Namen Picentiner in Campanien angesiedelt wurde, und die Unterwerfung der Sallentiner in Calabrien (266) vollendeten Roms Herrschaft über Mittel- und Unteritalien. Da begann der erste Punische Krieg (261 — 241), denn auch Carthagos Macht hatte zugenommen. Corsica war sein, in Sicilien hatten nur die Mamertiner in Messina und Syracus, wo nach dem Abzuge des Pyrrhus Hiero zur Strategenwürde gelangt war (276), ihre Unabhängigkeit behauptet, die übrige Insel gehorchte den Carthagern: deren Schiffe beherrschten das Meer, Carthagisches und Römisches Gebiet war nur durch die Sicilische Enge getrennt. Für beide Mächte war Messina ein wichtiger Ort. Hiero bekriegte dessen räuberische Besitzer, überwand sie in einer Schlacht und wurde dafür zum Könige von Syracus ernannt. Die Mamertiner aber suchten fremde Hülfe; einige von ihnen übergaben die Burg den Carthagern, ein anderer Theil, der die Stadt inne hatte, bat die Römer um Beistand. Gegen den Willen des Se-

nates beſchloß die Volksgemeine Gewährung der Bitte, ein Römiſches Heer ſetzte nach Meſſina über, wurde aufgenommen und vertrieb die Carthager aus der Burg. Dieſe verbündeten ſich mit Hiero, aber beide wurden von Meſſina zurück geſchlagen; bald waren mehrere Städte des Gebietes beider in den Händen der Römer, und Hiero ſchloß Friede und Bündniß mit dieſen (263). Nun wurde Agrigent, der vornehmſte Waffenplatz der Carthager, angegriffen und nach blutigen Kämpfen erobert. Da ergaben ſich viele Städte des Binnenlandes, um ſo feſter hielten die Seeſtädte an Carthago, bis die Römer auch eine Flotte rüſteten und unter Duilius Leitung den erſten Seeſieg bei Mylä erfochten (260). Seitdem erhielt der Krieg eine größere Verbreitung. Während das Landheer der Römer bei manchen Verluſten doch mehrere Städte einnahm, ſtritt die Flotte in wiederholten Gefechten an der Sicilischen und Sardiniſchen Küſte und gewann einen neuen großen Sieg am Cenomus (256), in Folge deſſen Regulus nach Africa überſetzte und nach einem Landſiege bei Tunes nicht weit von Carthago ſein Lager ſchlug. Aber Griechiſche Söldner unter Anführung des Xanthippus retteten die Stadt durch einen Sieg über den Regulus, der mit einem großen Theile ſeines Heeres in die Gefangenſchaft gerieth, wenige Römer entkamen und wurden durch eine Flotte aus Africa abgeholt: dieſe vernichtete ein Sturm an der Sicilischen Küſte. Dennoch widerſtand Rom, Panormus wurde den Carthagern entriſſen (254), und im nächſten Jahre erſchien eine Römiſche Flotte ſchon wieder in den Africaniſchen Gewäſſern; als aber auch diesmal Sandbänke und Stürme einen großen Theil der Schiffe zerſtörten, beſchloß der Senat das Meer ganz zu räumen und nur zu Lande den Krieg zu führen. Aber auch hier geſchah wenig, die Carthager waren ſichtbar im Vortheil. Erſt als die Römer wieder größere Rüſtungen machten und den Seekrieg erneuerten (251), erfochten ſie bei Panormus einen bedeutenden Sieg über das Landheer der Carthager, die nun auf Sicilien nur noch Drepana und Lilybäum behaupten konnten und den Frieden ſuchten. Allein der gefangene Regulus, zu dem Zweck nach Rom geſandt, brachte eine verweigernde Antwort; die Römer rückten vor Lilybäum, zur Vertheidigung der Stadt bot Carthago alle Kräfte auf. Während dieſes hartnäckigen Kampfes wagte der Conſul Claudius einen übereilten Angriff von der Seeſeite auf Drepana, der den Verluſt einer Römiſchen Flotte zur

Folge hatte, eine andere ging in demſelben Jahre in der Nähe von Lilybäum durch Sturm zu Grunde (249). Da gaben die Römer zum zweiten male den Seekrieg fünf Jahre lang auf, in der Hoffnung durch die Landmacht allein den Kampf in Sicilien zu enden. Doch nun erſchienen Carthagiſche Schiffe unter Hamilcar Barcas ſelbſt an der Italiſchen Küſte und plünderten im Lande der Bruttier. Dann bemächtigte ſich Hamilcar einer günſtigen Stellung am Meer zwiſchen Panormus und dem Berge Eryx, die beide von den Römern beſetzt waren, von wo er zu Lande und zur See ſeinen Gegnern im kleinen Kriege bedeutenden Abbruch that. Endlich ward in Rom nöthig befunden den Seekrieg wieder aufzunehmen, der Staat bot die letzten Kräfte auf und rüſtete eine Flotte, mit der Lutatius Catulus unweit Lilybäum bei den Aegatiſchen Inſeln einen großen Sieg über den Hanno erfocht (242), und die Carthager zum Frieden nöthigte, wie die Sieger ihn vorſchrieben. Jene mußten verſprechen Sicilien und alle Inſeln zwiſchen Sicilien und Italien zu räumen, Syracus und die Verbündeten der Syracuſer nicht zu bekriegen, die Gefangenen ohne Löſegeld herauszugeben, an der Küſte des Römiſchen Gebietes ſich nie mit Kriegsſchiffen zu zeigen noch Söldner von daher zu nehmen und 3200 Talente in beſtimmten Friſten an Rom zu zahlen. So ward der Carthagiſche Antheil an Sicilien die erſte Provinz der Römer. Als die zweite wurde bald nachher Sardinien gewonnen. Während nämlich die Carthager gleich nach dem Kriege mit Rom einen andern gegen ihre aufrühriſchen Söldner in Africa zu beſtehen hatten, zu denen ſich die Unterthanen in dem Libyſchen Gebiete und am Ende ſogar die Städte Utica und Hippo geſellten, ſtanden auch die Söldner in Sardinien auf, doch zerfielen ſie bald mit den Sarden und wurden von dieſen aus der Inſel vertrieben. Durch einige dieſer Ausgeſtoßenen aufgefordert, durch Seeraub an Römiſchen Schiffen verübt zur Rache gereizt, beſchloß Rom die Unterwerfung der Sarden und, als Carthago, das endlich die Empörung in Africa geſtillt hatte, gleiche Abſicht äußerte, auch den Krieg gegen dieſes, der nur durch einen neuen Friedensſchluß abgewandt wurde, in welchem die Carthager Sardinien abtraten und die Zahlung von 1200 Talenten übernahmen (238). Dann wurde Corſica von den Römern beſetzt ohne Hinderung von Seiten Carthagos, nur Aufſtände der Corſen und Sarden

waren zu bekämpfen, bis (seit 228) beide Inseln als eine Provinz einem Prätor konnten übergeben werden. Um dieselbe Zeit stritt Rom gegen die Illyrier. Die Königinn Teuta, welche als Vormünderinn ihres Sohnes einige Stämme jenes Volkes beherrschte, ließ ihre Schiffe plündernd an der Griechischen und Italischen Küste umherschweifen: dies zu ahnden begannen die Römer einen Krieg. Er war kurz, denn ein angesehener Illyrier Demetrius half ihnen Corcyra, Pharus, Issa, Epidamnus, Apollonia und das Illyrische Volk der Atintaner unterwerfen. Dies alles mußte Teuta im Frieden abtreten, Tribut zahlen und ihre Seeräuberschiffe vom Meer zurückziehn (228). Von dem Eroberten gaben die Römer dem Demetrius die Insel Pharus; Corcyra und Apollonia wurden frei erklärt, das Uebrige blieb in den Händen der Sieger. Dem Illyrischen folgte der Gallische Krieg (226 — 222). Schon seit sechs Jahren war durch ein Flaminisches Gesetz bestimmt (232), das Gebiet der Senonischen Gallier solle an Römische Bürger vertheilt werden; die Ausführung dieses Gesetzes erregte den Unwillen aller Gallier; Bojer und Insubrer verbanden sich und riefen von jenseits der Alpen die Gäsaten zu Hülfe. Nach mehrjährigen Vorbereitungen stand das cisalpinische Gallien plötzlich unter den Waffen, nur die Veneter und Cenomanen schlugen sich auf der Römer Seite, die andern drangen in Etrurien ein. Doch eine Niederlage der Gallier bei Telamon hatte die Unterwerfung der Bojer zur Folge; noch war ein heftiger Kampf gegen die Insubrer zu bestehen aber drei Jahre später waren auch diese bezwungen und Gallia cisalpina Römische Provinz. Unterdessen war Demetrius von Pharus abgefallen, hatte sich des Römischen Illyriens bemächtigt und seine Schiffe schwärmten nach Raub an den Küsten umher bis zu den Cycladen. Sobald die Gallische Unternehmung beendet war, begann also der zweite Illyrische Krieg (220 — 219). Demetrius, in Pharus selbst angegriffen und besiegt, entfloh nach Macedonien zum Könige Philipp, Illyrien blieb in Besitz der Römer.

4. Den schnellen und mächtigen Fortschritten der Römer zu begegnen, wurden von Carthago her die Kämpfe des Barcinischen Geschlechtes unternommen. Hamilcar Barcas faßte zuerst den Gedanken die Carthager in Spanien für den Verlust Siciliens und Sardiniens zu entschädigen. Ihm widerstand eine ansehnliche Parthei, deren Haupt Hanno war, aber

jener, im Beſitz der Neigung des Heeres, führte es gleich nach dem Söldnerkriege gen Spanien wider Willen des Rathes der Alten, der erſt hinterher genehmigte, was er nicht hindern konnte. Hamilcar fiel bei der Eroberung jenes Landes, ſein Schwiegerſohn Hasdrubal verfolgte nach ihm daſſelbe Ziel und gründete als Hauptſtadt des eroberten Gebietes Neu Carthago in der fruchtbarſten Gegend, am Meer, in der Nähe reicher Silbergruben. Schon wurden die Römer beſorgt und nöthigten den Hasdrubal zu einem Vertrage, die Carthager ſollten nicht über den Ebro vordringen, nicht Sagunt, die Bundesgenoſſinn Roms, bekriegen. Aber nach Hasdrubals Tode wurde Hannibal, des Hamilcar Sohn, Anführer der Carthagiſchen Kriegsmacht in Spanien, vollendete die Unterwerfung der Völker bis an den Ebro mit Ausſchluß der Luſitanier und griff Sagunt an, während die Römer im zweiten Illyriſchen Kriege beſchäftigt waren. Abmahnende Geſandſchaften dieſer fanden bei Hannibal kein Gehör, erreichten auch in Carthago nichts, und Sagunt wurde nach achtmonatlicher Belagerung eingenommen (218). Dies Ereigniß veranlaßte den zweiten Puniſchen Krieg, denn Rom verlangte als Genugthuung die Auslieferung des Hannibal, und als Carthago zauderte, erfolgte die Kriegserklärung. Unterdeſſen war der Eroberer von Sagunt über den Ebro und die Pyrenäen gegangen; am Uebergang über die Rhone verſuchte ihn ein Römiſches Heer zu hindern, das über See nach Gallien gekommen war. Hannibal wich der Schlacht aus, überſchritt den Strom und bald nachher die Alpen, ſiegte am Ticinus und folgte dem Feinde, der an die Trebia zurück wich. Sogleich fielen alle Gallier außer den Cenomanen dem Punier zu, der bald darauf in einer zweiten Schlacht an der Trebia ſiegte: ſeitdem behaupteten die Römer in Gallia cisalpina nur noch Placentia, Cremona und Mutina. Im nächſten Frühling brach Hannibal nach Etrurien auf, ſiegte am Thraſimeniſchen See (217) und wandte ſich, Rom zur Seite laſſend, nach Apulien, um auch die Süditaliſchen Völker in Aufruhr zu bringen. Aber die Römer ernannten den Fabius zum Dictator, der ſorgſam jede Schlacht vermied, die durch einen unglücklichen Ausgang die Empörung hätte befördern können. Erſt nach Beendigung ſeiner Dictatur lieferten die Conſuln bei Cannä eine Schlacht und wurden überwunden (216); die Samniter, Lucaner, Bruttier, ein Theil der Apulier und Campaner, faſt alle Groß-

griechischen Städte verließen Rom, wer ihm noch angehangen hatte unter den Cisalpinischen Galliern, trat nun auch zu den Carthagern über, denn um eben diese Zeit erlitt das dortige Römerheer eine Niederlage gegen die Gallier. In Spanien, wohin auf die Nachricht von Hannibals Vordringen ein Heer übergeschifft war, zeigte sich noch kein bedeutender Erfolg; bis an den Ebro waren die Römer gekommen, über ihn hinaus wagten sie sich auch nach einem Siege bei Ibera (216) nicht, sie bedurften Verstärkung. Und noch mehrten sich die Feinde. Auf Sardinien bereiteten die Sarden, von Hampsicora, geleitet einen Aufstand und harrten nur auf Carthagische Hülfe; in Syracus begann Gelon, der Sohn und Mitregent des Hiero, Unterhandlungen mit Carthago, die sein plötzlicher Tod unterbrach; aber als nicht lange nachher auch Hiero starb (215), und dessen Enkel Hieronymus die Königswürde überkam, schloß dieser dennoch den Bund mit Carthago zu Eroberung und Theilung des Römischen Siciliens. Die Römer zu bekämpfen machte auch Philipp von Macedonien, auf Antrieb des Demetrius von Pharus, einen Bund mit Hannibal (215). Dennoch wußten jene allen ihren Feinden zugleich zu begegnen. Auf Sardinien wurden Sarden und Carthager, die dort gelandet waren, vom Manlius besiegt, der Aufstand unterdrückt, Hampsicora tödtete sich selbst. In Syracus brach noch vor Anfang der Feindseligkeiten eine Empörung aus, Hieronymus kam um, die Republik ward hergestellt, die alten Partheien erwachten, die Democraten für Carthago, die Aristocraten für Rom. Jene siegten, und Marcellus rückte mit einem Römischen Heere gegen die Stadt, die erst nach zweijähriger Belagerung erobert wurde (212). Noch hielten die Carthager Agrigent besetzt, und manche Sicilische Städte hingen ihnen an, allein auch Agrigent wurde eingenommen (210), und die ganze Insel unterwarf sich. Den Uebergang des Macedoniers nach Italien zu hindern befand sich eine Römische Flotte an der Apulischen Küste; einen Theil jener führte Lävinus nach Illyrien, als Philipp Oricum und Apollonia angriff, und der König wurde zum Rückzug genöthigt. Aber des Landkrieges auf dieser Seite entledigten sich die Römer, indem sie ein Bündniß mit den Aetoliern eingingen (211), an dem bald hernach auch Elis, Sparta, ein Thracischer und ein Illyrischer König, desgleichen Attalus, König von Pergamus, Theil nahmen; Philipp hatte dagegen die Achäer zu Verbündeten. Landungen

der Flotte waren von nun die einzige Kriegshülfe, welche Rom gewährte, allmählig hörten auch sie auf, und die Aetolier, verlassen und von Philipp bedrängt, schlossen einen besondern Frieden, dem die Römer beitraten (205), um ungehindert den Krieg mit Carthago zur Entscheidung bringen zu können. Ihr Spanisches Heer hatte nach der Schlacht von Ibera Verstärkung aus Rom erhalten, mehr noch suchten diese die Feldherrn Cn. und Publ. Scipio aus dem Lande selbst zu gewinnen, indem sie die Einheimischen zum Kriege wider Carthago aufregten, ihre Unternehmungen leiteten und so bis in die Gegend am Bätis vordrangen, obwohl sie ihr Winterlager immer wieder am Ebro suchten. Um die Eingebornen zu gewinnen, nahmen sie sogar gegen Römische Sitte Söldner aus ihnen; aber eben diese gingen in den Schlachten bei Anitorgis (212) zu den Carthagern über, beide Scipionen fielen, und die Reste des geschlagenen Heeres entkamen mit Mühe auf das linke Ufer des Ebro, wo L. Marcius sie sammelte und mit ihnen die Carthager, die schon über den Fluß gesetzt waren, zurück schlug. Claudius Nero, der neue, aus Rom gesandte Heerführer, drang wieder vor und schloß sogar die Carthager ein, aber durch List täuschte Hasdrubal, Hannibals Bruder, seinen Gegner und entging mit seinen Kriegern der Gefahr. Erst als Publ. Scipio, des bei Anitorgis gefallenen Publius Sohn, den Oberbefehl nebst einem ansehnlichen Heere erhielt (210), wandte der Krieg in Spanien sich günstiger für Rom. Neu Carthago wurde erobert (209), Hasdrubal, bei Bäcula besiegt, zog sich an die Pyrenäen und schlug den Weg nach Italien ein, ungehindert vom Scipio, der noch immer zwei Carthagische Feldherrn, unter ihnen den Mago, einen Bruder des Hannibal, zu bekämpfen hatte und beide in einer zweiten Schlacht bei Bäcula völlig überwand (207). Von Gades her versuchte Mago noch einmal durch Aufwiegelung Spanische Völkerschaften, selbst Römische Legionen zur Empörung zu bringen, aber die Aufstände wurden unterdrückt, Gades erobert, Mago entwich nach den Balearen, Scipio kehrte als Sieger heim (206). In Italien hatte inzwischen Hannibal nach dem Siege von Cannä vornämlich in Campanien sich zu befestigen gesucht, Capua und einige andere Städte waren ihm ergeben, aber Nola, Cuma, Neapolis behaupteten die Römer, anfangs mehr vertheidigend als angreifend. Ein Sieg bei Nola gab ihnen zuerst wieder Hoffnung, sie gewannen einige

Städte in Campanien, Samnium, Lucanien und Apulien, dann Capua (211), endlich Tarent (209); die Italischen Völker neigten sich wieder den Siegern zu. Hannibal erhielt aus der Heimath nur einmal eine unbedeutende Verstärkung, das Heer aus Spanien, welches Hasdrubal ihm zuführte, wurde bei Sena in Umbrien von den Römern besiegt und theils vernichtet, theils zerstreut, der Führer selbst getödtet (207). Seitdem zog sich Hannibal in den südlichsten Winkel Italiens zu den Bruttiern und suchte sich nur noch zu vertheidigen. Mago ging von den Balearen nach Ligurien, um Ligurer und Gallier wieder aufzuregen, Krieger in Sold zu nehmen und damit seinem Bruder zu Hülfe zu kommen; als er aber ein Heer aufgebracht hatte, wurde er von den Römern im Lande der Insubrischen Gallier geschlagen und gleich darauf nebst dem Hannibal nach Africa heimberufen. Denn Scipio hatte nach längern Vorbereitungen in Sicilien den Auftrag vom Senate erhalten nach Africa überzusetzen (204), war gelandet und hatte, nachdem er einige Vortheile erfochten, an dem Numidischen Könige Masinissa einen Bundesgenossen gewonnen, während ein anderer Numidischer König Syphax auf Seiten der Carthager stand. Scipio belagerte Utica, Carthago, Hippo, konnte aber keine dieser Städte gewinnen; glücklicher wurde der Krieg gegen den Syphax geführt, der selbst in die Gefangenschaft der Römer gerieth, dessen Hauptstadt und Reich sich den Römern und dem Masinissa unterwerfen mußten. Da übernahm der heimberufene Hannibal (sein Bruder war auf der See gestorben) die Führung der Carthagischen Kriegsmacht. Er ging zuerst nach Numidien gegen den Masinissa, den er besiegte und fast seines ganzen Reiches beraubte, ehe Scipio Beistand gewähren konnte. Als dieser gleichfalls in jene Gegend vorrückte, kam es bei Zama zu einer entscheidenden Schlacht (202). Scipio siegte und wandte sich nochmals zur Belagerung von Carthago, der Sohn des Syphax wollte die Stadt entsetzen und wurde gleichfalls besiegt: da suchten auf Hannibals Rath die Carthager den Frieden und erhielten ihn unter harten Bedingungen (201). Sie mußten alle ihre Besitzungen außer Africa, ihre Flotte bis auf zehn Triremen, ihre Kriegselephanten und alle Gefangenen den Römern überlassen, 10000 Talente Kriegskosten zahlen und sich verpflichten ohne Genehmigung des Römischen Senats keinen Krieg zu führen. Masinissa erhielt sein Reich, vermehrt durch

Beſitzungen des Syphax zurück, Carthago mußte ihn für ſeine Verluſte entſchädigen und ein Bündniß mit ihm ſchließen. Der zweite Puniſche Krieg war damit beendet, nicht ſo die Kriege, welche er hie und dort angefacht hatte. Am Appennin ſtanden noch die Gallier und Ligurer unter den Waffen; erſt durch zehnjährige, harte Kämpfe wurde die Unterwerfung dieſer Völker erreicht (191), und auch da waren mindeſtens die Ligurer wenig zuverläſſige Unterthanen, die ſich mehr als einmal empört haben. Im Oſten entbrannten inzwiſchen andere Kriege als Folgen des zweiten Puniſchen. Unter den Reichen Macedoniſchen Urſprungs hatte Aegypten ſeit Philadelphus Zeit ſich den Römern befreundet, Hannibals Siege führten Macedonien auf die entgegen ſtehende Seite; eben dahin wandte ſich nun auch Syrien. Nach ſeinem erſten Kriege gegen Aegypten hatte Antiochus III. ſeine kriegeriſche Thätigkeit zuerſt wider ſeinen Oheim Achäus gerichtet, der ſich empört und das Diadem angenommen hatte und endlich dem Könige und deſſen Verbündetem, dem Attalus von Pergamus, erliegen mußte, dann gegen die Parther, mit deren Könige er nach heftigem Streite Frieden und Bündniß ſchloß, darauf mit den Parthern wider Bactrien und, als ſich auch dieſes unbezwingbar zeigte, mit dem Bactriſchen Königsſohne Demetrius, dem er ſeine Tochter vermählte, gegen Indien. Verherrlicht durch den Beinamen des Großen kehrte Antiochus von dieſen Heerfahrten in die weſtlichern Gegenden ſeines Reiches zurück, um eben die Zeit, da Ptolemäus Philopator ſtarb (204), und ein unmündiger Fürſt, Ptolemäus Epiphanes, deſſen Nachfolger wurde. Sogleich war der Seleucide entſchloſſen, den Angriff gegen Aegypten zu erneuern, und Philipp von Macedonien eilte ſich mit ihm zu verbünden (203). Beide wurden einig das Reich zu theilen, ſo daß Antiochus Cöleſyrien, Phönicien, Cypern und Aegypten, Philipp die Thraciſchen Beſitzungen, Jonien, Carien, die Cycladen und Cyrene erhielte. Aber manche der Aegyptiſchen Städte am Hellespont gehörten auch dem Aetoliſchen Bunde an, der den Angriff des Macedoniers als Feindſeligkeit gegen ſich betrachtete. Philipp verbündete ſich zwar mit dem Könige Pruſias von Bithynien, aber dagegen ſchlugen ſich die Rhodier und der König von Pergamus zu den Gegnern, und die Macedoniſche Flotte erlitt, nachdem ſchon mehrere Städte in Philipps Hand gefallen waren, durch die Rhodier eine bedeutende

Niederlage bei Chios (202), welche bewirkte, daß auch Athen ſich zu den Feinden des Königs geſellte. Gegen dieſe Stadt rückte ein Macedoniſches Landheer, da baten die Athener in Rom um Hülfe, wo man ohnehin dem Philipp abgeneigt war, weil er auch nach dem Frieden die Carthager unterſtützt hatte, und der Krieg wurde erklärt, wenn der König die Griechen ferner beunruhige und ſeine Eroberungen nicht heraus gebe, ein Verlangen, das Philipp zurück wies. Die beiden erſten Jahre hindurch wurde dieſer erſte Macedoniſche Krieg ohne beſondern Erfolg geführt, denn Philipp wußte die Gebirgspäſſe zu vertheidigen, die aus Epirus, wo die Römer gelandet waren, nach Theſſalien führen. Im dritten Jahr eroberte Flamininus die Päſſe, bewog die Aetolier, welche bisher gezaudert hatten, zu ernſter Theilnahme am Kriege, die Achäer zum Abfall von Macedonien und lieferte dieſem die Schlacht bei den Cynoscephalä, welche den Frieden herbei führte, wie Rom ihn vorſchrieb (197). Philipp mußte die Kriegskoſten bezahlen, ſeinen Sohn als Geiſel ſtellen, alle Gefangenen, Kriegsſchiffe und Elephanten ausliefern; er ſollte fortan nur 5000 Mann unter den Waffen erhalten und keinen Krieg ohne Genehmigung des Senats anfangen dürfen; Theſſalien und alle Griechiſchen Städte in Europa und Aſien wurden ſeiner Herrſchaft entzogen, und Flamininus ließ deren Freiheit öffentlich bei den Iſthmiſchen Spielen verkünden. Unterdeſſen hatte Antiochus Cöleſyrien und Phönicien ohne große Mühe erobert und ſich darauf nach dem weſtlichen Aſien begeben um zu ſeinem Verbündeten zu ſtoßen. Er kam zu ſpät, beſetzte aber nun für ſich Epheſus, Lampſacus, Smyrna und andre Städte in Jonien und Aeolis und ging ſelbſt nach Thracien hinüber, wo er Lyſimachia einnahm. Dagegen machte eine Römiſche Geſandſchaft Vorſtellungen; Antiochus berief ſich auf ſein Recht an dieſe Lande, die ſein Ahnherr Seleucus vom Lyſimachus erobert habe, und lehnte in ſeinem Streite mit Aegypten die Vermittlung der Römer ab. Bald nachher erfuhr man in Rom, Hannibal, damals Suffes in Carthago, ſtehe in geheimer Unterhandlung mit dem Syriſchen Könige, und als der Senat Abgeordnete ſchickte die Sache zu unterſuchen, entfloh Hannibal nach Aſien, wo er gaſtliche Aufnahme fand. Noch immer hatte Antiochus gegen die Römer nichts Feindliches begonnen, doch rüſtete er ſich, ſchloß mit dem Vormunde des Ptolemäus einen Frieden (194),

der die eroberten Lande einſtweilen bei Syrien ließ, eine Vermählung der Tochter des Antiochus mit dem Könige von Aegypten ſollte ſie künftig als Heirathsgut dem letztern zurück geben, und unterhandelte heimlich mit den Griechen. Unter dieſen waren die Aetolier unzufrieden mit Rom, weil der Friede mit Philipp ihnen nicht Vortheile genug gewährte, nicht minder Nabis, der ſich in Sparta damals als Tyrann erhoben hatte, weil ihm Argos, ſeine Eroberung, durch den Flamininus mit Gewalt entriſſen und in Freiheit geſetzt war. Auf dieſe Stimmung vertrauend, welche einige angeſehene Aetolier als weit verbreitet ſchilderten, ging Antiochus zu Schiffe nach Demetrias am Pagaſäiſchen Meerbuſen (192) um von Griechenland aus den Krieg gegen Rom zu führen, wider den Rath des Hannibal, der einen unmittelbaren Angriff auf Italien für nützlicher hielt. Der Aetoliſche Bund erklärte ſich für den Antiochus, aber vergeblich wurden die Achäer und Böotier zu gleichem Entſchluſſe aufgefordert. Von Römiſcher Seite erhielt Glabrio die Führung des Krieges, der in Epirus landete und von da nach Theſſalien zog, wo Antiochus Lariſſa belagerte. Sogleich wich dieſer und lagerte ſich an den Thermopylen. Dort beſiegte ihn Glabrio in einer groſſen Schlacht. Der König entkam nach Chalcis, von da nach Aſien, die Aetolier aber wurden hart bedrängt, ehe Rom ihnen einen Waffenſtillſtand gewährte. L. Cornelius Scipio, des Glabrio Nachfolger, eilte durch Macedonien und Thracien nach dem Hellespont um den Krieg in Aſien zu beginnen, während die Römiſche und die Rhodiſche Flotte die Syrer zur See bekämpfte. Antiochus bot nun den Frieden, allein ſeine Bedingungen wurden nicht annehmbar erachtet; ungehindert ging das Römiſche Heer nach Aſien hinüber und ſiegte in einer zweiten groſſen Schlacht bei Magneſia am Sipylus (190). Der Friede folgte dem Siege; Antiochus mußte ſeinen Anſprüchen auf Europäiſche Lande entſagen, Aſien dieſſeit des Taurus abtreten (welches die Römer ihren Verbündeten, dem Könige Eumenes von Pergamus und den Rhodiern, überließen), die Kriegskoſten bezahlen, Geiſeln ſtellen und Hannibals Auslieferung verſprechen (189). Der Carthager entging der Gefahr durch die Flucht und begab ſich zuerſt nach Creta, ſpäter zum Pruſias von Bithynien. Die Gallier, welche als Bundesgenoſſen des Seleuciden gegen die Römer und den König von Pergamus gefochten hatten, wurden vom Manlius bekriegt, überwunden, aber beim Frieden im

Beſitz ihrer Unabhängigkeit gelaſſen. Die Aetolier hatten mitlerweile gleichfalls einen Frieden von Rom erlangt, der ſie verpflichtete eine anſehnliche Geldſumme zu entrichten und fortan die Verbündeten Roms als ihre Verbündeten, Roms Feinde als die ihrigen zu achten. Aber Hannibal ſcheint auch jetzt nicht geruht zu haben, den Römern Gegner zu erwecken. Pruſias, bei dem er ſich aufhielt, begann den Krieg gegen Eumenes, Roms Bundesgenoſſen, und Philipp von Macedonien leiſtete wenigſtens heimlich dem Bithynier Beiſtand (184). Dieſer ſiegte in zwei Schlachten, aber ſein Gegner klagte in Rom, eine Geſandſchaft von dort endete den Krieg durch einen Machtſpruch und begehrte die Auslieferung des Hannibal; ihr zu entgehen tödtete ſich der Punier durch Gift (183).

Zweiter Abſchnitt.

1. Nachdem Hannibals Widerſtand überwunden, war die Gröſſe ſeiner Gegner entſchieden, noch ehe ſechzig Jahre verfloſſen, ſtand die Herrſchaft der Römer in drei Erdtheilen gegründet. Siebenzehn Jahre lang nach dem Frieden mit dem Antiochus führte Rom keinen bedeutenden Krieg; nur gegen die aufrühriſchen Ligurer, gegen die Iſtrier, welche als Seeräuber das Meer unſicher machten, und auf der Spaniſchen Halbinſel gegen die Celtiberiſchen und Iberiſchen Völkerſchaften, welche die beiden Provinzen Hiſpania citerior und ulterior durch Raubzüge heimſuchten, wurden Triumphe gewonnen, auch Verluſte blieben nicht aus, mit den Celtiberiern ſchloß der Prätor Gracchus einen feſten Vertrag, der jene für Freunde der Römer erklärte und Land zum Anbau unter ſie vertheilte (178); aber eine Entſcheidung in den Weltverhältniſſen wurde dadurch nicht herbei geführt. Unterdeſſen bereiteten ſich im Oſten größere Bewegungen vor. Antiochus der Große überlebte das Ende ſeines Krieges gegen Rom, der auch den Statthaltern von Groß- und Kleinarmenien die wohl benutzte Gelegenheit zum Abfall darbot, nur um wenige Jahre; ſechs Jahre nach ihm ſtarb ſein Eidam König Ptolemäus Epiphanes (181), die Nachfolger beider waren ihre ältern Söhne, in Aegypten Ptolemäus Philometor, ein Minderjähriger, in Syrien Seleucus IV. ein ſchwacher, unbedeutender Fürſt. Aber in Macedonien

brachte der Tod Philipps (179) dessen Sohn Perseus auf den Thron, der eifrigst bemüht war sein Reich zu vergrößern und zu stärken: er eroberte einen Theil von Thracien, befreundete sich mit Bithynien und Syrien, suchte durch Dienstleistungen die Neigung der Aetolier, Böotier, Rhodier und anderer Griechen zu gewinnen, knüpfte in Illyrien Verbindungen an und unterhandelte heimlich mit Carthago. Inzwischen starb auch Seleucus IV. (176) und dessen jüngerer Bruder Antiochus Epiphanes wurde König in Syrien, ein dem Perseus ähnlicher Charakter. Bald begann nun Streit zwischen ihm und Aegypten über jene Lande, die Antiochus der Große an sich gebracht hatte und deren Zurückgabe bei der Vermählung des Ptolemäus Epiphanes nicht erfolgt war, von Syrischer Seite wurde sogar bestritten, daß jemals ein Vertrag über die Abtretung an Aegypten geschlossen. Als nun gleichzeitig der Römische Senat, durch wahre und unwahre Anklagen des Königs von Pergamus von den feindseligen Absichten des Perseus überzeugt, Macedonien den Krieg erklärte und Rom dadurch gehindert schien, dem Ptolemäus Beistand zu leisten, begannen Antiochus Epiphanes und Perseus zugleich dieser den zweiten Macedonischen Krieg, jener den Angriff auf Aegypten (172 – 168). Die Römer drangen von Epirus her in Thessalien ein und konnten sich hier anfangs nur mit Mühe behaupten, erst im dritten Jahre vermogten sie Macedonien selbst anzugreifen; Aemilius Paullus erfocht einen großen Sieg bei Pydna, Perseus entfloh von einer Stadt zur andern bis auf die Insel Samothrace, wo er dem Octavius, dem Befehlshaber der Römischen Flotte, sich ergab. Macedonien, nun in der Hand der Sieger, wurde in vier von einander unabhängige, den Römern tributpflichtige Republiken getheilt, deren Obrigkeiten jährlich wechselten. Der Illyrische König Gentius, der dem Perseus beigestanden hatte, gerieth gleichfalls in Gefangenschaft, Illyrien aber wurde wie Macedonien in drei gesonderte, tributpflichtige Staaten getheilt. Ueber alle benachbarten Nationen, die sich unzuverlässig gezeigt hatten, erging mehr oder minder strenges Gericht. Den Rhodiern, die sich auf anmaßende Weise zu Vermittlern aufgeworfen, wurden Lycien und Carien wieder genommen und jene Länder für frei, doch den Römern zinsbar erklärt. In Epirus, wo ein Theil der Bewohner dem Perseus angehangen hatte, zerstörte Aemilius Paullus siebenzig Städte, die Schuldigsten

des Volkes wurden nach Rom geführt um dort verurtheilt zu werden. Der Böotische Bund, der sich anfangs zu Macedonien gehalten hatte, aber bei Annäherung der Römer den Muth verlor, war schon während des Krieges genöthigt worden sich aufzulösen, wodurch die einzelnen Städte der Strafe entgingen. In Aetolien erhob sich nach dem Kriege eine Römisch gesinnte Parthei gegen die Freunde Macedoniens, einige hundert derselben wurden hingerichtet, viele verbannt. Aehnliche Factionen waren im Achäischen Bunde, und auf Anklage der Römerfreunde wurden jetzt über tausend edle Männer, die Stützen des Bundes nach Rom geführt, um sich vor dem Senat zu vertheidigen, doch wurde keiner vor Gericht gestellt, man behielt sie als Gefangene zurück. Das Unternehmen des Antiochus nahm keinen bessern Ausgang. Nach einer siegreichen Schlacht bei Pelusium drangen die Syrer in Aegypten ein und eroberten das ganze Land mit Ausnahme von Alexandria; dazu entzweite sich der König von Aegypten mit seinem jüngern Bruder Ptolemäus Physkon, der sich der Herrschaft anmaßte und seinen Bruder vertrieb. Dieser floh zum Antiochus und begab sich in dessen Schutz, aber der Seleucide zog sich nun in sein Reich zurück in der Hoffnung, die Prinzen würden sich unter einander aufreiben. Sie verglichen sich indessen und beschlossen gemeinschaftlich zu regieren. Da ging Antiochus zum zweitenmale nach Aegypten, aber mittlerweile hatte Physkon in Rom um Hülfe gebeten, und eine Gesandschaft, Popillius Länas an ihrer Spitze, trat dem Könige als er in die Nähe von Alexandria kam, entgegen und forderte ihn auf seinem Vorhaben zu entsagen. Er gehorchte, doch behielt er die streitigen Lande. Bald nachher wurde Aegypten getheilt, denn Ptolemäus Physkon vertrieb seinen ältern Bruder abermals, und auf dessen Beschwerde in Rom vermittelte der Senat einen Vergleich, der dem Philometor Aegypten und Cypern, dem Physkon Cyrene gab. Der Letztere, mit seinem Antheil nicht zufrieden, wußte bald den Senat umzustimmen, der ihm auch Cypern noch zuerkannte. Dem widerstand Philometor und ließ es sogar zum Kriege kommen, nahm seinen Bruder, da er von Rom unterstützt Cypern erobern wollte, gefangen, und nun erst nach mehrern Jahren des Zwistes söhnten sich beide aus, indem Physkon zwar nicht Cypern aber doch einige Städte zum Ersatz dafür erhielt (157). Inzwischen war Empörung im Syrischen Reiche.

Antiochus hatte die Juden, gereizt durch Partheiung um den Besitz des Hohenpriesteramts, die bis zum Bürgerkriege gesteigert war, schon während des Aegyptischen Krieges hart behandelt, Jerusalem plündern und den Tempel der heiligen Geräthe berauben lassen. Nach dem Kriege forderte er gar, das Volk solle seiner Religion entsagen und den Griechischen Cultus annehmen; gegen die Widerstrebenden wurde aufs härteste verfahren. Viele wurden getödtet, manche fielen ab, andere flohen in das Gebirge Juda, wo ein Priester Matathias und dessen fünf Söhne, die Maccabäer genannt, ihre Führer wurden. Bald drangen sie aus ihren Schluchten hervor, zerstörten Götzenbilder, überfielen einzelne Haufen ihrer Gegner, siegten in mehrern Treffen und nahmen endlich Jerusalem ein, wo der Jehovahdienst feierlich hergestellt wurde (161). Um dieselbe Zeit starb Antiochus Epiphanes; sein unmündiger Sohn Antiochus Eupator sollte ihm als König folgen. Um die Vormundschaft stritten Philipp und Lysias mit solcher Heftigkeit, daß zuletzt Philipp sich selbst zum Könige aufwarf und der Römische Senat ins Mittel trat, indem er Gesandte abschickte die Angelegenheiten Syriens zu ordnen und zugleich die Kriegselephanten und die Kriegsschiffe zu vernichten, welche sich Antiochus Epiphanes frühern Verträgen mit Rom zuwider zugelegt hatte. Als aber das Haupt dieser Gesandschaft ermordet wurde, ohne Zweifel auf geheimen Befehl des Lysias, der schon vorher den Philipp überwältigt hatte, da entfloh Demetrius, ein Seleucide, bis dahin als Geisel in Rom zurück gehalten, ging nach Syrien, wo er sogleich zahlreiche Anhänger fand, und suchte den Senat dadurch zu gewinnen, daß er den Lysias tödten ließ; den Antiochus traf alsdann dasselbe Schicksal, und Demetrius I. ward König (161—150). Als solcher suchte er den Aufstand der Maccabäer zu unterdrücken, der in der Zeit, da Lysias das Regiment führte, sich über ganz Judäa verbreitet hatte. Ein Syrisches Heer überwand den Judas Maccabäus, der selbst im Treffen fiel, aber dessen Bruder Jonathan ward Führer der Nation und vertrieb die Syrer abermals aus dem Lande: es gelang dem Demetrius so wenig dies Volk zu unterwerfen, als die Gunst des Römischen Senates zu erwerben. Rom aber ließ nach der Besiegung des Perseus wiederum siebenzehn Jahre ohne entscheidenden Krieg vergehen. Die Ligurer bis zu den Alpen und Istrien waren mitlerweile vollends unterworfen, auch Spanien schien be-

ruhigt, und als die Lusitanier wieder anfingen Hispania ulterior zu beunruhigen (151), und von Hispania citerior eine Fehde gegen etliche Celtiberische Nationen zu führen war, achtete man beide doch so wenig bedeutend, daß die Römer sich dadurch nicht abhalten ließen den dritten Punischen Krieg und eine Reihe ihm sich anschließender Kämpfe zu unternehmen. Carthago war in einem beinahe funfzigjährigen Frieden zu solchem Wohlstande gediehen, daß es die Besorgniß der Römer erweckte; diese unterstützten daher bei jeder Gelegenheit den Masinissa, der zu verschiedenen Zeiten Grenzhändel mit den Carthagern anfing und ihnen einen Strich Landes nach dem andern wegnahm. Auch im Senate bildeten sich allmählig zwei Partheien, die eine, deren Sprecher vornämlich Cato war, für die Zerstörung Carthago's, die andere, der vornämlich Scipio Nasica angehörte, für die Erhaltung der Stadt, als nothwendig um die Römer selbst in Thätigkeit und Spannung zu erhalten. Cato's Ansicht trug den Sieg davon, als die Carthager, durch neue Forderungen des Masinissa gereizt, endlich die Waffen ergriffen, aber besiegt von ihrem Gegner sich den Frieden mußten vorschreiben lassen. Zugleich hatten sie dadurch die Verträge mit Rom verletzt, welche ohne Genehmigung dieses jeden Krieg untersagten, Rom aber beschloß den Friedensbruch zu ahnden. Während es nun ein Heer gegen Carthago rüstete, scheint es absichtlich Unruhe und Aufregung unter den Völkern veranlaßt zu haben, vielleicht um ein Zusammentreten derselben zum Schutze der bedrohten Stadt zu verhindern. Nach Griechenland wurden jene früher weggeführten Achäer entlassen, so viel ihrer noch am Leben waren, welche bei ihrer Heimkehr die feindseligsten Gesinnungen gegen Rom und dessen Anhänger verbreiteten. Den Andriscus, der sich für einen Sohn Philipps von Macedonien ausgab, der den Demetrius von Syrien hatte für sich zu gewinnen gesucht und von diesem gefangen nach Rom geschickt war, ließ man aus der Haft nach Macedonien entfliehen, wo die von den Römern eingeführte Verfassung allen mißfiel. Einen andern Abentheurer Alexander Balas, der sich für den Sohn des Antiochus Epiphanes ausgab, sandte der Senat nach Asien und erlaubte ihm, sein Recht gegen Demetrius geltend zu machen, den Herrschern im Osten, ihn zu unterstützen. Also ward Morgenland und Abendland zugleich von Kriegen erfüllt. Nach Africa gingen die Consuln Manilius und Cen-

ſorinus mit einem Römiſchen Heere (150). Die Carthager ſuchten den Krieg abzuwenden und erfüllten die immer geſteigerten Forderungen der Gegner, Geiſeln zu ſtellen, die Waffen auszuliefern, bis von ihnen verlangt wurde, ſie ſollten ihre Stadt verlaſſen und fern von derſelben ſich anſiedeln, Carthago aber müſſe zerſtört werden. Da beſchloſſen ſie den Krieg, und obwohl die Römer ihre Mauern umlagerten, wurde noch über drei Jahre die tapferſte Gegenwehr geleiſtet, bis P. Corn. Scipio Aemilianus Carthago eroberte, zerſtörte und das Gebiet der Republik zur Provinz machte, die den Namen Africa erhielt (146). In Macedonien hatte unterdeſſen Andriſcus viele Anhänger gefunden, Thraciſche Völkerſchaften unterſtützten ihn, bald war Perſeus ganzes Königreich in ſeiner Gewalt, ſchon rückte er in Theſſalien ein: da begann **der dritte Macedoniſche Krieg (150—147).** Andriſcus mußte vor dem Andrang der Römer wieder aus Theſſalien weichen, der Prätor Juventius ging ſelbſt nach Macedonien vor, als aber dieſer in einer Schlacht gefallen und ſein Heer beſiegt war, zogen die Macedonier abermals nach Theſſalien. Metellus vertrieb ſie bald von neuem aus dieſem Lande, ſchlug ſie in Macedonien ſelbſt und zwang den Andriſcus zur Flucht nach Thracien. Bald kam er mit einer Kriegsmacht von da zurück, allein nochmals beſiegt und flüchtig wurde er von einem Thraciſchen Fürſten, zu dem er ſich begeben hatte, den Römern ausgeliefert (147). Ein letzter Empörungsverſuch der Macedonier, nachdem Andriſcus ſchon gefangen worden, wurde von Metellus leicht unterdrückt. Dem Macedoniſchen folgte unmittelbar der Achäiſche Krieg. Diäus, einer der aus Rom Heimgekehrten, wurde Strateg des Bundes, den er ſogleich in Zwiſt mit Sparta und Rom verwickelte, indem er, gegen frühere Beſtimmungen des Senates, für die Bundesverſammlung auf den Blutbann in Sparta Anſpruch machte. Damocritus, der Nachfolger des Diäus, griff ſchon zu den Waffen und drang in Laconien ein, doch ohne großen Erfolg, weshalb er als Verräther angeklagt ſein Amt niederlegen und in die Verbannung gehen mußte. Bei ſolcher Stimmung der Achäer wurde durch das Begehren der Römer, Sparta, Corinth, Argos, Heraclea und Orchomenus ſollten ganz vom Bunde getrennt werden, die Leidenſchaft aufs höchſte entflammt: in Corinth rottete ſich die Menge zuſammen und tödtete alle Sparter, die ihr vorkamen, die Römiſchen Abgeordneten entkamen mit Mühe (147).

Eine zweite Gesandtschaft, welche die Gemüther beruhigen sollte, wurde verhöhnt und thätlich gemißhandelt; Critolaus, jetzt Strategus des Bundes, bewirkte die Kriegserklärung gegen Sparta und die Römer (146). Die Böotier verbanden sich mit den Achäern: Heraclea, das sich vom Bunde trennte, wurde belagert. Da rückte Metellus aus Macedonien heran, die Achäer wichen nach Locris und wurden hier bei Scarphea besiegt, Critolaus tödtete sich selbst, die Reste seines Heeres wurden in einem zweiten Treffen bei Chäronea aufgerieben. Dennoch beschloß Diäus, der nun wieder Strateg wurde, die Fortsetzung des Krieges; die Führung des Römischen Heeres übernahm Mummius. Dieser siegte auf dem Isthmus von Corinth, Diäus tödtete sich, Corinth wurde eingenommen, zerstört, dem Achäischen Bunde ein Ende gemacht (146). Macedonien und ganz Griechenland, wahrscheinlich auch Illyrien und Epirus, waren seitdem Provinzen wie das Gebiet von Carthago. Länger dauerten die eben damals begonnenen Kriege in Spanien. Sergius Galba, Prätor des jenseitigen Spaniens, hatte (150) eine große Anzahl Lusitanier durch das Versprechen ihnen Landbesitz anzuweisen in die Grenzen des Römischen Gebietes gelockt und dann viele von ihnen niederhauen, viele als Sklaven verkaufen lassen, wenige waren entkommen unter ihnen Viriathus, der seitdem der entschlossene Führer seiner Nation gegen die Römer wurde. Durch unaufhörliche Ueberfälle that er seinem Feinde empfindlichen Abbruch, und nachdem er mehrere Jahre lang diese Art der Kriegführung fortgesetzt, erlangte der Kampf eine noch größere Ausdehnung, denn mehrere Celtiberische Völker, durch Viriathus aufgeregt, nahmen nun auch am Kriege Theil (142). Die meisten traten freilich zurück nach einem glücklichen Feldzuge der Römer, aber Termantia, die Stadt der Vaccäer, und Numantia, die Stadt der Arevaker, blieben dem Bunde treu. Nun mußte Rom den Krieg gleichzeitig aus den beiden Spanischen Provinzen führen. Viriathus zwang die Römer zu einem Frieden, der den Lusitaniern den ungestörten Besitz ihres Gebietes sicherte, aber bald nachher ließ der Prätor Cäpio seinen kühnen Gegner durch Meuchelmörder tödten (140), und nun wurden die vereinzelten Lusitanischen Stämme ohne große Mühe überwältigt. Junius Brutus vollendete diese Eroberung durch mehrere Feldzüge (138—133). Der Numantinische Krieg, von Hispania citerior aus geführt (seit 142), brachte in den ersten

Jahren den Römern faſt nur Niederlagen. Dreimal nach einander verſuchten ſie vergeblich die Belagerung von Numantia; nach dem dritten Verſuch wurde Mancinus mit ſeinem Heere ſogar eingeſchloſſen und zu einem Frieden gezwungen, der Numantia für frei und unabhängig erklärte (137). Der Senat verwarf den Vergleich und erneuerte den Krieg, aber Mancinus Nachfolger errangen auch keine Vortheile, bis Scipio, der Zerſtörer von Carthago, Feldherr des Heeres wurde, Numantia nochmals belagerte und nach hartnäckiger Vertheidigung bezwang (133). Dadurch war die Herrſchaft der Römer im Lande der Celtiberier befeſtigt, alles unterwarf ſich den Siegern. Während dieſer Fehden in Africa, Macedonien, Griechenland und Spanien hatte das Morgenland, wie der Römer Abſicht war, in eigenen Kämpfen ſeine Kräfte aufgerieben. Sobald Alexander Balas in Syrien erſchien, hatte er Anhänger gefunden, unter ihnen Jonathan, den Maccabäer, dem dafür die Hoheprieſterwürde beſtätigt ward. Von ihm unterſtützt beſiegte der Uſurpator den Demetrius, der in der Schlacht fiel, und wurde König (150); Ptolemäus Philometor verbündete ſich mit ihm und gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlinn. Aber ſchon nach fünf Jahren hatte Balas durch unwürdige Schwelgerei ſich die Gemüther ſeiner Anhänger ſo ſehr entfremdet, daß Demetrius II., der entflohene Sohn des erſten Demetrius, den Aufſtand gegen ihn wagen konnte, ſelbſt Ptolemäus verließ den eignen Eidam und ſchlug ſich zu deſſen Gegner. Alexander Balas mußte nach Arabien fliehen und wurde dort erſchlagen (145). Gegen Demetrius II. empörte ſich Tryphon, als wollte er den Antiochus, einen Sohn des Balas auf den Thron erheben, und, von dem Maccabäer Jonathan unterſtützt, eroberte er Antiochia und einen Theil des Reiches, tödtete dann zuerſt den Hohenprieſter, darauf den Antiochus und machte ſich ſelbſt zum Könige (142). Die Juden wandten ſich nun wieder dem Demetrius zu, doch war das Reich der Seleuciden noch getheilt, und die öſtlichen Provinzen deſſelben bekriegten die Parther, deren König Mithridates I. (174—137) zuerſt unter den Arſaciden über die Grenzen des Perſiſchen Berglandes hinaus zu erobern ſuchte. Er hatte bereits anſehnliche Theile des Bactriſchen und Syriſchen Reiches an ſich gebracht, ſeine Herrſchaft ſoll ſich vom Indus bis zum Caucaſus und Euphrat erſtreckt haben: da unternahm Demetrius, von dem Könige der Bactrier unterſtützt, einen Feldzug gegen die Parther

und wurde gefangen (140). Tryphon war nun ohne Gegner, aber Antiochus Sidetes, des Demetrius Bruder, ergriff die Herrschaft und überwand den Tryphon mit Hülfe der Juden, dann beschränkte er auch diese, und Johannes Hyrcanus aus dem Geschlecht der Maccabäer, obwohl als Hoherprieſter anerkannt, mußte ſich größere Abhängigkeit gefallen laſſen als ſeine Vorgänger. Antiochus Sidetes bekriegte hierauf die Parther und fiel im Kriege (131), Demetrius, den der Parthiſche König Phrahates aus der Haft entlaſſen hatte, um dem Antiochus einen Nebenbuhler entgegen zu ſtellen, gelangte wieder zum Beſitz ſeines Reiches. Aber Johannes Hyrcanus hatte in der Zeit der Verwirrung jede Abhängigkeit von ſich geworfen und konnte nicht wieder bezwungen werden, ein Bündniß mit Rom ſicherte ihn als Hohenprieſter und Fürſten in Judäa: das Seleucidenreich war politiſch ohne Bedeutung. Aegypten war es nicht minder, denn ſeit dem Tode des Ptolemäus Philometor (145) war Ptolemäus Phyſkon König des ganzen Reiches, ein elender, den eignen Unterthanen verächtlicher Fürſt. Bei dieſer Lage des Morgenlandes hielt Rom angemeſſen, ſeine Provinzialordnungen auch nach Aſien überzutragen. Das Teſtament des Königs von Pergamus Attalus III. hatte die Römer zu Erben eingeſetzt. Ariſtonicus, ein Verwandter des königlichen Hauſes wollte dieſe Beſtimmung nur auf das Privatvermögen des Verſtorbenen gedeutet wiſſen, der Senat nahm das Königreich in Anſpruch, und ein Krieg gab die Entſcheidung. Ariſtonicus wurde überwunden, gefangen, und Pergamus zur Provinz eingerichtet, die den Namen Aſia erhielt (130).

2. Während der Römiſche Staat alſo ſeine Grenzen erweiterte, begannen in ſeinem Innern die erſten bürgerlichen Kriege. Die Rechte derer, welche das weite Gebiet bewohnten, waren ſehr ungleich. Herren deſſelben und als ſolche, ſeit der Beſiegung des Perſeus, von Steuern befreit waren nur die Römiſchen Bürger in Rom ſelbſt, wie in den Colonien und Municipien, deren Inſaſſen in die Römiſchen Tribus eingeſchrieben und im Beſitz des Stimmrechtes in den Comitien und aller ſonſtigen Vorzüge, innerhalb ihrer eigenen Mauern nach Römiſchen Geſetzen von ſelbſtgewählten Magiſtraten oder aus Rom geſandten Präfecten regiert wurden. Städte der letztern Art hießen Präfecturen, aber in ihnen wie in den andern beſtanden Volksgemeine und Senat mit ähnlicher Vollmacht

wie in Rom nur diesem untergeordnet. Eine weitere Verschiedenheit fand gesetzlich unter den Bürgern nicht Statt, die Händel der Patricier und Plebejer hatten längst aufgehört, doch war eine Sonderung üblich geworden durch die Sitte, daß jede Familie diejenigen ihrer Angehörigen, welche die höchsten Staatsämter bekleidet und sich um das Vaterland verdient gemacht hatten, in Wachs abbilden ließ, die Bilder aufbewahrte und bei Todesfällen in dem Geschlechte als Masken lebenden Personen anlegte, die sich dem Leichenzuge anschlossen, wie denn auch die Gedächtnißrede bei solcher Gelegenheit nicht bloß den zuletzt Verstorbenen sondern auch die Verdienste seiner Vorfahren feierte. Bürger, die solche Ahnenbilder aufzuweisen hatten, wurden Nobiles oder Optimates genannt; aus ihnen wählte das Volk gern seine Magistrate, der Senat wurde besonders aus ihnen durch die Censoren ergänzt. Alle, denen die Bilder fehlten, hießen Obscuri; wer aus diesen zu den höchsten Staatsämtern emporstieg ein Novus. Wesentlich verschieden von den Bürgern waren die Fremden. Ihnen war nicht gestattet Römisches Eigenthum zu erwerben, in den Römischen Legionen zu dienen, anfangs auch nicht vor einem Römischen Gerichte in Person sondern nur durch einen Bürger ihr Recht zu suchen, bis bei der Vermehrung der Unterthanen des Staates die Zahl der Clienten einzelner Bürger so groß wurde, daß sie Besorgniß erregte und deshalb die Einsetzung des Prätor peregrinus veranlaßte (142), vor dem die Fremden persönlich zu Gerichte stehen konnten. Am günstigsten unter diesen und den Bürgern zunächst gestellt waren die, welche das Jus Latii besaßen d. i. mit einiger Veränderung das alte Municipium. Sie lebten nach eigenen Rechten, hatten ihre eigenen selbst gewählten Magistrate und besteuerten sich selbst; mit den Römern standen sie in Ehegemeinschaft, dienten im Römischen Heer unter den Bundesgenossen, aber nicht in den Legionen, entrichteten einen fest gesetzten Tribut und durften, wenn sie in Rom anwesend waren, in einer durch das Loos bestimmten Tribus mit den Bürgern ihre Stimme abgeben; selbst das volle Bürgerrecht konnte der einzelne Latiner durch Ansiedlung in Rom erlangen, wenn er in seiner Heimath Söhne zurückließ. Geringer war das Recht der Italier, die nur ihre eigenen Gesetze und Magistrate, Ehegemeinschaft mit den Römern und den Kriegsdienst unter den Bundesgenossen gleich den Latinern hatten, aber keinen

festen Tribut entrichteten, sondern nach dem Gutdünken des Römischen Senates besteuert wurden. In dieser letzten Hinsicht standen sie den Provinzialen gleich, die aber außerdem nach Gesetzen, welche Rom erließ, von Römischen Statthaltern regiert und gerichtet, auch von allem Kriegsdienst und von der Verheirathung in eine Römische Familie ausgeschlossen waren. Allein noch tief unter den Freien des geringsten Rechtes war die Stelle der Sklaven, deren hauptsächlich durch Kriegsgefangenschaft eine große Zahl aus allerlei Nationen Eigenthum des Staates und einzelner Bürger geworden war, Menschen aller Mißhandlung Preis gegeben, ohne Anhänglichkeit an ihre Gebieter. Ihrer bedienten sich besonders die Optimaten zur Bearbeitung der Grundstücke, welche sie, wie früher die Patricier, vom Ager publicus in Nutzung hatten, denn die Clientel im alten Sinne war fast ganz verschwunden, die Großen fanden es vortheilhafter Sklaven als Bürgern, welche nicht selten zum Kriegsdienst einberufen wurden, den Ackerbau zu überlassen. Die Gefahr dieser Zunahme der Sklavenbevölkerung zeigte sich zuerst in Sicilien, wo sich ein Haufe von 70,000 jener verzweifelten Menschen zusammenrottete, den Eunus zum Könige ernannte und drei Jahre lang (134—131) mehrern Römischen Kriegshaufen widerstand, bis Rupilius durch Eroberung von Tauromenium und Enna dem Sklavenkriege ein Ende machte. Aber noch während desselben hatte Tiberius Gracchus als Volkstribun das Uebel in der Wurzel anzugreifen gesucht und, um die Zahl der Sklaven zu mindern, die der landbauenden Bürger zu mehren, ein Ackergesetz in Vorschlag gebracht, es solle Niemand mehr als 500 Jugera vom Ager publicus für sich und halb so viel für jeden Sohn besitzen; das übrige Land sollten alljährlich neu zu wählende Triumvirn an die Unbegüterten vertheilen, die Antheile aber sollten unveräußerlich sein. Die Optimaten und viele Bürger aus den Colonien und Municipien widerstrebten dem Gesetze, das ihnen bedeutenden Grundbesitz zu entreißen drohte, den sie längst als volles Eigenthum zu betrachten gewohnt waren: sie gewannen den M. Octavius einen andern Tribunen, der durch seinen Einspruch die Abstimmung über das Gesetz des Gracchus hinderte. Dieser, aufs Aeußerste getrieben, ließ über die Frage abstimmen, ob ein Tribun, der zum Nachtheil des Volkes handle, sein Amt behalten könne; die Tribus entschieden verneinend, und Octavius wurde entsetzt, ein anderer

in seine Stelle erwählt und nun das Gesetz des Gracchus angenommen (133). Sogleich erwählte man auch die agrarischen Triumvirn, den Tiberius Gracchus selbst, seinen Bruder Cajus und seinen Schwiegervater. Als aber Tiberius auch für das folgende Jahr das Tribunat suchte und die Gemeine sich der Bewerbung geneigt bewies, widersetzten sich die Optimaten dem als einem gesetzwidrigen Unternehmen, es kam zu Thätlichkeiten, und Gracchus wurde im Handgemenge erschlagen. Sein Ackergesetz blieb, da aber der Ager publicus, den man vertheilen wollte, erobertes Land im Gebiet der Italischen Völkerschaften, bei der ersten Erwerbung nicht genau abgegränzt oder von den Inhabern theilweise gegen andere Grundstücke vertauscht war, so beunruhigte die Untersuchung, was Gemeinland sei, auch manche Italier in ihrem Besitz. Da ihre Beschwerden nicht sonderlich beachtet wurden, so suchten viele sich in die Comitien einzudrängen um als Römische Bürger zu gelten. Die Triumvirn C. Gracchus und Fulvius Flaccus begünstigten sie und schlugen vor, allen Italiern das Bürgerrecht zu ertheilen, aber der Tribun Pennus bewirkte einen Volksbeschluß, der die eingedrungenen Fremden zurückwies, die Gönner der Italier wurden durch Aufträge des Senats auf eine Weile aus Rom entfernt und ein Empörungsversuch der Italier, der in Fregellä ausbrechen sollte, durch die Wachsamkeit des Consuls Opimius unterdrückt, die schuldige Stadt geschleift. Schon war die Ausführung des letzten Ackergesetzes ins Stocken gerathen, als C. Gracchus zurückkam, das Tribunat suchte, erlangte und selbst dessen Uebertragung für das zweite Jahr erhielt. Während der Zeit erneuerte er nicht nur das Gesetz seines Bruders, er brachte auch zu Gunsten seiner Parthei ein anderes durch, es solle monatlich ein gewisses Maß Getreide an das Volk vertheilt werden, suchte dann den Ritterstand dadurch zu gewinnen, daß er die Gerichtsbarkeit über Staatsverbrechen, welche (150) durch eine Lex Calpurnia den Senatoren verliehen war, nun mittelst Volksbeschlusses den Rittern übertragen ließ und trug endlich auf Ausführung zweier Colonien nach Tarent und Capua an. Auch die erneuten Bemühungen der Latiner und Italier um das Bürgerrecht wurden von dem Gracchus so eifrig unterstützt, daß der Senat, größere Unruhen besorgend, den Tribunen Livius Drusus gewann, der durch noch größeren Eifer für das Beste der Gemeine den Gracchus überbieten und aus der Gunst ver-

drängen sollte. Er brachte die Anlegung von zwölf Colonien, Steuerfreiheit aller auszutheilenden Aecker und für die Bundesgenossen ein Gesetz in Vorschlag, daß sie während des Kriegsdienstes nicht sollten gegeißelt werden. Die Verordnungen wurden angenommen, Livius war nun der Mann des Volkes, und C. Gracchus konnte zum drittenmale das Tribunat nicht erlangen. Sobald er abgetreten war, suchte der Senat die Abführung einer der früher bewilligten Colonien nach Carthago rückgängig zu machen; Gracchus und Fulvius Flaccus als agrarische Triumvirn widersprachen, die Partheien waffneten sich, und C. Gracchus nebst seinem Freunde wurde im Aufruhr erschlagen, über 3000 ihrer Anhänger getödtet (121). Bald nachher wurde Verkauf der Grundstücke durch ein Gesetz erlaubt, dann durch ein anderes des Tribunen Thorius verordnet, die Ackervertheilungen sollten ganz eingestellt, dagegen von den Besitzern eine Abgabe entrichtet und dieses Geld vertheilt werden, aber nicht lange so unterblieb auch dies. Am längsten bestand das Gesetz über die Richter in Staatsverbrechen, doch auch dies wurde zuletzt durch die Lex Servilia (106) dahin abgeändert, daß Rittern und Senatoren gemeinschaftlich das Richteramt zustehen solle. Indessen ruhte mehrere Jahre der Kampf der Partheien. In dieser Zeit begannen die Erwerbungen der Römer im jenseitigen Gallien, zuerst nur als Verbündeter Massilias gegen die umwohnenden Gallischen Nationen, doch bald wurde die erste Colonie Aquä Sextiä auf erobertem Boden gegründet (121). Außer den Massiliern waren auch die Aeduer im Bunde mit Rom; zu deren Schutz wurde ein Krieg gegen die Allobroger unternommen, und diese mußten sich unterwerfen; nachdem abermals eine Völkerschaft jener Gegend bezwungen war, gründete Rom seine zweite Colonie in Gallien, Narbo Martius (121). Ein Krieg von größerer Bedeutung erhob sich in Numidien, als dessen König Micipsa, der Sohn des Masinissa gestorben war. Dieser hatte durch seinen letzten Willen zwei Söhne, Adherbal und Hiempsal, und einen Brudersohn Jugurtha zu Erben des Reiches eingesetzt. Bald entzweiten sich die Fürsten. Jugurtha ließ den Hiempsal ermorden und nöthigte dessen Bruder zur Flucht nach Rom, wo er die Hülfe des Senats in Anspruch nahm. Allein durch Bestechung gewann Jugurtha angesehene Optimaten, der Senat beschloß Numidien zwischen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und der bes-

ſere Antheil fiel dem letztern zu. Dennoch bekriegte Jugurtha bald darauf den Adherbal unter dem Vorwande, dieſer habe ihn wollen tödten laſſen. Alle Unbeſtochenen in Rom drangen auf Abſendung eines Heeres nach Africa; Jugurthas Gönner im Senat wußten dies zu hindern, nur Geſandſchaften gingen dorthin; deren Drohungen hielten den Fall des Adherbal nicht auf, der ſich ergeben mußte und von ſeinem Gegner getödtet wurde. Als auch dieſer Frevel im Senat ſeine Vertheidiger fand, war die Beſtechlichkeit der Optimaten zu klar. Die Volkspartei ſäumte nicht dies zu benutzen, und der Tribun Memmius regte die Gemüther ſo auf, daß der Senat ſich zur Kriegserklärung gegen Jugurtha genöthigt ſah (111). Allein dieſer gewann auch die gegen ihn geſandten Feldherrn, ergab ſich ihnen zum Schein und erhielt dafür einen glimpflichen Frieden. Um ſo eifriger drang Memmius auf Unterſuchung gegen die Heerführer, Jugurtha ſelbſt müſſe nach Rom kommen um über die Beſtechungen Zeugniß abzulegen; und die Anklagen waren zu laut, Jugurtha wurde berufen und erſchien in Rom. Aber ſogleich beſtach er auch hier den Tribunen Bäbius, der, als Memmius vor dem verſammelten Volk den König aufforderte die Begünſtiger ſeines Frevels zu nennen, durch plötzliche Einſage die Antwort hinderte. Bald darauf entfloh Jugurtha aus Rom, denn ſchon hatte er in der Stadt ſelbſt ſeinen Vetter Maſſiva ermorden laſſen, und der Krieg wider ihn wurde erneut, auch jetzt noch mit ſchlechtem Erfolge: das Römiſche Heer wurde beſiegt und ſchloß einen demüthigenden Vertrag, der es nöthigte unter dem Joch hindurch zu gehen und Numidien zu räumen. Da wurde auf den Antrag des Tribunen Mamilius der Beſchluß gefaßt eine Unterſuchung anzuſtellen wider alle, welche den Jugurtha unterſtützt, welche Geld von ihm genommen und über Krieg und Frieden mit ihm verhandelt hätten, und es ergab ſich die Schuld einer großen Menge der angeſehenſten Optimaten. Seitdem wurde der Krieg mit größerem Eifer geführt. Schon hatte Metellus mehrmals geſiegt und hoffte die Fehde zu beenden, aber Marius, ein Obſcurus, früher einmal Tribun, damals Legat des Metellus und von dieſem geringſchätzig behandelt, eilte nach Rom, bewarb ſich um das Conſulat, erhielt es und zugleich die Führung des Numidiſchen Krieges (107). Jugurtha war indeſſen aus ſeinem Reiche zum Könige Bocchus von Mauritanien entflohen, der ihm Beiſtand gewährte. Marius überwand

beide, und Sulla, damals Quäſtor in Africa, brachte den Mauritanier durch Unterhandlung zu dem Entſchluß den Römern den Jugurtha auszuliefern (106). Numidien erhielt nun zum Theil Bocchus, zum Theil die Familie des Maſſiniſſa; nicht minder getheilt war der Ruhm den Krieg beendet zu haben zwiſchen Marius und Sulla, daher begann von nun an die Eiferſucht dieſer beiden. Noch war Marius der Vorgezogene in der Gunſt des Volkes; abweſend wurde er zum Conſul erwählt und ihm die Führung eines Krieges übertragen, der inzwiſchen entbrannt war und Italien ſelbſt gefährdete. Schon neun Jahre vorher war ein wanderndes Volk die Cimbern in das Land der Noriker eingedrungen; Papirius Carbo, beſorgend ſie mögten auch nach Italien kommen, hatte ſie angegriffen und eine Niederlage bei Noreja erlitten, aber die Sieger verfolgten ihn nicht, ſondern gingen weſtlich nach Helvetien, wo die Tiguriner und auf dem weitern Zuge nach Gallien die Teutonen, zuletzt die Ambronen ſich zu ihnen geſellten. Von Gallien aus baten ſie um Wohnſitze im Römiſchen Gebiet und verſprachen dagegen als Verbündete Kriegsdienſte zu leiſten. Ihr Geſuch wurde zurück gewieſen, der Krieg begann, und die Römer erfuhren mehrere Niederlagen. Dieſem Feinde zu begegnen war Marius erſehen, und drei Jahre nach einander blieb deshalb durch immer wiederholte Wahl die Conſulwürde in ſeiner Hand, denn er eilte nicht den Kampf zu beenden. Die Cimbern hatten unterdeß einen Zug nach Spanien gethan und waren, von den Celtiberiern zurückgeſchlagen, wieder nach Gallien gekommen. Von hier beſchloſſen ſie auf zwei Seiten in Italien einzudringen, die Cimbern nach Noricum zurück und von da über das Gebirge, die Teutonen durch Ligurien. Die letztern griff Marius bei Aquä Sextiä an und vernichtete ſie durch eine blutige Schlacht (102). Um das Gleiche den Cimbern zu thun, erhielt der Sieger zum fünften male das Conſulat, denn die Fremdlinge waren, nachdem ſie den Catulus an der Etſch zurückgeworfen, ſchon in Oberitalien eingedrungen. Eine Schlacht am Po (101), den Cimbern ſo verderblich, wie die frühere den Teutonen, erhob den Marius auf den Gipfel des Ruhmes: die auswärtigen Feinde der Republik waren beſiegt. Nicht ſo die Sklavenempörungen, welche ſeit vier Jahren zuerſt Campanien, dann in noch größerem Maaße Sicilien beunruhigten, wo Salvius ſich zum König aufgeworfen und an der Spitze eines zahl-

reichen Schwarms Entlaufener schon mehrere Siege über Römische Heere erfochten hatte. Marius sechstes Consulat, der Lohn für seine Siege, vermehrte im Staate die Zwietracht (100). Denn im Einverständniß mit jenem erwirkte der Tribun Apulejus Saturninus in einer stürmischen Volksversammlung die Annahme des Gesetzes, die Landschaften, welche Marius in Gallien den Cimbern entrissen, sollten an Römische Bürger und Latiner vertheilt werden, der Senat solle dies Gesetz binnen fünf Tagen beschwören, wer es nicht thue, ausgestoßen und zu einer Buße gehalten sein. Marius und alle Senatoren leisteten den Eid, nur Metellus nicht; dies gab die gesuchte Veranlassung ihn aus Senat und Stadt zu entfernen. Seitdem wurde der Tribun immer gewaltsamer, übte offenbaren Mord und zeigte sich zum Aufstande entschlossen. Marius mußte nun als Consul wider ihn verfahren; gern hätte er des Schuldigen geschont, aber die wüthende Menge erschlug ihn, Metellus wurde zurück gerufen, und Marius fand es gerathen, Rom eine Weile zu meiden und sich in Asien aufzuhalten. Eben damals wurde auch der Sklavenaufruhr in Sicilien durch Gewalt unterdrückt: die innern Unruhen schienen beschwichtigt. Aber ein Gesetz der Consuln Licinius und Mucius gegen das Einbringen der Fremden in die Comitien brachte bald wieder große Aufregung unter den Italiern hervor; sie gewannen den Tribunen Livius Drusus für ihre Sache, der sich deshalb um die Gunst aller Partheien bewarb. Für die ärmern Bürger betrieb er die Ausführung vieler lang beschlossenen Colonien nach Italien und Sicilien, dem Senat wollte er die alleinige Gerichtsbarkeit über Staatsverbrechen, den Rittern die Senatorwürde für dreihundert aus ihrer Mitte, den Italiern das Bürgerrecht zuwenden. Aber seine Vorschläge erweckten ihm heftige Gegner, er selbst wurde ermordet, und eine Untersuchung, die nach seinem Tode gegen die Freunde der Italier eingeleitet wurde, zeigte, daß auf ordnungsmäßigem Wege das Bürgerrecht nicht zu erlangen sei. Nun rüsteten sich die Italier zum Abfall. Corfinium wurde zur Hauptstadt des Bundes bestimmt und deshalb Italica genannt; ein Senat von 500 Männern, zwei jährlich wechselnde Consuln und zwölf Prätoren sollten von hier aus die Unternehmungen leiten, Waffen und Vorräthe wurden aufgebracht. Mit der Ermordung der in Asculum anwesenden Römer begann der Bundesgenossenkrieg (91 — 88). Die Marser, Peligner, Vestiner, Marrutiner,

Picenter, Frentaner mußten durch ein conſulariſches Heer bekämpft werden, während gleichzeitig ein anderes den Hirpinern, Samniten, Lucanern, Pompejanern, Apuliern und Japygiern gegenüber ſtand, und weder hier noch dort war das Glück den Römern günſtig. Die Marſer ſiegten am Telonius, und ſelbſt Marius entſagte nach einer unentſchiedenen Schlacht dem Oberbefehl gegen ſie; gegen die Samniten ſtritt L. Julius Cäſar mit gleich geringem Erfolge. Als nun auch die Etruſker und Umbrer ſich zum Abfall geneigt bewieſen, erkannte der Senat die Nothwendigkeit nach zu geben. Das Juliſche Geſetz (90) verlieh allen bisher treu gebliebenen Latinern und Italiern das Bürgerrecht, doch wurden ſie nicht in die alten Tribus aufgenommen, ſondern zehn neue aus ihnen gebildet, welche beim Abſtimmen die letzten waren. Der Vergrößerung des Aufruhrs war nun gewehrt, nur die Abgefallenen blieben zu bekämpfen. Gegen die Marſer und ihre Nachbarn wandten ſich beide Conſuln mit der Hauptmacht, und nach hartem Widerſtande gelang es alle dieſe Nationen dahin zu bringen, daß ſie den Frieden ſuchten, der auch ihnen das Bürgerrecht zugeſtand. Für die Galliſche Bevölkerung jenſeit des Po erfand man damals ein neues ſogenanntes Latiniſches Recht, das ihr durch das Pompejiſche Geſetz verliehen wurde, und deſſen Eigenthümliches darin lag, daß diejenigen, welche in ſolchen Städten Magiſtrate bekleideten, dadurch das Römiſche Bürgerrecht erlangten. Gegen die Samniten hatten indeſſen die Legaten der im Marſerlande beſchäftigten Conſuln geſtritten, mit beſonderem Glück Sulla, der zuerſt Campanien vom Feinde befreite, dann die Hirpiner bezwang und ſelbſt Bovianum, die Stadt der Samniten, gewann. Dennoch beharrten dieſe nebſt den Lucanern, Apuliern, Japygiern und Pompejanern auch nach Beſiegung der Marſer noch im Widerſtande: Aeſernia wurde nun Hauptſtadt der Verbündeten, und fünf Prätoren leiteten den Bund. Aber der Kampf ermattete, bald ſtanden die Lucaner und Samniter allein, denn wer die Waffen niederlegte, erhielt das Bürgerrecht der Römer, welche eiligſt die Bundesgenoſſenfehde zu beenden wünſchten, weil der erſte Pontiſche Krieg ihre ganze Kraft in Anſpruch nahm: der Orient ſchien unerwartet ein neues politiſches Leben zu entfalten. Zwar die alten Reiche Macedoniſcher Abſtammung waren noch in demſelben zerrütteten Zuſtande wie vierzig Jahre vorher, als Pergamus zur Provinz eingerichtet wurde.

Ptolemäus Physkon war durch eine Empörung aus Aegypten vertrieben (130) und ſuchte von Cyrene her ſein Reich wieder zu erobern. Sogleich unterſtützte der Seleucide Demetrius II. deſſen Gegner, dennoch ward Physkon wieder König und vergalt dem Demetrius, indem er den Alexander Zebinas, der für einen Sohn des Alexander Balas ausgegeben wurde, mit einem Heer nach Syrien ſandte. Demetrius, in einer Schlacht bei Damaſcus beſiegt, fiel bald nachher durch Mord (126). Aber alleiniger König wurde Alexander dadurch nicht, ein Theil des Reiches blieb den Seleuciden, zuerſt dem Seleucus, den die eigne herrſchſüchtige Mutter tödtete, dann deſſen Bruder dem Antiochus Grypus. Durch ihn wurde Alexander beſiegt, getödtet und Syrien noch einmal vereinigt. Doch Seleuciden und Ptolemäer vermogten gleich wenig die Eintracht im eigenen Geſchlecht zu bewahren. Physkon ſtarb (116), und ſein Reich wurde getheilt, Ptolemäus Lathurus erhielt Aegypten, Ptolemäus Alexander Cypern; Cyrene kam an Ptolemäus Apion, den einzigen der Brüder, der ſich zu beſcheiden wußte, ungeſtört bis an ſeinen Tod regierte und die Römer zu Erben einſetzte, welche das Reich (96) übernahmen, doch unter ihrer Hoheit den Städten deſſelben die eigene Verwaltung ihrer Angelegenheiten geſtatteten. Die beiden andern Ptolemäer zerfielen bald durch Aufreizung der Mutter, Lathurus wurde aus Aegypten vertrieben und Alexander als König angenommen, während jener ſich Cyperns bemächtigte und von da aus wiederholte Verſuche machte ſich gewaffnet die Rückkehr zu bahnen. In Syrien fand Antiochus Grypus einen Widerſacher an ſeinem Halbbruder Antiochus von Cyzicus: der Bürgerkrieg währte bis zum Tode des erſtern, ja noch länger, denn Seleucus, des Grypus Sohn, ſtritt, ſo lange er lebte, zuerſt gegen Antiochus von Cyzicus, dann gegen deſſen Sohn und Nachfolger Antiochus Euſebes, dem er ſelbſt erlag; und als der Sieger ſich im Alleinbeſitz der Herrſchaft glaubte, ſtanden gegen ihn des Seleucus Brüder Antiochus und Philipp und, als der erſtere umgekommen war, Philipp und Demetrius auf: allgemeiner Bürgerkrieg zerrüttete das Reich. Die Maccabäer befeſtigten und erweiterten in dieſer Verwirrung ihre Macht, Ariſtobulus, des Johannes Hyrcanus Sohn, nahm ſchon den Titel eines Königs der Juden an. Die Cilicier ſchwärmten als Seeräuber ungehindert umher und kamen bis an die Küſten Italiens, ſo daß eine Römiſche

Flotte unter M. Antonius gegen ſie auszog, ſie bei Miſenum beſiegte (103), dann nach Cilicien ſchiffte und einen Theil des Landes in Beſitz nahm. Je mehr aber das Seleucidenreich zerfiel, deſto größere Bedeutung erlangten die hinter ihm gelegenen Reiche Parthien, welches ſeit Mithridates I. Eroberungskriegen auch die übrigen Provinzen Bactriens an ſich geriſſen und dieſem Staat völlig ein Ende gemacht hatte (um 130), Armenien jetzt Ein Reich (ſeit 150) von dem tapfern und klugen Könige Tigranes beherrſcht (95—60), vor allen Pontus unter der langen und klugen Regierung des Mithridates Eupator (124—64). Dieſer begann ſeine Laufbahn um die Zeit des Jugurthiſchen Krieges, indem er zu Gunſten der Griechiſchen Städte Cherſonneſus und Panticapäum, die ſich in ſeinen Schutz begeben hatten, die Scythiſchen Nationen am Bosporus bekriegte und überwand. Dann griff er mit Nicomedes von Bithynien verbündet Paphlagonien an, ſie eroberten das Land und theilten es. Römiſche Geſandte thaten Einſpruch, aber Mithridates berief ſich auf ein Erbrecht, das er an Paphlagonien habe, und eroberte auch Galatien. Seinen Schwager, den König von Cappadocien, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte, ließ er durch Mörder tödten, mit deſſen Wittwe vermählte ſich ſogleich Nicomedes und nahm das Königreich, aber Mithridates ergriff die Waffen für einen Sohn des ermordeten Königs, vertrieb den Nicomedes, tödtete den eigenen Schützling und nahm Cappadocien in Beſitz. Die Einwohner empörten ſich und machten einen Prinzen ihres einheimiſchen Fürſtengeſchlechtes zu ihrem Herrſcher; Mithridates überwand ihn im Kriege, und bald darauf ſtarb der Beſiegte. Nun ſtellten Nicomedes und Mithridates jeder einen Bewerber um das Königreich der Cappadocier auf, aber der Römiſche Senat verwarf beide und erklärte Paphlagonien und Cappadocien für frei, zum König des letztern, auf Bitten der Nation, den Ariobarzanes. Gegen dieſen regte Mithridates den Tigranes von Armenien auf, der ihn vertrieb und ſtatt ſeiner den Prätendenten des Königs von Pontus einſetzte; eben ſo gab Mithridates eben damals den Bithyniern einen König, indem er nach dem Tode ſeines ehemaligen Verbündeten deſſen ältern Sohn Nicomedes durch den jüngern Socrates, dem er Heer und Waffen lieh, des Thrones beraubte. Ariobarzanes und Nicomedes flohen nach Rom, baten um Hülfe, und der Senat befahl dem Statthalter Aſiens, die Flüchtigen heimzu-

führen. Dies geſchah ohne Widerſtand des Mithridates; als aber der König ſein eigenes Gebiet vom Nicomedes angegriffen und ſeine Beſchwerden vom Senat nicht beachtet ſah, fing er den Krieg an (89 — 85): Cappadocien, Bithynien, Aſien wurden durch zwei glückliche Schlachten raſch gewonnen. Sulla, damals einer der Conſuln, erhielt die Führung dieſes Krieges; das mißgönnte ihm Marius und verband ſich mit dem Tribunen Sulpicius, der den Vorſchlag machte, man ſolle die neuen Bürger in die alten Tribus aufnehmen. Die alten Bürger ſammt den Conſuln widerſtrebten, es kam zum Aufruhr in Rom, Sulla gab nach, der andre Conſul wurde entſetzt, und der Antrag des Sulpicius zum Geſetz erhoben. Sogleich trat der Tribun mit einem zweiten hervor, Marius ſolle den Oberbefehl gegen Mithridates führen: durch die neuen Bürger wurde auch dies erreicht. Aber Sulla gewann ſein Heer, rückte mit ihm gegen Rom, eroberte die Stadt und zwang den Marius und ſeine Anhänger zur Flucht. Die Entwichenen wurden für Feinde des Staates erklärt, zum Theil gefangen und hingerichtet, die Sulpiciſchen Geſetze aufgehoben, dann zog Sulla gegen den Mithridates, der inzwiſchen ſeinen Feldherrn Archelaus nach Griechenland geſchickt, Athen, die Achäer, Sparter und Böotier gewonnen und einige Vortheile über die Römer davon getragen hatte. Sulla belagerte zuerſt Athen und eroberte es, dann beſiegte er den Archelaus wiederholt bei Chäronea und Orchomenus. Aber in Italien hatte der Bürgerkrieg unterdeſſen wieder angefangen. Cinna, einer der Conſuln, hatte das Sulpiciſche Geſetz wegen Aufnahme der neuen Bürger in die alten Tribus wieder in Vorſchlag gebracht, ihm widerſtanden der andre Conſul Octavius und die meiſten Tribunen. Die Partheien waffneten ſich, Cinna wurde vertrieben, des Conſulates entſetzt und Merula ſtatt ſeiner gewählt. Aber Cinna gewann ein Heer, das in Campanien ſtand; auch Marius, der ſeit ſeiner Flucht aus Rom an der Küſte von Africa umher geirrt war, kam zurück und ſammelte in Etrurien einen Anhang, die Samniter und Lucaner ſtanden noch vom Bundesgenoſſenkriege her unter den Waffen. Der Senat bot beiden den Frieden, aber nur die Lucaner nahmen ihn und das Bürgerrecht an, die Samniter verbanden ſich in der Hoffnung größerer Vortheile mit der Parthei des Marius. Marius und Cinna rückten gegen Rom, der Senat unterhandelte, und jene zogen ungehindert ein, Cinna als Conſul, denn Merula hatte

entſagt, Marius frei geſprochen von der Proſcription, mit der Sulla ihn belegt hatte. Nun übten die Sieger Rache: Octavius und eine große Menge ſeiner Freunde wurden hingerichtet, Sulla für einen Feind des Vaterlandes erklärt und gegen den Mithridates der Conſul Flaccus mit einem Heer abgeſchickt, der ſofort in Aſien landete. Fimbria, der unter ihm diente, erſchlug den Conſul und übernahm den Oberbefehl. Unterdeſſen ſtand Sulla noch in Griechenland; mit ihm unterhandelte Mithridates um den Frieden, anfangs zaudernd, denn es wurde Auslieferung der Pontiſchen Flotte, Rückgabe aller Eroberungen und Erſtattung der Kriegskoſten gefordert, als aber Sulla durch Macedonien und Thracien hinziehend ſich Aſien näherte und endlich die Küſte ſelbſt betrat, gab der König nach und ſchloß den Frieden. Ariobarzanes und Nicomedes kehrten heim, Fimbrias Heer ging zum Sulla über, ſo bald dieſer zum Kampfe heran zog; dann trat der Sieger mit dem größten Theil ſeines Heeres den Rückweg nach Italien an. Hier hatten ſich die Marianer mitlerweile bedeutend verſtärkt, denn ein Senatsbeſchluß hatte die Aufnahme der neuen Bürger in die alten Tribus abermals verfügt, und alle dieſe waren entſchloſſen ihr Recht zu vertheidigen, obwohl Marius indeſſen geſtorben war, auch Cinna während der Rüſtungen von ſeinen Kriegern umgebracht wurde. Aber es fehlte an Uebereinſtimmung. Ungehindert landete Sulla in Italien und ſiegte bei Canuſium über ein Marianiſches Heer unter Norbanus (83), ein anderes unter Scipio entwich ſeinem Führer und ging zum Sulla über, ein drittes unter Sertorius verließ Italien um lieber Spanien für ſeine Parthei zu behaupten, C. Marius, der Sohn des Beſiegers der Teutonen, wurde in einer großen Schlacht bei Sacriportum überwunden und floh in die feſte Stadt Präneſte. Sulla rückte in Rom ein, verließ es aber bald wieder um den Krieg zu beenden, denn in Etrurien ſtanden noch Carbo und Norbanus, in Präneſte vertheidigte ſich Marius, und die Samniter waren unabläſſig bemüht, ihn zu entſetzen. Carbo verlor zuerſt eine Schlacht bei Cluſium, dann mit Norbanus vereinigt eine zweite bei Faventia, worauf dieſer nach Rhodus, jener nach Africa entwich; die Reſte ihres Heeres, denen auch die Samniter ſich anſchloſſen, rückten gegen Rom, aber auch ſie wurden in der Nähe der Stadt vom Sulla beſiegt und größtentheils vernichtet, Präneſte ergab ſich bald nachher, der Krieg in Italien endete. Zahlreiche Hin-

richtungen folgten, Sulla schien es auf Vertilgung der ganzen Gegenparthei abgesehen zu haben, denn nicht nur Einzelne, ganze Städte wurden zerstört, andere mit schweren Bußen belastet, ihrer Mauern oder ihres Grundeigenthums, ja in Widerspruch mit allem Rechtsherkommen, daß niemand ohne seinen Willen aufhören könne Bürger zu sein, des Römischen Bürgerrechtes beraubt. Dann erhielt der Senat den Auftrag einen Interrex zu wählen, denn die Consuln waren im Kriege umgekommen, der Erwählte übertrug dem Sulla als Dictator die oberste Gewalt (81). Nach Willkühr ordnete dieser die Verhältnisse des Staates. In Asien hatte Murena, Feldherr des dort stehenden Heeres, eigenmächtig den zweiten Pontischen Krieg angefangen (82) und war in Mithridates Reich eingedrungen: der Dictator gebot Frieden, und Murena zog sich zurück. In Aegypten starb Ptolemäus Lathurus, der, unterstützt durch einen Aufruhr der Alexandriner, sieben Jahre vorher seinem Bruder Alexander das Reich wieder abgewonnen hatte, Lathurus Sohn starb in demselben Jahre: da gab Sulla, auf Bitten der Aegypter, dem Reiche einen König, Ptolemäus Alexander II., einen Sohn des vertriebenen und in der Verbannung gestorbenen Alexander. Als aber nach einer Regierung von wenigen Tagen diesen die Alexandriner erschlugen und einen andern Ptolemäer als König einsetzten, kümmerte sich der Dictator nicht weiter um ihre Händel. Eben so theilnahmlos bewies er sich in den Angelegenheiten der Syrer, welche um diese Zeit, überdrüßig des unaufhörlichen Krieges der Seleuciden unter einander, sich dem Könige Tigranes von Armenien unterwarfen, der die Partheien verscheuchte und dem Lande den Frieden gab. Aber Tribute forderte Sulla rücksichtslos von allen Verbündeten, selbst von denen, die sie früher nicht gezahlt hatten. In den Provinzen ließ er die Marianer durch seine Feldherren bekämpfen. Pompejus unterwarf Sicilien und Africa, nachdem Carbo und Domitius, die Häupter des Widerstandes in diesen Ländern, getödtet waren; C. Annius nöthigte den Sertorius Spanien zu verlassen und auf seinen Schiffen unstät an der Küste umher zu schweifen. In Rom selbst suchte der Dictator die Erneuerung von Unruhen wie die, welche er überwältigt hatte, durch Gesetze zu verhindern. Niemand sollte fortan ein zweites Consulat eher als zehn Jahre nach dem ersten, niemand dies letztere früher als die Prätur, niemand diese erlangen können, der nicht vorher

Aedil oder Quäſtor geweſen. Die plebejiſchen Tribunen ſollten nicht mehr Geſetze vorſchlagen, ſondern auf das Recht der Einſage beſchränkt ſein, ſie ſollten nur aus den Senatoren erwählt werden, und wer dieſes Amt einmal bekleidet, kein anderes weiter übernehmen dürfen. Der Senat wurde durch drei hundert aus dem Ritterſtande ergänzt und ihm allein die Gerichtsbarkeit über Staatsverbrechen zurückgegeben. Die Söhne der Proſcribirten ſollten von allen Aemtern ausgeſchloſſen ſein; dagegen ertheilte der Dictator, um ſeine Anhänger zu vermehren, zehntauſend Sklaven die Freiheit und ließ ſie unter die Bürger und in die Tribus aufnehmen. In gleicher Abſicht vertheilte er Italiſchen Städten entriſſene Ländereien an ſeine Legionen und ward dadurch der erſte Gründer militariſcher Colonien. Nachdem alſo der Staat beruhigt ſchien, legte Sulla die Dictatur nieder und ſtarb bald darauf (78).

3. Die Ruhe, welche Sulla erſtritten hatte, war nicht von Dauer, neue Partheiung entſtand und brachte nach einander die beiden Triumvirate und aus deren Auflöſung die dictatoriſche Macht Einzelner empor. Gegen die Sullaniſchen Anordnungen erhob ſich, gleich nach dem Tode ihres Urhebers, Widerſpruch, der Conſul *Lepidus* wollte ſie ſämmtlich abgeſtellt wiſſen. Als der Senat ihm widerſtand, ging er nach Etrurien, ſammelte ein Heer und zog gegen Rom; erſt nach wiederholten Niederlagen entwich er mit den Reſten ſeiner Parthei nach Sardinien und ſtarb dort. Seine Anhänger gingen nach Luſitanien, wo Sertorius, von der Nation aufgefordert, deren Anführer geworden war und Römer und Spanier zu einer Kriegsmacht vereint den Statthaltern beider Provinzen entgegen ſtellte. Ein zweiter Feind erhob ſich im Oſten. Seeräuber aus Pamphylien, Cilicien, Cypern und andern Küſtengegenden, deren ſich Mithridates in ſeinem erſten Kriege gegen Rom bedient hatte um ſeinen Feinden Schaden zu thun, hatten auch nach dem Frieden ihr Geſchäft fortgeſetzt und ſich nach und nach ſo ausgedehnt, daß ſie nicht bloß Seefahrer ſondern auch Städte angriffen und im Beſitz von Inſeln, Burgen und Häfen waren, das öſtliche Cilicien ihr vornehmſter Ankerplatz, von wo aus ſie das ganze Mittelmeer durchſtreiften. Den Krieg gegen Sertorius führten Metellus und Pompejus mit wechſelndem Glücke, gegen die Seeräuber Servilius mit ſcheinbarem Erfolge, denn er eroberte feſte Plätze in Pamphylien und Cilicien; doch zur Ent-

ſcheidung war es hier wie dort nicht gekommen, als ein dritter Krieg ausbrach. Mithridates hatte die Friedensjahre benutzt um am Bosporus durch Krieg gegen die Scythen ſein Gebiet zu erweitern, das er darauf als ein beſonderes Reich ſeinem Sohne Machares übergab, hatte an dem Tigranes einen Verbündeten erworben, und als nun der Senat ſeinen Geſandten, welche die Beſtätigung des mit Sulla geſchloſſenen Friedens nachſuchten, keinen Zutritt gewährte, und dagegen vom Sertorius die Aufforderung zum Kriege an den König erging, ſäumte dieſer nicht mehr, ſondern fiel in Bithynien ein, deſſen König Nicomedes kurz vorher geſtorben war und die Römer zu Erben ſeines Reiches eingeſetzt hatte: damit begann der dritte Pontiſche Krieg (74—64). Zur Führung deſſelben wurde Lucullus nach Aſien geſandt, während M. Antonius abermals gegen die Seeräuber auszog. Jener fand Bithynien ſchon vom Mithridates beſetzt, den König bei Cyzicus gelagert, nahm ihm gegenüber eine günſtige Stellung und ſchloß ihn allmählig ſo ein, daß der Mangel das Pontiſche Heer zur Flucht nöthigte, die es nur unter großem Verluſt ausführen konnte; doch war der Krieg damit noch nicht geendet. Vielmehr kam ein vierter zu den bisherigen. In Capua war Spartacus, ein Gladiator, mit etlichen ſeiner Genoſſen aus dem Kerker entflohen, hatte einen Römiſchen Heerhaufen am Veſuv beſiegt und eine ſolche Menge entlaufener Sklaven um ſich geſammelt, daß er den Krieg wagen konnte (73), Campanien und Lucanien wurden von ſeinen Schaaren beſetzt. Aber von nun an entwirrte ſich auch der Kampf, eine Fehde endete nach der andern. Im Heer des Sertorius entſtand Uneinigkeit, Perperna machte ſich einen Anhang gegen den Oberfeldherrn, ermordete ihn und wollte in ſeine Stelle treten, aber viele Spaniſche Städte fielen ab, die Krieger waren ohne Vertrauen und wurden vom Pompejus leicht beſiegt, Perperna gefangen: mit deſſen Hinrichtung war der Krieg in Spanien beſchloſſen (72). Auch in Spartacus Heer kam Zwietracht; die Mäßigung des Anführers, welcher ſich nur den Weg bis über die Alpen bahnen und dann jeden in ſeine Heimath entlaſſen wollte, fand bei den Untergebenen keinen Beifall, ſie gedachten Rom zu beſiegen und Italien zu erobern. Daher wurden zuerſt einzelne Schwärme, die ſich vom Spartacus getrennt hatten, überwunden, dann er ſelbſt mit dem Hauptheer am Silarus: der Sklavenaufſtand war gedämpft (71). Craſ-

ſus und Pompejus, die Sieger in den beiden beendeten Kriegen, waren nun die Männer des Volkes, vornämlich der letztere, zu deſſen Gunſten ſogar der Senat die Sullaniſchen Anordnungen überſchritt, die er bisher immer zu erhalten geſucht, nur die Entziehung des Bürgerrechtes, gegen Italiſche Städte vom Dictator verfügt, war als rechtswidrig und unwirkſam anerkannt und durch das Aureliſche Geſetz (75) die Beſtimmung aufgehoben, welche die Tribunen von jedem andern Staatsamte ausſchloß. Aber dem Pompejus geſtattete ein Senatsconſult die Bewerbung um das Conſulat, ungeachtet er noch keins der Aemter bekleidet hatte, die nach Sullas Geſetzen jenem vorausgehen ſollten, und Pompejus und Craſſus wurden die Conſuln des Jahres 70. Dafür bewirkte jener durch ein Geſetz die Herſtellung der Tribunenrechte, wie ſie vor Sulla beſtanden, und half ein anderes Geſetz durchführen, welches die Gerichtsbarkeit über Staatsvergehen von neuem wenigſtens großen Theils dem Senat entzog, indem es gemiſchte Gerichte anordnete aus Senatoren, Rittern und ärariſchen Tribunen, welche letztere auch meiſt zum Ritterſtande gehörten: beides weſentliche Veränderungen der Sullaniſchen Staatsordnung. Unterdeſſen dauerten die Kriege im Oſten fort, der gegen die Seeräuber mit geringem Erfolge. Antonius hatte ſie auf Creta angegriffen und war geſchlagen, Metellus ſtritt zwar mit beſſerm Glück auf dieſem Punkte, aber mittlerweile plünderten andre Seeräuber die Küſten Italiens und bedrohten Rom mit Hungersnoth, indem ſie die Getreidezufuhr aus Sicilien und Africa hinderten. Der Volkstribun Gabinius ſchlug daher vor, aus allen Conſularen Einem auf drei Jahre proconſulariſche Gewalt über das ganze Meer und über alle Küſten bis auf 50 Römiſche Meilen von der See zu übertragen mit der Vollmacht Geld und Mannſchaft, ſo viel er wolle, aus den Mitteln des Staates zu nehmen und Unterfeldherren zu ernennen, ſo viel er nöthig halte; der Senat widerſtrebte, aber das Gabiniſche Geſetz wurde angenommen und Pompejus mit dem neu geſchaffenen Amte bekleidet (67). Dieſer vertheilte die zahlreiche Flotte, die zu ſeiner Verfügung geſtellt war, unter dreizehn Legaten, wies jedem den Raum an, in dem er die Seeräuber bekämpfen ſollte, und begann den Krieg gleichzeitig auf allen Punkten. Binnen vierzig Tagen war das Meer von Piraten gereinigt, eine Niederlage bei Coraceſium brach ihre letzte Kraft, Cilicien wurde vom Pompejus ohne

große Mühe unterworfen, auf Creta endete Metellus den Krieg durch Besiegung der ganzen Insel. Gegen Mithridates hatte inzwischen Lucullus gefochten. Von Bithynien war er nach Pontus vorgedrungen, hatte hier abermals ohne große Schlacht den Mithridates aus seiner Stellung bei Cabira verdrängt und Pontus erobert. Machares von Bosporus hatte sich darauf mit den Römern verbündet, aber König Tigranes den flüchtigen Mithridates aufgenommen und dessen Auslieferung dem Lucullus verweigert. Das Römische Heer hatte also Armenien angegriffen, war nach einem Siege am Euphrat bis Tigranocerta vorgedrungen, hatte den Tigranes, der seiner Hauptstadt zu Hülfe eilte, besiegt und die Stadt erobert (69); im folgenden Jahre war es gegen Artaxata aufgebrochen und hatte den Tigranes, der ihm in den Weg trat, zum anderen male am Flusse Arsanias überwunden, dennoch wurde jene Stadt nicht gewonnen, denn jetzt forderte das Heer ungestüm den Abzug aus dem rauhen Gebirgslande, und Lucullus mußte nachgeben. Er ging nach Mesopotamien und eroberte Nisibis. Um dieselbe Zeit fiel Antiochus, der Seleucide, des Antiochus von Cyzicus Sohn, der seit dem Eindringen des Tigranes in Syrien nur die Landschaft Comagene behalten hatte, in sein ehemaliges Reich ein und brachte die alte Krone wieder an sich. Allein auch Tigranes und Mithridates hatten wieder ein Heer gesammelt, die Römischen Besatzungen in Armenien und Pontus zum Theil vertrieben und bei Zela einen Sieg erfochten. Ihnen zu begegnen brach Lucullus aus Mesopotamien auf, aber eine ihm abgeneigte Parthei war längst in Rom, wie in seinem Lager, wider ihn geschäftig; das Heer wollte ihm nicht folgen, von Bithynien aus erließ Glabrio, der zu seinem Nachfolger bestimmt war, die Erklärung, dem Lucullus sei der Oberbefehl abgenommen, alle Krieger sollten ihn verlassen, und die Mehrzahl gehorchte. Unterdessen hatte Pompejus den Seeräuberkrieg beendet und stand schon in Cilicien: da machte der Tribun Manilius den Vorschlag, den Oberbefehl, welchen jener durch die Lex Gabinia erhalten habe, auf alle Römischen Heere außer Italien auszudehnen, namentlich die Führung des Pontischen Krieges ihm zu überlassen. Der Senat war dem Antrage nicht geneigt, aber auch das Manilische Gesetz wurde angenommen (66). Pompejus drang von Galatien aus in das Reich des Mithridates, besiegte diesen am Euphrat, nöthigte ihn zur Flucht nach Colchis und zog gegen den Tigranes,

deſſen Sohn ſich kurz vorher empört hatte und, vom Vater in einer Schlacht beſiegt, ins Römiſche Lager geflohen war. Der Armenier legte ohne Widerſtand ſein Diadem zu den Füßen des Pompejus nieder, der als Schiedsrichter das Reich zwiſchen Sohn und Vater theilte und, da der erſtere damit nicht zufrieden war, ihn gefangen nahm und ſeinen Antheil dem Könige von Cappadocien verlieh. Darauf folgte er dem Mithridates durch das Land der Iberer und Albaner, die er beſiegte, bis in die Nähe des Caſpiſchen Meeres und ging dann nach Armenien zurück, denn Mithridates war nach Bosporus entkommen und hatte ſich dort der Herrſchaft bemächtigt, ſein abtrünniger Sohn Machares hatte ſich ſelbſt entleibt. Pompejus entſchied indeſſen über die eroberten Lande: Bithynien, Pontus und Syrien wurden zu Provinzen eingerichtet, Antiochus wieder auf Comagene beſchränkt, Galatien, welches durch Kleinarmenien vergrößert wurde, Paphlagonien, Cappadocien, Armenien behielten ihre eigenen Herrſcher (61). Gegen den Mithridates, der noch immer auf Krieg wider Rom ſann, empörte ſich ſein Sohn Pharnaces und trieb ihn, ſich ſelbſt zu tödten, dann ſchloß er mit dem Pompejus einen Frieden, der ihm den Beſitz des Bosporus ſicherte. Noch blieben die Machthaber zu unterwerfen, die inzwiſchen in mehrern Syriſchen Städten aufgeſtanden waren, und Judäa zu beruhigen, wo zwei Brüder vom Geſchlecht der Maccabäer, Hyrcanus und Ariſtobulus, um die Königswürde ſtritten. Beides wurde ausgerichtet, Hyrcanus als König eingeſetzt und Ariſtobulus, der es gewagt hatte mit den Waffen zu widerſtehen, gefangen fortgeführt: dann kehrte Pompejus nach Italien zurück. Unterdeſſen hatte die ausgedehnte Vollmacht, welche das Maniliſche Geſetz Einem Manne übertrug, die Leidenſchaft anderer Ehrgeizigen rege gemacht. Catilina, Craſſus und Cäſar hatten ſich geeinigt, die Conſuln und die vornehmſten Senatoren zu ermorden, den Craſſus zum Dictator zu ernennen und dann den Staat nach Willkühr zu ordnen; da aber die erſten Anſchläge vereitelt wurden, hatten Craſſus und Cäſar ſich von dem Unternehmen zurück gezogen, Catilina aber hatte ſich mit dem Cicero zugleich um das Conſulat beworben, deſſen er ſich zum Umſturz der Republik bedienen wollte, und ſein Nebenbuhler war ihm vorgezogen. Um ſo eifriger hatten die Genoſſen des Catilina ihre Rüſtungen betrieben, der Tod des Cicero ſollte der Anfang des Aufſtandes ſein; aber dieſes Mannes Wachſamkeit

hatte die Plane der Empörer entdeckt, Catilina war aus Rom entwichen, seine zurückgebliebenen Mitschuldigen waren verhaftet worden, sobald Cicero schriftliche Beweise ihres Frevels in Händen hatte, und der Senat hatte ihnen das Todesurtheil gesprochen, das auch sogleich vollstreckt war (63). Den Catilina selbst hatte man bekämpfen müssen, denn er hatte in Etrurien ein Heer um sich gesammelt, aber auch er war gefallen und die Empörung unterdrückt, als Pompejus heimkehrte. Um auch diesen von seiner fürstlichen Höhe zur bürgerlichen Gleichheit herab zu stimmen, vereitelte der Senat einen Vorschlag des Tribunen Metellus ihn mit seinem Heere nach Rom zu berufen, daß er den Staat ordne; eben darum wurde auch dem Pompejus die Bestätigung seiner Anordnungen in Asien versagt, bevor sie der Senat einzeln geprüft hätte. Um so enger schloß sich Pompejus an die Volkspartei; zu ihm gesellte sich Cäsar, der um diese Zeit aus Lusitanien, wo er Prätor gewesen, zurück kam und, vom Senat nicht begünstigt, das Consulat suchte, zu beiden Crassus, nicht minder ehrgeizig als sie. So entstand das erste Triumvirat (60), eine enge Verbindung dreier Privatpersonen, aber von höchstem Einfluß auf das Schicksal der Republik. Ihr erstes Werk war die Beförderung des Cäsar zum Consul für das nächste Jahr. Als solcher gewann dieser die Gunst des Volkes durch ein Ackergesetz, welches die Vertheilung alles nicht in Nutzung gegebenen Gemeinlandes an die ärmern Bürger, desgleichen des in Nutzung gegebenen in so weit verordnete, als es von den dermaligen Inhabern durch freiwilligen Kauf aus Staatsmitteln zu erwerben war, die Ritter machte er sich geneigt durch Verringerung der Pacht von den Staatsgefällen, welche jene zu übernehmen pflegten, den Pompejus befreundete er sich, indem er dessen Anordnungen in Asien die Bestätigung des Senats erwirkte; der Widerrede des andern Consuls und einer zahlreichen Parthei im Senat achtete Cäsar so wenig, daß er der alleinige Gebieter schien. Um aber auch nach Ablauf seines Consulats seinen Einfluß zu bewahren, gebrauchte er den Tribunen Clodius, der vor allen den Cicero und den Cato, die vornehmsten Sprecher des Senates, zu entfernen suchte. Cato wurde auf Clodius Antrag mit der Absetzung des unwürdigen Königs Ptolemäus von Cypern beauftragt, eines Bruders des Aegyptischen Herrschers Ptolemäus Auletes, welchen Cäsar als Verbündeten Roms anerkannt hatte; denn seit dem

Tode des Königs, den die Alexandriner während Sullas Dictatur auf den Thron erhoben, war das Reich der Ptolemäer wieder getheilt. Gegen Cicero trug der Tribun auf Verbannung derer an, welche Bürger ohne Urtheil der Gemeine tödteten oder getödtet hätten; jener seines Verfahrens in der Catilinarischen Verschwörung eingedenk verließ Rom und ging nach Griechenland, bevor das Gesetz angenommen war, das Verbannungsurtheil folgte ihm nach (58). Dann erst ging Cäsar in die Provinz Gallien, welche ihm auf fünf Jahre zur Verwaltung übergeben war. Hier hatte er zunächst einen Krieg mit den Helvetiern zu bestehen, welche, um sich an der Garonne nieder zu lassen, aus ihren Wohnsitzen aufgebrochen und bis in das Land der Aeduer, der Verbündeten Roms, gedrungen waren: der größte Theil der Wandernden wurde zur Heimkehr genöthigt, nur die Boier erhielten Sitze bei den Aeduern. Den Sieger sprachen die Gallischen Völker nun auch um Beistand an gegen den Ariovistus, einen Fürsten aus der Suevischen Nation der Marcomannen, der vierzehn Jahre vorher, von den Sequanern gegen die Aeduer zu Hülfe gerufen, mit einem Gefolge von etwa 15000 Kriegern über den Rhein gekommen und seitdem nicht wieder gewichen war, sondern, durch zahlreiche Ankömmlinge von jenseit des Stromes verstärkt, sich angesiedelt und allen Galliern furchtbar gemacht hatte. Cäsar unterhandelte mit dem Ariovist, und als dadurch nichts erreicht wurde, bekriegte und überwand er ihn in einer großen Schlacht, die Sueven flohen in ihre Heimath. Im folgenden Jahre standen die Belgier, Cäsars Herrschaft in Gallien fürchtend, wider ihn auf; durch einen Feldzug wurden auch sie bezwungen. Eben so erging es den Venetern und dem größten Theil der Aquitanier. Daneben blieb Cäsar in stetem Zusammenhang mit den Ereignissen in Rom. Hier hatte Clodius bald auch den Pompejus angegriffen, daher neigte sich dieser auf die Seite des Senats und beförderte die Zurückberufung des Cicero, der dagegen sogleich bei seiner Heimkehr im Senate darauf antrug, dem Pompejus auf fünf Jahre proconsularische Gewalt in und außer Italien zu übertragen: die Sorge für die Getreidezufuhr nach Rom, wo eben Mangel entstanden war, wurde als Zweck dieser ungewöhnlichen Vollmacht angegeben. Da auch Cato bald nachher von seiner Sendung zurückkehrte, so schien die Parthei des Senates von neuem stark zu werden; aber Cäsars Siege in Gallien wirkten so gewaltig auf die Menge, daß

Pompejus und Craſſus, um ſich nicht ganz verdunkelt zu ſehen, das Conſulat des nächſten Jahres ſuchten. Erreichbar ſchien dieſer Wunſch nur durch die Anhänger des Cäſar, dem ſich jene deshalb von neuem näherten; die Triumvirn hielten glänzende Zuſammenkünfte in Ravenna und Lucca (56), und man einigte ſich, Pompejus und Craſſus ſollten, zu Conſuln erhoben, dem Cäſar ſeinen Oberbefehl in Gallien auf neue fünf Jahre beſtätigen. Der Beſchluß wurde ausgeführt, ſich ſelbſt ließen die Conſuln gleichfalls auf fünf Jahre, Craſſus Syrien, Pompejus Spanien und Africa, als Provinzen anweiſen. Sobald ſein Amtsjahr zu Ende war, eilte Craſſus nach dem Morgenlande um dort Schätze und größern Kriegsruhm als Cäſar zu erwerben. Syrien war freilich beruhigt, Aufſtände, die von den Juden erregt wurden, Angriffe der Araber auf die Grenzen der Provinz hatte Gabinius, der Vorgänger des Craſſus, bereits unterdrückt, er hatte ſogar ohne Geheiß des Senats ſich in die Händel des benachbarten Aegyptens gemengt und den Schützling des Pompejus, den von den Alexandrinern vertriebenen Ptolemäus Auletes, mit Waffengewalt wieder auf den Thron geſetzt; aber Craſſus wußte, daß im Partherreiche Bürgerkrieg war, entflammt durch die Arſacidiſchen Brüder Mithridates und Orodes. Der erſtere hatte ſchon bei Gabinius Hülfe geſucht und nicht erlangt, Craſſus wollte ſie gewähren. Aber ſein Schützling ſtarb, da das Römiſche Heer ſchon im Anzuge war, und Orodes bat um Frieden. Dennoch plünderte Craſſus Meſopotamien und ordnete für das folgende Jahr einen großen Feldzug an, an dem auch Artavasdes, König von Armenien, und ein Arabiſcher Fürſt Abgarus Theil nehmen ſollten; allein jener leiſtete nicht, was er zugeſagt, Abgarus führte die Römer in öde Gegenden, verließ ſie dann, ſie wurden von den Parthern angegriffen, beſiegt, und auf der Flucht Craſſus getödtet (53). Glücklicher war unterdeſſen Cäſar. Von den Sueven vertrieben, kamen die Uſipeter und Tenchtherer nach Gallien und ſuchten Wohnſitze, Cäſar bezwang und verfolgte ſie über den Rhein, der erſte Römer, der gewaffnet den Boden Germaniens betrat. Von da eilte er nach Britannien, wohin auch noch kein Römer gedrungen war, und beide Feldzüge, obwohl von geringem Erfolge, dienten in Rom zur Verherrlichung des unternehmenden Mannes, der bald zum zweitenmal nach Britannien ging und bis über die Themſe vordrang, an welchem Fluſſe er

den Anführer der Britten, den Caſſivelanus, beſiegte und zur Unterwerfung nöthigte. Unruhen unter den Galliern bewogen ihn zur Rückkehr, eine faſt allgemeine Empörung brach aus, bei der beſonders die Eburonen thätig waren. Gegen dieſe und ihren Fürſten Ambiorix fielen ſelbſt zwei Legaten Cäſars mit ihren ganzen Heeren, Cäſar aber wurde des Aufſtandes Herr und ſtrafte die Abgefallenen (53). Dennoch geſchah ſchon im folgenden Jahre ein neuer Aufruhr mehrerer Nationen unter Leitung des Arvernerfürſten Vercingetorix. Cäſar ſtillte auch ihn, nur die Bellovaker weigerten ſich der Unterwerfung, bis ein nochmaliger Feldzug ihre Kraft gebrochen hatte (51): Galliens Beſiegung war ſeitdem als vollendet zu betrachten. Der einzige der Triumvirn, der in dieſer Zeit Italien nicht verließ, war Pompejus. Als nun bald nach ſeinem Conſulat — beſonders durch die Schuld der Volkstribunen — die Comitien ſo ſtürmiſch wurden, daß der größte Theil des Jahres (53) verging, ohne daß Conſuln gewählt waren, ſo ſchlugen eben jene Tribunen zuerſt die Wahl conſulariſcher Kriegstribunen, als das gemißbilligt ward, die Wahl eines Dictators vor. Pompejus lehnte dieſe gehäſſige Würde ab und bewirkte durch ſeinen perſönlichen Einfluß, daß wieder Conſuln gewählt wurden; aber ſchon die nächſte Wahl gab zu noch wilderen Auftritten Anlaß. Milo erſchlug ſeinen Mitbewerber den Clodius, zu deſſen Rache plünderte und mordete der Pöbel in den Straßen Roms. Dem abzuhelfen ſchien eine außerordentliche Macht nöthig, mit einer ſolchen wurde vom Senate **Pompejus als alleiniger Conſul** beauftragt (52). Dieſer ſtellte die Ruhe her, wählte ſich dann einen Genoſſen für den übrigen Theil des Jahres, ließ ſich ſeine ſonſtigen Aemter auf neue fünf Jahre ertheilen, bewirkte ein Geſetz, daß bei der Wahl der Magiſtrate auf die Bewerbung Abweſender nicht ſolle eingegangen werden, und wußte endlich durch ſeinen Einfluß größtentheils Männer nach ſeinem Sinn zu Conſuln der nächſten Jahre zu erheben. Als nun die Amtszeit des Cäſar abgelaufen war, trug der Conſul Marcellus im Senate darauf an, jenem einen Nachfolger zu ernennen; der Tribun Curio verlangte dagegen, es ſolle dann auch Pompejus ſeinen Vollmachten entſagen, denn nur wenn beide ihre Heere oder beide entwaffnet hätten, ſei die Freiheit des Staates geſichert. Pompejus Freunde aber erinnerten, die Jahre ſeiner Amtsführung ſeien noch nicht zu Ende; und als nach langem Streit die Frage, ob Cäſar ab-

danken solle, im Senat durch Mehrheit der Stimmen bejaht, die, ob Pompejus dasselbe zu thun habe, eben so verneint worden, und Curio nun auch abstimmen ließ, ob beide entwaffnen sollten, entschied die Mehrheit auch für diesen Ausweg, die Unterhandlungen mit Cäsar dauerten fort, Consuln und Tribunen wechselten; endlich faßte der Senat den Beschluß, Cäsar solle binnen fest gesetzter Frist sein Heer entlassen oder als Feind betrachtet werden. Dagegen that der Tribun M. Antonius Einspruch und entwich in das Lager seines Freundes, der indessen mit dem Heer nach Gallia cisalpina bis an die Grenze Italiens gerückt war, der Senat beauftragte den Pompejus mit der Bildung eines Heeres. Aber ungesäumt ging Cäsar über den Rubico (49), nahm Umbrien, Etrurien, Picenum ohne Widerstand ein, nur Corfinium im Pelignerlande wurde vom Domitius eine Weile vertheidigt. Pompejus, die Consuln, der Senat verließen Rom und gingen zuerst nach Capua, dann nach Brundusium; dorthin eilte auch Cäsar nach der Einnahme von Corfinium. Zwar konnte er die Einschiffung jener nicht hindern, die mit ihren Schaaren glücklich nach Epirus gelangten, aber Italien war dafür in 60 Tagen erobert. Cäsar bemächtigte sich darauf in Rom des Staatsschatzes, gestattete durch eine Verordnung den Söhnen der von Sulla Proscribirten den Zutritt zu den Staatsämtern, schickte seine Legaten nach Illyricum, Sardinien und Sicilien, betrieb die Ausrüstung einer Flotte am Adriatischen und einer andern am Tyrrhenischen Meer, ließ eine Kriegsmacht in Italien und zog gegen die Pompejaner in Spanien aus. Massilia, auf dem Wege dorthin belegen, schloß ihm die Thore und wollte sich im Bürgerkriege neutral verhalten: Cäsar ließ die Stadt durch den Trebonius belagern, er selbst ging dem Afranius und Petrejus entgegen, und obwohl durch einige Unfälle geschwächt erreichte er dennoch mit kluger Schonung und überlegenem Talent, daß die Feldherrn ihr Heer entließen, Spanien räumten und nur für sich und die angesehensten Anführer freien Abzug zum Pompejus ausmachten; dann wurde auch Massilia genommen. Die Legaten hatten unterdessen Sardinien und Sicilien erobert, nur in Africa hatte Curio gegen Attius Varus und dessen Verbündeten, den König Juba von Numidien, bei Bagrada eine Niederlage erlitten, die Cäsars Anhänger zur Flucht aus jenem Lande nöthigte, und in Illyricum war C. Antonius von den Pompeja-

nern beſiegt und gefangen. Der Ueberwinder Spaniens kam wieder nach Rom, empfing das Conſulat und brach bald gegen den Pompejus auf, der nun ein anſehnliches Heer und eine Flotte unter ſeinem Befehl hatte. Bei Oricum landete Cäſar, bei Dyrrhachium ſtellte ſich ihm Pompejus gegenüber; eine geraume Zeit blieben ſie hier unter wiederholten Gefechten gelagert, endlich brach Cäſar auf und ging nach Theſſalien. Pompejus folgte ihm und hier wurde die Schlacht von Pharſalus geliefert, die mit einem groſſen Siege des Cäſar endete (48). Pompejus entfloh nach Lesbos, von da nach Aegypten; der König dieſes Landes Ptolemäus Dionyſus, des Auletes Sohn, ließ den Flüchtigen ermorden, um ſich des Siegers Gunſt zu erwerben, die ihm nützlich ſchien, da er eben im Kriege mit ſeiner Schweſter Cleopatra begriffen war. Als aber Cäſar, indem er den Pompejus verfolgte, nach Alexandria kam, gewann ihn Cleopatra, und er entſchied, ſie und Ptolemäus ſollten gemeinſam herrſchen. Das Aegyptiſche Heer widerſetzte ſich dem und behauptete einen Theil von Alexandria, während Cäſar in einem andern ſich vertheidigte. Der Kampf wurde äußerſt heftig geführt, bis der Tod des Ptolemäus und ein Römiſches Heer, das zum Beiſtande Cäſars aus Syrien heranzog, die Aegypter zur Unterwerfung bewogen. Cleopatra und ihr jüngerer Bruder Ptolemäus wurden zu Beherrſchern Aegyptens ernannt (47). Während des Alexandriniſchen Krieges hatte König Pharnaces von Bosporus ſeines Vaters Lande wieder zu erwerben geſucht, hatte Colchis, Pontus, Kleinarmenien und Cappadocien ſchnell erobert und ſelbſt den Domitius, einen Legaten des Cäſar, beſiegt. Dieſem Feinde ging Cäſar aus Aegypten entgegen, und durch einen Sieg bei Zela endete er den vierten Pontiſchen Krieg (47). Pharnaces floh, und ein aufrühriſcher Statthalter erſchlug ihn. Als die morgenländiſchen Provinzen beruhigt waren, kehrte Cäſar nach Rom zurück, denn obwohl ihm der Senat auf die Nachricht von ſeinen Siegen die Dictatur auf ein, das Conſulat auf fünf Jahr und die Tribunengewalt auf immer übertragen hatte, war dennoch durch ein Geſetz des Tribunen Dolabella, welches die Erlaſſung aller Schulden bewirken ſollte, große Bewegung in Rom und Italien entſtanden, Freunde und Feinde des Geſetzes waren unter den Waffen, und M. Antonius, den Cäſar zu ſeinem Magiſter equitum ernannt hatte, vermogte nicht Frieden zu ſchaffen.

Dem heimkehrenden Cäsar gelang dies bald, das Gesetz des Dolabella wurde verworfen, und ein neuer Kriegszug begann gegen die Pompejaner, die aus der Pharsalischen Schlacht nach Africa entkommen waren, wo sie am Juba einen sichern Verbündeten hatten. Cato hielt hier Utica besetzt, das Hauptheer unter Scipio stand bei Adrumetum: gegen dieses wandte sich Cäsar zuerst, lieferte ihm nach mehrern Treffen eine Hauptschlacht bei Thapsus (46) und siegte. Nach dieser Niederlage entwichen einige von den Häuptern der Pompejaner nach Spanien, andere tödteten sich, unter ihnen Cato und Juba, Numidien wurde zur Provinz eingerichtet. Dem Cäsar ertheilte der Senat nunmehr die Censur auf drei Jahre, die Dictatur auf zehn, und der Gefeierte vermehrte kraft solcher Vollmachten die Zahl der Senatoren, der Prätoren und fast aller niedern Magistrate, indem er zugleich sich selbst die Ernennung der einen Hälfte aller Staatsbeamten mit Ausnahme der Consuln vorbehielt, nur die Wahl dieser und der andern Hälfte der übrigen war den Comitien überlassen. Bald erfolgten neue Kriegsthaten in Spanien. Hier hatte schon früher die Habsucht und Härte des Cäsarianischen Statthalters Q. Cassius zwei Legionen zum Aufstande gebracht, der sich besonders weiter verbreitete, als nach der Pharsalischen Schlacht und der Niederlage von Thapsus viele Pompejaner, unter ihnen des Pompejus Söhne Cneus und Sextus sich dorthin begaben. Gegen sie ging Cäsar zum zweiten male nach Spanien, kleinere Treffen eröffneten den Krieg, die Schlacht bei Munda (45) entschied ihn: Cäsar siegte, Sextus entkam zu den Celtiberiern, Cneus ward auf der Flucht getödtet. Dem heimkehrenden Sieger ertheilte der Senat außer vielfachen Ehren die beständige Dictatur, das Consulat auf zehn Jahre, die Unverletzlichkeit der Volkstribunen; aber es waren noch viele Freunde der Republik, welche Herstellung des Königthumes fürchteten. Mehrere derselben verschworen sich auf Betrieb des C. Cassius und M. Brutus, von ihnen wurde im Senate selbst Cäsar ermordet (44). Doch fand ihre That nicht so allgemeine Billigung, als sie erwartet hatten. Der Senat beschloß, um die Einigkeit zu erhalten, Cäsars Tod solle nicht gestraft, Cäsars Anordnungen nicht aufgehoben werden, eine allgemeine Amnestie solle Statt finden; das Volk dagegen, besonders seitdem M. Antonius es aufgeregt hatte durch die feierliche Bestattung und das dabei vorgelesene Testament des Cäsar,

welches auch die Bürger reichlich bedachte, zeigte ſich offenbar feindſelig gegen die Mörder. Mit Mühe wurde der Auflauf geſtillt, M. Brutus und C. Caſſius begaben ſich aus Rom nach Campanien. Nun ſuchte Antonius wieder die Gunſt des Senates und beförderte deshalb den Antrag des Lepidus auf Zurückberufung des Sextus Pompejus und deſſen Ernennung zum Befehlshaber der Seemacht. Dies wurde genehmigt und dem Antonius, der dadurch den Haß der Menge auf ſich lud, zu ſeiner Sicherheit eine Leibwache aus den Veteranen zugeſtanden, die er bald bis auf 6000 Mann brachte. Aber die bedeutendſten Streitkräfte der Republik waren zu einem Kriege gegen die Parther, die nach der Niederlage des Craſſus das Römiſche Gebiet in Aſien verwüſtet und Empörungen unterſtützt hatten, bereits vom Cäſar in Macedonien und Syrien verſammelt: dieſer Provinzen, welche durch die vom Senat beſtätigten Anordnungen des Dictators dem Brutus und dem Caſſius zugetheilt waren, ſuchte ſich Antonius zu verſichern. Mit Widerſtreben des Senats brachte er durch die Volksverſammlung Syrien an den Dolabella, der eben mit ihm Conſul war; Macedonien erlangte er für ſich ſelbſt. Aber die Beeinträchtigten widerſetzten ſich dieſen Beſchlüſſen und eilten in ihre Provinzen. Inzwiſchen kam Cäſars Großneffe und adoptirter Sohn C. Octavius nach Rom, verlangte ſein Erbe und gerieth darüber in Streit mit dem Antonius, der den ganzen Nachlaß des Cäſar an ſich geriſſen hatte. Seitdem ſuchte auch Octavius ſich Freunde zu erwerben, und er fand ſie unter Cäſars Veteranen, unter dem Volk und, durch Ciceros Fürſprache, auch im Senat. Antonius dagegen ließ durch ſeinen Bruder das Macedoniſche Heer nach Italien führen und erlangte von der Volksgemeine die Erlaubniß, Macedonien gegen Gallia cisalpina zu vertauſchen, das bereits in den Händen des Decimus Brutus, eines der Mörder des Cäſar, war. Auch dieſer weigerte ſich ſeine Provinz aufzugeben, und Krieg begann im Oſten und Weſten, ſobald das Conſulat des Antonius und Dolabella endete. Dolabella ging in die Provinz Aſien, ließ deren Statthalter tödten und führte von hier aus den Krieg gegen Caſſius, anfangs nicht ohne Glück, allein bald ſah er ſich in Laodicea eingeſchloſſen und tödtete ſich ſelbſt (43). Antonius drängte bei ſeinem Einrücken in Gallia cisalpina den Decimus Brutus in die Stadt Mutina, aber unterdeſſen erklärte auf Ciceros Betrieb der Senat den Dolabella

und Antonius für Feinde des Vaterlandes. Der Krieg wider den letztern wurde den Consuln Hirtius und Pansa und dem C. Octavius übertragen, der mitlerweile aus den Veteranen des Cäsar ein ansehnliches Heer versammelt hatte, und den der Senat für seine Zwecke glaubte gebrauchen zu können. Hirtius und Pansa fielen vor Mutina in siegreichen Gefechten, Antonius mußte weichen und ging über die Alpen nach Gallia transalpina, wo Lepidus, der Statthalter Spaniens, obwohl vom Senat beauftragt den Krieg gegen Antonius zu führen, vielmehr sich mit diesem vereinigte. Gegen beide sollten C. Octavius und Decimus Brutus gemeinschaftlich zu Felde ziehen, aber jener gehorchte dem Befehle nicht, und als von Seiten des Senats der Versuch gemacht wurde seine Krieger zum Abfall zu verleiten, eilte er mit diesen nach Rom, ertrotzte für sich das Consulat, obwohl er das gesetzliche Alter nicht hatte, für sein Heer eine Geldspende und ging dann nach Gallien zurück, während sein Amtsgenoß Pädius in Rom darauf antrug man solle die Beschlüsse aufheben, durch welche Antonius und Lepidus für Feinde erklärt waren. Der Senat mußte auch diesen Antrag genehmigen; Decimus Brutus nun zugleich vom Antonius und Lepidus, die von jenseits der Alpen heranzogen, und vom Octavius angegriffen, wollte entfliehen und ward getödtet; es entstand ein zweites Triumvirat. Denn Antonius, Lepidus und Octavius kamen auf einer Flußinsel bei Mutina zusammen und beschlossen sich als Triumvirn zur Herstellung des Staates auf fünf Jahre gemeinschaftlich mit consularischer Gewalt bekleiden zu lassen, alle jährigen Magistrate für diese Zeit zu ernennen und die Provinzen so zu theilen, daß Lepidus Spanien, Antonius Gallien, Octavius Africa, Sardinien und Sicilien erhalte; die beiden Letztern sollten den Krieg gegen Brutus und Cassius führen, Lepidus die Angelegenheiten in Rom besorgen; man entwarf Proscriptionslisten, den Kriegern wurden als Lohn achtzehn Italische Städte als Colonien versprochen. Dann zogen sie nach Rom, und die Zustimmung des Volkes gab ihren Beschlüssen Gesetzes Kraft (43). Die Proscriptionen wurden vollstreckt, so weit die Macht der Triumvirn reichte, aber viele entflohen nach Macedonien und Syrien zu Brutus und Cassius, nach Sicilien, dessen sich Sextus Pompejus mit einer ansehnlichen Flotte bemächtigt hatte, oder nach Africa, wo Cornificius den Beschlüssen der Machthaber widerstand. Den letztern überwand

Sextius, der Legat des Octavius nach dreijährigem Kriege; gegen Brutus und Cassius zogen Antonius und Octavius selbst. Sie landeten bei Dyrrhachium, in Macedonien trafen sie mit dem Heer ihrer Gegner zusammen. Hier wurden zwei Schlachten bei Philippi geliefert, die erste ohne Entscheidung, die andre zwanzig Tage später, ein vollständiger Sieg der Triumvirn: Brutus und Cassius tödteten sich selbst (42). Nach der Schlacht trennten sich Octavius und Antonius. Jener ging nach Rom zurück und begann mit der Vertheilung des den Kriegern zugesagten Lohnes. Dabei glaubten des Antonius Bruder und Gemahlinn die Soldaten desselben beeinträchtigt, ganz Italien war in Aufregung durch die gewaltsame Maßregel, und jene beiden fingen offenen Krieg gegen Octavius an (41), aber L. Antonius, in Perusia eingeschlossen, mußte sich zum Frieden verstehen, Fulvia starb, nachdem sie ihren Gemahl dringend zu Hülfe gerufen hatte. Dieser war nach der Schlacht von Philippi auf dem Zuge durch die Asiatischen Lande, die sich ohne Widerstand ergaben, in Tarsus mit der Cleopatra, damals nach der Ermordung ihres Bruders der alleinigen Gebieterinn von Aegypten, zusammen getroffen und mit ihr nach Alexandria gegangen, wo er sich schwelgerischem Genusse überließ, bis die Nachricht von der zunehmenden Macht des Octavius ihn zur Heimkehr bewog. Auf dem Wege schloß er ein Bündniß mit Sextus Pompejus, der mit ihm den Octavius angreifen sollte. Schon waren beide in Italien gelandet, und ein Legat des Pompejus hatte Sardinien eingenommen, als Coccejus Nerva zuerst zwischen Octavius und Antonius den Frieden von Brundusium vermittelte (40), dem bald auch in Misenum der Friede mit Pompejus folgte (39). Hiedurch wurde festgesetzt, Lepidus, Antonius und Octavius sollten abermals auf fünf Jahre Triumvirn zur Herstellung des Staates sein, als Provinzen sollten Lepidus Africa, Pompejus Sicilien, Sardinien, Corsica und Achaja, Octavius das übrige Abendland, Antonius das Morgenland besitzen, so daß die Stadt Scodra als Grenze angenommen wurde. Aber Antonius zögerte mit der Abtretung Achajas, unter dem Vorwande, er habe noch Geldforderungen an die Provinz; dafür hemmte Pompejus die Getreidezufuhr nach Rom, und Octavius, hiedurch am meisten gefährdet, vergalt ihm, indem er durch Verrath Sardinien und Corsica an sich brachte. Der Krieg gegen Pompejus ging wieder an (38), anfangs mit schlechtem Er-

folg für Octavius; erst als dieser dem Agrippa die Leitung seiner Flotte übergeben hatte, als auch Antonius ihm Schiffe sandte, und Lepidus mit einer Kriegsmacht von Africa herüber kam, gelang die Landung auf Sicilien, eine Seeschlacht bei Messina entschied den Kampf. Octavius siegte, Pompejus entfloh nach Asien, wo er verhaftet und auf Antonius Befehl getödtet wurde. Ueber den Besitz der eroberten Insel entzweiten sich Lepidus und Octavius, aber zu diesem ging jenes Heer über, verlassen und gefangen wurde Lepidus der triumviralischen Macht beraubt, Sicilien und Africa nahm Octavius (36). Seitdem waltete dieser als alleiniger Gebieter im Abendlande; Feldzüge gegen die streitbaren Salasser und Taurisker im Alpengebirge und gegen die Pannonier vermehrten seinen Ruhm, der Senat überhäufte ihn mit Ehren. Unterdessen war Antonius nach dem Frieden von Misenum ins Morgenland gezogen um die Parther zu bekriegen, die schon während seines frühern Aufenthaltes in Aegypten, vom Labienus, einem Anhänger des Brutus und Cassius, aufgereizt, in Syrien eingedrungen waren, die ganze Provinz erobert und in Judäa einen König eingesetzt hatten, den Antigonus, aus der Familie der Maccabäer, welche wenige Jahre vorher mit den vom Antonius begünstigten Söhnen des Idumäers Antipater die Herrschaft hatte theilen müssen. Herodes, einer der letztern, floh nach Rom, Antonius bewirkte, daß der Senat ihn zum Könige von Judäa ernannte, und Ventidius Bassus wurde voraus gesandt, die Parther zu bekriegen, welche bald über den Euphrat vor ihm zurück weichen mußten (38). In Parthien selbst brachen damals Unruhen aus. König Orodes wurde ermordet; gegen seinen Nachfolger Phrahates lehnte sich eine zahlreiche Parthei auf, Flüchtlinge kamen auch zum Antonius nach Griechenland und suchten dessen Hülfe. Dieser unternahm also persönlich einen Feldzug gegen Parthien (36) und drang bis in Medien vor; aber plötzlich verließ ihn sein Verbündeter, König Artavasdes von Armenien, und nur ein Drittheil des Römischen Heeres entkam mit seinem Führer nach Syrien. Antonius nahm Rache an dem Verräther, den er tödten ließ, zog triumphirend, statt in Rom, in Alexandria ein, vermählte sich mit der Cleopatra und schenkte ihr Cypern, Cyrene, Cölesyrien, Theile von Creta und Cilicien, einem ihrer Söhne Syrien, dem andern Armenien. Dies willkührliche Verfügen über Römisches Eigenthum veranlaßte heftige Unterhand-

lungen zwiſchen Antonius und Octavius, der Senat vermittelte umſonſt und mußte endlich den Krieg gegen Cleopatra erklären, den Antonius ſuchte er zu ſchonen, denn der Ausgang war ungewiß. Die Streitkräfte des Morgenlandes und des Abendlandes wurden gegen einander aufgeboten, in der Seeſchlacht bei Actium ſtießen ſie auf einander (31); die Flotte des Antonius wurde geſchlagen, er entfloh mit der Cleopatra nach Aegypten, das Landheer ergab ſich dem Sieger. Als dieſer gegen Alexandria heranzog, tödtete ſich Antonius; als die Stadt in Octavius Händen war, auch Cleopatra; Aegypten ward eingenommen und zur Provinz gemacht (30).

Vierte Periode.

Erster Abschnitt.

1. Mit dem Untergange des Antonius begann eine neue Staatsordnung in der Römischen Welt: hundert sechs und zwanzig Jahre lang war seitdem das Imperium in den Händen des Julischen und des Klavischen Geschlechtes die herrschende Gewalt. Octavius ließ sich nämlich, scheinbar mit Widerstreben, durch den Senat das alleinige Imperium auf zehn Jahre übertragen und wurde dafür durch den Ehrennamen Augustus ausgezeichnet (28). So gebot er, während alle andern Magistrate, selbst die Consuln, nur Civilgewalt besaßen, über die gesammte Land- und Seemacht, sein Imperium reichte sogar über die früher gezogene Grenze hinaus. Denn auch in Rom behielt er die prätorischen Cohorten, welche im Lager die Person des Feldherrn zunächst zu umgeben pflegten, ein Präfectus prätorio stand an deren Spitze. Die Provinzen theilte der Imperator mit dem Senat, gab diesem die beruhigten Lande, in denen kein Heer nöthig schien, die durch Proconsuln verwaltet wurden, und behielt für sich die Grenzprovinzen und die neu eroberten Gebiete Lusitanien, Hispania Taraconensis, Gallien, Cölesyrien, Phönicien, Cypern und Aegypten, in welchen Proprätoren mit Kriegsmacht und dem Imperator, der sie einsetzte, nach Kriegsweise untergeordnet, das Regiment übten. Die Einkünfte der imperatorischen Provinzen flossen in den Fiscus, aus welchem das Heer unterhalten wurde, die der senatorischen in das Aerarium, das die Bedürfnisse der Civilverwaltung zu bestreiten hatte. Doch war auch dieser

nicht von dem Einfluß des Imperators ausgeschlossen. Wie vor ihm schon Cäsar ernannte er die Hälfte der jährigen Magistrate, die Wahl der andern blieb den Comitien, aber auch diese leitete er durch das Volkstribunenrecht, das ihm noch früher als das Imperium übertragen war. Dasselbe Recht verstattete ihm die Einsage in Beschlüsse des Senats, in dem er auch als Princeps senatus eine gewichtige Stimme hatte, dem er als Censor Mitglieder geben und nehmen konnte, wie er es angemessen fand. Viermal wurde dem Octavius nach Ablauf der ersten zehn Jahre seine Vollmacht erneuert; seinem Nachfolger, dem argwöhnischen und tückischen Tiberius übertrug man schon das Imperium auf Lebenszeit (14 n. Chr. — 37), eben so nach dessen Tode dem Cajus Caligula. Die Comitien hörten völlig auf, Tiberius verlieh die Wahlrecht: derselben, die einzigen, die sie unter Octavius noch geübt hatten, dem Senat. Einzelne, besonders die, welche den Gebietern zunächst standen, hatten bei dieser Regierungsweise oft Entsetzliches von der Willkühr zu dulden, und um die vermehrten Staatsausgaben zu decken, mußten schon unter Octavius die Römischen Bürger auf die Steuerfreiheit verzichten, deren sie seit Besiegung des Perseus genossen hatten; aber die Bürgerkriege ruhten, in den Provinzen war bessere Ordnung als zuvor, die Grenzen wurden nicht nur vertheidigt sondern selbst erweitert. Die Asturier und Cantabrier, welche das Römische Spanien angriffen, bekriegte Octavius selbst (26 v. Chr.); sie wurden unterworfen und dreimal wiederholte Empörungen derselben mit den Waffen unterdrückt. Im Alpengebirge stritten gegen die Rhätier, Vindelicier und Noriker, welche in Gallia cisalpina eingefallen waren, des Octavius Stiefsöhne Drusus und Tiberius, dieser von Helvetien aus, jener die Etsch hinauf vordringend: sie erstürmten ein Thal nach dem andern, und Vindelicien, Rhätien und Noricum wurden Provinzen (15 v. Chr.). Dann unterwarf Tiberius in mehrjährigen Kämpfen die aufrührischen Pannonier, Drusus zog an den Rhein und von da in das innere Germanien. Hier wohnten auf der rechten Seite des Stromes zahlreiche Völker verwandter Abstammung, aber in zwei Hauptmassen gesondert, oberwärts bis gegen die Mündung des Main Sueven, am untern Fluß Germanen im engern Sinn, beide ackerbauend, aber diese mit festem und erblichem Landbesitz der Einzelnen, jene allen Grund und Boden als Gemeinland jährlich von

neuem zur Nutzung austheilend, daher die einen mehr zum Angriffskriege, die andern zur Abwehr geneigt. Durch Eroberung scheinen fast alle diese Völker ihr Gebiet erworben zu haben, denn ähnlich den Heloten und Peneſten ſtanden auch hier Laſſen den Freien gegenüber; die Art der Erwerbung mag verſchieden geweſen ſein durch Krieg der geſammten Nation oder Einzelner, denn um ausgezeichnete Krieger pflegte ſich ein Dienſtgefolge waffenluſtiger Jünglinge zu ſammeln, das jene in den Stand ſetzte Unternehmungen auf eigne Hand zu beginnen, wie Arioviſt den Zug nach Gallien. Das Land war in Gaue getheilt, alle freien Inſaſſen eines Gaues machten deſſen Gemeine aus, den Heerd aller öffentlichen Verhandlungen; von ihr wurde aus den edlen Geſchlechtern, die ſich vor den übrigen Freien erhoben, ein Graf auf Lebenszeit gewählt, der im Kriege die Freien des Gaues anführte und unter ihnen allen oder einigen willkührlich aufgebotenen in den Gerichten den Vorſitz hatte. In Gebieten der erſterwähnten Erwerbungsart ſcheinen Volksgemeinen aus dem Adel der einzelnen Gaue beſtehend, das Band geweſen zu ſein, das dieſe zuſammen hielt. In Kriegszeiten wurde ein Herzog erwählt, dem alle Wehrhaften unter ihren Grafen folgten. Wo ein Gefolge den Grund und Boden erobert hatte, war der Fürſt die über allen ſtehende Obrigkeit im Kriege und Frieden, der Adel ſeine Dienſtleute, die Grafen ſeine Beamten, doch fehlten auch hier die Gaugemeinen nicht. Druſus Angriff war auf die Germanen am Niederrhein gerichtet. Deshalb gewann er die Bataver und Frieſen, von denen die letztern, eben mit den Bructeren in Krieg, von den Römern Beiſtand hofften, ließ Schiffe auf dem Rhein erbauen, dieſen Fluß durch einen Canal mit der Yſſel verbinden und fuhr dann nach einem erſten Streifzuge, der die Ufer der Lippe heimſuchte, durch Süderſee und Nordſee in die Ems, um die Bructeren anzugreifen. Dieſe wurden in einem Treffen beſiegt und ein Römiſches Caſtell an der Mündung der Ems gegründet (12 v. Chr.). Da verbanden ſich mehrere Völker mit den Bructeren; Druſus erfuhr davon und überfiel in einem zweiten Feldzuge einen Theil derſelben, ehe alle beiſammen waren, gründete auch am Einfluß der Elſe in die Lippe ein Caſtell und ging über den Rhein zurück. Dann baute er der Mündung des Mains gegenüber eine Veſte, das heutige Mainz, und that von da noch zwei Feldzüge den Main hinauf, von denen der letzte ihn bis an

die Elbe führte. Druſus ſtarb gleich nach der Heimkehr von dieſem Zuge (9 v. Chr.), aber Octavius ſandte den Tiberius über den Rhein, und dieſem gelang es, ein Volk nach dem andern durch Verſprechungen und Gewalt in das Verhältniß abhängiger Bundesgenoſſen zu bringen, von denen man Kriegsmannſchaft doch keinen Tribut forderte. Dieſem Vorrücken der Römer traten Marbod der Sueve und der Germane Arminius jeder auf ſeine Weiſe entgegen. Jener, ein Marcomanniſcher Fürſt, bewog die bedeutendſten Sueviſchen Völker, Marcomannen, Hermunduren, Longobarden, Semnonen zu einer nähern Vereinigung und ſtiftete ſo zwiſchen Donau und Elbe, den Römiſchen Provinzen Rhätien, Vindelicien und Noricum gegenüber, ein bedeutendes Reich, das er ſelbſt, durch ein mächtiges Gefolge geſichert, unumſchränkter beherrſchte, als ſonſt Sueviſche Sitte war. Die Römer wurden aufmerkſam, unterhandelten mit Marbod und beſchloſſen den Krieg. Schon waren zwei Heere vom Rhein und von Pannonien aus in Anzug, da empörte ſich Pannonien und Dalmatien, die Römer boten dem Marcomannenkönig Frieden, und er nahm ihn (6 n. Chr.): die Pannonier wurden durch einen blutigen Krieg wieder zur Unterwerfung gebracht. Anders Arminius. Während des Pannoniſchen Krieges war Quintilius Varus nach Germanien geſchickt, der Steuern forderte, Römiſche Rechtspflege einführte und dadurch großen Unwillen erregte. Gegen ihn bewirkte Arminius eine heimliche Verbindung der Cherusker, Bructerer, Marſen und Catten, lockte durch den Aufſtand eines entfernten Volkes den Varus aus ſeinem feſten Lager in die Teutoburger Waldung, überfiel ihn dort und vernichtete ihn mit ſeinem Heer (9). Die Caſtelle der Römer wurden geſchleift, über den Rhein gingen die Germanen nicht: Arminius entzweite ſich mit dem Segeſt, einem andern Cheruskiſchen Edlen, und beide geriethen in Krieg. Unterdeſſen ſammelten die Römer friſche Heeresmacht; zum Befehlshaber derſelben ernannte Octavius noch kurz vor ſeinem Tode den Germanicus, des Druſus Sohn. Mit zwei verheerenden Streifzügen in das Gebiet der Marſen und der Catten begann dieſer den Krieg, dann rief ihn Segeſt gegen Arminius zu Hülfe. Germanicus entſetzte den Belagerten und führte deſſen Tochter, die Gattinn des Arminius, als Gefangene fort. Sogleich erneuerten auf Arminius Antrieb die früher vereinigten Völker ihren Bund gegen die Römer, und Germanicus führte ihnen zu begeg-

nen ſein Heer auf Land- und Seewegen an die Ems und von da durch den Teutoburger Wald, an der Wahlſtatt des Varus vorüber, in die Nähe der Weſer. Eine Schlacht wurde geliefert, der Sieg blieb unentſchieden, aber Germanicus eilte nicht ohne Verluſt nach Gallien zurück (15). Mit noch größerem Kraftaufwande unternahm er im nächſten Jahre einen zweiten Kriegszug, ſammelte wieder ſeine Schaaren an der Ems und drang bis über die Weſer. Hier ſiegte er auf der Ebene Idiſtaviſus über den Arminius; weniger günſtig fiel eine zweite Schlacht aus, Germanicus eilte an die Ems zurück, ſchiffte ſich ein und erlitt noch auf der Heimfahrt großen Verluſt durch Sturm; einen dritten Feldzug auszuführen hinderte ihn das Gebot des Tiberius, man ſolle die Cherusker und ihre Genoſſen der eigenen Zwietracht überlaſſen. Dieſe blieb nicht aus. Die Longobarden fielen vom Marbod ab, dem Bunde des Arminius zu, Sueven und Germanen geriethen darüber in Krieg. Arminius ſiegte und obwohl er ſeinen Gegner nicht verfolgte, ward dieſer doch ſeines Reiches beraubt durch den Catualda, der, wahrſcheinlich von den Römern unterſtützt, ſich wider jenen empörte und ihn nöthigte einen Zufluchtsort in Italien zu ſuchen (19). Auch unter dem Cheruskiſchen Adel brach nicht lange nachher Uneinigkeit aus, und Arminius fiel durch Mord (22); der Bund, den er geſtiftet hatte, löſte ſich auf. Daſſelbe Schickſal hatte Marbods Reich, aber auch die Römer begnügten ſich ihre Grenzen am Rhein und an der Donau zu behaupten. Im Oſten des Römiſchen Staates wurde zu derſelben Zeit gegen die Parther geſtritten um das Recht den König von Armenien einzuſetzen. Seit Antonius Rache am Artavasdes ſchwankte die Neigung der Armeniſchen Großen zwiſchen Rom und Parthien. Artavasdes nächſten Nachfolger beſtimmte Phrahates, der Ueberwinder des Antonius, aber bald ſuchte jener, beunruhigt durch Empörungen ſeiner eignen Verwandten, die Freundſchaft des Octavius, der nach einander zwei Armeniſche Könige einſetzte. Nach Phrahates Tode und dem ſchnellen Ende zweier nachfolgenden Könige erbaten ſich ſogar die Parther vom Octavius einen Herrſcher, den Vonones, der den Römern als Geiſel übergeben war (6 n. Chr.). Aber die Römiſchen Sitten des Königs miſſielen, und, durch einen Gegenkönig Artabanus des Thrones beraubt, entfloh er zu den Armeniern, die, eben ohne Herrſcher, ihn als ſolchen annahmen. Artabanus verjagte ihn auch

aus dieſem Reiche und ſetzte den Orodes als König von Armenien ein. Dem zu wehren rief Tiberius den Germanicus vom Rheine ab und entſandte ihn nach Aſien. Dieſer eroberte Armenien und ernannte den Zeno zu deſſen König. Doch Germanicus plötzlicher Tod (19) bewog den Partherkönig, der ſich erſt nachgiebig gezeigt hatte, zu einem neuen Angriff. Da ſchickte Tiberius aus Rom einen andern Arſaciden, den Tiridates, gegen Artabanus: beide kämpften eine Weile um die Parthiſche Krone, der eine von Rom, der andre von den Scythen unterſtützt, endlich ſiegte Artabanus, doch nur ſein Königreich konnte er behaupten. Als er gleich nach Tiberius Tode Syrien und Armenien angriff, ſchlug ihn Vitellius zurück und zwang ihn dem Caligula Geiſeln zu ſtellen. Aber in Rom führte der grimmige Wahnſinn dieſes Imperators, der gegen die edelſten Bürger wüthete, nach vierjähriger Herrſchaft deſſen Ermordung herbei (41). Zwei Männer aus den Prätorianern vollbrachten die That ohne Zuſtimmung der übrigen, deren ungeſtümem Verlangen der Senat, der ſchon über Herſtellung der Democratie rathſchlagte, die Fortdauer des Imperium nachgeben mußte: dem Claudius und Nero, beiden Juliſchen Geſchlechtes, wurde es nach einander übertragen, jener faſt blödſinnig, ein Spiel ſeiner Frauen und Günſtlinge, dieſer in Sinnlichkeit, Eitelkeit und Mordluſt verſunken. Aber nach Außen hin behauptete Rom ſein Anſehn, überall hatte es in den Grenzvölkern ſeinen Anhang, und wenn dieſer nicht ſtark genug war, um die Unterwerfung zener herbei zu führen, ſo hemmte er doch ihren Widerſtand. Einer Römiſch geſinnten Parthei unter den Parthiſchen Großen, die mit ihrem Könige Gotarzes zerfallen war, ſandte Claudius auf ihre Bitte den Arſaciden Meherdates zum Herrſcher und unterſtützte ihn, bis beide Fürſten bald nach einander umgekommen waren. Zur Zeit des Nero, als mit der Thronbeſteigung des Königs Vologeſes in Parthien die Uneinigkeit eine Weile aufhörte, fing der Streit über Armenien wieder an. Die Parther verjagten einen Uſurpator, der ſich zum Herrn des Landes aufgeworfen hatte, und ſetzten ihres Königs Bruder Tiridates ein. Gegen dieſen ſandte Nero den Domitius Corbulo, welcher Armenien eroberte und den Tigranes zu deſſen König ernannte. Darüber entſtand Krieg zwiſchen Römern und Parthern, der erſt durch den Tod des Tigranes ſeine Löſung fand (64), indem Tiridates ſelbſt in Rom erſcheinen und das Armeni-

ſche Diadem als Geſchenk des Nero empfangen mußte. Nach Germanien zu den Cheruskern entſandte Claudius um dieſelbe Zeit, als Meherdates nach Parthien ging, den Italicus, einen Bruderſohn des Arminius, den ein Theil jener Nation ſich erbeten hatte (47); der Erfolg war hier, wie im Morgenlande. Unter den Cheruskern entſtand Bürgerkrieg, in den ſich die Nachbarvölker einmiſchten, und der die Rheingrenze ſicher ſtellte. Aehnliche Zwieſpalt war unter den Sueven, die einſt dem Marbod, dann auf kurze Zeit dem Catualda gehorcht und nun wieder ſich in einzelne Stämme aufgelöſ't hatten, unter denen die Hermunduren ſich als den mächtigſten hervorthaten: dadurch war auch die Donaugrenze geſichert. Selbſt aus Britannien, das ſeit Cäſars Tagen die Römer nicht wieder betreten hatten, kam ein flüchtiger Fürſt Bericus nach Rom und ſuchte den Beiſtand des Claudius gegen Cartismandua, die kriegeriſche Königinn der Caſſivelaner. Der Imperator ſandte den Aulus Plautius mit einem Heere dorthin (43), die Caſſivelaner wurden beſiegt und mußten gleich andern Völkern des Landes die Oberherrſchaft der Römer anerkennen. Fünf Jahre ſpäter wurde das Land ſüdlich der Themſe als Provinz eingerichtet durch den Oſtorius Scapula, der ſchon in den Gebirgen des heutigen Wales gegen den Silurenkönig Caractacus focht, den er beſiegte und gefangen nahm. Ein Aufſtand der Britten innerhalb der Provinz zur Zeit des Nero wurde durch Suetonius Paullinus unterdrückt, Feſtungen und Colonien brachten die Beſiegten in vollſtändige Abhängigkeit. Doch bei dieſer gebietenden Stellung gegen das Ausland wurde im Innern des Römiſchen Staates während Nero's letzter Jahre die Unzufriedenheit hie und dort ſichtbar. Agrippa aus dem Geſchlecht des Herodes, dem die Römer von dem Reich ſeiner Vorfahren nur die Landſchaft Trachonitis gelaſſen hatten, und Geſſius Florus, Procurator des übrigen als Provinz verwalteten Judäa, veranlaßten durch gewaltſame Erpreſſungen einen Aufſtand der Juden (66); der Syriſche Statthalter, der dem Florus zu Hülfe kam, wurde geſchlagen, erſt Veſpaſianus und ein mit ihm geſandtes bedeutendes Heer eroberten wenigſtens Galiläa wieder. Aber ehe dieſe Empörung geſtillt war, brach eine andere in Gallien aus, doch hier nicht des Volkes ſondern der Legionen, deren Anführer Julius Vindex den Statthalter von Spanien Galba zum Imperator ausrief. Vindex wurde überwunden durch die

Legionen des obern Germaniens und deren Befehlshaber Virginius Rufus, doch nicht zu Neros Gunsten, der Senat solle den Imperator bestimmen. Dieser entschied für Galba und erklärte den Nero für einen Feind des Vaterlandes, der entfloh und, um seinen Verfolgern zu entgehen, sich selbst entleibte (68). Stürmische Monate folgten auf den **Untergang des Julischen Geschlechtes**. Galba kam nach Rom und übernahm die Herrschaft, aber bald regte Otho die Prätorianer gegen ihn auf, erschlug ihn und wurde vom Senat als Imperator anerkannt (69). Dagegen wollten die Legionen in Niedergermanien den Vitellius, die Syrischen den Vespasianus zu jener Würde erhoben wissen. Vitellius kam zuerst nach Italien; ein Sieg bei Bedriacum und der freiwillige Tod des Otho brachten ihm die Ernennung des Senates zu Wege. Aber nicht lange so rückten auch die dem Vespasian ergebenen Legionen in Italien ein, ein Theil der Krieger des Vitellius ging zu ihnen über, in Rom selbst hatte der neue Bewerber einen zahlreichen Anhang. Durch diesen dachte Vitellius um einen billigen Frieden zu unterhandeln: seine Parthei zwang ihn von jedem Versuch der Art abzustehen und fing in den Straßen Roms den wüthenden Kampf gegen die Vespasianer an, das Capitolium ging dabei in Flammen auf. Indessen zogen die Legionen des Morgenlandes heran und eroberten die Stadt, Vitellius wurde gefangen und getödtet, der Senat übertrug dem Vespasianus das Imperium (69), mit ihm gelangte **das Geschlecht der Flavier** zur Herrschaft. Noch waren indeß die Provinzen Judäa und Gallien in heftiger Aufregung. Titus, Vespasians Sohn, rückte aus Galiläa gegen Jerusalem und eroberte nach verzweifelter Gegenwehr die Stadt (70), die zur Strafe zerstört wurde; doch auch jetzt dauerte der Aufstand noch fort, erst durch die Eroberung von Masada wurde er völlig getödtet. In dem an Gallien grenzenden Niedergermanien war, da Vespasian und Vitellius noch gegen einander kämpften, durch den Bataver Civilis geleitet, eine Empörung ausgebrochen, dem Namen nach für Vespasian. Hordeonius Flaccus, Befehlshaber der Gallischen Legionen, derselben Parthei zugethan aber heimlich, aus Furcht vor seinen Kriegern, die dem Vitellius ergeben waren, unternahm nichts gegen den Civilis; der Aufruhr griff um sich. Die Legionen, darüber erzürnt, lehnten sich gegen den Hordeonius auf und erschlugen ihn, die Ordnung des Heeres war nun völlig

gelöſ't. Das benutzten Julius Sabinus und einige andre Gallier um ihre Landsleute zum Kampf für Galliens Freiheit aufzurufen, wie denn auch Civilis die eigentliche Abſicht ſeines Unternehmens, Befreiung von der Römiſchen Herrſchaft, ſchon kund gegeben hatte und ſich mit den Galliern verbündete. Als aber Veſpaſian Imperator geworden war, ſandte er den Petilius Cerealis nach Gallien, wo mittlerweile die Galliſchen Nationen ſchon unter ſich über den Vorrang zerfallen waren. So leichter wurde dem Cerealis ſein Geſchäft. Die Eroberung von Trier und eine Schlacht bei Trier dämpften den Aufſtand der Gallier, Civilis wurde bei Vetera beſiegt und, obwohl er mit den Batavern noch eine Weile den Krieg fortſetzte, endlich zum Frieden genöthigt, der das alte Verhältniß der Bataver gegen Rom herſtellte (70). Seitdem war die Thätigkeit des Veſpaſian und nach ihm ſeines Sohnes Titus (79—81) vornämlich darauf gerichtet, dem durch Neros Verſchwendung zerrütteten Haushalt des Staates, wie dem Wohlſtande der Bürger und der Unterthanen aufzuhelfen; Krieg wurde nur in Britannien geführt. Julius Agricola eroberte hier die Inſel Mona, den Sitz der Druiden, woher die Britten der Provinz unabläſſig zur Empörung angeregt waren, drang darauf in vier ſiegreichen Feldzügen bis an die Flüſſe Forth und Clyde, zwiſchen denen er Verſchanzungen aufwarf als Grenzwehr gegen die Caledonier. Da dieſe deſſen ungeachtet das Römiſche Gebiet überfielen, griff Agricola Caledonien ſelbſt an, ſeine Flotte umſchiffte gleichzeitig das Land. Aber unterdeſſen war nach Titus frühem Tode deſſen argwöhniſcher Bruder Domitianus zum Imperium gelangt, der den Agricola abrief und dadurch die Eroberung der Inſel für immer hinderte. Dagegen begann er Krieg mit dem Decebalus, König der Dacier an der mittlern Donau, doch mit ſchlechtem Erfolg. Ein großer Theil des Römiſchen Heeres wurde vernichtet, Marcomannen und Quaden, die als Bundesgenoſſen zum Beiſtande aufgeboten waren, blieben aus, und als Domitian ſie deshalb bekriegte, erlitt er auch gegen ſie eine Niederlage, die ihn zum Frieden mit den Dacern, nach Decebalus Forderung, nöthigte. Domitians innere Verwaltung war nicht erfreulicher, am meiſten fühlten ſeine Habſucht und ſein Mißtrauen die, welche ihm zunächſt ſtanden, und um ihr eignes Leben zu ſichern verbanden ſich mehrere ſeiner Hausgenoſſen, ſeine Gemahlinn unter ihnen, und ermordeten den letzten der Flavier (96).

2 Von nun an wurden beinahe ein Jahrhundert lang, ſtatt der Abſtammung von einem beſtimmten Geſchlechte, **Adoptionen der Weg zum Imperium**. Nerva, ein bejahrter Mann, vom Senat zum Nachfolger des Domitian erſehen, adoptirte den Trajanus, den Feldherrn des Heeres in Germanien, um ſich gegen die Anmaßungen der Prätorianer zu ſichern, die ihn in ſeiner Wohnung belagert und die Hinrichtung einiger ihnen verhaßter Männer ertrotzt hatten, im Senat wurde derſelbe zum Cäſar ernannt, d. h. zum Gehülfen und einſtigen Nachfolger des Imperators. Die vielleicht untergeſchobene Adoption des ſterbenden Trajanus erwirkte wiederum dem Hadrianus ſeine Ernennung zum Imperator ordnungswidrig durch das Heer, doch genehmigte der Senat. Hadrian aber gab dem bisher befolgten Syſtem die größte Ausdehnung, indem er dem T. Antoninus Adoption und Ernennung zum Cäſar nur mit der Bedingung zuwandte, daß dieſer wiederum den M. Aurelius und den L. Verus adoptirte. Auf ſolche Weiſe erlangte der Römiſche Staat eine Reihe trefflicher Herrſcher, welche Frieden und Wohlſtand förderten, und nur Ein Aufſtand von kurzer Dauer unterbrach die lange Ruhe im Innern, als Hadrian an der Stelle des zerſtörten Jeruſalem eine Römiſche Colonie Aelia gründete und, wo der Jehovahtempel geſtanden hatte, ein Heiligthum des Jupiter bauen ließ. Die Juden ergrimmten über die Entheiligung des Ortes, Bar Cochba wurde ihr Anführer und von ihnen zum Könige ernannt (132), und ein dreijähriger blutiger Krieg, der Paläſtina verödete, mußte die Empörer zur Unterwerfung bringen. Gegen das Ausland befand ſich Rom fortwährend in würdiger Stellung; Waffen und Unterhandlungen behaupteten dieſelbe. Der erſteren gebrauchte mit beſonderem Erfolge der kriegeriſche Trajanus (98 — 117). Decebalus hatte ſeit dem Frieden mit Domitian ſich bedeutend verſtärkt, hatte Krieger und Bundesgenoſſen aus Römiſchem Gebiet an ſich gezogen, Rom ſelbſt zahlte ihm Jahrgelder. Dieſe verweigerte Trajan und fing den Krieg an. Er drang bis vor die Hauptſtadt der Dacier, und Decebalus bat um Frieden, der ihm gewährt wurde. Aber bald brach er ihn und erneute den Krieg. Da ſetzte Trajan über die Donau und eroberte ganz Dacien, das zur Provinz gemacht wurde, Decebalus tödtete ſich ſelbſt (107). Nicht minder glücklich ward ſieben Jahre ſpäter im Morgenlande geſtritten, wo Armenien wieder Anlaß zum Kriege gab.

Der Partherkönig Chosroes vertrieb den König von Armenien und setzte seinen Neffen Parthamasiris als solchen ein. Dies zu ahnden kam Trajan mit einem Heere, eroberte Armenien und machte es zur Provinz; Gleiches geschah mit Mesopotamien. Selbst der Tigris wurde überschritten und auf jener Seite Ctesiphon, wie diesseits Babylon eingenommen; dann schiffte Trajan den Tigris hinab bis zum Persischen Meerbusen und zur Arabischen Küste, wo einige Städte in seine Hände fielen. Ein Aufruhr, der unterdessen in Mesopotamien ausbrach, wurde durch die Legaten des Imperators unterdrückt, und als dieser selbst nach Ctesiphon zurückkehrte, setzte er den Parthern einen König Parthamaspates, während Chosroes noch den Osten des Reiches inne hatte. Der Tod des Trajanus hinderte nicht nur die Ausführung seiner fernern Kriegsplane, auch was er in Asien erobert hatte, wurde wieder aufgegeben. Denn Hadrian zog den Frieden vor und vertrug sich mit dem Chosroes, indem er den Euphrat als Grenze herstellte und dem Parthamaspates statt der Parthischen die Armenische Krone verlieh. Unterhandlungen und Grenzbefestigungen wurden seitdem, so lange Hadrianus Imperator war und während der Regierung seines Nachfolgers (— 161) das Mittel, durch welches Rom sein Ansehn bei den Grenzvölkern behauptete; das Recht den König von Armenien einzusetzen wurde aufrecht erhalten, selbst entfernte Fürsten suchten in ihren Zwisten die schiedsrichterliche Entscheidung der Imperatoren. Aber nach Antoninus Tode, als M. Aurelius und L. Verus gemeinschaftlich das Imperium führten, trat abermals eine Zeit der Waffen ein. Vologeses, König der Parther, fiel in Syrien und Armenien ein (161) und siegte über Römische Heerhaufen; da übernahm L. Verus die Führung des Krieges. Zwar er selbst lebte meist in Antiochia nur dem Genuß, doch kämpften seine Legaten mit Glück, Priscus in Armenien, der Artaxata den Parthern wieder entriß, Avidius Cassius in Syrien, der den Vologeses über den Euphrat zurück trieb, Mesopotamien durchstreifte, Babylon, Seleucia und Ctesiphon verheerte. In Folge dieser Siege ernannte Verus, nach altem Brauch, den Soämus zum Könige von Armenien. Aber in Babylon wurde Cassius Heer von der Pest angesteckt und zog sich nach Syrien zurück. Sogleich fiel Vologeses wieder in Mesopotamien ein: Verus ging ihm entgegen, besiegte ihn und zwang ihn zu einem Frieden, der den Tigris als Grenze bestimmte (165).

Unterdessen waren Suevische Horden in Rhätien, die Catten in das Römische Gebiet am linken Rheinufer, die Chaucen in Belgien eingefallen (162), man hatte sie bald zurück getrieben. Aber heftiger wurde fünf Jahre später, ehe noch die Legionen vom Partherkriege heimgekehrt waren, der Andrang an der Donau. Hermunduren, Marcomannen, Quaden, Longobarden, Vandalen, Burier, Gothinen, Bastarnen, Alanen von Germanischer, Jazygen und Roxolanen von Sarmatischer Abkunft standen plötzlich unter den Waffen, vermuthlich durch Wanderungen tiefer im innern Lande vorwärts getrieben. Sie drangen bis Aquileja verheerend vor. M. Aurelius und Verus, der inzwischen heimgekehrt war, rückten gegen sie, und die Schwärme wichen, die Quaden erboten sich sogar zum Frieden, der ihnen gewährt wurde. Aber kaum waren die Imperatoren heimgekehrt, so wurde Pannonien von neuem überfallen, auch die Quaden brachen den Frieden. Zugleich griff die Pest, welche die Morgenländischen Legionen mitgebracht hatten, in Italien um sich, Verus selbst starb an ihr (169); die Marcomannen konnten abermals bis Aquileja vordringen. M. Aurelius zog ihnen mit eiligst aufgebrachter Mannschaft entgegen, entsetzte Aquileja, lieferte mehrere Schlachten in Pannonien und ging über die Donau. Ein großer Sieg über die Quaden nöthigte diese um Frieden zu bitten; ihrem Beispiel folgten die Marcomannen und Jazygen. Um Pannonien vor ähnlichen Anfällen zu sichern legte der Imperator starke Besatzungen in die Grenzvesten, von wo aus bald auch Streifzüge in das jenseitige Gebiet geschahen. Dadurch wurde nach drei Jahren der Ausbruch eines dritten Krieges herbei geführt. M. Aurelius ging nochmals nach Pannonien, schlug die Feinde zurück und starb in Vindobona vor Beendigung der Marcomannenkriege (180).

3. Mit M. Aurelius Tode hörte das System der Adoptionen auf, und was bisher nur Ausnahme gewesen war, wurde Regel: das Imperium durch die Krieger ertheilt entzog sich völlig dem Einfluß des Senates. Commodus, des M. Aurelius Sohn, war nach dem Tode des Verus, in üblicher Weise, zum Cäsar ernannt, er übernahm daher das Imperium, als sein Vater starb. Aber Schmeichelei verführte den jungen Fürsten. Eiligst schloß er Frieden mit den Marcomannen und ihren Verbündeten, zog die Besatzungen zurück, um deretwillen der Krieg entstanden war, und gab sich in Rom wüsten Ausschweifungen hin. Ein Mord-

verſuch gegen ihn, der von ſeiner Schweſter ausging, und deſſen Mitſchuldigen er auch den Senat glaubte, erbitterte ihn gegen dieſen. Zahlreiche Hinrichtungen erfolgten auf Argwohn und geheime Anklagen, der Imperator traute fortan nur dem Heer, beſonders den Prätorianern. Dennoch entſtand im Innern ſeines Hauſes eine Verſchwörung gegen ihn, deren Theilnehmer auch Lätus, der Präfectus prätorio war, und Commodus wurde ermordet (192). Getäuſcht durch ihren Präfecten erhoben die Prätorianer den Pertinax zum Imperium, dem Senat blieb nur die Zuſtimmung. Aber Lätus fand den neuen Gebieter nicht fügſam genug, die Prätorianer ſahen ſich beſchränkt; daher wurde Pertinax ſchon nach wenigen Monaten von eben den Kriegern getödtet, die ihn erhoben hatten. Mit ihnen handelten ſogleich zwei neue Bewerber, Sulpicianus und Didius Julianus, der letztere zahlte den Prätorianern den höchſten Preis, wurde als Imperator von ihnen begrüßt, und der Senat beſtätigte. Nicht ſo die Legionen in den Provinzen. In Illyricum, Syrien und Britannien erhoben ſie ſich zugleich gegen die Prätorianer und den Julianus; die Illyriſchen übertrugen dem Septimius Severus, die Syriſchen dem Peſcennius Niger das Imperium, Albinus zögerte noch von den Britanniſchen Legionen Gleiches anzunehmen. Severus, unter den Dreien der entſchloſſenſte, gewann den Albinus, indem er ihn zum Cäſar erklärte, eilte dann nach Italien und wurde vom Senat als Imperator anerkannt, Julianus verurtheilt und hingerichtet (193). Severus löſ'te die Prätorianer auf und verbannte ſie fern von Rom, dem Senat verſprach er im Sinne des M. Aurelius zu regieren und eilte nach dem Morgenlande gegen den Niger. Von dem Partherkönige Arſaces unterſtützt, kämpfte dieſer in drei Schlachten gegen Severus, aber in allen beſiegt, floh er nach Antiochia und wurde auf der Flucht getödtet. Das ganze Morgenland fiel dem Sieger zu, nur Byzanz mußte erſt durch eine dreijährige Belagerung zur Uebergabe gezwungen werden. Unterdeſſen hatte auch Albinus, nachdem er entdeckt, daß Severus ihm nach dem Leben ſtehe, den Krieg begonnen, aber bei Lugdunum geſchlagen, tödtete er ſich ſelbſt. Als Mitſchuldigen des Albinus betrachtete der Imperator den Senat, der allerdings Freunde jenes Mannes enthielt; viele wurden hingerichtet, die ganze Verſammlung war dem Gebieter Gegenſtand des Haſſes und des Argwohns geworden, die Krieger wurden begünſtigt.

Severus und sein Heer zogen gegen die Parther, die inzwischen Mesopotamien angegriffen und den Euphrat wieder zur Grenze gemacht hatten: der Imperator drang siegreich bis Ctesiphon, das er einnahm und plündern ließ, ohne jedoch einen festen Frieden zu erlangen. Noch als Greis zog er mit seinen Kriegern nach Britannien gegen die Caledonier, welche über den Grenzwall in die Provinz eingedrungen waren, trieb sie zurück und führte, südlicher als Agricolas Verschanzungen, eine steinerne mit Castellen versehene Mauer zum Schutze der Grenzen auf. Und noch sterbend empfahl er nur dem Heere seine schon früher von ihm zu Cäsaren ernannten Söhne Antoninus (Caracalla) und Geta (211), die das Imperium gemeinschaftlich übernahmen; aber sobald sie nach Rom zurückgekehrt waren, ermordete Antonin seinen Bruder, machte sich die Krieger durch unmäßige Freigebigkeit geneigt und herrschte mit entsetzlicher Willkühr, ohne des Senates zu achten. Denn schon war, vornämlich durch Rechtsgelehrte aus den morgenländischen Provinzen, die staatsrechtliche Ansicht in Gang gekommen, Bestimmungen des Imperators seien Gesetze auch ohne Beitritt des Senates, denn es werde zugleich mit dem Imperium jegliche Staatsgewalt übertragen. Dieser Alleinherrschaft entsprechend war die Gleichstellung aller Regierten durch den Caracalla, der das Römische Bürgerrecht, welches durch Ertheilung an Einzelne und an ganze Städte, durch Anlage von Colonien in allen Provinzen bereits eine große Verbreitung erlangt hatte, auf sämmtliche Bewohner des Römischen Gebietes ohne Unterschied ausdehnte. Als edelster Theil der Bürger aber wurde das Heer betrachtet, in welches schon früher ganze Schaaren aus den Provinzialen, sogar aus fremden Nationen, aufgenommen wurden, aber immer mit Verleihung des Bürgerrechtes: darum maßte es sich auch nicht selten die Rechte an, welche in den Zeiten der frühern Republik die Versammlung der Centurien besessen hatte. Aber der großen Kriegsthaten geschahen von diesem Heer nicht viele. Ein Zug gegen die Parther führte den Caracalla bis nach Medien und zerstörte viele Vesten des Landes, doch gewann der Imperator diesen Sieg nur durch Arglist, indem er sich stellte, als komme er um sich mit der Tochter des Partherkönigs Artabanus zu vermählen, dann plötzlich den Getäuschten überfiel und schleunigst mit seiner Beute nach Mesopotamien zurückging. Hier entzweite er sich mit seinem Präfectus prätorio, dem Macrinus, der,

um ſich ſelbſt zu ſichern, den Caracalla ermordete und, indem er ſeine That den Kriegern verbarg, von ihnen das Imperium erlangte (217). Unterdeſſen zog Artabanus mit der Parthiſchen Kriegsmacht heran, um die Treuloſigkeit des Caracalla zu rächen. Vergebens ſuchte Macrinus ihn zu begütigen, aber eine zweitägige unentſchiedene Schlacht machte den König zum Frieden geneigt, der die frühern Verhältniſſe ſcheint hergeſtellt zu haben. Das Römiſche Heer wandte ſich gegen den eignen Imperator, der es in ſeinen Vorrechten beſchränken wollte, erſchlug ihn und machte einen vierzehnjährigen Knaben, Caracallas Vetter, den Elagabalus, der bisher Sonnenprieſter in Emeſa geweſen war, zum Imperator, führte ihn nach Rom und nöthigte den Senat ihn anzuerkennen (218). Aber die Greuel des Baaldienſtes, welche der prieſterliche Herrſcher nach Italien verpflanzte, erregten ſelbſt den Unwillen der Prätorianer. Auf ihr Verlangen mußte Elagabalus den Alexander Severus, ſeinen Verwandten, zum Cäſar ernennen, und als er dies Zugeſtändniß zurück nahm, erſchlugen ihn jene und übertrugen dem Cäſar das Imperium (222), einem trefflichen Manne, aber wiederholte Aufſtände der Krieger in Rom und in den Provinzen zeigten, daß auch Alexander des Uebermuthes jener nicht völlig Herr war, und von Oſten und Norden her wurde von nun an der Andrang der Barbaren gewaltſamer, denn zuvor. Im Oſten erhob ſich ſtatt des wankenden Partherreiches ein neues aufſtrebendes Perſerreich. Ardſchir (Artaxerxes), der ſein Geſchlecht von den Altperſiſchen Herrſchern ableitete, rief die Perſer zu den Waffen, die bis jetzt den Parthern unterworfen waren, beſiegte den Artabanus und machte ſein Volk zum gebietenden, ſich zum Könige: damit begann das Neuperſiſche Reich und das Königthum der Saſſaniden (226). Herſtellung der Altperſiſchen Grenzen, wie ſie unter Darius und Xerxes beſtanden, wurde ſogleich das Ziel, das die neue Dynaſtie ſich ſetzte. Durch eine Geſandſchaft forderte Artaxerxes alles Land bis zur Propontis und dem Aegäiſchen Meere, abgewieſen drang er in Meſopotamien ein und belagerte die Grenzveſten. Alexander Severus ging nach Aſien: drei Römiſche Heerhaufen drangen, von Armenien aus, über den mittlern Tigris und am Zuſammenfluß dieſes Stromes mit dem Euphrat gegen die Perſer vor, aber nur auf dem linken Flügel wurden Vortheile errungen, der rechte wurde geſchlagen, und ein Rückzug nach Antiochia en-

digte das Unternehmen. Indeſſen hatte doch auch Artaxerxes gelitten und that in den nächſten Jahren keinen neuen Feldzug; Alexander Severus zog an die gefährdeten Nordgrenzen des Staates. Denn auch unter den Germanen und Sueven müſſen um dieſe Zeit Bewegungen vorgegangen ſein, die wir nur in ihren Wirkungen kennen. Die alten Völkernamen verſchwinden, andere Namen werden genannt als Bezeichnungen ſo großer Maſſen, daß man ſieht, mehrere der früher genannten Völker waren in ihnen enthalten: es waren Völkervereine, die nun nach einander in den Kampf traten. So drangen zur Zeit des Alexander an der Donau und dem Rheine zugleich die Alemannen vor, eine Genoſſenſchaft aller Suevenſtämme vom Main bis in die Alpen. Sie zu bekämpfen, ſammelte der Imperator ſein Heer in Gallien, aber noch während der Rüſtungen ward er vom Maximinus erſchlagen, dem die Krieger das Imperium verliehen (235). Den Zug gegen das Land jenſeit des Rheines führte dieſer aus, ſiegte und drang weit vorwärts, die Richtung des Angriffs iſt nicht bekannt; aber da er, nur für die Kriegsleute beſorgt, den Senat verächtlich behandelte und das Volk durch Steuern und Erpreſſungen drückte, entſtand ein Aufruhr der Provinzialen in Africa, die den Proconſul Gordianus und deſſen gleich benannten Sohn zu Imperatoren ausriefen: der Senat beſtätigte die Wahl und erklärte den Maximin für einen Feind des Vaterlandes. Aber beide Gordiane erlagen nach wenigen Wochen dem Statthalter von Mauritanien, Maximinus ſelbſt zog von den Germaniſchen Grenzen nach Italien. Bei der drohenden Gefahr wurden anſtatt der Gordiane zwei andere Imperatoren, Pupienus Maximus und Balbinus, vom Senate erwählt, der eine für den Krieg, der andere für die Civilverwaltung, Gordianus III., ein Enkel des älteren der in Africa umgekommenen, wurde auf Verlangen des Volkes zum Cäſar ernannt (237). Den Maximinus erſchlugen ſeine Krieger vor Aquileja, aber auch Maximus und Balbinus wurden in einem Aufſtande der Soldaten getödtet, die ihnen grollten, weil der Senat ſie erwählt hatte, nur Gordianus blieb als alleiniger Imperator. Unterdeſſen hatte Schabur, der Nachfolger des Artaxerxes, deſſen Forderungen erneuert und ſchon einige Städte Meſopotamiens eingenommen. Gordian ging nach Aſien, nahm wieder ein, was Schabur erobert hatte, und war auf dem Wege nach Teſiphon, als ſein Präfectus prätorio Philippus ihn

ermordete und von den Kriegern das Imperium erlangte (211). Mit dem Schabur ſchloß er Frieden, indem er Meſopotamien und Armenien abtrat, ging dann nach Rom und auch der Senat erkannte ihn als Gebieter. Aber nach fünf Jahren empörten ſich die Legionen in Möſien. Decius, der abgeſandt war, ſie zu beruhigen, wurde von ihnen gezwungen, ſelbſt das Imperium zu übernehmen, das ein Sieg bei Verona und der Tod des Philipp ihm ſicherte. Aber als Erbſchaft von ſeinem Vorgänger, der den Frieden mit Schabur wieder aufgehoben hatte, weil er die Unzufriedenheit der Römer über die darin gemachten Zugeſtändniſſe ſahe, empfing Decius einen Krieg gegen die Perſer, ein noch gefährlicherer Kampf entſtand an der untern Donau, wo die Gothen, ein zweiter Sueviſcher Völkerverein, mächtiger als die Alemannen damals, den Römern gegenüber, ihre Kraft entwickelten. Schon einmal waren ſie, vom Oſtrogotha geführt, durch Dacien bis Marcianopolis in Niedermöſien vorgedrungen und, durch eine Geldſumme zufrieden geſtellt, heimgezogen. Cniva führte einige Jahre ſpäter abermals [illegible] Gothen über die Donau nach Möſien und von da nach Thracien. Decius, der ihm entgegen zog, wurde bei Philippopolis beſiegt. Aber die Belagerung dieſer Stadt brachte den Gothen ſo ſchwere Verluſte, daß ſie gegen ungeſtörte Heimkehr den Frieden boten: Decius verwarf ihre Anträge, griff ſie auf dem Rückzuge bei Forum Trebonii in Möſien an, ward wiederum beſiegt und fiel in der Schlacht (251). Gallus, von dem überwundenen Heer zum Imperator ernannt, ſchloß Frieden mit den Gothen und ſagte ihnen Jahrgelder zu. Aber bald kamen ſtatt der zufrieden geſtellten andere Schwärme, plünderten Illyrien, Thracien, Macedonien, Griechenland und verbreiteten Schrecken bis an die Thore Roms. Da übernahm Aemilianus, Statthalter von Pannonien und Möſien, die Vertheidigung des Staates, die der kleinmüthige Imperator verſäumte, erfocht einen Sieg, und ſeine Krieger übertrugen ihm das Imperium, die Prätorianer des Gallus traten ihnen bei, verließen und ermordeten ihren Herrn, auch der Senat erklärte ſich für den Aemilianus. Aber von den Legionen in Rhätien und Noricum wurde Valerianus zum Imperator erhoben, der nach Italien kam, ſeinen Gegner beſiegte und nun auch vom Senat die Ernennung zum Auguſtus für ſich, für ſeinen Sohn Gallienus die Cäſarwürde erlangte (253). Unfälle und allgemeine Zerrüttung bezeichnen die Regierung des Va-

lerianus und Gallienus. Heftiger als je drangen jetzt die fremden Völker auf die Grenzen ein, am Rhein die Alemannen und neben ihnen ein neuer Germanischer Völkerverein, die Franken, der etwa die Verbündeten der Cherusker zu Arminius Zeit, mit Ausnahme der Cherusker selbst, umfaßte, an der Donau die Gothen, am Euphrat und Tigris die Perser. Um die westlichen Grenzen zu schützen, sandte Valerian seinen Sohn nach Gallien, der in Trier seinen Sitz nahm. In der That wurde die Rheingrenze behauptet, besonders durch die Vertheidigungsanstalten des Posthumus, den der Imperator deshalb zum Präses von Gallien und zum Feldherrn der überrheinischen Mark ernannte. Aber unterdessen brachen die Alemannen über die Alpen in das unvertheidigte Italien ein und streiften bis in die Nähe von Rom. Ein Heer, das der Senat eiligst aufraffte, bewog sie indessen zum Rückzuge; Verbindungen zwischen Gallienus und einem Marcomannenkönige, dem ein Theil Pannoniens abgetreten wurde, scheinen ähnliche Angriffe eine Weile abgewehrt zu haben. Gegen die Gothen focht Aurelianus als Feldherr in Illyrien und Thracien, aber jene begaben sich auch auf die See. Vom Taurischen Bosporus aus schifften sie zuerst nach den reichen Städten Pityus und Trapezunt und kehrten mit großer Beute heim; ein zweites Unternehmen der Art verheerte und plünderte die Küstenstädte Bithyniens (257). Zehn Jahre später segelten fünf hundert kleine Fahrzeuge der Gothen abermals aus dem Bosporus in das schwarze Meer und die Propontis, zerstörten Cyzicus, durchschifften den Hellespont und erreichten nach mehrfachen Landungen im Aegäischen Meere die Stadt Athen, die sie eroberten. Ein plötzlicher Angriff der Athener auf die Gothischen Schiffe vermehrte den Zorn der Fremdlinge, sie ergossen sich verwüstend über Griechenland, Epirus und näherten sich Italien. Da zog Gallienus gegen sie und besiegte einen Schwarm bei Naissus in Mösien, ein anderer machte sich zu Lande in seine Heimath Bahn, die übrigen gingen zu den Schiffen zurück und fanden so den Rückweg nach dem Bosporus. Gegen die Perser, welche Edessa belagerten, war inzwischen Valerian selbst ausgerückt, aber er wurde von Schabur eingeschlossen und gefangen (260), die Perser durchstürmten ungehindert Syrien, Cilicien und Cappadocien, bis Odenathus, ein angesehener Bürger von Palmyra, eine Schaar Syrer und Araber sammelte und durch stete kleine Angriffe das feindliche Heer so beunruhigte,

daß Schabur über den Euphrat zurück wich. Valerian blieb in Gefangenschaft, Gallienus that nichts um ihn zu befreien, nichts um der Noth des Reiches zu helfen; daher brach an allen Orten Aufruhr aus. Imperatoren erhoben sich in so bedeutender Zahl, daß man Galliens Regierung, wenn auch nicht ganz schicklich, die Zeit der dreißig Tyrannen genannt hat. Manche dieser Empörungen wurden bald gestillt, folgenreicher waren die, welche in Aegypten und Gallien ihren Anfang nahmen. Die Legionen der erstgenannten Provinz ernannten ihren Anführer Macrianus zum Imperator, der, da er nach Rom aufbrach, Aegypten der Obhut seines Feldherrn Aemilianus vertraute. In Syrien fielen ihm einige Städte zu, aber Odenathus widerstand der Empörung; gegen ihn ließ Macrianus den Balista als Statthalter Syriens, während er seinen Weg fortsetzte und Illyrien erreichte, wo ihn Aureolus, ein Feldherr des Gallienus, besiegte und tödtete. Statt des Erschlagenen erhoben sich drei Imperatoren, alle von ihren Kriegern berufen, Aemilianus, Balista und Aureolus. Den letztern gewann Gallienus, indem er ihn als Genossen am Imperium aufnahm, Aemilianus erlag einem gegen ihn gesandten Heere, Balista ward ermordet auf Anstiften des Odenathus, welchem Gallienus für seine Dienste gleichfalls die Theilnahme am Imperium gewährte. Aber auch Odenathus wurde ermordet (267); seine Wittwe Zenobia verlangte für ihre unmündigen Söhne die Ehren des Vaters, und als dies Gesuch verweigert und ein Heer gegen sie geschickt wurde, schlug sie die Römer zurück, nannte sich Königinn der Morgenländer und herrschte als solche von Palmyra aus über Mesopotamien, Syrien und Aegypten. Nicht minder verderblich für Gallienus war der Aufstand, der von Gallien ausging. Posthumus, der Beschützer der Rheingrenze, wurde dort vom Heere zum Imperator ausgerufen, ein Theil von Gallien, Britannien, Spanien standen für ihn, mit den Franken war er im Bunde, die Alemannen wurden durch starke Vertheidigungslinien an der rechten Seite des Flusses abgewehrt. Neben ihm erhob sich Lollianus in einem andern Theile Galliens. Posthumus wurde von seinen Kriegern getödtet, sein Nachfolger Victorinus ließ den Lollian umbringen und herrschte über ganz Gallien. Auch er wurde ermordet: erst Tetricus genoß der Herrschaft wenigstens einige Jahre. Mittlerweile entzweiten sich Gallienus und Aureolus von neuem. Während des Krieges

zwiſchen ihnen wurde Gallienus in ſeinem Lager ermordet, das Heer übertrug dem Claudius das Imperium, der den Aureolus überwand und hinrichten ließ (268). Dann begann er den Krieg gegen die fremden Völker: die Alemannen, die wieder in Italien einbrachen, wurden am Gardaſee geſchlagen; den Gothen zu begegnen eilte der Imperator nach Macedonien. Denn jene hatten ſchon wieder an den Ufern des Dnieſter einige tauſend kleine Schiffe gebaut und Landungen an der Griechiſchen und Macedoniſchen Küſte gewagt. Eine Horde durchzog Macedonien, beſiegte den Claudius, wurde aber doch zuletzt genöthigt, ſich zu ergeben; ein anderer Schwarm wurde in Thracien aufgerieben, Römer und Athener vernichteten die Gothiſche Flotte im Archipelagus. Die Wiederherſtellung des Römiſchen Staates, welche Claudius durch dieſe Kämpfe begann, vollendete deſſen Nachfolger Aurelianus, den das Heer zum Imperium berief (270). Die Alemannen, die abermals in Italien eindrangen und bei Placentia einen großen Sieg über den Aurelian erfochten, wurden durch zwei ſpätere Schlachten über die Berge zurück getrieben, ſelbſt Vindelicien, das ſie beſetzt hatten, wurde ihnen wieder entriſſen. Mit den Gothen ſchloß der Imperator nach einigen Feldzügen Frieden und räumte ihnen die Provinz Dacien. Tetricus rief ſelbſt deſſen Hülfe an gegen ſein aufrühriſches Heer und unterwarf ſich ihm, da er jenes beſiegte. Entſchloſſenern Widerſtand leiſtete Zenobia, aber zwei Niederlagen, bei Antiochia und Emeſa, nöthigten ſie zum Rückzug in ihre Hauptſtadt, wo Aurelian ſie belagerte. Sie wollte entfliehen, wurde aber eingeholt und gefangen, Palmyra ergab ſich (273). Doch fiel auch Aurelian durch Mord, den einige Befehlshaber ſeines Heeres angeſtiftet hatten. Erzürnt über die That, wollten die Soldaten keinem ihrer Führer das Imperium gönnen; ſie übertrugen die Wahl dem Senat, der nach wiederholtem Weigern den Tacitus, einen Senator, zu jener Würde berief. Allein als dieſer nach ſechs Monaten ſtarb, bemächtigte ſich das Heer von neuem der Wahl. Die Prätorianer beriefen den Florianus, die Morgenländiſchen Legionen den Probus; dieſer ſiegte (276). Ihm lag nun abermals die Vertheidigung der Grenzen ob, denn ſchon waren die Völker am Rhein und an der Donau wieder in voller Bewegung. Die Franken und Alemannen hatten 60 bis 70 Städte eingenommen, über die Donau kamen Gothen und Sarmaten. Pro-

bus ging zuerſt nach Gallien, trieb die Feinde über den Rhein und ſcheint ſelbſt jenſeit des Fluſſes ziemlich tief landein vorgedrungen zu ſein, ſo daß neun Fürſten den Frieden ſuchten; dann zog der Sieger durch Rhätien nach Illyrien, und der Ruf ſeiner frühern Thaten bewog auch hier Gothen und Sarmaten zum Frieden. Aber die eignen Krieger erſchlugen den Imperator, welcher ihnen durch ſeine Strenge verhaßt geworden, und ernannten den Präfectus prätorio Carus zu ſeinem Nachfolger (282), der ſeine Söhne Carinus und Numerianus zu Cäſaren erklärte und den Krieg gegen die Perſer beſchloß. Er drang durch Meſopotamien bis über den Tigris vor, da erſchlug ihn der Blitz, und Numerianus mußte auf Verlangen des Heeres den Rückzug antreten. Während deſſelben ermordete ihn der Präfectus Aper. Das Heer rächte den Mord und wählte den Diocletianus zum Imperator (284), ohne des Cäſars Carinus weiter zu gedenken, den üppige Schwelgerei in Verachtung gebracht hatte, und der bald hernach, indem er gegen ſeinen Nebenbuhler ins Feld zog, von einem ſeiner Krieger erſchlagen wurde.

Zweiter Abſchnitt.

1. Mit Diocletian beginnt eine andere Ordnung im Römiſchen Staat; durch ihn wurde nicht das Imperium, wie es ihm ertheilt war, ſondern das Diadem der Flaviſchen Familie überliefert, welche die neuen Staatseinrichtungen vollends ausgebildet hat. Diocletianus geſellte ſich bald nach ſeiner Erhebung den Maximianus als Cäſar bei und ſandte ihn nach Gallien, um einen großen Aufruhr der Bagauden, d. i. der leibeigenen Bauern, zu dämpfen, während er ſelbſt den Krieg gegen die Perſer führte. Der Erfolg war günſtig. Narſes, der Sohn des Perſerkönigs, der ſchon in Syrien eingedrungen war, wich vor dem Diocletian über die Grenze zurück und bat um Frieden, der gewährt wurde; die Bagauden unterwarf Maximianus. Aber ſogleich zeigte ſich andere Gefahr. Die Alemannen und mit ihnen jetzt zum erſten Male das Sueviſche Volk der Burgunder fielen in Rhätien und Gallien ein, die Franken gingen über den Mittel- und Niederrhein; dazu trat noch ein Germaniſcher Völkerverein hervor,

die Sachſen, die als kühne Seeräuber die Galliſchen Küſten beunruhigten. Zur Abwehr der letztern wurde eine Flotte erbaut, deren Führung Maximianus dem Carauſius überließ. Er ſelbſt führte den Landkrieg und ſchlug die Feinde zurück, auch Diocletian kam, nachdem der Perſerkrieg geendet war, und befreite Rhätien von den Alemannen. Aber Carauſius empörte ſich, gewann die Legionen in Britannien, die ihn zum Imperator ausriefen, beſiegte den Maximianus zur See und mußte endlich von dieſem und dem Diocletian als Genoß der Herrſchaft anerkannt werden. Andere Unruhen erhoben ſich in Africa, wo Julian ſich zum Imperator aufwarf und die Mauren an den Grenzen vordrangen, in Aegypten, das gleichfalls ein Empörer Achilles in Aufregung brachte und Streifzüge der Blemmyer verheerten, und in Syrien, welches Narſes, nun König der Perſer, mit Krieg bedrohte, nachdem er den Tiridates von Armenien, den Verbündeten Roms, ſchon aus ſeinem Reiche verjagt hatte. Dadurch getrieben beſchloß Diocletian noch weitere Theilung des Imperiums (292), Maximianus erhielt den Rang eines Auguſtus, jedem der beiden Auguſten wurde ein Cäſar beigeſellt, dem jüngeren Flavius Conſtantius Chlorus, dem älteren Galerius. Auch dieſe Maßregel bewährte ſich. Conſtantius erneute den Krieg gegen Carauſius und deſſen Bundesgenoſſen, die Franken; die letztern wurden zuerſt überwunden, Carauſius fiel indeſſen durch Mord des Alectus, Alectus in der Schlacht gegen Conſtantius, und Britannien ward wieder erobert. Maximianus beſchützte nicht nur die Rheingrenze, er ging auch nach Africa; Julian, an ſeiner Sache verzweifelnd, tödtete ſich ſelbſt, die Mauren wurden bis in ihre Gebirge verfolgt. Den Aufſtand in Aegypten unterdrückte Diocletian ſelbſt, den Angriffen der Blemmyer ſetzte er ein Ziel, indem er den Nubiern gegen die Verpflichtung, jene Feinde abzuwehren, einen Landſtrich an der Grenze abtrat. Den Perſiſchen Krieg leitete er von Antiochia aus, die Ausführung blieb dem Galerius. Eine große Niederlage des Römiſchen Heeres war das Ergebniß des erſten gegen Meſopotamien gerichteten Feldzuges, günſtiger fiel der des nächſten Jahres in Armenien aus. Narſes wurde geſchlagen und mußte einen Frieden ſchließen, der die Römiſche Grenze bis über den Tigris hinaus vorrückte und dem Imperator das Recht einräumte, nicht nur den König von Armenien, ſondern auch den von Iberien einzuſetzen (297). Seit dieſen

Siegen wurde nach Art der Perſerkönige das Diadem von den Auguſten angelegt, ſie umgaben ſich mit einem glänzenden Hofe, Dominus ward die übliche Anrede an ſie, deren früherhin ſich nur der Sklave gegen den Herrn bediente; denn es ſchien nöthig, durch äuſſern Glanz die Menge, vornämlich die Krieger, an Ehrfurcht vor der oberſten Gewalt im Staate zu gewöhnen. Zugleich wurde der Senat unwirkſam gemacht und ihm jede Theilnahme an den Angelegenheiten des Reiches entzogen, indem die Auguſten auſſerhalb Roms, der eine in Mailand, der andre in Nicomedia, ihren Sitz aufſchlugen. Indeſſen legte Diocletian bald freiwillig ſeine Würde nieder (305), von ihm vermogt that Maximian gleichzeitig denſelben Schritt, die bisherigen Cäſaren wurden Auguſten, und Galerius, als Eidam des Diocletian der angeſehenere unter ihnen, ernannte die neuen Cäſaren Maximinus und Severus. Nicht lange nachher ſtarb Conſtantius während eines Feldzuges gegen die Caledonier; die Legionen in Britannien begrüſten jenes Sohn Conſtantinus als Auguſtus, Galerius erkannte ihn nur als Cäſar und übertrug die höhere Würde dem Severus. In Rom entſtand um dieſelbe Zeit ein Aufruhr, der den Maxentius und deſſen Vater Maximianus, den vormaligen Genoſſen des Diocletian, zu den imperatoriſchen Ehren erhob; Severus bekriegte ſie, wurde aber gefangen und getödtet (307). Ein Feldzug des Galerius ſelbſt, Friedensunterhandlungen, zu denen er ſich erbot, waren eben ſo wenig vermögend Italien wieder zu gewinnen. Da ernannte Galerius ſtatt des Severus den Licinius zum Auguſtus, dem Maximinus legte ſein Heer dieſelbe Würde bei, und Galerius mußte genehmigen. In Italien entzweiten ſich bald die beiden Herrſcher. Maxentius entſetzte ſeinen Vater mit Hulfe der Prätorianer, dieſer ging nach Gallien zum Conſtantin, wo er anfangs gaſtliche Aufnahme fand, aber da er eine Empörung erregte, wurde er gefangen und getödtet. Nicht lange nach ihm ſtarb Galerius (311). Seitdem war die Herrſchaft über die öſtlichen Provinzen unter zwei befeindeten Gebietern getheilt; in gleicher Stellung zu einander befanden ſich die Herrſcher des Abendlandes, daher verbündete ſich Maxentius mit dem Maximin, Licinius mit dem Conſtantin. Im Weſten brach die Fehde zuerſt aus. Maxentius kränkte durch Uebermuth die Römer wie den Conſtantin; dieſer drang über die Alpen in Italien ein, eroberte Suſa, ſiegte bei Turin, Verona,

zuletzt bei Rom und wurde, nachdem sein Gegner auf der Flucht umgekommen war, von Senat und Volk mit Freuden als Gebieter begrüßt (312). Gleich nach Maxentius Fall fing Maximin den Krieg gegen Licinius an, wurde bei Heraklea an der Propontis geschlagen, floh nach Asien und starb in Tarsus: Licinius nahm das ganze Morgenland in Besitz (313). Nun ward er auch dem Constantin feindlich, bald kam es zum Kriege zwischen beiden, aber zwei Niederlagen nöthigten den Licinius zu einem Frieden, durch den er Pannonien, Dalmatien, Macedonien und Griechenland an den Sieger abtreten mußte. Acht Jahre dauerte dieser Zustand der Ruhe, den nur Kämpfe an den Grenzen unterbrachen. Einer von Constantins Söhnen focht glücklich gegen die Franken und Alemannen, Constantin selbst gegen die Gothen, die mit Sarmaten vereint in Illyrien eingedrungen waren, und die der Augustus nicht nur zurückschlug, sondern in Dacien selbst bekriegte und zum Frieden zwang. Dann brach er plötzlich gegen Licinius auf. Eine Landschlacht bei Adrianopel, eine Seeschlacht im Hellespont, die Belagerung von Byzanz und ein zweites Landtreffen bei Chrysopolis in Bithynien brachen den Widerstand des Angegriffenen, er ergab sich dem Sieger, der ihn bald nachher hinrichten ließ (324): Constantin war im Besitz der Alleinherrschaft. Er blieb es dreizehn Jahre, eine Zeit äußeren Friedens mit Ausnahme eines kurzen Krieges gegen den Gothenkönig Ariarich, den der Augustus zum Schutze Sarmatischer Völker unternahm und siegreich zu Ende führte; aber in diesen Jahren wurde die Umgestaltung des Römischen Staates vollendet, welche Diocletian begonnen hatte; neue Formen der Verwaltung und eine neue Staatsreligion wurden eingeführt. Zur beständigen Hauptstadt des Reiches wählte Constantin Byzanz, das durch stattliche Bauwerke verherrlicht von ihm den Namen Constantinopel erhielt. Hier war die Hofhaltung des Kaisers, prächtig und glänzend nach Diocletians Vorgange, ohne Diadem zeigte sich der Herrscher nie vor dem Volke. Oberste Reichsbehörde war das Consistorium, in welchem die sieben ersten Kronbeamten ihren Sitz hatten, der Präpositus sacri cubiculi, unter dessen Aufsicht der ganze Hof gestellt war, der Magister officiorum, der den gesammten schriftlichen Verkehr zwischen dem Herrscher und den Unterthanen zu besorgen hatte, der Quästor, dem die Abfassung der kaiserlichen Verordnungen oblag, der Comes sacrarum largitionum,

dem die Finanzen des Staates untergeben waren, der Comes rerum privatarum divinæ domus für die Verwaltung des kaiſerlichen Privatvermögens und die beiden Oberfeldherrn, der Magiſter peditum und Magiſter equitum. Das ganze Reich, mit Ausſchluß der Städte Rom und Conſtantinopel, war in vier Präfecturen getheilt, die Morgenländiſche, Illyriſche, Italiſche und Galliſche, jede von dieſen und außerdem die Hauptſtädte unter einem eigenen Präfecten, dem die geſammte Civilverwaltung zuſtand. Die Präfecturen waren in dreizehn Diöceſen, dieſe in hundert ſechzehn Provinzen abgetheilt, den Diöceſen waren Vicarii, den Provinzen Rectores vorgeſetzt, von denen einige Proconſules, andre Conſulares, Correctores und Präſides hießen, alle dieſe, gleich den Präfecten, nur mit Civilgewalt verſehen. Die Städte hatten noch ihre Senate (Curia, Ordo), wie in früherer Zeit, deren Mitglieder, Decurionen genannt, ihre Stellen erblich oder, wenn ein Geſchlecht ausſtarb, durch Wahl des Collegiums beſaßen, aber die Volksgemeinen waren hier, wie in Rom ſeit Tiberius Zeiten, außer Thätigkeit geſetzt. Aus den Decurionen wählte in den Municipien und Colonien der Ordo die Magiſtrate, welche jährlich wechſelten, die Rechtspflege in erſter Inſtanz und, mit dem Ordo gemeinſchaftlich, die Verwaltung der innern ſtädtiſchen Angelegenheiten unter Aufſicht des Rectors der Provinz übten; in den übrigen Städten hatte die Curie nicht das Recht Magiſtrate zu wählen, ſie verwaltete die ſtädtiſchen Geſchäfte unter dem Vorſitz des Aelteſten auf der Liſte der Decurionen, die Gerichtsbarkeit war allein in den Händen des kaiſerlichen Statthalters und ſeiner Legaten. Den Decurionen und andern wohlhabenden Bürgern gehörte auch zumeiſt das Grundeigenthum und wurde theils, in Bauergüter zerſchlagen, von hörigen Colonen bewirthſchaftet, theils von Sklaven für ihre Herren beſtellt: die kleinern freien Ackerbeſitzer hatten ſich ſehr vermindert und waren in manchen Gegenden ganz verſchwunden. Die Kriegsmacht des Reiches war in fünf und dreißig Heerhaufen geſondert, jeder unter einem Befehlshaber; fünf und zwanzig von dieſen hießen Duces, die andern zehn, mit höherem Range, Comites. Von den Einrichtungen der republikaniſchen Zeit war ſomit wenig geblieben: Conſuln und Patricier gab es noch, aber beide wurden vom Kaiſer ernannt und waren Titel ohne Amt, das Patriciat nur perſönlich nicht erblich, das Conſulat nur für ein Jahr verliehen, die Wirk-

samkeit des Römischen Senates gleich den Curien anderer Städte auf Rom und seine Feldmark beschränkt. — Von der alten Religion blieben nicht einmal Namen, sie mußte ganz dem Christenthume weichen. Ausgegangen von Judäa, wo Jesus zur Zeit des Tiberius gelehrt hatte, war diese Religion bald unter Juden und Heiden verbreitet worden; christliche Gemeinen waren hie und da im Römischen Reiche zusammen getreten nach dem Muster der eben so zerstreuten Jüdischen Synagogen, ihre Vorsteher hießen Aelteste, der erste unter den Aeltesten einer Gemeine, dem vorzugsweise das Lehramt oblag, hieß der Episcopos (Bischof). Jede Gemeine war unabhängig von der andern, nur das Band der Pietät und des gemeinsamen Glaubens knüpfte sie an einander. Ungefähr anderthalb Jahrhunderte dauerte dieser Zustand selbst unter Verfolgungen der Christen zur Zeit des Nero und des argwöhnischen Domitianus, der sie für eine geheime Gesellschaft hielt, welche Revolutionen im Staat beabsichtige. Sogar Trajan zeigte Verdacht gegen sie, und wenn er gleich verbot sie aufzusuchen, so war doch auch nach seiner Ansicht das Bekenntniß zum Christenthum hinreichend um die Todesstrafe nach sich zu ziehen. In der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ruhten die Verfolgungen. Die Imperatoren vom Hadrian an bis zur Erhebung des Septimius Severus bewiesen sich den Christen mehr oder weniger gewogen; diese mehrten sich, und in der Verfassung der Gemeinen ging eine Umwandlung vor. Das Christenthum hatte sich aus den Städten auch auf das Land verbreitet; Landgemeinen waren entstanden mit eigenen Aeltesten und Bischöfen, aber der Stadtgemeine, von der sie ausgegangen, zugewandt und mit ihr zu Einer Diöceſe verbunden. Auf ähnliche Weise stellten sich die Gemeinen der kleinern Städte zu der in der Hauptstadt ihrer Provinz; Synoden der Bischöfe traten zusammen, beriethen und beschlossen unter Leitung des Bischofes der Hauptstadt (des Metropoliten). Dadurch wurden größere Kirchensprengel gebildet statt der vereinzelten Gemeinen, die Metropoliten erlangten einen Vorrang vor den Bischöfen der kleinern Städte, diese vor denen des flachen Landes, beide vor den Aeltesten, der Clerus überhaupt vor den Laien. Indessen erregte die ausnehmende Verbreitung des Christenthums Besorgniß für das Bestehen des Römischen Staates, der aufs genaueste mit der alten Religion verbunden

ſchien. Daher befahl Septimius Severus bei harter Strafe, es ſolle Niemand ferner Jude oder Chriſt werden; manche, die nicht gehorchten, wurden getödtet, aber die Zahl der Chriſten minderte ſich nicht. Decius ſuchte das Ziel des Severus zu erreichen, indem er die Gemeinen ihrer Biſchöfe beraubte, aber jene löſ'ten ſich darum nicht auf. Diocletian endlich ergriff, angeregt durch den Galerius, nach Beendigung des Perſerkrieges, das letzte, grauſamſte Mittel, er gebot Zerſtörung aller chriſtlichen Kirchen und der heiligen Bücher, völlige Vertilgung des chriſtlichen Namens (302). Neun Jahre blieben dieſe Edicte in Kraft, auch nachdem Diocletian ſelbſt vom Kaiſerthume abgetreten war, aber Conſtantius Chlorus und Conſtantin hinderten ihre Vollſtreckung, ſo weit ihr Einfluß reichte. Als Maxentius zur Herrſchaft gelangte, hörte auch in Italien und Africa die Verfolgung auf; Galerius ſelbſt nahm kurz vor ſeinem Tode die Strafbefehle zurück und gewährte den Chriſten Duldung. In eben dieſe Stellung traten im Abendlande die Heiden zu den Chriſten ſchon ein Jahr ſpäter, als Conſtantin während des Krieges gegen Maxentius und nach ſeinem Siege ſich für die Letztern erklärte und deren Religion dadurch zur herrſchenden machte; daſſelbe geſchah im Morgenlande, ſobald Licinius bezwungen war. Indeſſen empfing der Kaiſer die Taufe erſt kurz vor ſeinem Tode, und obwohl, durch Wort und Beiſpiel, von oben her aufgefordert, Heiden in großer Zahl zum Chriſtenthume übertraten, ſo übten doch Conſtantin und nach ihm die chriſtlichen Herrſcher ſeines Geſchlechtes fortwährend gleich ihren heidniſchen Vorgängern die Rechte des Pontifex maximus, während ſie in der Kirche, der ſie angehörten, als Laien unter der Leitung des Clerus ſtanden. Dieſe eigenthümliche Stellung führte bald zu heftigen Reibungen zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht. Alexander, Biſchof, und Arius, einer der Aelteſten in Alexandria geriethen in einen theologiſchen Streit, ob Chriſtus Gott oder göttlich, gleichen oder ungleichen Weſens mit dem Vater ſei. Andere Biſchöfe nahmen an dieſen Erörterungen Theil und der Zwieſpalt wurde ſo groß, daß Conſtantin angemeſſen hielt, nach dem Muſter der ſchon vorhandenen Provinzialſynoden eine allgemeine Reichsſynode, das erſte öcumeniſche Concilium, nach Nicäa zu berufen (325). Stimmenmehrheit verwarf hier die Lehre des Arius, Homouſion wurde als das bezeichnende Wort für das Verhältniß Chriſti zum Vater geſtempelt, und der

Kaiser gebot allen sich in diese Beschlüsse zu fügen. Aber nicht lange nachher gewannen ihn die Arianer, welche das Urtheil der Synode als ungerecht darstellten und Argwohn erregten gegen den vornehmsten ihrer Gegner, den Athanasius, Alexanders Nachfolger in Bisthum und Lehre, der nach Gallien verbannt wurde, weil man ihm Schuld gab, er habe versucht die Getreidezufuhr aus Aegypten nach Constantinopel zurück zu halten. Der Kaiser starb (337); seine drei Söhne ließen um sich die Herrschaft zu sichern, fast alle übrigen Glieder des Flavischen Hauses durch die Krieger tödten, nur zwei Knaben wurden erhalten, Gallus und Julianus. Dann wurde das Reich abermals getheilt, indem Constantius die Morgenländische Präfectur erhielt, Constans die Italische und Illyrische, Constantin die Gallische; dem Athanasius erlaubte man in sein Bisthum zurückzukehren. Sogleich nahm den Kaiser des Morgenlandes ein Krieg gegen die Perser in Anspruch. Der Sassanide Schabur II. hatte schon von Constantin dem Großen die Rückgabe der Provinzen gefordert, die Narses dem Diocletian abgetreten, sie war verweigert und der Perser hatte nachgegeben. Jetzt erneute er sein Begehren und den Krieg (338), vertrieb den Armenischen König Arsaces, des Constantius Verbündeten, bemächtigte sich dieses Reiches und drang in Mesopotamien ein. Da erschien der Kaiser selbst bei seinem Heere, Arsaces wurde wieder eingesetzt, drei Belagerungen der Stadt Nisibis abgeschlagen, neun Schlachten geliefert, diese meistens glücklich für die Perser aber ohne bedeutenden Gewinn, und auf die Nachricht von einem Angriffe der nomadischen Völker im Nordosten Persiens eilte Schabur mit dem Constantius einen Waffenstillstand zu schließen (350). Die beiden Augusten des Abendlandes, durch keinen auswärtigen Feind gedrängt, hatten inzwischen sich unter einander bekriegt. Constantin glaubte bei der Theilung übervortheilt zu sein und verlangte noch Africa; als Constans die Abtretung verweigerte, ging der Krieg an. Allein Constantin wurde besiegt und getödtet, der ganze Westen fiel dem Sieger zu (340). Bald drohte auch zwischen den beiden übrigen Brüdern der Krieg hervor zu brechen. Constantius verbannte nämlich, von den Arianern aufgeregt, den Athanasius, den eine Arianisch gesinnte Synode seiner bischöflichen Würde entsetzt hatte, abermals aus seinem Bisthum und ließ den Gregorius durch gewaffnete Macht als dessen Nachfolger einsetzen. Der Ausgestoßene

ging nach Rom und fand an dem dortigen Bischof einen gleichgesinnten Freund, an dem Kaiser Constans einen eifrigen Beschützer, der sich bei dem Constantius dringend für ihn verwandte. Die Herrscher beschlossen ein ökumenisches Concilium entscheiden zu lassen, das sich in Sardica versammeln sollte. Aber kaum war dieses zusammen getreten, so zeigte sich so große Verschiedenheit der Ansichten, daß die Morgenländischen Bischöfe die Synode verließen, sich nach Philippopolis begaben und hier ihre Beschlüsse für sich faßten, durch welche die Absetzung des Athanasius bestätigt wurde, während die Synode in Sardica denselben Bischof auf das ehrenvollste frei sprach (311). Die Kaiser nahmen sich jeder seines Conciliums an, aber Drohungen des Constans sollen den Constantius zur Nachgiebigkeit vermogt haben; eben starb auch Gregorius in Alexandria, und Athanasius erhielt die Erlaubniß zur Heimkehr. Vier Jahre später empörte sich gegen des Athanasius Beschützer dessen Feldherr Magnentius, Constans wurde ermordet, und Magnentius warf sich zum Augustus auf (350). Constantius Weigerung ihn als solchen anzuerkennen entzündete den Krieg, eine Niederlage des Magnentius bei Mursa in Dalmatien war der Anfang desselben, eine andere in den Cottischen Alpen das Ende. Der Besiegte tödtete sich selbst; so ward Constantius Herr des ganzen Reiches, die Arianer die siegende Parthei (353). Athanasius rettete sich vor Gefangenschaft und Tod durch eilige Flucht in die Thebaische Wüste, seine Anhänger unter den Bischöfen wurden aller Orten entsetzt und verjagt. Aber nun zerfielen die Arianer unter sich in mehrere Partheien, Arianer, Semiarianer, Acacianer, Photinianer ꝛc., die nicht minder wider einander eiferten als wider die Anhänger des Athanasius, und Constantius mühte sich vergeblich während seiner ganzen Regierung durch immer von neuem berufene Concilien eine Glaubensformel zu Stande zu bringen, die alle befriedigte. Unterdessen wurden die Grenzen des Reiches an verschiedenen Seiten beunruhigt. Franken und Alemannen waren in Aufregung gebracht durch den Krieg des Constantius gegen Magnentius, denn beide hatten sich jener zu bedienen gesucht. Ein Alemannischer Fürst Chnodemar hatte dem Constantius wichtige Dienste geleistet und erhielt dafür Sitze in Gallien; er sollte das Eindringen anderer Alemannen abwehren. Eben so übertrug der Kaiser dem Franken Silvan die Vertheidigung der Grenze gegen die Franken.

Dennoch ſtreiften Alemanniſche Schwärme über die Alpen nach Italien und wurden mit Mühe zurück geſchlagen; Silvan wurde dem Conſtantius verdächtig, und als man ihn zur Rechenſchaft vorforderte, empörte er ſich und nannte ſich Cäſar. Meuchelmord machte ſeinem Leben ein Ende, aber nun lag auch Gallien den Franken offen, die ſogleich verheerend eindrangen, und am Oberrhein ſammelte Chnodemar mehr und mehr Alemannen um ſich, jetzt nicht als Freund ſondern als Gegner des Kaiſers. Zugleich fielen Quaden und Sarmaten in Pannonien ein, und der Perſerkrieg, ſeit Ablauf des Waffenſtillſtandes nur läßig geführt, drohte heftiger zu werden, da eben damals gepflogene Friedensunterhandlungen ihren Zweck verfehlten. Dem Kaiſer ſchien ein Reichsgehülfe nöthig. Selbſt kinderlos hatte er früher den Gallus zum Cäſar ernannt, aber nach drei Jahren wurde dieſer dem Auguſtus verdächtig, der ihn hinrichten ließ und deſſen Würde dem Julianus verlieh (355), den er nach Gallien ſandte, während er ſelbſt gegen die Quaden zog, ſie und die Sarmaten zum Frieden nöthigte und dann nach Aſien ging, wo inzwiſchen drei der bedeutendſten Grenzveſten von den Perſern erobert waren, doch konnte auch die kaiſerliche Gegenwart hier keine günſtigeren Erfolge bewirken. Unterdeſſen that Julian einen glänzenden Feldzug gegen die Alemannen, überwand ſie bei Straßburg, nahm den Chnodemar gefangen, trieb deſſen Schaaren über den Rhein, verfolgte ſie eine Strecke den Main hinauf und nöthigte ſie erſt zu einem Waffenſtillſtand, dann durch einen neuen Zug über den Rhein zum Frieden. Nicht minder ſiegreich focht er gegen die Franken. Der größte Theil derſelben mußte über den Niederrhein zurück gehen, nur den Saliern wurde verſtattet als Unterthanen des Kaiſers auf Römiſchem Gebiet an der Schelde zu bleiben. Julians Siege erweckten die Eiferſucht des Conſtantius; er rief einen bedeutenden Theil des Galliſchen Heeres nach dem Morgenlande; die Krieger verweigerten den Gehorſam und zwangen den Julian das Diadem anzunehmen. Als der Auguſtus ſeine Zuſtimmung verſagte, brach das Galliſche Heer gegen ihn auf, und nur ſein plötzlicher Tod (361) hinderte den Bürgerkrieg. Sofort gab ſich der nunmehrige Alleinherrſcher Julianus als Beſchützer des Heidenthumes kund, entſagte der chriſtlichen Religion und ohne ihre Anhänger zu verfolgen war er doch deren eifriger Gegner; der chriſtliche Clerus wurde in manchen Vorrechten beſchränkt, doch erhielten alle durch den Conſtantius

verbannten Bischöfe die Erlaubniß zur Heimkehr, nur Athanasius wurde von dieser Gunst ausgeschlossen. Darauf rief der Perserkrieg den Kaiser nach Asien. Zwei Heere sollten auf verschiedenen Wegen gegen Ctesiphon vordringen und dort sich vereinigen; eins, das Julian selbst anführte, erreichte, nachdem vielfältige Hindernisse überwunden waren, sein Ziel, das andere traf nicht zu rechter Zeit ein, weil der Armenische König Arsaces, auf dessen Beistand gerechnet war, ausblieb und die Römischen Heerführer uneinig wurden. Ctesiphon wurde also nicht erobert, Julians Heer ward auf seinem Heimzuge unaufhörlich angegriffen, der Kaiser selbst in einem Gefechte getödtet, der letzte männliche Abkömmling seines Hauses (363).

2. Dem Flavischen Geschlechte folgte fast unmittelbar das **Kaiserthum der Familien des Valentinianus und des Theodosius**, die sich eine an die andere reihen, denn Jovianus, der, durch Julians Heer in Feindes Lande erwählt und nur bemüht die sichere Heimkehr zu erlangen, mit Aufopferung der Veste Nisibis und aller vom Diocletian errungenen Vortheile einen Frieden auf dreißig Jahre von den Persern erkaufte, war nur acht Monate im Besitz der Herrschaft. Nach seinem Tode traten die obersten Reichsbeamten zu einem Wahltage in Nicäa zusammen und ernannten den Valentinianus zum Augustus, der wiederum seinem Bruder Valens die gleiche Würde und die Regierung der Morgenländischen Präfectur übertrug (364). Eilf Jahre regierten beide Brüder von Mailand und Constantinopel aus einig neben einander, es war das Christenthum wieder die herrschende Religion, zu der beide Kaiser sich bekannten, doch war Valentinian der Glaubensformel von Nicäa, Valens den Arianern zugethan, welche, im Vertrauen auf die Gunst des Herrschers, an manchen Orten im Morgenlande Gewalt gegen die anders Gesinnten übten, während im Abendlande über vollkommener Duldung aller christlichen Partheien und selbst der Heiden gehalten wurde. Die Staatsordnungen des Constantin blieben größtentheils unverändert, nur das städtische Leben erhielt ein neues Element durch die Einführung des Defensors, welcher von der ganzen Gemeine aus denjenigen Bürgern, die nicht Decurionen waren, auf fünf Jahre gewählt wurde, und dessen Hauptgeschäft war die Gerechtsame der Bürger gegen Bedrückungen der Statthalter vor den kaiserlichen Gerichten und vor dem Kaiser selbst zu ver-

theidigen: in denjenigen Städten, die keine gewählten Magiſtrate hatten, lag ihnen zugleich die niedere Gerichtsbarkeit ob. Mit den Perſern war Friede, aber unter den Germaniſchen Nationen entſtand wieder Bewegung im Oſten wie im Weſten. Im Oſten kam die Gefahr von den Gothen, die damals in Oſtgothen und Weſtgothen geſondert aber zu Einem Reiche verbunden unter der Herrſchaft des Ermanrich ſtanden, eines gewaltigen Eroberers aus dem Oſtgothiſchen Königsgeſchlechte der Amaler, der außer den Weſtgothen noch zwölf andere verwandte Völker, dann die Wenden, Anten und Slaven und endlich die Aeſtier ſoll im Kriege unterworfen haben, ſo daß ſein Gebiet von der Oſtſee zum ſchwarzen Meere, von der Weichſel zum Don reichte. Heerhaufen dieſer Gothen ſtanden zu Anfang der Regierung des Valens dem Procopius bei, der ſich gegen den Kaiſer empörte, aber der Aufruhr wurde unterdrückt; dabei geriethen viele Gothen in Gefangenſchaft und wurden wie Sklaven behandelt. Ermanrich erklärte deshalb den Krieg, aber ſelbſt ſchon hoch bejahrt überließ er die Führung deſſelben dem Athanarich aus dem Weſtgothiſchen Fürſtengeſchlecht der Balten. Drei Jahre dauerte die Fehde, da nöthigte eine Niederlage den Athanarich zum Frieden. Im Weſten waren es die Alemannen, welche, auf die Nachricht von Valentinians Erhebung, Geſchenke des neuen Kaiſers begehrten, und auf deſſen Weigerung, Gallien verwüſtend überfielen. Aber die Gegenanſtalten des Auguſtus trieben ſie bald über den Rhein zurück, zwei Feldzüge, die Herſtellung Römiſcher Veſten jenſeit des Stromes und die Beſorgniß vor einem Angriff der durch den Kaiſer aufgewiegelten Burgunder vermogten die Alemannen zur Heimkehr und zum Frieden. Vier Jahre ſpäter ſtarb Valentinian (375); ſein älterer Sohn Gratian war ſchon vorher zum Auguſtus ernannt, die Ernennung des jüngern Valentinian II. erzwang das Kriegsheer gleich nach dem Tode des Vaters: eine wankende Dreiherrſchaft war im Römerreiche aufgerichtet gleichzeitig mit dem Anfang der großen Völkerwanderung. Die Hunnen, ein Mongoliſches Hirtenvolk brachen aus ihren Weideplätzen am linken Ufer der Wolga auf, gingen über den Strom und warfen ſich auf die Alanen, die bis zum Don ihre Wohnſitze hatten. Eine blutige Schlacht entſchied zu Gunſten der Hunnen; von den Beſiegten floh ein Theil in den Caucaſus, ein anderer zu weſtlicher wohnenden Germanen, die Mehrzahl vereinigte ſich

mit den Siegern und drang mit ihnen in das Gothenreich ein. Ermanrich, mehr als hundertjährig, unfähig die Waffen zu führen, tödtete sich selbst: Withimer, sein Nachfolger, widerstand den Hunnen, siegte in zwei Schlachten und ward in der dritten überwunden und erschlagen. Der größte Theil der Ostgothen unterwarf sich nun, eine Schaar zog sich von Widerich geführt an den Dniester zu den Westgothen; die Hunnen folgten und gingen über den Fluß. Athanarichs Anstalten zur Abwehr zerschlugen sich an der Unentschlossenheit seiner Nation; da wich der Fürst mit einem Haufen treuer Gothen in das Land Cauca (vermuthlich das heutige Siebenbürgen), die Menge von Fritigern und Alavivus geführt zog an die Donau und bat um Aufnahme in das Oströmische Gebiet. Valens gewährte ihr Gesuch; an 200000 wehrhafte Männer mit ihren Weibern und Kindern wurden über den Fluß gesetzt und lagerten sich in Mösien. Bald veranlaßte die Habsucht der Statthalter, welche den Fremdlingen die Lebensbedürfnisse aufs Aeußerste vertheuerten, gegenseitiges Mißvergnügen, Widerichs Ostgothen kamen gegen des Kaisers Gebot über die Donau und gesellten sich zu den Westgothen, diese begannen den Krieg, siegten bei Marcianopolis und breiteten sich alsbald über Mösien und Thracien aus. Valens, damals in Antiochia, sammelte seine Streitkräfte und bot den Beistand des Abendlandes auf. Aber dieser wurde zurück gehalten durch die Alemannen, die eben wieder Gallien heimsuchten. Gratian besiegte sie bei Argentaria, ging über den Rhein, und die Alemannen unterwarfen sich. Mitlerweile war Valens mit einer Macht den Gothen entgegen gerückt und in einer großen Schlacht bei Adrianopel besiegt und umgekommen (378); immer weiter ergossen sich die Fremdlinge über die Provinzen des Reiches. Da erhob Gratian den Theodosius, der sich schon als Feldherrn bewährt hatte, zur Kaiserwürde und übergab ihm außer der Morgenländischen Präfectur auch noch einen Theil der Illyrischen. Theodosius vermied eine große Schlacht mit den Gothen, und führte von Thessalonica aus, begünstigt durch den Tod des Fritigern und darauf folgende Mißhelligkeiten im feindlichen Lager, einen erfolgreichen kleinen Krieg gegen vereinzelte Schwärme. Die Ostgothen gingen über die Donau zurück und wandten sich nach Westen, dagegen kam Athanarich aus Cauca zu seinen Landsleuten. Mit ihm machte Theodosius einen ehrenvollen Frieden, dem bald auch die übrigen West-

gothen beitraten. Sie erhielten in Thracien Aecker angewiesen und leisteten dafür Kriegsdienste, als Verbündete des Reiches, unter eigenen Fürsten und nach eigenen Rechten lebend. Vierzigtausend aus ihnen wurden als stehendes Heer vom Kaiser unterhalten und genossen höheren Soldes und höherer Ehre als die übrigen Krieger. Auf ähnliche Weise wurden die nach Westen entwichenen Ostgothen, die bald abermals an der Niederdonau erschienen, auf ihr Ansuchen in Phrygien angesiedelt. Nachdem also die Bewegung der Völker dem Anschn nach gestillt war, begann sich Theodosius als Reformator der Kirche thätig zu erweisen. Gratian hatte zuerst beim Antritt seiner Regierung das Amt eines heidnischen Pontifex maximus von sich abgelehnt, die Einkünfte der Priester und Vestalen eingezogen, ihre Vorrechte aufgehoben. Theodosius untersagte den Heiden die Opfer, und zugleich erklärte ein kaiserliches Edict das Nicäische Glaubensbekenntniß für die allein wahre Religion, zu der sich alle Nationen halten sollten, ihren Anhängern solle ausschließlich die Benennung katholischer Christen, den anders Denkenden der Name Ketzer zustehen (380). Dem zufolge wurden planmäßig in Constantinopel und in allen Provinzen des Morgenländischen Reiches die Arianischen Bischöfe und Geistlichen aus ihren Gemeinen vertrieben und katholische eingesetzt, eine ökumenische Synode in Constantinopel bestätigte und erweiterte die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Nicäa. Bald folgten neue Edicte, welche auf manche Ketzereien sogar die Todesstrafe setzten. Unterdessen empörte sich in Britannien Maximus gegen den Gratian, siegte, ließ den Kaiser tödten und wurde in der Gallischen Präfectur als Augustus anerkannt, selbst Theodosius hieß gut, was geschehen, unter der Bedingung, daß Maximus sich an dem genügen lasse, was er besitze. Aber dieser brach den Vergleich nach wenigen Jahren und drang in Italien ein. Valentinian und seine Mutter entflohen zum Theodosius, der zu ihrem Schutze gegen den Maximus ins Feld zog und ihn nach einer Schlacht in Aquileja einschloß. Auch diese Stadt fiel, und Maximus wurde auf des Siegers Geheiß hingerichtet (388). Theodosius gab das ganze Abendland in die Hände Valentinians zurück, doch blieb er drei Jahre in Italien um die Angelegenheiten des Reiches gemeinsam mit dem jungen Kaiser zu ordnen. Die kirchliche Reform wurde nun mit erneutem Eifer betrieben und auf das Abendland ausgedehnt. Den

Heiden wurden nun erſt ihre Tempel genommen, an vielen Orten ſogar zerſtört, auch im Freien unter heiligen Bäumen durften keine Feſtmahle mehr gehalten werden. Der Arianismus, nicht minder ernſtlich im Abendlande verfolgt als ſchon vorher im Oſten, erhielt ſich nur bei den Weſtgothen, die durch ihre erſten Bekehrer, vornämlich den Biſchof Ulphilas für denſelben gewonnen waren, und außerhalb der Grenzen des Römiſchen Reiches; innerhalb dieſer hatte Theodoſius die katholiſche Kirche befeſtigt. Aber nicht lange war der Kaiſer nach Conſtantinopel heimgekehrt, ſo empörte ſich Arbogaſtes, Valentinians oberſter Feldherr, gegen ſeinen Herrn, ließ ihn ermorden und machte den Eugenius zum Kaiſer; aber Theodoſius beſchloß den Krieg. Eine Schlacht bei Aquileja entſchied, Eugenius wurde gefangen und getödtet, Arbogaſtes tödtete ſich ſelbſt, und Theodoſius vereinigte noch einmal das ganze Reich. Nur vier Monate dauerte dieſe Einherrſchaft. Theodoſius ſtarb (395), und ſeine Söhne Honorius und Arcadius, ſchon bei des Vaters Leben zu Auguſten ernannt, übernahmen dieſer die öſtlichen, jener die weſtlichen Lande. Sogleich geriethen die Weſtgothen zum zweiten mal in Bewegung. Da ihnen ihr Sold verkürzt wurde, brachen ſie aus ihren Sitzen in Thracien auf; Alarich führte ſie gegen die Hauptſtadt, aber plötzlich verließen ſie dieſe Gegend, drangen in Griechenland ein und plünderten Athen ſammt den Städten des Peloponnes. Niemand wehrte ihnen, denn Stilicho und Rufinus, die viel vermögenden Miniſter des Honorius und Arcadius gedachten mehr ihrer Feindſchaft als der Noth des Reiches, ſelbſt der Tod des Rufinus, den ſein Gegner durch den Gainas ermorden ließ, ſtellte die Eintracht nicht her, die Partheiung in Conſtantinopel wurde nur größer, indem Eutropius, dem Stilicho nicht minder feind als Rufinus, nun mit dem Gainas um den Vorrang wetteiferte. Unterdeſſen landete Stilicho mit einem Heere im Peloponnes, Griechenland zum Beiſtande, und trieb die Gothen in das Gebirge Arcadiens. Dennoch fanden dieſe Gelegenheit über den Meerbuſen von Corinth zu entkommen und Epirus zu beſetzen. Die Feindſchaft zwiſchen den Kaiſerhöfen wurde nun noch größer, Stilicho erhielt den Befehl Griechenland zu verlaſſen und wurde in Conſtantinopel für einen Feind des Reiches erklärt, gegen den man ſich ſogar Mordverſuche erlaubte. Mit dem Alarich aber ſchloß Eutropius einen Vergleich und ernannte ihn zum kaiſerlichen Präſes des öſtlichen

Illyriens, die Westgothen riefen ihn zu ihrem Könige aus. Dieser Erfolg bewog auch die Ostgothen in Phrygien zum Aufstande; Gainas, mit einem Heere gegen sie geschickt, ging zu ihnen über, nachdem er vom Kaiser die Hinrichtung seines Feindes Eutropius erlangt hatte, und bald verbreitete sich die Empörung bis nach Thracien. Als aber Gainas über die Donau gehen und in die Länder einbrechen wollte, die seit dem Fall des Gothenreiches die Hunnen inne hatten, trat ein Hunnisches Heer unter Ulides ihm entgegen, erschlug ihn und besiegte die Gothen. Doch während dieser Aufruhr gestillt wurde, machte sich Alarich mit den Westgothen von neuem auf die Wanderung. Italien war diesmal ihr Ziel. Sie gingen langsam vorwärts, erst im dritten Jahre nach ihrem Aufbruch überstiegen sie die Julischen Alpen (403). Stilicho berief die Besatzungen der Grenzwehren Galliens und der Pictenmauer in Britannien zum Schutze Italiens herbei und siegte mit ihnen, nachdem schon Mailand gefallen war, in zwei Schlachten bei Pollentia und Verona: die Westgothen wichen nach Illyrien zurück. Dennoch verlegte Honorius seinen Sitz nach dem festen Ravenna, das mehr Sicherheit als Mailand gewährte, auch erschien bald wieder eine ähnliche Gefahr. Ein großer Schwarm Alanen, Vandalen, Sueven, Burgunder drang, vom Rhadagaisus angeführt, aus dem Lande zwischen Rhein und Donau in Italien ein und rückte unaufhaltsam bis in die Nähe von Florenz, wo es endlich dem Stilicho gelang, das Lager des Feindes einzuschließen und ihn durch Mangel zur Uebergabe zu nöthigen (406). Aber nur ein Theil der Barbaren wurde dadurch vernichtet, die übrigen Haufen gingen über die Alpen zurück und wandten sich von da gegen Gallien. Die Franken, als Verbündete der Römer, widersetzten sich ihnen und schlugen das voraufziehende Heer der Vandalen, aber diesen kamen die Alanen zu Hülfe und erzwangen den Uebergang über den Rhein, dessen Vertheidiger noch in Italien waren: über einen großen Theil Galliens erging nun entsetzliche Verwüstung. Zu gleicher Zeit wurde von der geringen Kriegsmacht, welche noch in Britannien stand, Constantin zum Kaiser ausgerufen, der nach Gallien überging, die eingedrungenen Völker durch Stillstände auf kurze Zeit beruhigte, aber dagegen den Bürgerkrieg anfing. Ein Heer aus Italien wurde zum Rückzuge genöthigt, Gallien und Spanien unterwarfen sich dem Constantin. In Italien wurden Stilichos Feinde mächtig, verleum-

deten ihn beim Kaiſer als einen Verräther und erlangten ſeine Hinrichtung. Sogleich rückte Alarich zum zweitenmale in Italien ein, denn Stilichos Nachfolger weigerte ſich die Geldſummen zu zahlen, welche früher den Weſtgothen bewilligt waren, um ſie von einem erneuten Angriff zurück zu halten. Ungehindert durchzog der König Italien bis zu den Thoren von Rom, das ſich mit Gold von der Belagerung loskaufte. Von Tuscien aus unterhandelte Alarich nochmals mit dem Kaiſer um den Frieden; die hartnäckige Zurückweiſung, die ſeine Anträge erfuhren, bewog ihn zu einer zweiten Belagerung Roms. Diesmal rettete ſich der Senat durch Abfall, indem er den Attalus ſtatt des Honorius zum Kaiſer erwählte, der dem Weſtgothenkönige, ſeinem Verlangen gemäß, die Oberfeldherrnwürde des Reiches übertrug: aber bald entzweiten ſich beide und Alarich entſetzte ſeinen Kaiſer. Noch einmal bot er nun dem Honorius Frieden, abgewieſen und hintergangen belagerte er Rom zum dritten mal, erſtürmte und plünderte die Stadt, dann zog er nach Unteritalien um Sicilien und Africa zu erobern. Die Ausführung dieſer Abſicht hinderte Alarichs plötzlicher Tod (410). Ataulph, ſein Nachfolger, bot nochmals dem Kaiſerhofe in Ravenna ſeine Dienſte an und brach endlich, nachdem er eine Weile unterhandelt hatte, nach Gallien auf. Dies Land war inzwiſchen von einem Theil der eingedrungenen Völker frei geworden; die Vandalen, Sueven und ein Haufe der Alanen waren nach Spanien gezogen, während Gerontius, der Statthalter dieſer Provinz, im Aufſtande gegen Conſtantin begriffen war (409); die Empörung wurde unterdrückt, aber die Eingewanderten blieben in Spanien. Dem Kaiſerthum des Conſtantin machte Conſtantius ein Ende, den Honorius aus Italien ſandte, doch ſtatt des Gefallenen erhob ſich ein anderer Auguſtus Jovinus, der im Bunde mit den Burgundern und dem in Gallien gebliebenen Schwarm der Alanen ſtand. Vor ihm zog ſich Conſtantius zurück, Ataulph und die Weſtgothen übernahmen den Kampf, und bald wurde Jovinus überwältigt (413). Dennoch entzweiten ſich Honorius und der Weſtgothenkönig, dieſer zog aus Gallien nach Spanien und eroberte Barcelona. Hier wurde er ermordet und, nach ſieben Tagen der Verwirrung, Wallia zum Könige gemacht, der mit dem Kaiſer Frieden ſchloß und ſich gegen die Fremden in Spanien wandte. In einem dreijährigen Kriege bezwang er die Alanen, die, weil ihr König gefallen war,

ſich mit den Vandalen vereinigten; die Vandalen und Sueven drängte er in die Galiciſchen Gebirge, was er in Spanien erobert hatte, gab er dem Honorius zurück und empfing dagegen für ſich und die Weſtgothen Aquitanien (419). Unter der Benennung Gäſte (Hoſpites) ließen ſich die Ankömmlinge neben den alten Bewohnern nieder, dieſe mußten jenen zwei Drittheile des Landes abtreten; dafür blieben ſie im ungeſtörten Beſitz ihres alten Rechtes und ihrer Gerichtsbarkeit, die Städte behielten ihre Curien, Magiſtrate und Defenſoren, nur traten in die Stelle der kaiſerlichen Präſides Weſtgothiſche, vom Könige ernannte Grafen, die, Militär- und Civilgewalt in ſich vereinigend, dafür zu ſorgen hatten, daß gleichmäßig dem Römer wie dem Gothen von ſeinen eigenen Richtern Recht geſprochen wurde. In ähnlicher Weiſe richteten ſich die Burgunder in Obergermanien ein, das ihnen um dieſelbe Zeit vom Honorius überlaſſen wurde, in Niedergermanien breiteten ſich die Franken aus, vielleicht ohne geordnete Landestheilung, aber doch auch ohne Beeinträchtigung der Städte, an der Loire blieben Alanen, alle unter ihren eigenen Königen; Britannien, das ſich nicht mehr als Provinz behaupten ließ, erklärte der Kaiſer für frei, einheimiſche Fürſten regierten ſeitdem wieder die vereinzelten Brittiſchen Nationen, eben ſo vereinzelt ſtanden die Römiſchen Städte im Lande, die auch hier ſich bei ihren Rechten und ihrer Verfaſſung erhielten. Durch ſolche Opfer kam das Weſtrömiſche Reich allmählig wieder zu einiger Ruhe. Da ſtarb Honorius (423) ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen. Sogleich warf Johannes ſich zum Auguſtus auf, während Placidia, des Honorius Schweſter, die Anſprüche ihres Sohnes Valentinian geltend machte. Ein Heer aus Conſtantinopel geſandt kam ihr zu Hülfe, beſiegte den Johannes, und Valentinian III. wurde Kaiſer, ein Minderjähriger unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter. Des Reiches Stützen waren zwei tapfre Feldherrn, **Aetius und Bonifacius**, ihre Uneinigkeit wurde das Verderben des Reiches. Aetius warnte die Kaiſerinn vor dem Bonifacius, dieſen vor jener; Bonifacius, damals Statthalter in Africa, empörte ſich und rief die Vandalen und Alanen aus Spanien zu Hülfe, welche nun ſchon wieder bis an die Küſte des Mittelmeeres vorgedrungen waren. Sie kamen, angeführt von ihrem Könige Genſerich (429). Mitlerweile war des Aetius Argliſt entdeckt, und Bonifacius, mit der Kaiſerinn ausgeſöhnt, ſuchte die Fremdlinge

zur Rückkehr zu bewegen, doch Ueberredung und Waffen fruchteten gleich wenig: der größte Theil der Provinz Africa wurde bald von den Vandalen eingenommen. Dennoch begünstigte Placidia den nach Italien heimgekehrten Bonifacius; Aetius, der mit einem Heere die Grenzen Galliens hütete, hielt sich dadurch gefährdet, ging über die Alpen, lieferte seinem Gegner eine Schlacht und tödtete ihn; doch selber besiegt floh er zu den Hunnen, kam mit einem Haufen Kriegsvolk wieder und zwang die Kaiserinn ihn zum Oberfeldherrn und somit zum eigentlichen Regenten zu ernennen. Als solcher zwang er die Burgunder, Westgothen und Franken, die sich über Gallien ausbreiten wollten, gewaffnet in ihre Grenzen zurück; aber das Vorrücken der Sueven in Spanien, die Eroberung Africa's durch die Vandalen vermogte er nur aufzuhalten, nicht zu verhindern, ein Vandalenreich erhob sich im Süden des Mittelmeeres, eine Vandalische Seemacht wurde gegründet, welche die Küsten Siciliens und Italiens heimsuchte. Auf die Vertheidigung des frei gegebenen Britanniens, das sich der eindringenden Picten und Scoten nicht zu erwehren vermogte, ließ sich Aetius gar nicht ein, so dringend er von dorther um Hülfe gebeten wurde. Bereitwilliger zeigte sich ein Haufe Angelsächsischer Kriegsleute, der auf das Gesuch der Britten von der Küste Germaniens herüber kam (449). Führer der Ankömmlinge waren Hengist und Horsa, ihre erste Niederlassung die Insel Tanet. Die Picten wurden von ihnen besiegt, aber nun verstärkten auch sie sich durch nachkommende Landsleute, wurden Gegner der Britten, eroberten sich ein Gebiet und gründeten das Königreich Kent, welches Hengist vierzig Jahre unter steten Fehden mit den Einheimischen beherrschte. Während dieser Erschütterungen des Abendlandes war der Kaiser Arcadius gestorben (408), sein Sohn Theodosius II. beherrschte das Oströmische Reich friedlich und unthätig, die Angriffe der Hunnen und Perser drangen selten weit über die Grenzen, ja der Staat wurde vergrößert, indem der westliche Theil Armeniens, das sich schon unter der vorigen Regierung in freiwilliger Abhängigkeit vom Kaiserhofe in Constantinopel befand, beim Tode des Königs Arsaces völlig in die Reihe der Provinzen trat (410). Der östliche Theil des Landes (Persarmenien) behielt noch dreißig Jahre seinen eigenen von den Sassaniden abhängigen König, dann fiel es dem Perserreiche zu, aber mit diesem hatte der Kaiser damals schon (422) einen Frieden ge-

schlossen, der achtzig Jahre lang unverbrüchlich gehalten wurde. Erst in den letzten Regierungsjahren Theodosius II., mit dem das Geschlecht der Theodosier endete, begannen die Vorbereitungen, erst nach seinem Tode (450) geschah der Ausbruch einer neuen Bewegung der Völker, und auch diese bedrohte das Oströmische Reich mehr, als sie ihm Gefahr brachte.

3. Aber der **Untergang des Weströmischen Reiches** nahte seit dem Untergang der Theodosier, wenn auch nicht durch ihn veranlaßt, mit schnellen Schritten. Die Hunnen hatten sich nach ihren ersten Siegen über Ost- und Westgothen, in zerstreute Horden aufgelöst, über die eroberten Landschaften verbreitet. Fürst einer solchen in Pannonien gelagerten Horde war im Anfange des fünften Jahrhunderts Rugilas, der durch Streifzüge in das östliche Kaiserreich Jahrgelder und den Ehrennamen eines kaiserlichen Feldherrn von Theodosius II. erlangte. Attila und Bleda, des Rugilas Nachfolger, forderten und erhielten höhere Jahrgelder; dann tödtete Attila seinen Genossen, unterwarf sich sämmtliche Stämme der Hunnen, die Ostgothen, Gepiden, Heruler, Rugier, Scyrren, Bastarner nebst andern Völkern des östlichen Europa und erneute darauf unter einem leicht gefundenen Vorwande den Krieg gegen Theodosius, drang bis in die Nähe von Constantinopel und nöthigte den Kaiser durch abermals erhöhte Jahrgelder, durch Verluste und Demüthigungen eine Sicherheit zu erkaufen, die selbst dadurch nicht gestört wurde, daß Marcianus, den Vermählung mit der Pulcheria, der Schwester Theodosius II., zu dessen Nachfolger gemacht hatte, die vertragsmäßigen Zahlungen verweigerte. Attila drohte zwar mit Krieg, aber Genserich der Vandale, besorgt vor einem gemeinschaftlichen Angriff der Weströmer und Westgothen lenkte die Aufmerksamkeit des Hunnenkönigs vom Morgenlande ab, indem er ihn zu einem Zuge nach Gallien aufforderte. Attila rückte vor, nahm unterwegs Marcomannen, Quaden und Sueven in sein Heer auf und ging in der Nähe der Neckarmündung über den Rhein, worauf auch ein Theil der Franken sich ihm anschloß. Dagegen verbanden sich Römer, Westgothen, Burgunder, Alanen und einige der Franken, Aetius übernahm die Leitung des Heeres und siegte in einer großen Schlacht bei Chalons an der Marne (451). Attila ging über den Rhein zurück und wandte sich im nächsten Jahre gegen Italien; schon war das Land nordwärts vom Po in seiner

Gewalt, als Bischof Leo von Rom und eine kaiserliche Gesandschaft ihn durch Mahnung und Geschenke zum Abzuge bewogen. Dagegen zog er zum zweiten male nach Gallien und griff die Alanen an; die Westgothen eilten diesen zu Hülfe, Attila wurde wieder zurück getrieben und starb bald nach seiner Heimkehr (453). Seine Söhne konnten sich um die Erbschaft nicht vergleichen; das benutzten die Unterworfenen, fielen ab und besiegten die Hunnen am Flusse Netad, die Gepiden nahmen Dacien ein, die Hunnen das frühere Ostgothenland am schwarzen Meer, den Ostgothen räumte Kaiser Marcianus Pannonien, den Scyrren das untere Mösien, auch die Rugier ließen sich an der Donau nieder: Attilas Reich war aufgelöst, kriegslustige Haufen aus seinem Heere, Heruler, Rugier, Scyrren ꝛc. traten in Weströmische Dienste, Ricimer wurde ihr Anführer. Sie galten als die Stütze des Reiches, aber der Vandalenkönig Genserich und die Germanischen Söldner haben den Untergang des Reiches herbei geführt. Der Tod des Aetius, den der argwöhnische Valentinian mit eigner Hand ermordete, war der Anfang des Verfalls. Bald nachher fiel auch der Kaiser durch Mord auf Anstiften des Petronius Maximus, dem der Senat das Diadem übertrug. Aber Eudoxia, Valentinians Wittwe, rief den Genserich herbei zur Rache ihres Gemahls. Die Vandalische Flotte landete an der Tiber, Maximus floh und wurde von Aufrührern erschlagen, Genserich plünderte Rom und kehrte mit reicher Beute heim (455). Als Kaiser erhob sich darauf, unterstützt von dem Westgothenkönige Theodorich, Avitus, der Statthalter Galliens, dem auch Marcian seine Zustimmung gab, aber Italien und der Senat waren dem neuen Herrscher nicht geneigt, und als Ricimer von einem Seezuge gegen die Vandalische Flotte heimkehrte, war es ihm leicht den Avitus zu entsetzen und den Majorian auf den Thron zu heben. Dieser suchte durch Erlassung aller rückständigen Abgaben und durch Abstellung mancher Mißbräuche in der Steuererhebung den Muth der Bürger aufzurichten, und durch einen großen Krieg gegen die Vandalen dem Staate dauernde Sicherheit zu erringen; aber die Römische Flotte wurde im Hafen von Neucarthago durch die Vandalen zerstört, Majorian sah sich zu einem Waffenstillstande genöthigt, bald nachher ließ ihn Ricimer umbringen, und den Libius Severus durch den Senat zum Kaiser erwählen (461). Doch in Dalmatien behauptete sich Mar-

cellinus als unabhängiger Gebieter und beherrſchte durch ſeine Flotte das Adriatiſche Meer, in Gallien weigerte ſich Aegidius den Severus anzuerkennen, deſſen Herrſchaft mithin nicht über Italien hinaus reichte. Dazu riß Genſerich Sardinien an ſich und beunruhigte die Küſten durch unabläſſige Angriffe. Um in dieſer Noth Beiſtand zu erlangen überließ Ricimer nach dem Tode des Severus (465) dem Oſtrömiſchen Hofe die Ernennung des Abendländiſchen Kaiſers. Leo, den der Senat in Conſtantinopel zum Nachfolger des Marcianus erwählt hatte, beſtimmte nach einigen Unterhandlungen mit Ricimer den Anthemius zum Weſtrömiſchen Herrſcher, beide Reiche verbündeten ſich zum Kriege gegen die Vandalen, auch Marcellinus unterwarf ſich dem Anthemius und ließ ſeine Flotte zu denen der Kaiſer ſtoßen. Dennoch mißlang die Unternehmung; Genſerich verbrannte die Schiffe ſeiner Gegner, eroberte Sicilien und ward mächtiger auf der See als je zuvor, ſein Bundesgenoſſe der Weſtgothenkönig Eurich vergrößerte ſein Reich durch Römiſche Lande in Gallien; Ricimer und Anthemius entzweiten ſich. Es kam zum Kriege zwiſchen ihnen, der Kaiſer wurde von dem Söldnerheere in Rom belagert, die Stadt erobert und geplündert, er ſelbſt getödtet (472). Sein Nachfolger war Olybrius, deſſen Erhebung das Werk des Ricimer, aber Feldherr und Kaiſer ſtarben binnen wenigen Monaten nach einander hin. Der Hof in Conſtantinopel ernannte darauf den Julius Nepos, des Marcellinus Nachfolger in Dalmatien, zum Weſtrömiſchen Kaiſer, aber während dieſer noch ſäumte nach Rom zu kommen, verliehen das Germaniſche Kriegsheer in Italien und deſſen Anführer Gundebald dem Glycerius die kaiſerlichen Ehren. Gundebald ging darauf zu ſeinen Landsleuten, den Burgundern, zurück, und Glycerius unterwarf ſich, ſobald Nepos nach Italien kam. Aber auch dieſer verlor die Herrſchaft, ehe noch ein Jahr verging, durch einen Aufſtand der Söldner, die vom Oreſtes angeführt gegen Ravenna zogen, den Kaiſer zu eiliger Flucht nach Dalmatien zwangen und ſtatt ſeiner ihres Feldherrn Sohn Romulus zum Auguſtus ernannten (475). Doch waren ſie dem ſelbſterwählten Herrn nicht treuer als ſeinem Vorgänger. Sie forderten als Lohn für ihre Dienſte den dritten Theil des Italiſchen Landes; als Oreſtes ihr Begehren zurückwies, empörten ſie ſich. Odoacer, ein Rugier, führte ſie an, überwand den Oreſt und ließ ihn hinrichten, Romulus wurde ſeiner Würde entſetzt,

die Germaniſchen Krieger erhielten, was ſie begehrten, und Abgeordnete des Römiſchen Senates gingen nach Conſtantinopel, um vorzuſtellen, es bedürfe nur Eines Kaiſers für das geſammte Reich und des Odoacer als Patriciers und Statthalters der Diöceſe Italien: das Geſuch wurde genehmigt, und das Weſtrömiſche Kaiſerthum hörte auf (476). Aber ein Band blieb, das die vormaligen Bürger deſſelben unter ſich und mit dem Morgenländiſchen Reiche immer in Zuſammenhang erhielt, die Kirche, deren Einfluß eben in den Zeiten des politiſchen Verfalls zugenommen hatte. Schon ſeit dem vierten Jahrhundert waren die Landbiſchöfe allmählig abgekommen und ſtatt ihrer Plebane aus dem Clerus der benachbarten Stadtkirche durch deren Biſchof angeſtellt, dieſem untergeordnet. Aehnliche Einrichtungen wurden in den Städten getroffen, ſobald für die vergrößerte Anzahl der Chriſten mehr als eine Kirche erforderlich war. Alſo erhob ſich über Plebane und Plebankirchen jeder Diöceſe die Cathedrale mit ihrem Biſchof; die Biſchöfe wurden übertragt von den Metropoliten, bald auch dieſe von einer neuen kirchlichen Gewalt Bei Gelegenheit kirchlicher Streitigkeiten in Gallien verordnete Kaiſer Valentinian III., der Römiſche Biſchof ſolle oberſter Richter, Regent und Geſetzgeber aller Biſchöfe des Abendländiſchen Reiches ſein (445); dafür rettete Leos Beredſamkeit Italien von dem Schwerte des Attila, und je mehr die Arianiſchen Burgunder, Weſtgothen, Sueven und Vandalen ſich in Gallien, Spanien und Africa ausbreiteten und die weltliche Macht des Kaiſers minderten, deſto enger befreundeten ſich die katholiſchen Gemeinen jener Provinzen dem Römiſchen Biſchof und mehrten deſſen geiſtliche Wirkſamkeit, ohne darum Valentinians Edict als bindend anzuerkennen. Das ökumeniſche Concilium von Chalcedon (451) hob aus den Metropolitanbiſchöfen die von Rom, Antiochia, Conſtantinopel, Alexandria und Jeruſalem als die erſten hervor und legte ihnen den Ehrennamen der Patriarchen bei; ſechs Jahre ſpäter empfing zuerſt Kaiſer Leo, nachdem der Senat ihn gewählt, das Diadem feierlich aus den Händen des Patriarchen von Conſtantinopel: die Anfänge einer chriſtlichen Theokratie nach dem Vorbilde der Iſraelitiſchen waren gegeben.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Ludwig Giesebrecht

als Dichter, Gelehrter und Schulmann

dargestellt von

Franz Kern.

Als Anhang:

Ferdinand Galos Leben

erzählt von

Ludwig Giesebrecht.

Stettin, 1875.

Verlag von Th. von der Nahmer.

1406

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorrede.

Die Biographie beruht auf den von Ludwig Giesebrechts Vater angefangenen, von dessen Söhnen Adolf (gestorben 1855 als Provinzialschulrath in Königsberg) und Friedrich (Ludwigs Zwillingsbruder, Konsistorialrath in Mirow) bis zum Jahre 1829 fortgesetzten Familiennachrichten, auf mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner nächsten Angehörigen, auf dem von der Familie zu diesem Zweck dem Verfasser übergebenen handschriftlichen Nachlaß, darunter Briefe an seine Frau und Kinder. Von besonderem Werth für seine Charakteristik ist seine langjährige Correspondenz mit seinen beiden Neffen, dem Geheimrath Wilhelm von Giesebrecht in München und dem Professor Eduard Böhmer in Straßburg. Und nicht nur diese Correspondenz haben beide Gelehrte mit gütigster Bereitwilligkeit dem Verfasser zur Benutzung anvertraut, sondern auch in mündlichem oder schriftlichem Verkehr fördernde Theilnahme für die Biographie während der Entstehung derselben gezeigt. Für die Darstellung von Giesebrechts theologischen und philosophischen Ueberzeugungen ist mir seine Correspondenz aus dem Jahre 1870 mit dem Superintendenten Hasper in Stettin sehr willkommen gewesen. Die Inhaltsangabe seiner historischen Arbeiten (Seite 61 bis 64) und das auf Seite 69 und 70 über ihn als Historiker ausgesprochene allgemeine Urtheil verdanke ich den Mittheilungen meines Collegen, des Dr. Georg Haag in Stettin. Die Schilderung seiner didaktischen und pädagogischen Bedeutung gründet sich auf

eigene Anschauung des Verfassers, eines von pietätsvoller Dankbarkeit erfüllten Schülers von Giesebrecht während der Jahre 1840 bis 1848.

Von Druckschriften, abgesehen von den in der Darstellung erwähnten, ist benutzt „Das Pfarrhaus zu Mirow und seine Bewohner" von Julie Adler (verstorbenen Frau des Gymnasialdirektors Adler in Halle), Tochter von Professor Karl Giesebrecht, Ludwigs ältestem Bruder. Eine überaus lautere Quelle für die Zeichnung seiner Persönlichkeit sind Giesebrechts eigene Werke, seine Gedichte mit den Anmerkungen, wie seine prosaischen Schriften, besonders die Aufsätze in der Damaris. Denn auch seine wissenschaftlichen Arbeiten sind durchzogen von seinen Lebensansichten, und diese hat er sein langes Leben hindurch mündlich und schriftlich ausgesprochen mit nie etwas verschweigender, nichts bemäntelnder Wahrhaftigkeit.

Stettin, im November 1874.

Franz Kern.

Inhalt.

Seite

Ludwig Giesebrechts Eltern. Knabenjahre und Studienzeit. Jugendliebe. Theilnahme am Befreiungskriege. Erste dramatische Arbeiten . . . . . 1—34

Erste Zeit in Stettin. Frau Redepenning. Eheliches Leben. Der Independent . . . . . 34—59

Geschichtliche Forschungen. Die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Die Hegelsche Philosophie 59—81

Dichterisches Schaffen. Karl Löwe. Die Oratorien. Poesie in der Schule und für die Feste der Gesellschaft für pomm. Gesch. u. Alterth. Veröffentlichung von Gedichten in Zeitschriften . . . . . 81—104

Erste Sammlung der Gedichte. Verhältniß zu den Gedichten Uhlands. Werth der Gedichte. König Friedrich Wilhelm IV. Die Berliner Kritik. Der Improvisator Wolff. Dramatische Arbeiten . . . . . 104—152

Pädagogische Ansichten und Thätigkeit. Geheimrath Eilers. Methodik des deutschen Unterrichts. Der encyclopädische Unterricht. Philosophische Propädeutik. Geschichtlicher Unterricht. Sein Lehrbuch. Religionsunterricht. Verhältniß der ästhetischen zur religiösen Bildung. Confessionelle Schule. Kirchenbesuch der Schüler. Schulandachten. Die religionswissenschaftlichen Vorträge. Beurtheilung seiner pädagogischen und didaktischen Wirksamkeit . . . . 152—240

Häusliches Leben bis 1848. Der pommersche Provinziallandtag von 1845. Friedländers Anklage. Politische Ueberzeugungen. In Frankfurt. Die Reaction. Politische Ansichten bis 1866 . . . . . 240—298

Amtliches Leben seit 1849. Verhältniß zu Gsio; zu Peter. Geschichten aus Turne. Die Damaris . . . . . 298—336

Seite

Häusliches und amtliches Leben bis 1866. Das Amtsjubiläum. In Grünhof. Tod der Frau. Zweite Ausgabe der Gedichte. Rückkehr nach Stettin. Reisen nach Halle und München. Plan der Reise nach Jerusalem. Gelehrte und dichterische Arbeit. Didaktische Thätigkeit. Der deutsch-französische Krieg. Calos Tod. Letzte Arbeiten. Sein Tod . . . . . 336—374

Anhang.

Ferdinand Calos Leben, erzählt von Ludwig Giesebrecht . . . . . 375—410

Nachwort dazu von Franz Kern . . . . . 410—416

Wer als Dichter seine Lieder aus tiefster Brust hat tönen lassen, unbekümmert darum, ob sie dem Geschmack der großen Menge zusagen, wer in seinen religiös-philosophischen Abhandlungen an seiner Ueberzeugung festgehalten hat, ohne sich dadurch stören zu lassen, daß er nach rechts hin als Freigeist verschrieen, nach links für einen unklaren Mystiker ausgegeben wird, bietet durch seine Schriften dem, welcher seine Persönlichkeit darstellen will, eine klare, reichlich fließende Quelle. Solch ein Dichter, solch ein Schriftsteller war Ludwig Giesebrecht. In ihm war die literarische Thätigkeit nicht abgelöst von der menschlichen Persönlichkeit, er hat nie einen erborgten Schmuck erhabener Gedanken oder tiefer Gefühle umgehängt, um damit auf dem Markt der Welt zu gelten und eine täuschende Rolle zu spielen. Was er dichtend und denkend geschrieben, das hat er gelebt; all der Blüthenreichthum von Gedanken und Liedern ist in seinem eigenen Lebensgarten still empor gekeimt, er hat ihn mit keinem exotischen, schnell verdorrenden Gewächs trügerisch geschmückt.

So tritt aus den Schriften dieses Mannes von seltener Wahrhaftigkeit jedem Leser, auch dem, welcher den Autor nie gesehen, ein klares, nirgend mit sich im Widerspruch stehendes Bild seiner edlen Persönlichkeit entgegen. Aber anschaulicher und farbenreicher wird das Bild, wenn man ihn auch aus seinen Briefen und aus seiner amtlichen Thätigkeit kennen lernt. Denn er hat durch seine Persönlichkeit als Lehrer gewirkt reinigend und begeisternd, nachhaltig und tief erregend wie wenige, seine Schüler erziehend zur Freiheit nicht minder als zur Besonnenheit, ein unversöhnlicher Feind alles flachen phrasenhaften Geredes, jeder nebelhaften Unklar-

heit. Und aus seinen Briefen lernen wir ihn kennen als einen Mann, der das allerinnerlichste Gemüths- und Geistesleben verband mit dem lebendigsten Interesse für den Gang der Weltgeschichte, für die Geschicke des heißgeliebten Vaterlandes, lernen ihn kennen als den unbestechlichen Vertreter des Rechtes, als den unbeugsamen Vertheidiger der Wahrheit und dabei lebhaft empfänglich für alles Schöne in der Kunst, in der Natur und Menschenwelt bis zum spätesten Greisenalter.

Diesem Manne, so gut ich vermag, ein biographisches Denkmal zu setzen, treibt mich dankbare Pietät, nicht minder aber die feste Ueberzeugung, daß Ludwig Giesebrecht eine literarische Persönlichkeit von solcher Bedeutung ist, daß eine einfache Darlegung seines schlichten Lebensganges und seiner Gedankenwelt die Erfüllung einer Pflicht ist, welche ihm gegenüber die Gerechtigkeit erfordert.

Wir haben in unsern Tagen
Der Alten vor uns gedacht;
Wer aber wird nach uns fragen,
Wenn über uns ruhet die Nacht?

Wird sich meine Seel' erheben
Hinauf in das ew'ge Licht,
Doch nieden auch möcht' ich leben
Im Herzen, das von mir spricht.

Wer mag dahinein sich versenken,
Der sage und klinge mit an:
Daß nach uns ein Angedenken
Still wahre, was wir gethan!

So lautet einer seiner Trinksprüche für die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde, welcher er lange Zeit als hervorragendes Mitglied angehört hat. Und mit Recht durfte er sich dessen getrösten, daß in Bezug auf ihn erfüllt werden würde, was er in diesen wehmüthigen Worten als eine ihn still beseligende Hoffnung ausgesprochen. Sein Name gehört für alle Zeit der deutschen Literatur aus mehr als einem Grunde an.

Daß er in der Geſchichte als gewiſſenhafter, anregender, zum Theil bahnbrechender Forſcher Bedeutendes geleiſtet, erkennen die Fachgenoſſen willig und dankbar an, aber auch als Dichter iſt er viel größer, als er nach der geringen Verbreitung ſeiner Poeſien erſcheint. Manche viel geleſene Dichter, deren Name in aller Munde iſt, ſtehen ſehr tief unter ihm an Begabung und Bedeutung, und doch haben ſeine Poeſien von ihrem erſten Hervortreten an bis auf den heutigen Tag nur ein kleines Publikum gehabt. Dafür wird aber noch in ſpäter Zeit manches Gedicht von ihm leben und wirken, wenn jene Tagespoeten mit all ihren Verſen längſt verklungen und vergeſſen ſind. Das Höchſte freilich, was Schiller in ſeinem bekannten Epigramm von dem Werk des Künſtlers fordert, allen zu gefallen, wird ſeinen Poeſien nach ihrer eigenthümlichen Art nie zu Theil werden; weil er aber der urtheilsloſen Menge, den Vielen, denen gerade das Werthloſe, das nur für den Augenblick Geltende ſo unſäglich gefällt, nie hat gefallen wollen, ſo iſt zu hoffen, daß ſeine tief aus dem Herzen geſchöpfte, gedankenſchwere, formvollendete Lyrik, mit der er es dem kleinen Kreiſe, den Wenigen recht gemacht hat, ein werthvolles Eigenthum der deutſchen Nation bleiben und viel länger leben wird als die hohen Bäume, die jetzt das ſtille Dichtergrab auf dem Kirchhofe ſeines geliebten Jaſenitz umrauſchen. Und vielleicht wird der Kreis von denen größer, die den Schatz erkennen und würdigen, auf welchen ſchon vor Jahren Männer wie Vilmar und Gödeke mit warm anerkennenden und mahnenden Worten hingewieſen.

Und ähnlich iſt es mit ſeinen Aufſätzen in der Damaris. Sie werden ihre Leſer noch in ferner Zukunft haben; denn ſie ſind nicht bloß Ergebniſſe ſorgfältiger Detailſtudien, ſondern voll von originalen Gedanken über Religion und Kunſt, anregend und erfriſchend auch da, wo ſie den Widerſpruch manches Leſers herausfordern, und dabei dargeſtellt in makellos ſchöner und edler Sprache.

Und nimmt man nun hinzu, daß dieſer Dichter und Denker als friſcher, begeiſterter Jüngling Mitkämpfer geweſen iſt in dem Befreiungskriege, als bejahrter Mann Kaiſerwähler in Frankfurt

und nach den bittern von ihm sehr tief empfundenen Jahren der Enttäuschung noch den gewaltigen Krieg mit Frankreich, in welchem seine Enkel mitkämpften, die glorreiche Aufrichtung des neuen deutschen Reiches erlebt hat, und erwägt dabei, daß dieses bedeutende Stück deutscher Geschichte in seinen Dichtungen und Briefen sich wiederspiegelt, so hat auch von diesem Gesichtspunkt aus Ludwig Giesebrechts Leben Anspruch auf Darstellung.

Freilich sein einsames, still unfriedetes Gelehrtenleben, wie es ruhig dahin geflossen ohne ungewöhnliche, von außen erschütternde Ereignisse, bietet dem nach romanhafter Spannung verlangenden Leser nichts, es läßt uns aber hineinschauen in ein reiches Gewoge, in ein mächtiges Fluthen von Gedanken und Gefühlen, in eine durch Reinheit und sittliche Hoheit imponierende Persönlichkeit.

Ludwig Giesebrecht's Vaterhaus ist das Pfarrhaus in Mirow, einem Marktflecken in Mecklenburg-Strelitz, der früher eine Johanitercomthurei war, die, in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gegründet, bis zum Westfälischen Frieden im Besitz des Ordens blieb, dann säculariſiert und dem Mecklenburgischen Fürstenhause überwiesen wurde. Von seinem Geburtsort gab Ludwig, als er in Greifswald studierte, in einem Briefe an seinen Bruder Friedrich folgende poetische Schilderung: [1])

Blaudunkle Wasser fließen klar und helle
In grüner Ufer wohlgezierten Mitten,
Und Wälder, Auen, Wiesen, Heerden, Hütten,
Ein Städtlein auch sehn in die schöne Welle.

Und dort auf eines Eilands enger Stelle
Da blickt es weiß, als wie mit Mädchensitten
Aus Nebelschleier, scheint verschämt zu bitten:
‚Zieh' nicht vorüber, freundlicher Geselle.'

Ein Kirchlein hebt sich über Christengräber,
Und gegenüber lächelt weiß und traulich
Ein Fürstenschloß auf seine Wasser nieder.

Dort rief der Herr, der ewge Freudengeber
Mich an das Licht, gab Leben mir und Lieder,
Und dieser Ort bleibt ewig mir erbaulich.

Die verwittwete Herzogin Elisabeth Albertine, die in Mirow von 1751 bis zu ihrem Tode (1761) ihre Hofhaltung hatte, berief 1753 einen jungen Theologen aus Unna in Westfalen, Leithäuser, zum Pfarrer des Marktfleckens und der dazu gehörigen Parochie. Leithäuser war ein Theolog aus Baumgartens Schule, von inniger Religiosität, zugleich eine dichterisch gestimmte Natur, die dem gläubigen Gefühl wie dem Scherz und der heiteren Neckerei den Ausdruck zu finden wußte. Und als der junge Pfarrer sich verheirathet und einen eigenen Hausstand gegründet hatte, wurde das Pfarrhaus, welches dem Schlosse gegenüber, wenige Schritte von ihm entfernt lag, oft von den fürstlichen Kindern besucht.

Als im Pfarrhause das erste Kind erwartet wurde, war das auch für das fürstliche Schloß ein Ereigniß. Die Herzogin schenkte der jungen Mutter die Wiege aus Pflaumenbaumholz, darin ihren eigenen Kindern — unter ihnen der Prinzessin Charlotte, der nachmaligen Königin von England, Georgs III. Gemahlin — früher war gebettet worden; und als Leithäuser sein neugeborenes Töchterchen taufte, war als Zeugin der heiligen Handlung außer andern Mitgliedern der herzoglichen Familie die Herzogin selbst gegenwärtig, nach welcher die Getaufte den Namen Elisabeth erhielt. Diese Elisabeth Leithäuser, im Jahre 1772 mit dem Pfarrer Benjamin Giesebrecht, dem Nachfolger ihres Vaters, vermählt, war Ludwig Giesebrechts Mutter. Wie sie und ihre Geschwister in der großherzoglichen Wiege geruht hatten, so wiegte sie nun in derselben ihre Kinder. Darauf beziehen sich unseres Dichters Verse:

Ja, gewiegt in selber Wiege mit der Britten Königin,
Hat auch das mich nicht gefürstet, werden mußt' ich, was ich bin.

Ludwig Giesebrechts Vater stammte aus Rostock. Dort war gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Kammmacher Ben-

jamin Gieſebrecht aus der Fremde, wahrſcheinlich aus der Danziger Niederung eingewandert; deſſen Sohn Johann Heinrich erlernte das Handwerk des Vaters. Als es dieſem aber nicht nach Wunſch ging und er in Folge des ſtockenden Erwerbes immer mehr zurückkam, faßte er den Entſchluß, nach Indien zu gehen, um dort ſchnell Schätze zu erwerben und dann zurückzukehren. Mit tiefem Schmerz trennte er ſich von Frau und Kindern und trat die Wanderung nach den Niederlanden an; aber er erreichte die See nicht, ſondern erkrankte in Rotterdam und ſtarb dort im Hoſpital. Die Wittwe zog nun mit ihren beiden Söhnen Benjamin und Auguſt von Roſtock, wo ſie Blüchers Spielkameraden geweſen waren, nach Anklam zu ihrer dort anſäſſigen Mutter. Benjamin, der ſich für das Studium der Theologie entſchied, beſuchte die Anklamer lateiniſche Schule, Auguſt kam zu einem Barbier in die Lehre. Beide wuchſen zu ſchönen, kräftigen Jünglingen heran. Es war die Zeit des ſiebenjährigen Krieges und die preußiſche Militärbehörde wollte ſie, ungeachtet ſie ſich als Meklenburger kundgaben, als Rekruten einſtellen. Dieſem Schickſal entzogen ſie ſich durch raſche Flucht. Den jüngeren, Auguſt, führte nach manchem Umherirren ſein Geſchick nach Holſtein. Er erlangte die Mittel, in Kopenhagen Medicin zu ſtudieren, heirathete und wurde ein geſchickter und geachteter Arzt. Zuletzt lebte er in Heiligenhafen; hier raffte ihn ein anſteckendes Fieber hin (1789), deſſelben Tages, derſelben Stunde, da ſeine Mutter in Mirow, in ſeines Bruders Benjamin Pfarrhauſe ſtarb. O, ſieh da, meine gute Mutter! rief er kurz vor ſeinem Tode aus, indem er ſich im Bette aufrichtete, und ſank erſchöpft zurück. Der ältere Bruder Benjamin ging nach ſeiner Flucht aus Anklam auf die Halliſche Univerſität. Als nach dem Abſchluß des Hubertsburger Friedens kein Militärzwang mehr zu beſorgen war, kam er wieder nach Pommern, lebte hier und in Meklenburg einige Jahre als Hauslehrer und wurde, als Leithäuſer in Mirow ſtarb, deſſen Nachfolger im Amt (1769). In ſeiner Antrittsrede ſprach er die Worte: „So nimm mich, geliebtes Mirow, in Deinen Schooß auf, ſei Du der Hafen, wo ich nach ſo vielen Stürmen und Un-

gewittern eine ſtärkende Ruhe genießen kann.“ Drei Jahre ſpäter verheirathete er ſich mit ſeines Vorgängers älteſter Tochter, der ſechzehnjährigen Eliſabeth.

In dieſer Ehe wurden elf Kinder geboren, das neunte und zehnte Zwillinge, Ludwig und Friedrich. Zwei von den Kindern, das älteſte, ein Knabe und eine im elften Jahre der Ehe geborene Tochter, ſtarben in der früheſten Kindheit, die übrigen wuchſen zur Freude ihrer Eltern heran und erreichten zum Theil ein hohes Alter. Zwei von ihnen leben noch gegenwärtig in ihrem Geburtsort Mirow, Friedrich, der Zwillingsbruder Ludwigs, Nachfolger ſeines Vaters im Pfarramt und ſeit 1865 als Conſiſtorialrath emeritiert, bei ihm ſeine Schweſter Friederike, jetzt in dem hohen Alter von 87 Jahren. Der älteſte von den Söhnen war Karl, geb. 1782, geſtorben als Profeſſor in Berlin 1832, der Vater des berühmten Geſchichtsforſchers Wilhelm von Gieſebrecht in München. Zwei Jahre älter als die Zwillinge war Adolf, der als Provinzialſchulrath in Königsberg im Jahre 1855 ſtarb. Von den Töchtern waren Luiſe und Auguſte in Meklenburg mit den Pfarrern Dulitz und Probſthan verheirathet, Henriette wurde die Pflegerin der früh verwaiſten Kinder Karls, des älteſten Bruders. Friederike hat zu längerem Leben in Ludwigs Hause in Stettin gelebt und ging zu Friedrich, als dieſer Wittwer wurde. Das jüngſte Kind, Erneſtine, verheirathete ſich mit dem Profeſſor Böhmer in Stettin, dem Amtsgenoſſen Ludwigs am Stettiner Gymnaſium; ihr Sohn iſt Eduard Böhmer, Profeſſor der romaniſchen Sprachen in Straßburg, der mit ſeinem Onkel Ludwig zuſammen die beiden letzten Jahrgänge der Damaris herausgegeben hat.

Der Pfarrer Gieſebrecht war eine ſchlichte, ehrwürdige Perſönlichkeit, voll feſten Gottvertrauens, gewiſſenhaft und hingebend in ſeinen amtlichen Pflichten, dabei nicht ohne gutmüthige Schalkhaftigkeit im Verkehr mit den Seinigen. Daß er in ſeinen theologiſchen Ueberzeugungen unabhängig war und in literariſchen Arbeiten, in welchen er dieſen Ausdruck gab, nicht nach dem Beifall der Vorgeſetzten ſtrebte, geht daraus hervor, daß ihn die Regierung mit

disciplinarischen Maßregeln bedrohte, falls er die in den „nützlichen Beiträgen zu den Strelitzischen Anzeigen“ veröffentlichte Abhandlung über die ersten Capitel der Genesis fortsetzen werde. Seine Frömmigkeit zeigte sich nicht in besonderen äußeren Einrichtungen wie regelmäßigen Hausandachten, sie durchdrang aber sein ganzes Thun und Treiben und wirkte gerade, wo sie in schweigendem, tiefinnerlichen Gebete sich zeigte, mächtig und nachhaltig auf das Gemüth der Kinder. Solche Erinnerung aus seinen Knabenjahren lebte in Ludwig Giesebrecht noch in seinem siebzigsten Jahre. Er erzählt, wie er einmal in früher Morgenstunde in den Garten geeilt und dort den Vater auf einer Bank einsam sitzend getroffen. Dieser habe seinen Morgengruß freundlich erwidert, sei aber still nachdenkend geblieben. Auf die Frage, ob er krank sei, ein lächelndes Nein; und auf die weitere Frage, ob er denn traurig, habe er die Augen aufgeschlagen, die der Sohn voll Thränen gesehen, und geantwortet: „Nein, mein Sohn, mir ist sehr wohl, mir ist sehr wohl, mir ist selig zu Muthe; ich habe gebetet.“

Außer solchen und ähnlichen Erinnerungen wirkte nach Ludwigs eigenem Zeugniß auf ihn die Art, wie sein Vater bei einem ärgerlichen Vorfall in seiner Gemeinde sich der damals noch bestehenden Kirchenbuße gegenüber verhielt, und wie derselbe sich freute, als die geistliche Disciplinargewalt landesherrlich aufgehoben wurde. Die Erinnerung an einen andern Vorfall und das Verhalten seines Vaters dabei hat den Sohn, als im Jahre 1845 die Frage, ob der Geistliche befugt sei, das Abendmahl zu verweigern, auf dem Provinziallandtage und im Publikum zur Sprache kam, zuerst bestimmt, ohne Bedenken auf die Seite der Verneinenden zu treten. Ein wesentlicher Charakterzug Ludwigs, entschiedene, unverhohlene Abneigung gegen jede geistliche Willkür, ist also vom Vater auf den Sohn übergegangen. Noch weiter auf seinen Lebensgang einwirkend war die Neigung des Vaters zum Schulamt. Als Pfarrer empfand dieser es schmerzlich, da er in einer Zeitung die Worte las, in Meklenburg scheine die Erziehung noch wenig bearbeitet zu sein, und äußerte in Folge dessen freimüthig, die Klage über die Vernachlässigung des Erziehungswesens sei sehr gerecht. So

hat er ſich denn auch bis in ſein hohes Alter hinein die Aufſicht über die Schulen ſeiner Parochie höchſt angelegen ſein laſſen, er war Pädagog aus Pflicht, wie aus natürlichem Trieb. Die Mirower Schule hat ſich unter ſeiner Leitung ſo gehoben, daß ſie etwa dreißig Jahre lang Zöglinge gebildet hat, die vierzehn Jahre alt für die Secunda des Joachimsthalſchen Gymnaſiums und des grauen Kloſters in Berlin geeignet befunden wurden. In den „moraliſchen Gedanken vom geſellſchaftlichen Leben", die er als Programmabhandlung der Schule im Jahre 1775 ſchrieb, zeigt er ſich als einſichtsvollen beſonnenen Pädagogen, und an der Arbeit in der Schule hat er ſelbſtthätig mitgeholfen. Mit Meierotto ſtand Benjamin Gieſebrecht in perſönlicher und brieflicher Verbindung; deſſen Bild, ein Gegenſtand beſonderer Theilnahme, hing in dem Wohnzimmer der Familie, ſelbſt da der Gefeierte längſt geſtorben war. Auch poetiſche Begabung, die in allen Söhnen des Hauſes, am mächtigſten allerdings in Ludwig ſich gezeigt hat, war in dem Vater vorhanden, der ſich in deutſchen wie in lateiniſchen Verſen verſuchte; ſie iſt aber auch ein Erbtheil von mütterlicher Seite, wenn auch nicht von der Mutter unmittelbar; denn das Mirower Kirchenbuch enthält von dem Pfarrer Leithäuſer manche innig empfundenen Neujahrsreime, und den Tod ſeiner gütigen Herzogin hat er in einer längeren Elegie beſungen.

Die Mutter ſelbſt iſt durch ihr mildes, gottergebenes Weſen von dem allergrößten Einfluß, wie auf alle ihre Kinder, ſo auf Ludwig geweſen. Noch in ſeinem zweiundſiebzigſten Jahre bezeichnet er ihren Geburtstag als einen hohen Feſttag für ſich.

Und dieſelbe Empfindung durchweht das ſchöne Gedicht, das er als bejahrter Mann in Jaſenitz an ſeine Tochter Anna gerichtet, bei welcher er oft ſeine Ferien verlebt und die letzten Lebensjahre gewohnt hat:

Verſenkt in mein Empfinden, meine Träume,
Geh ich in deinem Garten froh allein,
Herbſtſonne wärmt mich mit mildklarem Schein,
Umſpielt mit Gelb und Roth das Grün der Bäume;

Und daß ich ja kein froh Gefühl verſäume,
Trittſt du in meine Kreiſe zu mir ein,
Und Vater, Tochter, Enkel im Verein
Durchwandeln wir die heimlich heitern Räume.

Lieb ſchmiegt die junge Frau ſich an den Alten,
Sie fühlt als Kind und Mutter ſich zugleich,
Sich in des Liebeslebensſtromes Mitten
Und über mir — wär' er da abgeſchnitten?
Nein Meinen Augen nur biſt du verhalten:
Ich fühle dich, Mutter, dich im Geiſterreich.

Dieſe Mutter hat reiches Glück in ihrer ſtillen Häuslichkeit erlebt, aber auch ſo ſchweres Weh, wie ſelten ein Menſchenherz. Das erſtgeborene Kind ſtarb nach ganz kurzer Krankheit noch vor Vollendung des erſten Jahres. Der Schmerz über dieſen Verluſt war groß, und die Mutter hat ſpäter oft geſagt, wie ſie ſich an Gott verſündigt in ihrem Gram, da ſie ſich gar nicht habe darein ergeben können, daß er ihr das Kind ſo ſchnell genommen. Sie habe gemeint, wenn eine lange Krankheit ein Kind vom Mutterherzen nähme, ſo könne man ſich eher in dieſen Gedanken finden und ergebungsvoll ſein; aber ein ſo plötzliches Entreißen ſei zu hart. Sechs Jahre ſpäter ſtarb wieder ein Kind, nachdem es vorher Monate lang an ſchmerzlicher Krankheit gelitten hatte. Da lernte die Mutter, wie thöricht ein Menſchenherz iſt, wenn es Gott zu meiſtern gedenkt. Die unſäglichen Leiden des geliebten Kindes zerriſſen ihr Herz noch mehr, als der plötzliche Verluſt, und endlich, als der Tod des Kindes Schmerzen endete, war das Weh der Trennung daſſelbe. Sehr ſchweres Leid brach über ſie und die ganze Familie herein bald nach der Geburt Adolfs, des achten Kindes, in Folge einer hitzigen Krankheit.

Nach einem Aderlaß nämlich wurde die Kranke ohnmächtig; wieder zum Bewußtſein gebracht, ruft ſie nach Licht, da es ſo finſter um ſie ſei. Es wird Licht gebracht, aber das Auge ſieht den Strahl nicht — ſie war erblindet. Alle ärztliche Hülfe, die im Lande und außerhalb in Anſpruch genommen wurde, war

umsonst; die Blindheit wurde für unheilbar erklärt. Eine Zeit lang hatte sie wohl noch zuweilen helle Blicke. So sah sie einmal die Tasse auf dem Schrank stehen. Da rief sie schnell ein Kind, es solle sein Köpfchen auf die Stelle legen. Aber gleich wurde wieder alles um sie dunkel, sie hat das Antlitz keines Kindes wieder gesehen. Auch die letzte Hoffnung, die sie hegte, als sie eines Tages ein aufgeschlagenes Buch sah und ihr das Wort „endlich“ daraus entgegenleuchtete, erwies sich als eine trügerische. Die Blinde hat, nachdem das erste Weh überwunden war, ihr Leid drei und dreißig Jahre bis an ihren Tod mit gottergebener Heiterkeit getragen. Sie lebte wie ein stiller, freundlicher Engel im Hause, störte nie das fröhliche Treiben der jungen Mädchen und ging gern auf die Scherze des Vaters ein. Wenn zuweilen eine komische Scene ein allgemeines Lachen erregte, das die Mutter hörte, ohne die Veranlassung sehen zu können, so bat sie nur freundlich: „Kinder, gebt mir von Eurem Vergnügen etwas ab und erzählt mir, was ihr vorhabt.“ Und ihre Milde ging so weit, daß sie herzlich mit lachte, wenn ihre Blindheit komische Vorfälle herbeigeführt hatte. Am goldenen Hochzeitstage war sie ganz besonders heiter, obwohl auch das Gehör ihr mehr und mehr verging. Voll heiliger Milde und inniger Ergebenheit in Gottes Willen hatte sie nur den einen Wunsch, früher von der Erde zu scheiden als der geliebte Mann. Während ihres letzten Lebensjahres verlor sie das Gehör gänzlich, und eine Unterhaltung mit ihr konnte nur durch eiserne von Ludwig in Stettin besorgte Buchstaben geführt werden, die sie mit den Fingern fühlend entzifferte, dabei oft scherzend, daß sie in ihren alten Tagen noch einmal buchstabieren müsse. Sie zeigte dabei eine bewunderungswürdige Gabe schnell und richtig aufzufassen und fragte sich aus einzelnen Hauptwörtern ganze Geschichten heraus. Im Jahre 1823 starb sie, drei Jahre darauf ihr Mann im Alter von 85 Jahren.

In wehmüthiger, pietätsvoller Erinnerung an seine Eltern, an die glücklichen Kinderjahre im Elternhause und an den Herzog Karl von Meklenburg-Strelitz, den Vater der Königin

Luise dichtete Ludwig, als er schon in Stettin einen eigenen Hausstand gegründet hatte, folgende Verse:

Im Vaterhause war ich o wie reich!
Denk' ich daran, so werd' ich ernst und weich.
Drei Brüder hatt' ich thätig, frei und sinnig,
Fünf Schwestern hatt' ich hulfreich, herzig, innig.
Der Vater ein Prophetenangesicht,
Die Mutter blind und sanft wie Mondenlicht,
Und einen Herzog, wie in deutschem Land
Mein suchend Auge keinen zweiten fand.
Nun bin ich älter worden, bin ein Mann
Am eignen Heerd, und Freude wohnt daran;
Doch meinen Herzog hab' ich nun nicht mehr.
Gleich vollen Halmen, die des Segens schwer,
Hat sich, das huldreich und erquickend stand,
Sein edles Haupt hinab, hinab gewandt.
Und weß sind dort die grün bewachsnen Hügel?
Vater und Mutter tragen Engelflügel.
Und all die andern blutverwandten Lieben
Auch sie sind hin, sie sind mir nicht geblieben,
Sie wandeln dort, ich hier den eignen Gang,
Ein jeglicher, als ihm sein Ruf erklang.
Gar ohne Bruder in dem großen Schwarm,
Das ist doch allzu einsam, allzu arm.
Doch in mir meine Lieder sind noch da,
Und Mirow ist, mein Vaterhaus, mir nah.

Ludwig und sein Zwillingsbruder Friedrich wurden zwei Jahre nach der Erblindung der Mutter geboren, am 5. Juli 1792.

Von seinen Kindes- und Knabenjahren ist wenig zu berichten; sie flossen in harmlosen Spielen, in übermüthigen Scherzen, in großen Freuden und kleinen Leiden hin, wie das Leben jedes frischen Knaben, der in glücklicher Häuslichkeit lebt. Noch im hohen Alter, wenn er seine Geschwister in Mirow besuchte, machte es ihm Freude alle Plätze der Jugendstreiche aufzusuchen, alle Erinnerungen der Kindheit und der Flegeljahre wieder örtlich durchzumachen. Doch war das schwierig genug; denn an vielen Stellen,

wo in ſeiner Knabenzeit Wald und Gebüſch war, ſah er ſpäter Ackerfeld. So fand er auch den Teich nicht mehr, der, von Birken, Gebüſch und Schilf eingefaßt, nach ſeiner und der Spielkameraden Meinung ein grauliches, geſpenſtiſches Weſen, de Waatermöm (die Waſſermutter) beherbergen ſollte, den Teich, zu dem am Tage die Waſſerblumen, die Käfer, beſonders das Geheimniß ſie mächtig hinzog, an dem aber, wenn die Abenddämmerung herein brach, der Einzelne ſtill und ſcheu vorüberging. Der Vater hatte ſeine Freude an dem friſchen Treiben der Söhne und war auch nicht ungehalten, wenn ſie bei ihren wilden Spielen im Pfarrgarten die ſorgſam gepflegten Pflanzungen beſchädigten. Er pflegte wohl, wenn die ältere Schweſter Henriette darüber ihm klagte, begütigend zu ſagen: „Laß ſie, es ſind Jungen, und beſſer, ſie zertreten unſere Kohlpflanzen als andere; es wird noch immer ſo viel übrig bleiben, daß wir zu eſſen haben.“ Und milder noch war die Erziehungsweiſe der Mutter, war die Art, wie ſie Ungezogenheiten der Knaben zurückdrängte und überwand. Sie tadelte nicht, wenn ſie ſich vergangen hatten, ſie ſtrafte nicht, ſie ſchwieg; und wie zerbrach der unbändigſte Knabenwille an dieſem heiligen Schweigen, das doch nur wie ein leicht durchſichtiger Nebel die Mutterliebe verhüllte. Die wilde Knabenluſt mußte aber oft genug ſtillem Sinnen und Träumen, lebendigem Nachempfinden poetiſcher Schöpfungen weichen. Ludwig erzählt ſelbſt davon:

„Die Jungfrau von Orleans iſt von den Tragödien Schillers die erſte geweſen, die in dem ſtillen, abgelegnen Marktflecken, wo ich aufgewachſen bin, zu mir drang. Ich war damals zehn bis zwölf Jahre alt, als ich das Gedicht zum erſten male las mit knabenhaftem, aber tiefem Entzücken; ich las es wieder und wieder, es ſchwebte vor meiner Phantaſie, wie ein wunderſchönes Märchen.

Da brach der Krieg des Jahres 1806 aus. Er führte in meine friedliche Heimath zuerſt die weichenden Heerhaufen Blüchers und des Fürſten von Hohenlohe, dann nachdrängende franzöſiſche Schaaren, eine nach der andern, bis das Getümmel des Krieges ſich allmählich weiter in die Ferne zog. So trat mir, ich war nun vierzehn Jahre alt, das goldene Märchen wenigſtens theil-

weiſe in die nächſte Wirklichkeit herein; ich verſtand nun aus eigener Erfahrung die Worte Thibauts:

Rings brennen Städte, Dorfer. Näher ſtets
Und näher wälzt ſich der Verheerung Rauch
An dieſe Thäler, die noch friedlich ruhn."

Seinen Unterricht erhielt Ludwig, wie die anderen Brüder, in der Mirower Schule, welcher damals ſein Schwager Dulitz als (theologiſch gebildeter) Cantor vorſtand und an dem einen Tiſche Abcſchützen und an einem andern Knaben mit Tertianerkenntniſſen zu Schülern hatte. In dieſer Schule wurde Ludwig ſo weit gefördert, daß er in Großtertia des Gymnaſiums zum grauen Kloſter in Berlin aufgenommen wurde. Er reiſte aus dem Vaterhauſe am 23. April 1808, während ſein Zwillingsbruder Friedrich ſchon ein halbes Jahr vorher eben dahin abgegangen war. Der Vater fügte der Aufzeichnung von Ludwigs Abreiſe in den Familiennachrichten die Worte hinzu: „Gott leite auch ihn auf dem beſten Wege zur Glückſeligkeit!"

Um dieſe Zeit war der älteſte Bruder Karl bereits Profeſſor in Bremen, und der zweite Adolf hatte in Berlin den Gymnaſialcurſus abſolviert und ſtand im Begriff, auf die Univerſität Frankfurt zu gehen.

Ludwig verlebte in Berlin als Gymnaſiaſt und als Student die inhaltſchweren Jahre bis zum Frühling 1813.

In dieſer ſchwülen und doch ſo patriotiſch erregten hoffnungsreichen Zeit nahm auch der zum Jüngling heranreifende Knabe ſchon Theil an dem, was die Herzen in der preußiſchen Hauptſtadt ſo mächtig durchwogte. Hören wir ihn ſelber von dieſer Zeit erzählen:

„Der Friede von Tilſit war geſchloſſen, aber die königliche Familie mußte noch in Königsberg verweilen, denn Berlin war von franzöſiſchen Truppen beſetzt. Erſt im December 1808 verließen ſie es, und die erſten Preußen, Schill an ihrer Spitze, zogen ein. Am 19. Juli 1810 ſtarb die Königin Luiſe. Kurz vor ihrem Tode ſchrieb die hochgeſinnte Frau von Königsberg aus an ihren Vater,

den Herzog von Meklenburg-Strelitz: „Hat es nicht wie in Spanien auch in Tyrol ſchon gezündet! — — Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wieder käme, und wenn der Feind, der böſe Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einſt die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande ſchlugen! — Auch meinen Schiller habe ich wieder und wieder geleſen! Warum ließ er ſich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er ſterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geſchichtsſchreiber der Eidgenoſſen? Nein! Nein! Leſen Sie nur die Stelle: Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht ihr Alles ſetzt an ihre Ehre! — Und ich kann noch fragen, warum er ſterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieſer Zeit, den nimmt er zu ſich.“

Von dieſem Briefe der Königin wußte, als er geſchrieben wurde, begreiflich in Berlin niemand etwas; aber Thatſache iſt es, daß zu derſelben Zeit die poetiſche Hoffnung auf die Wiederkehr des Mädchens von Orleans auch in der Hauptſtadt auf das deutlichſte ſich kund gab. Woche für Woche wurde, ſo viel mir erinnerlich, im Theater mehrmals Schillers Jungfrau gegeben, immer vor gefülltem Hauſe, und waren Franzoſen in der Stadt, ſo fehlte es in den Logen auch nicht an hohen Offizieren des kaiſerlichen Heeres.

Ging nun der Vorhang in die Höhe, ſo wurden die erſten Scenen ſchweigend angehört, bis Bertrand, den Helm in der Hand, auf der Bühne erſchien. Mit reger Theilnahme folgten dann die Zuſchauer allen Bewegungen, allen kurzen einleitenden Fragen der Jungfrau bis zu dem begeiſterten Hervorbrechen:

Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüſtet ſich zum Kampf.

Lauter Beifall begleitete, unterbrach die Rede. Dann ward es einen Augenblick ſtill bei der zweifelnden Klage:

Ach! Es geſchehen keine Wunder mehr!

Und von neuem begann der Beifall, wenn Johanna die Antwort gab:

Es geschehn noch Wunder. — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerkühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen. — —
Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.

Die weitere begeisterte Rede der Jungfrau erhielt dann die Stimmung der Hörer noch gehoben, wenn auch ohne lauten Ausbruch. Thibauts Schlußworte und der wehmüthige Anfang des darauf folgenden Monologs beruhigten sogar, aber noch einmal erhob sich der Enthusiasmus, stieg zu seiner Höhe auf und äußerte sich in Händeklatschen und frohlockendem Bravorufen, sobald die Strophe gesprochen wurde:

Wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen,
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrein und deinen König krönen.

In gleicher Weise wurden die ganze Darstellung hindurch die Stellen mit Beifall begrüßt, welche das allen vorschwebende Ziel und die Gesinnung aller andeuteten. Vor allem Dunois letzter gewaltiger Kriegsruf:

Zu den Waffen: Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet!
Setzt alles Blut, setzt euer Leben ein!
Frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich endet.

Wenn aber dann die Gefangene in der Angst um ihren König sich betend auf die Kniee warf:

Höre mich Gott, in meiner höchsten Noth!
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele —

da war kein Beifallklatschen mehr, da füllten sich die Augen mit Thränen der Andacht, der heiligen Freude, wenn dem Gebet die Erhörung folgte, der schmerzlichen Siegeslust, wenn die Siegerin verwundet da lag, der Erhebung, wenn sie einer Verklärten gleich mit ihrer Fahne sich aufrichtete und sterbend niedersank.

So fühlte Berlin in den Tagen unsrer Erniedrigung, und Berlin war damals mehr als die Hauptstadt des Landes, sie war das schlagende Herz der Nation: was hier gefühlt wurde, wurde weithin im nördlichen Deutschland mitgefühlt."

Aus dieser Zeit — Ludwig war noch Gymnasiast — stammt ein Gedicht von ihm an seinen Bruder Adolf, in welchem sich das heiße Verlangen nach der Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft durch männlich kühnes Wagen deutlich kund gibt. Es schließt mit den Worten:

Bruder, auch in unsern Tagen
Ist es noch des Lebens werth;
Aber weißt du, was uns fehlet?
Nur ein Herz in Muth gestahlet
Und ein gutes, scharfes Schwert.

Neben der patriotischen Erregung, die mächtig in ihm lebte, arbeitete er aber mit regem, unermüdlichem Fleiß an seiner wissenschaftlichen Bildung. Außer den Gegenständen, die im Gymnasium gelehrt wurden — auch das Italienische gehörte dazu — lernte er für sich spanisch und dänisch, und auf der Schule schon zeigte sich, worauf sich später die wissenschaftliche Arbeit des Mannes richten sollte. In den Zeugnissen, die er erhielt, werden seine Leistungen in der Geschichte und im Deutschen mit großer Anerkennung hervorgehoben, in dem letzteren Gegenstande einmal in der Fassung „sehr merklich im deutschen Stil und in der Ausbildung seines Verstandes", und schon dem Kleinsekundaner wird bezeugt, daß einige Religionsaufsätze ihn besonders

empfohlen hätten. Auch für die griechiſche Literatur zeigte er das lebendigſte Intereſſe. Am wenigſten zog ihn die Mathematik an, doch trieb ihn ſein Pflichtgefühl, es auch hierin zu den erforderlichen Leiſtungen zu bringen. Dagegen ſcheint es faſt, als ob die patriotiſche Erregung ihn in der letzten Zeit ſeines Schülerlebens gehindert hat, ſich mit demſelben Fleiß wie früher mit dem Franzöſiſchen zu beſchäftigen. Der Schule und ihren Lehrern, zu denen zuletzt auch ſein Bruder Karl gehörte, der von Bremen nach Berlin berufen war, bewahrte er ſtets pietätsvolle Geſinnung und nannte die Schule die geiſtvolle und gütige Pflegerin ſeiner allgemeinen Bildung. Im Einzelnen gedachte er noch in hohem Alter dankbar des Geſchichtsunterrichts, den er als Sekundaner von Delbrück erhalten, und wie eine Aeußerung deſſelben nachhaltig auf ihn gewirkt habe. „Delbrück, ſo erzählt Gieſebrecht in ſeinem drei und ſiebzigſten Jahre, ſprach von Phocäa, der ioniſchen Stadt, deren Mauern die Perſer wohl zerſtört, aber die Bewohner ſeien entwichen und die Träger Griechiſcher Cultur im fernen Barbarenlande geworden, indem ſie Maſſilia gründeten. So, fügte der Meiſter hinzu, können Menſchen wohl dem göttlichen Willen widerſtreben, aber aufheben können ſie ihn nicht, ſondern müſſen ihn, ſelbſt wider ihren Willen, ausführen helfen. Der Gedanke traf mich, er iſt mir ſpäter aus dem Sinn gekommen und iſt immer wieder in mir erwacht und hat andre Gedanken geweckt: noch jetzt, ſobald die Namen Phocäa, Maſſilia, Delbrück mir begegnen, ſei es von außen her oder durch mein Gedächtniß herbei geführt, ſteht er wieder in mir da, das einfache Samenkorn, aus dem allmählich im Laufe meines Lebens bis heute ſich alles entwickelt hat, was von philoſophiſcher Betrachtung der Geſchichte in mir aufgegangen iſt.“

Noch in ſeine Schulzeit fallen auch ſeine erſten dichteriſchen Verſuche. Karl Gieſebrecht, der ſchon früher manche poetiſchen Arbeiten veröffentlicht hatte, unter andern ein Trauerſpiel Sertorius, ſtand mit Fouqué, Franz Horn und andern, welche der romantiſchen Schule angehörten, in näherer oder fernerer Verbindung. In dieſer Atmoſphäre wurde Ludwigs Luſt am Dichten geweckt und

genährt. Poesien aus dieser Zeit stehen in dem von Fouqué herausgegebenen Frauentaschenbuch und in dem Jahrbüchlein deutscher Gedichte auf 1815. Einige davon hat später der Mann, als er im Alter von vierundvierzig Jahren zum ersten Male seine Gedichte sammelte, für werth gehalten, sie der Sammlung einzuverleiben, und als der vierundsiebzigjährige Greis sie um einen Band vermehrt zum zweiten Male herausgab, darin stehen lassen. Mit Recht. Denn es ist in der That erstaunlich, mit welcher Meisterschaft er schon in so jugendlichem Alter die Form beherrschte. Ihr Inhalt ist mannigfach. Die Zeitverhältnisse (wie in dem oben erwähnten), die deutsche Kaisergeschichte wie die Geschichte seiner eigenen Familie finden darin Ausdruck.[2]) Auch ein allegorisches Gedicht „die Brautfahrt", vortrefflich in der poetischen Diction, aber nicht deutlich in der Beziehung, ursprünglich als Hochzeitsgabe für seinen Bruder Karl bestimmt, gehört zu diesen frühesten Poesieen.[3]) Das beste von allen ist wohl der „Sarg auf der Maasinsel", ein Gedicht voll inniger Empfindung und in edler, kräftiger, maßvoller Sprache. Ich theile es hier mit, weil es in der That von großem Interesse ist zu sehen, wie früh unser Dichter eine hohe Vollendung in der Form erreicht hat:

Ein Schifflein steuert die Maas hinab,
Ein Stiller im lustigen Kreise
Nun, Pilger, kommst du von Christi Grab,
Erzahl' uns Geschichten der Reise.

„Was ich mit Augen des Leibes sah,
Ist schnell dem Gedächtniß entschwunden,
Und was mir ewig und innig nah,
Liegt stumm im Herzen gebunden."

Ein Eiland steigt aus dem Wasser der Maas,
Das hält nur wenige Schritte,
Drauf wuchert Epheu und thauiges Gras,
Und Birken umhangen die Mitte

Da legen sie an um die Mitternacht,
Bis Frühroth stiege zum Rande,
Und Einer hält bei dem Schiffe die Wacht,
Die Andern gehen zu Lande.

Sie treten hin, wo die Birken stehn,
Zu ruhen, zu schlafen, zu träumen;
Da sieht, wie die Zweig' aus einander wehn,
Ein Sarg in den schattigen Raumen.

„In dem Sarge da", hebt der Pilger an,
„In dem Sarge, liebe Gesellen,
Liegt Kaiser Heinrich, der mächtige Mann,
Einsam, umrauscht von den Wellen.

Vom Papste gebannt, vom Sohne entthront,
Ohne Grab, ohne Trauer und Ehre!
Keine Kerze für ihn, als der dämmernde Mond,
Nur des Thaues fließt ihm die Zähre."

Und alle knien auf dem grünen Plan
Um den Sarg in herzlicher Trauer,
Und es hebt sich Gesang, sich ein Requiem an,
Durchleuchtend die nächtlichen Schauer.

Drauf, als sie gesungen und ausgeklagt,
Die Andern gehen zum Strande,
Und als der Morgen, der knospende, tagt,
Das Schifflein steuert vom Lande.

Der Pilger bleibt auf der Insel allein
Bei dem Sarg in ärmlicher Klause,
Und nächtlich singt er bei Sternenschein
In der Woge leises Gebrause.

Als er im Herbst 1812 mit seinem Bruder Friedrich zugleich vom grauen Kloster abging, gab das Programm von ihm folgende Charakteristik, von der mir sein Bruder Friedrich mitgetheilt hat, daß sie der Wahrheit gemäß war: „Ernst, hoher Sinn für Rechtlichkeit und Ehre, Festigkeit, welche zuweilen an Unbeugsamkeit grenzen mag, sind die Grundzüge seines Charakters, welcher seinen Lehrern durch Pflichtmäßigkeit und Regelmäßigkeit in

allen seinen Verhältnissen werth geworden ist. — — Er widmet sich dem Lehrfache, zu welchem er sich durch philologische und philosophische Studien ausbilden wird. Möge er in ihnen eine glühende Phantasie kühlen, welche, unbefriedigt die äußere Welt zurückstoßend, nur in Idealen der Wissenschaft ihre Heimat finden wird."

Sein Mannesleben hat gezeigt, daß seine Lehrer den Kern seines Wesens erkannt haben, und auch die am Schlusse ausgesprochene Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen.

Nach rühmlich bestandenem Examen reiste er in seine Heimat, bei allem Ernst der Gesinnung, der früh in seine Brust eingezogen, doch ein frischer, froher Jüngling, der sich kindlich darauf freute, wieder wie früher die interessanten Kletterpartieen auf die Bäume in dem Pfarrgarten zu unternehmen, wenn die Bäume es nur lohnen. Doch der Aufenthalt bei den Eltern und Geschwistern dauerte nicht lange. Schon am 13. October 1812 reisten die beiden Zwillinge nach Berlin, um dort ihre Universitätsstudien zu beginnen.

In die erste Zeit seines akademischen Lebens, vielleicht schon früher, fällt das Aufkeimen und Emporblühen einer Jugendliebe, die sein Herz Jahre lang mächtig bewegte und, als das schmerzlich süße Hoffen sich nicht erfüllte, ein tiefes Weh, ein leidvolles Angedenken in ihm zurückließ.

Da sang er in der ersten Zeit des bangen Sehnens nach der „Wonnereichen, der seiner Lieder innigste gebühren":

Unnennbar Leben mußte mir beginnen,
Könnt' ich nur, wie ich sehne, fort von hinnen,
Zu dir, zu dir, wo deine Augen scheinen.

Wie wird mir licht auf deinen stillen Auen,
Und fühlt' ich deine Huld zu mir sich neigen,
Entquöllen Lieder, Thränen mir unzählig.
Nun, du Geliebte, weh ungleich und selig
Muß ich dein Bild beständig in mir schauen,
Du sehnst vielleicht nach mir, und ich muß schweigen.

Da kommt er sich, nun er ihr nah und doch so fern ist, nun er schweigend und fest gebannt vor ihr steht, wie ein durstiger Pilger an dem Rand der Quelle vor, wenn er still in ihrer Augen Sterne schaut. Was hilft es seiner leidenschaftlichen Sehnsucht, wenn ihm ferne Hoffnung winkt, daß doch noch einmal „die Maientochter mit ihres Leibes zarter Blüthe, die huldvolle, von seligem Frieden umflossene", sein eigen werden soll. Die Hoffnung ist ihm ein schwacher Stab, darauf der Pilger lehnet:

Vor mir der holden Liebe reines Licht,
Und ich hinweg gewandt zu Nacht und Schweigen.

Und wie innig klingt die schmerzliche Klage um das entschwundene Liebesglück, die Sorge um das Fortblühen desselben:

Und ich hielt dich ja umschlungen,
Selig Kuß um Kuß.
Bist du wieder mir entrungen,
Daß ich weinen muß?

Und wie glühten deine Wangen,
Ach, so magdlich rein,
Und das Aug' in zartem Bangen
Schloß den Himmel ein.

Daß du in geheimes Schweigen
Damals dich verhüllt!
Willst du nimmer mir dich zeigen
Offen, lieberfüllt!

Nicht geschieden, nicht vereinet
Muß ich einsam gehn,
Und die Seele sinnt und weinet:
Ach du warst so schön.

Das Verhältniß löste sich ohne Schuld des Dichters, ohne Schuld der Geliebten. Die Gefeierte war so wenig treulos als kalt, sie war durch Verwickelungen gebunden, die sie nicht zerreißen konnte und die sich schließlich als göttliche Fügung erwie-

ſen haben. Damals aber wußte das der Dichter nicht, und er goß ſeinen Schmerz in die leidenſchaftlichen Strophen:

Mir lächle nicht, du Himmelsbläue,
Du Blau der Waſſer tief und klar,
Ihr quälet mich, ihr mahnt auf's neue,
Wie das geliebte Auge war.

Und ſchwerer wird mir, bänger, trüber,
So war es, blau und klar und kalt!
Ihr dunklen Wolken zieht hinüber,
Deckt mir des Himmels Lichtgeſtalt!

Nein, du in Gluthen ſprühndem Walten
Erſcheine, herbſtlich Abendroth!
Wie ſchmerzlich, ſchmerzlich zu erkalten,
Wie ſchön der lichte Flammentod!

Aus der ſchmerzlichen Zerriſſenheit ging eine Reſignation hervor, die ſchon damals mit dem Lebensglück abgeſchloſſen zu haben glaubte:

Ja, man rafft ſich wohl einmal
Wieder auf zum Leben,
Kann ſich von der dunklen Qual
Männlich ſtark erheben
Aber Farbe, Glanz und Licht,
Frühlings Blüthentriebe
Suche nur auf Erden nicht
Nach der erſten Liebe.

Zuletzt verklang der Schmerz in linde Wehmuth, welche von der Natur Heilung für die Wunden hofft, die in der Menſchenwelt dem Herzen geſchlagen ſind:

O breite Segelſchwingen,
Der Blüthen König Mai,
Du, du wirſt mich verjüngen,
Wie alt ich ſei.

Mich wird durchwehn, durchschauern,
Dein Hauch, dein sonniger Schein
Ich werde weinen, trauern
Und stille sein.

Das Universitätsstudium wurde schon nach Ablauf des ersten Semesters durch Giesebrechts Theilnahme an dem Befreiungskriege gestört. Der große Frühling, nach dem sein Herz sich so gesehnt, war angebrochen. Er sang davon zu seiner jüngsten Schwester Ernestine:

Schwesterherz, warum nun zagen?
Freue dich und harre aus.
Nach des Winters trüben Tagen
Frühling knospend drängt heraus.

Seinem Hauch ist aufgegangen
Blatt an Blatt in weitem Raum:
Ach, und schon in Blüthe prangen
Sieh der Freiheit grünen Baum.

Muthig, freudig sollst du hoffen,
Zweifel, Angst entweiche dir:
Neuer Himmel steht uns offen,
Deutschem Volk und dir und mir.

Die beiden Brüder Ludwig und Friedrich eilten sofort von Berlin nach Mirow und baten ihre Eltern um Erlaubniß, mit zu ziehen in den heiligen Kampf für Deutschlands Ehre und Freiheit. Mit schwerem Herzen und doch voll Freude über den „deutschen Sinn" seiner Söhne gab der Vater seine Einwilligung. Auch die Mutter, so bange sie der Zukunft entgegen sah, freute sich unter Schmerzensthränen, drei Streiter für diesen Krieg geboren zu haben. Sie sagte: „Ich war anfangs so oft unzufrieden, daß ich unter sechs Kindern nur einen Sohn hatte, aber Gott zeigt mir nun, warum er die Knaben mir später gegeben. Sie sollten noch jung, rüstig und frei sein, wenn er sie gebrauchen wollte in diesem Kriege."

Der Segen, welchen sie Ludwig mit auf den Weg gab, war die

Hinweiſung auf Gottes ſchrankenloſe Allmacht und Güte, eine Erinnerung, die der Dichter ſpäter zu folgenden Strophen geſtaltete:

„Muß mich Schwertes unterwinden,
Ziehen mit der Kriegerſchaar!"
Alſo ſprach ich zu der blinden,
Heilgen Frau, die mich gebar.
Thränen in dem Angeſichte
Sprach ſie: Lies mir die Geſchichte
Vom erweckten Lazarus.

Und ich las. Das war der Segen,
Den ſie auf den Weg mir gab,
Sei es noch auf allen Wegen
Bis hinunter in mein Grab,
Da ich ruhen und verweſen
Und erwachen und geneſen
Und verklaret werden ſoll.

Noch iſt Arbeit zu beſtehen,
Noch muß mancher bittre Schmerz
Mit des Nordes eiſ'gem Wehen
Stürmen durch das wunde Herz;
Aber dich, in allen Tagen,
Will ich tief im Herzen tragen
Mutterſegen, Lazarus.

Als nämlich Ludwig um dieſe Zeit einmal mit der Mutter allein war, verlangte ſie, er ſolle ihr aus der Bibel vorleſen. Auf die Frage, was er leſen ſolle, erhielt er, wie gewöhnlich die Antwort: Aus dem Evangelium Johannis. Ihm fiel das elfte Kapitel in die Hand, er las es, und ſie war davon ſehr bewegt. Als er aus dem Kriege heimkehrte, forderte ſie ihn wieder auf, ihr vorzuleſen, diesmal aber wollte ſie beſtimmt die Geſchichte von der Auferweckung des Lazarus hören. Wie er nun an die Worte Jeſu kam: habe ich dir nicht geſagt, ſo du glauben würdeſt, du ſollteſt die Herrlichkeit Gottes ſehen, ſtrömten die Thränen der Mutter. Ludwig hielt inne. Weißt du noch, fragte ſie ihn, was du mir vorgeleſen haſt, bevor du weggingſt? Ihm war die Stelle

nicht mehr gegenwärtig. Es war dieselbe Erzählung vom Lazarus, fuhr sie fort; wie oft habe ich mir seitdem wiederholt: so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen! Ich habe geglaubt und habe gesehen', ich habe keinen meiner Söhne verloren.

Zunächst reiste Ludwig nach Berlin, einer Aufforderung Adolfs folgend, um mit diesem nach Breslau zu gehen und „sein Leben zum Opfer für die deutsche Freiheit bei der schwarzen Schaar anzubieten." Friedrich blieb damals zurück, nicht aus freiem Willen, sondern von seinen drei Brüdern dringend ermahnt und von den Eltern herzlich gebeten, um dem Vater künftig bei zunehmender Schwäche Beistand zu leisten. Als aber der Herzog Karl die Jugend seines Landes zum Kampfe aufrief, traten die drei Brüder (auch Friedrich) bei dem neugebildeten Mecklenburg-Strelitzischen Husarenregiment ein. Die junge Mannschaft mußte durch preußische Offiziere erst zum Kriegsdienst angeleitet werden. Darüber vergingen die Monate bis Ende Juni. Diese Zeit verlebten die Brüder in Altstrelitz. Ludwig war auch in diesen unruhigen Tagen dichterisch thätig. Patriotische Stimmungen beherrschten natürlich die Seele des jungen Dichters, dafür ein Zeugniß das oben mitgetheilte Gedicht auf den großen Völkerfrühling. In dem begleitenden Briefe sprach er sich über den damaligen Zustand seines Gemüthslebens seiner Schwester Ernestine gegenüber dahin aus, daß er schmerzliche Stimmungen reichlich erfahren habe; doch Gott solle ihn bewahren, daß er diese für das Schlechteste in seinem Leben halte. „Aber freilich," fügt er hinzu, „sie dürfen nichts Feststehendes in der Seele werden; sonst geht durch sie abermals verloren, was sie in uns wirken, die Klarheit und der Friede, ohne welches kein schönes Leben denkbar ist. Ich weiß gar wohl, daß es Menschen gibt, denen diese herrliche Ruhe gleich bei der Geburt mitgegeben wird, und mir wird immer wohl, wenn ich in der Nähe solcher Leute bin. Denen ist freilich anders zu Muthe als uns, und sie mögen vielleicht in alle unsere Sorge und Unruhe hinein lächeln und nicht begreifen können, wie ein Mensch sich selber so viel Mühe mache. Aber wir sind nicht so glücklich geworden,

wir müſſen es auf eine andere Art werden, wir müſſen durch die Unruhe zur Ruhe, durch Schmerz zur Luſt hindringen. Und darum, liebes Kind, ſei muthig, denn wir wiſſen es ja gewiß, wir werden zum Ziele kommen, und es muß alles gut werden." Das vom Leben ſchon ſchmerzlich getroffene, leidenſchaftlich bewegte, aber um Frieden ringende und muthig hoffende Herz ſpricht ſich deutlich in dieſen Worten aus. Und die Gegenwart ließ in der Seele des jungen Kriegers die trüben Stimmungen nicht zur Herrſchaft gelangen. Ihm war in Altſtrelitz herzlich wohl, in der beglückenden Nähe von lieben Verwandten — ſeine Schweſter Auguſte war an den dortigen Paſtor Probſthan verheirathet — und bei der Ausſicht, nun bald das gute, ſcharfe Schwert ſchwingen zu ſollen, nach welchem er ſich ſchon auf der Schule geſehnt hatte:

Ich gehe hin und fechte
Für meines Landes Rechte,
Ihm weih' ich Leib und Blut.
Du tritt aus deiner Wolke,
Gieb Freiheit unſerm Volke,
Gieb Krieg und Friedensmuth.

Ende Juni erfolgte der Ausmarſch der Huſaren aus Neuſtrelitz, Ludwig und Friedrich unter ihnen. Adolf, der während der Uebungen am Nervenfieber erkrankt war, mußte zurückbleiben. Das Regiment hatte die Beſtimmung, in Schleſien zum Yorkſchen Corps zu ſtoßen, wo der jüngere Sohn des Herzogs eine Brigade commandierte. In dieſe Brigade wurde das Regiment aufgenommen. Es cantonnierte in der Gegend von Brieg bis zum Ende des Waffenſtillſtandes und nahm dann Theil an der Arbeit und den Erfolgen der ſchleſiſchen Armee. Tapfer kämpfte es bei Goldberg und bewahrte eine ſehr rühmliche Haltung in der Schlacht an der Katzbach. In dem Bericht, den York an den König ſandte, hieß es: „Das Mecklenburg-Strelitzſche Huſarenregiment nebſt zwei Escadrons des dritten ſchleſiſchen Landwehrcavallerie-Regiments waren im Moment des hitzigſten Handgemenges die einzig geordnete disponible Cavallerie."

Die beiden Brüder blieben unverwundet; wie es ihnen übrigens in den Kampfestagen ergangen iſt, darüber kann ich

nichts mittheilen; doch habe ich in dem Nachlaß Ludwigs ein Blatt gefunden, in welchem er von der Zeit des Cantonnements erzählt. Ich theile das leider kurze Fragment hier mit: „In Brieg gingen wir auf die linke Seite der Oder. Wir kamen nach Bohrau. Dort in der Schenke schrieb ich das kleine Gedicht: „Wo die Havel und Tollense ꝛc." nieder, das bereits auf dem Marsch des Tages mich innerlich beschäftigt und sein Dasein erlangt hatte, vielleicht durch Getreidefelder geweckt, an denen wir vorüber eilten." Das Gedicht lautet:

Wo die Havel und Tollense
Still durch grüne Felder gehn,
Wo der Haken und die Sense
Hoch in edlen Ehren stehn,

Dorther kommen wir und schwingen
Wir der Sense Ebenbild,
Blank geschärfte Säbel klingen
Wohlgemuth und kühn und wild.

Schnitter auf der Heimath Breiten
Mäht, wenn eure Ernte naht;
Wir auch, ob wir fernaus reiten,
Mähen wohl gereifte Saat.

„Von Bohrau ritt das Regiment im besten Staat dem Zobtenberg zu; es sollte sich den allerhöchsten Herrschaften vorstellen. Der Berg war mir nicht ganz unbekannt. Ich hatte als Knabe noch im älterlichen Hause bei einem Maler Mende, der eine Zeitlang in Schlesien lebte, Unterricht im Zeichnen gehabt: eine Abbildung des Zobten gehörte zu den Vorlegeblättern, an denen mein schwaches Kunsttalent sich viel versucht hatte. Nun sah ich ihn leibhaftig vor mir. Auf der Ebene an dessen Fuß hielten der König von Preußen: ihm zur Rechten der Kaiser Alexander, zur Linken der Herzog Karl von Meklenburg, alle zu Pferde, hinter ihnen ein großer Schweif von Generalen und hohen Offizieren. Vor diesen Richtern wurden wir in Zügen vorüber geführt. Der Kaiser, von aufgeschwemmtem Ansehn, aber beweg-

lich wie Queckſilber, rief einmal über das andre: Ah, le beau regiment! le beau regiment! Was uns begreiflich gar nicht ſchlecht gefiel. Dem Herzog, einem jungen blühenden Manne von 28 Jahren, war das Vergnügen anzuſehen, wenn er es auch nicht ſo laut äußerte: wir ſollten zu ſeiner Brigade ſtoßen. Der König zwiſchen beiden, ernſt, von ruhiger Haltung, maß uns ſchweigend mit ſeinen Blicken, ohne ein Urtheil kund zu geben. Die Parade war bald abgemacht, und wir zogen unſeres Weges. Das Regiment cantonnirte darauf in Zottwitz, einem großen Dorfe bei Brieg, mehrere Wochen bis zum Ende des Waffenſtillſtandes. Die Bewohner des Dorfes waren meiſt Polen, die kaum ein Wort Deutſch verſtanden; in den Häuſern Polniſche Sitte, Polniſcher Schmutz. Uebrigens gaben mir meine Wirthsleute alles, was ſie zu geben hatten, ſo gut ſie es ſelber genoſſen; es war nur alles gar Polniſch. Der Dienſt war nun wieder ganz wie in Strelitz, oder noch etwas pedantiſcher. So wurde, bald nachdem wir unſer Cantonnement bezogen hatten, ein Parolebefehl erlaſſen, da wir nunmehr der Ehre genöſſen, mit den Truppen Sr. Majeſtät des Königs von Preußen zuſammen zu dienen, ſo werde, um der geziemenden Egalité willen, angeordnet, daß fortan alle Schnurrbärte im Regiment ſchwarz ſein ſollten. Der meinige war braun, ich ließ ihn wie er war, und er hat mir keine Anfechtung zugezogen; aber die blonden Bärte wurden die einen durch Höllenſtein, die andern durch ſchwarzes Wachs umgefärbt. Dieſe brachte die Sonnenhitze in Fluß und ſchmierte ſie über das ganze Geſicht, jene wurden nach wenigen Tagen fuchsroth; man mußte den Befehl zwar nicht zurücknehmen, aber doch vergeſſen. Um ſo mehr gab es Sturmbänder, Knöpfe, Sporen und was ſonſt von Metall war unabläßig zu putzen, die Bandeliere zu ſchwärzen u. dgl. m."

Als das Regiment nach der Schlacht an der Katzbach auf dem von Regen durchweichten Boden und an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen Mangel leidend drei Tage lang bivouakieren mußte, wurde zuerſt Friedrich krank und mußte in das Lazareth. Als er geneſen war, kehrte er zu ſeinem Regiment zurück und

nahm an der Belagerung von Mainz theil. Wegen seiner Kenntniß des Französischen wurde er hier als Parlamentär benutzt. Bald erlag er von neuem den Strapazen, schleppte sich so lange als möglich hin, blieb aber endlich in einem Kloster zu Pont à Mousson liegen. Nach dem ersten Pariser Frieden erhielt er seinen Abschied und ging nach Berlin, um die unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Gegen Ende des Septembers erkrankte auch Ludwig, wurde mit andern Leidensgefährten von Elsterwerda aus nach Berlin gebracht und lag dort am Typhus darnieder. Erst gegen Ende des Decembers war er so weit hergestellt, daß er, dem ihm gewordenen Befehle gemäß, nach Neustrelitz abgehen konnte. Hier vernahm er, in den ersten Tagen des Januars solle die ausgebildete Ersatzmannschaft für das Regiment diesem, das damals vor Mainz stand, zuziehen, er selbst aber daheim bleiben, um die neueingetretenen Rekruten einzuüben. Das war nicht nach seinem Sinn, sein Gesuch, mit den Ausrückenden gehen zu dürfen, wurde abgelehnt. Da bat er um den Abschied und erhielt ihn. Nach dreimonatlichem Aufenthalt im väterlichen Hause ging er Ostern 1814 auf die Universität in Greifswald und verweilte dort ein Jahr.

Während dieser Zeit war er eifrig mit dramatischen Arbeiten beschäftigt, dichtete unter andern die Fürstin von Burgund, den Herzog Bernhard und König Wenzel. Von all diesen Dramen ist keines gedruckt, ja keines noch handschriftlich vorhanden. Der Dichter selbst hat sie alle in der ersten Zeit seines Stettiner Lebens unter dem Einfluß einer veränderten Lebensanschauung verbrannt und damit Werthvolles vernichtet; denn sein Bruder Karl, wohl vertraut mit der poetischen Literatur der alten wie der neuen Zeit und selbst dichterisch begabt, hat ihm gegenüber wiederholt seine Mißbilligung darüber ausgesprochen. Gegen Ende des Jahres arbeitete er an einem neuen Drama: Ludwig der Fromme. Um diese Zeit schrieb er an seine Brüder nach Berlin über seine dramatischen Dichtungen, die zum größten Theil ein sehr tragisches Pathos gehabt haben müssen. Nach seiner eigenen Aeußerung hat er in ihnen die ewige Gerechtigkeit, die nicht mit sich spielen

läßt, dem Leſer vor die Seele geführt. „Das iſt ja die Tragödie eben“, ſchreibt er, „daß das gute Prinzip ewig unterliegt dem böſen. Rufe kein Warum in die Welt hinein. Die Antwort, die du erhältſt, iſt bald klagend, bald beruhigend, bald jammernd, bald hohnlachend; aber es iſt immer nur das wiederhallende Echo des Geſprochenen. — Die Nemeſis läßt nicht ab, bis alles vollendet iſt. Die Welt und Lebensanſicht iſt nicht heidniſch, ſie iſt wohl chriſtlich, wie das fromme Lied der Nibelungen. Ja, wie viele der Märtyrer haben geblutet und gelitten, und die Welt hat hohnlachend bei ihren Qualen geſtanden“. „Ich merke überhaupt“ fügt er hinzu, „daß meine Darſtellungen etwas dunkler werden, als die früheren Arbeiten. Ob ich den Grund davon außer mir oder in mir ſuchen ſoll, weiß ich nicht: ich bin doch mitunter recht fröhlich und luſtig, wenn mir das Leben auch wohl ernſter wird als ſonſt.“ Trübe Stimmung zeigt ſich auch in dem Schluß des Briefes: „*Ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω* heißt es in einem alten Skolion. Ich wollte, es würde mir auch ſo gut, aber mir iſt manchmal zu Sinne, als ſollte alles grüne Gezweig verdorren und nur das nackte Eiſen bleiben.“ Sonſt aber war er voll von Plänen für die Zukunft. Er dachte daran bei der Greifswalder Bibliothek angeſtellt zu werden, wollte aber damals lieber noch nach Berlin gehen und, „wenn ihm die Herausgabe ſeiner Dramen nur irgend etwas bringe, ſich dort damit, mit Privatunterricht und vielleicht einigen literariſchen Arbeiten durchfreſſen, bis es beſſer werde.“ Und wenn für ihn ſelber nichts in Berlin zu machen ſei, ob ſich denn — ſo fragt er ſeine Brüder — für ſeine Schauſpiele nichts beim Berliner Theater thun laſſe. Auch auf Prag hatte er damals ſein Auge gerichtet. Er ſchreibt darüber in demſelben Briefe: „Ihr habt auch wohl in den Zeitungen von einem Theaterdirector Liebich in Prag geleſen, der allerlei Vorſchläge zur Feier des Jahrestags der Schlacht bei Leipzig gemacht hat. Nach dieſen Aeußerungen muß ich ihn wenigſtens für einen Menſchen halten, der nicht ohne Gemüth und Sinn iſt. Meint Ihr, daß ich dem meinen König Wenzel zuſende? Ich glaube, die Böhmen ſähen ihn wohl. Ich meine, wenn ich der-

gleichen historische Darstellungen über mehrere deutsche Bühnen verbreiten könnte, es wäre damit nicht bloß für mich und meine Persönlichkeit, die ja immer nur Nebensache bleiben muß, sondern für eine ehrliche Sache selbst etwas gefördert."

Die idealen Pläne der jugendlichen Dichterseele sollten sich nicht erfüllen. Der Krieg begann wieder, und wieder trat Ludwig, diesmal als der einzige von den Brüdern, in das Regiment ein. Eine Anzahl neuer Menschen und Pferde mußte eingeübt werden, alle waren auszurüsten. So konnte erst am 16. Juni aufgebrochen werden. Die Mecklenburger Husaren hofften noch zu rechter Zeit auf dem Schauplatz des Krieges erscheinen zu können. Als das Regiment durch Westfalen zog, dichtete Ludwig ein Lied, in welchem er die Waffengemeinschaft mit den Preußen feiert:

Noch einmal, noch gilt es ein Wagen,
Wir folgen dem leitenden Stern.
Wo deutsche Klingen schlagen,
Da bleiben die unsern nicht fern.

Nun vorwärts, rüstige Preußen!
Heil euerm König und euch!
Ihr sollet uns Brüder heißen,
Wir schirmen mit euch das Reich.

Als sie aber Belgien und die französische Grenze erreichten, war der Kampf bereits entschieden; sie hatten nur Vorpostendienste vor mehreren Festungen zu thun. In dieser Zeit schrieb er an seine Schwester Ernestine: „Meiner Gesundheit wegen sei unbesorgt, wir leben zu gemächlich, als daß einem etwas zustoßen könnte, wenn es unser Herr Gott nicht so recht eigentlich haben will oder man sich gar dem Satan verschreibt. Vor dem letzteren hüte ich mich nun, so viel ich kann, und der andere wird es wohl gut mit mir meinen, wie er es immer gethan hat. Uebrigens aber, wenn Ihr noch etwas von Euren Landsleuten haltet, die jetzt in Frankreich sind, so betet nur, daß der Himmel uns bald nach Deutschland zurückführe; denn wir werden hier täglich

schlechter, und so wir uns noch einige Jahre hier aufhalten, wird es uns eben so gehen, wie unsern Vorfahren in der Zeit der Völkerwanderung, denn alles deutsche Wesen entartet unter fremdem Himmel und wird am Ende ein Greuel vor Gott und Menschen. Ich habe schon davon geschrieben, daß ich die Franzosen für so gar schlecht nicht halte, aber wenn der Deutsche französische Sitte annimmt und dazu sich müßig in diesem Lande umhertreibt, wie wir, das kann und wird nimmermehr was Gutes. Jetzt bin ichs schon mehr gewohnt, aber wie es mir zuerst vorkam, als ich nichts als französisch reden und handeln sah und hörte, das kann ich Dir gar nicht sagen; und das fängt gleich hinter Aachen an, etwa 20 Stunden über den Rhein hinaus, denn das ganze Lütticher Land und das wunderschöne Maasufer, das einem noch so recht heimathlich aussieht, ist schon stockfranzösisch geworden in Art und Sitte, selbst in Aachen habe ich kaum eine deutsche Physiognomie gesehen. Da machte ich auch ein Sonett, weil ichs nicht mehr lassen konnte, das will ich Dir aufschreiben:

Seit meine Jugend rosig angefangen,
Als ich gehört vom alten Vater Rhein,
Da kehrte tiefe Sehnsucht bei mir ein,
Nach jenem Strom ein heiliges Verlangen.

Und sieh, ich kam vom Kriegerschmuck umfangen;
Wie Lerchen jubeln froh im Sonnenschein,
So schwebt' ich über Berg und Thal und Hain,
Bis ich ihn sah in seinem lichten Prangen.

Wie selig war ich, als ich ihn erblickt!
Allein nun seine Wasser mir im Rücken,
Kann nichts den Unmuth meiner Seele bannen.
Nicht über'n Rhein, du Kind der Nordertannen!
Sonst wird ein schmerzlich Heimweh dich durchzucken,
Und wehe dir, wenn es dich nicht durchzückt"!

In diesem Briefe zeigt sich deutlich sein ernster, allem leichtfertigen und leeren Treiben abgewandter Sinn und die tief in ihm wurzelnde deutsche Eigenthümlichkeit, die sich von fremder Nationalität abgestoßen fühlt.

In viel späterer Zeit, in den letzten Jahren seiner amtlichen Thätigkeit gibt er diesem ihn beglückenden Gefühl als Deutscher geboren zu sein und von deutscher Art nicht lassen zu können noch klareren Ausdruck: *)

Mich hat in deutschem Lande
Gott an das Licht geführt
Und hat in feste Bande
Mir Geist und Mund geschnürt.

Wie dunkt der Zwang mich leise,
Wie dunkt mich lieb der Ort:
So fließt alldeutscher Weise
Mein Denken und mein Wort

Nach Abschluß des zweiten pariser Friedens zog das Regiment heim und gelangte im December wieder nach Neustrelitz. Er blieb nicht lange in der Heimat. Bereits im Januar des nächsten Jahres reiste er nach Stettin, um in das mit dem Gymnasium verbundene Seminar für gelehrte Schulen einzutreten. Stettin wurde seine zweite Heimat; länger als funfzig Jahre hat er hier gelebt und gewirkt als Lehrer, als Forscher, als Dichter, hier den häuslichen Heerd sich gegründet und Familienglück reich um sich aufblühen gesehen, hier unermüdlich Jahr aus Jahr ein in die jugendlichen Seelen edlen Samen ausgestreut aus der reichen Fülle seines Wissens, und sie aus der trüben Atmosphäre der Sinnlichkeit hinaufgezogen in das sonnige Reich der Ideale, hier Herzen gewonnen, die dem ernsten, geistvollen Lehrer in tief empfundener Pietät zugethan geblieben sind noch in späten Mannesjahren.

Gleich an dem ersten Tage, den Giesebrecht in Stettin verlebte, wurde er durch einen Universitätsfreund, den er hier vorfand, in das Haus des Burgermeisters Redepenning eingeführt. Der Verkehr mit dieser Familie, besonders mit der Frau des Hauses, war von dem größten Einfluß auf seine Lebensanschauungen, und die Eindrücke, die er dort empfing, bestimmten ihn Jahre lang in seinem Thun und Treiben. Frau Redepenning

war die Tochter des damals noch lebenden, hoch bejahrten Generalsuperintendenten Ringeltaube, die Schwester eines Miſſionars, der um die Zeit in Mayilady an der Küſte Coromandel lebte und wirkte; ſie war eine poetiſch bewegte, phantaſiereiche, heitere Natur, ihrer religiöſen Richtung nach der Brüdergemeinde verwandt. In dieſe Richtung wurde Gieſebrecht durch ſie hineingezogen. Religiöſe Eindrücke waren ihm zwar ſeit ſeiner Kindheit im elterlichen Hauſe nicht fremd, er war wohl vertraut mit der Bibel; aber es fehlte damals viel daran, daß religiöſe Vorſtellungen ſein ganzes Geiſtes- und Gefühlsleben beherrſcht hätten. Als er zum erſten Mal in den Krieg zog, dichtete er ein Abſchiedslied, das in ſeiner urſprünglichen, ſehr viel längeren Faſſung, als es ſpäter in die Sammlung ſeiner Gedichte aufgenommen iſt, von religiöſen Gefühlen durchweht war. Sein Vater bewahrte es in den Familiennachrichten auf und machte dazu die Bemerkung, daß es von ihm in einer religiöſen Stimmung geſchrieben zu ſein ſcheine. Daraus geht hervor, daß der Vater dieſe Art von Stimmung nicht als die herrſchende in ſeinem Sohne kannte. Völlig ihn beherrſchend, allerdings zunächſt in einer Form, von der er ſich ſpäter wieder abwendete, wurde ſie in der erſten Zeit ſeines Stettiner Lebens durch jene Frau, die er in ſeinen Gedichten mit Beziehung darauf als Monica feierte, die er in Briefen und im mündlichen Geſpräch Mutter nannte.

Die Eindrücke, die er von dem erſten Geſpräch mit ihr, von ihrer Häuslichkeit, von den Bildern, mit denen ihr Wohnzimmer geſchmückt war, von ihrem reinen milden Weſen erhielt, hat er ſelbſt ſpäter in einem ſchönen Gedicht geſchildert:

Träume aus dem Kriegerleben
In der Bruſt, auf hoher Fluth,
Trunken in verborgnem Weben
Liebesweh und dunkler Muth,
Eng die Seele und geweitet,
Außen keck und innen Qual:
Alſo kam ich unbereitet
In dein Haus zum erſten mal.

Deine Blumenſtiege ſchmückte
Gar im Winter Lenzes Schein;
Dort das Bild, die Landſchaft rückte
Mich hinaus in Palmenhain:
Mayilady das Gelände,
Deines Bruders Aufenthalt,
Wo von Chriſtus ohne Ende
Seine Botenſtimme hallt.

Dort das Chriſtkind und Johannes
In der ſel'gen Mütter Hut,
Wie der Blick des Gottesmannes
Andachtvoll auf ihnen ruht,
Jene gottlichen Gebilde,
Welche Rafael erfand,
Schauten mahnend ernſt und milde
Zu mir nieder von der Wand.

Und mir ward wie bei dem Schimmer
Fernher glühender Sternenſaat,
Als ich in dies ſtille Zimmer,
Deines Lebens Abbild, trat,
Als dein Thun und dein Beginnen,
Das ich gaſtlich mit genoß,
Lilienrein von außen, innen
Meinen Augen ſich erſchloß.

Widerſtrebend fort getragen,
Ueberwältigt und beglückt,
Fühlt' ich zu den Wundertagen
Mich gen Nazareth entrückt:
Und ich ſchied aus deinem Kreiſe
Nicht verſcheucht, nicht angelockt;
Mehr erregt nur, mild und leiſe,
Sinnt mein Herz und fragt und ſtockt.

Wie mächtig aber auch der Eindruck war, den dieſe Frau auf ihn machte, dennoch vergingen Monate, ehe er ſich einem unbeſiegbaren Sehnen folgend entſchloß, ſie wieder zu beſuchen. Dieſer zweite Beſuch war für ſein religiöſes Leben auf Jahre hin beſtimmend:

Drei Monde waren vergangen
Wie trübe, ſtumm und ſchwer,
Da trieb ein tief Verlangen
Mich nochmals zu dir her.

Am Abend vor Charfreitag
Erſchien ich wieder vor dir,
Und du, wie ein duftiger Maitag,
Erquickend warſt du mir.

Allein deine Blumen tränkend,
Voll Friedens ſtandeſt du dort,
In ihre Kelche ſich ſenkend
Rein, ſelig dein Sinn, dein Wort.

Ich hörte von deinem Munde
Ein altes Lied, ein Gebet
Der Seele, die, daß ſie geſunde
Sich Blumenſtille erfleht.

Das war auch mein eigenſtes Sehnen:
Wie ward ich mir deſſen bewußt;
Mir ſtrömten lindernde Thränen
Durch die Augen aus Haupt und Bruſt.

Was du mir ſonſt geſprochen,
Das alles verklang, verblich:
Der Gram in mir war gebrochen,
Ein Mutterherz offen für mich.

Frau Rebepenning vermied es ſorgfältig, ihre Anſchauungen dem jungen geiſtvollen Freunde aufzudrängen, und hatte es auf Proſelytenmacherei nicht abgeſehen. Sie gab ſich ihm, der von Zweifeln umſtürmt, von Leidenſchaften erregt, von ſchmerzlichen Täuſchungen nicht frei geblieben war, der ſich aus dem unruhigen Kriegerleben in die enge Sphäre mühſamer Berufsarbeit verſetzt ſah und dabei doch voll war von groß angelegten Plänen dichteriſcher Thätigkeit — ſie gab ſich ihrem Freunde, in dem es ſo unruhig gährte und wogte, mit der milden ſonnigen Klarheit einer Seele, die völligen Frieden gefunden hat und ergebungsvoll iſt in alles, was auch das Leben ihr an Sorgen und Schmerzen bringen

mag. Dieſer heilige Gottesfriede, dieſe ſelige Sabbathsſtille zog ihn mit Allgewalt in den Kreis ihres Fühlens und Glaubens, und der Verkehr mit ihr wurde ihm in jenen Jahren das werthvollſte Gut, das er ſein eigen nannte.

Als ſie einmal krank war und er ſie zu verlieren fürchtete, ſchrieb er an ſeine Schweſter: „Nimmt mir der Heiland dieſes einzige fühlende Weſen, das ich hier habe, auch noch, dann bin ich ganz allein.“ Durch ſie lernte er Zinzendorfs Schriften kennen, die ihn trotz ihrer ſeltſamen, barocken Form auf das Tiefſte bewegten, die mit einem Schlage ihn aus den philoſophiſchen Vorſtellungen, die ihn damals beſchäftigten und beängſtigten, aus dem Knäuel von Gedanken, die ihn quälten, herauszogen in eine andere Welt, in der ſeine Seele damals volles Genüge fand, ſo daß er mit Beziehung auf die Vorſtellungen, die er früher gehegt, ausrufen konnte:

Sie ja ſind's, die auf mir laſten:
Weg von da, ſo weit ich kann!
Segel auf an allen Maſten!
Zinzendorf der Steuermann.

Geraume Zeit konnte er außer dem, was ſeine amtliche Thätigkeit forderte, und außer der Bibel, welcher er ſich nun mit neuem Eifer zuwandte, nichts anderes leſen, als Zinzendorfs geiſtliche Reden, ſein Leben von Spangenberg, die Geſchichte der Brüderkirche und ihrer Miſſionen. Und ſo gewaltig ergriff ihn das neue Lebensideal, daß er, wie der Bruder ſeiner Freundin, am liebſten als Heidenbote in die Ferne gezogen wäre. Aber Frau Redepenning, gegen die er dieſen Gedanken äußerte, verwarf ihn auf das Beſtimmteſte. Sie erkannte beſſer, als er ſelber, daß er in ſolcher praktiſchen Thätigkeit nicht Befriedigung finden würde; ſein Beruf ſei als Lehrer am Gymnaſium zu wirken. Ihr Mann fügte hinzu, daß er den durch Sells Tod eben erledigten Unterricht in der Geſchichte und im Deutſchen übernehmen müſſe, wie denn Gieſebrecht den Verſtorbenen ſchon während ſeiner letzten Krankheit vertreten hatte. Und als nun der Director des Gymnaſiums, Schulrath Koch, in ähnlichem Sinne ſprach, wurde Gieſebrecht in ſeinem Entſchluſſe ſchwankend und meldete ſich zu

der Prüfung, die er zu bestehen hatte, um in eine feste Stellung als Lehrer am Gymnasium zu gelangen. Ihm wäre es recht gewesen, wenn er sie nicht bestanden hätte; dann hätte ihn nichts zurückgehalten, Missionar zu werden; doch er bestand sie.[7]) Und als er sich um das Lehramt bewarb, lag ihm der Wunsch des Mißlingens näher als des Gelingens. Der Magistrat aber wählte ihn einstimmig. Das erschien ihm nun als göttliche Fügung, und von da war ihm der Berufsweg, den er zu wandeln hatte, gewiesen.

Die religiöse Richtung aber, in die sein Herz durch Frau Redepenning gezogen war, beherrschte noch Jahre lang seine Seele. Er trat in die Brüdersocietät ein, leitete die Festversammlungen derselben, dichtete liturgische Wechselgesänge dafür[8]) und machte in den Weihnachtsferien des Jahres 1818 eine Reise nach Niesky und Herrnhut, um das Leben der dortigen Brüder aus eigener Anschauung kennen zu lernen „als ein Kundschafter, der es nicht böse meint", zugleich auch, um seiner Freundin über ihren ältesten Sohn, der in Niesky erzogen wurde, genauen Bericht zu erstatten. Die Sauberkeit und Stille, die dort herrschte, die Herzlichkeit und Unbefangenheit, mit der er aufgenommen wurde, that ihm wohl. „Hier ist gewißlich des Herrn Ort und Haus, hier muß der Herr sein Siegel aufgedrückt haben," schrieb er nach Stettin, erfüllt von den Eindrücken, die er dort erhalten hatte. Doch ließ er sich von diesen Eindrücken keineswegs so überwältigen, daß er nicht für die Mängel und Schwächen, die sich in dem Leben der Brüder zeigten, das Auge offen gehalten hätte. Ihm entging nicht, daß manchen von der Gemeinde ein gewisser geistlicher Hochmuth beherrschte, der alles in der engen Genossenschaft besser findet, als draußen in der Welt, ihm entging andrerseits nicht, daß einzelne von den Lehrern, wenn sie auch die Kinder gut zu fördern verstanden, selber doch in ihrem ganzen geistigen Leben unmündig und unreif waren. Wenn er sich so in manches, was er dort vorfand, nicht leicht fügen konnte und, hätte er dort leben müssen, sicherlich nie gefügt hätte, so erschien ihm doch der Gottesdienst „unbedingt köstlich."

In geiſtlicher Poeſie iſt Gieſebrecht während dieſer ganzen Zeit ſehr productiv geweſen, doch hat er ſpäter nur eine geringe Anzahl dieſer Lieder in die Sammlung ſeiner Gedichte aufgenommen; er hat ſie als das „Buch des Stillen" bezeichnet. Die übrigen alle ſchienen ihm der Veröffentlichung nicht werth, und ſo ſehr auch ſpäter Frau Redepenning, auch noch kurz vor ihrem Tode (1850), in ihn drang, alle dieſe Poeſien, die, wie ſie entſtanden, ihr handſchriftlich mitgetheilt waren, drucken zu laſſen, er blieb den wiederholten freundlichen Bitten und lebhaften Vorſtellungen durchaus unzugänglich. Und er hat recht daran gethan. Wie er ſelber in dieſen Jahren in ſeinem Denken und Fühlen nicht unabhängig war von fremdem Einfluß, wie er mit dem lebendigen ihn tief beſeligenden Gefühl der Gottesnähe, zu dem ihn damals der Verkehr mit jener Frau führte und in dem er ſein ganzes langes Leben unwandelbar feſt geſtanden hat, zugleich manche religiöſe Vorſtellung in ſeine Seele aufnahm, die er ſpäter als irrig oder als für das religiöſe Gemüthsleben unweſentlich erkannte, ſo ſtand er auch in ſeinem dichteriſchen Schaffen unter der Herrſchaft beſtimmter, conſtanter Wendungen und poetiſcher Bilder, die er in der Zeit der erſten, übermächtig ihn ergreifenden religiöſen Erregung wohl mit in den Kauf nahm, ſpäter aber als äſthetiſch gerechtfertigt nicht mehr gelten laſſen konnte. Was er aber ſelber aus dieſen Poeſien ausgewählt und im Buch des Stillen veröffentlicht hat, iſt in der reinen edlen Sprache geſchrieben, durch die ſich ſeine andern Dichtungen alle auszeichnen. So das innige Gebet:

Sohn, vom Geiſt empfangen,
O Mariens Sohn,
Löſe, was gefangen,
Dir zum Schmerzenslohn,
Führ' uns dir nach Kanaan
Aus Aegyptens Dienſt und Bann!

Der voll Schmach und Spottes
Du am Kreuze ſtarbſt,
Uns der Kinder Gottes
Selig Recht erwarbſt,

Aus Aegyptens Dienſt und Bann
Führ' uns bald nach Kanaan!

Chriſtus iſt erſtanden,
Siegbaft ſein Panier,
Los von allen Banden
Ihm nur folgen wir:
Auf, hinauf nach Kanaan
Aus Aegyptens Dienſt und Bann!

Oder das ſchöne Gedicht, in welchem er darſtellt, wie religiöſes tief innerliches Leben zu aller Zeit in der Welt geweſen und die Sehnſucht nach dem Ewigen, Unausſprechlichen wenigſtens vorübergehend in jeder menſchlichen Seele erwacht, wie aber der unbekannte Gott in der Perſon des Erlöſers zu leuchtender Erſcheinung gekommen gleich dem Morgenroth, das durch trüben Nebel bricht. Das Gedicht ſchließt mit den Strophen:

Schweigend ſink ich ihm zu Füßen,
Meine Liebe hat ihr Ziel,
Alles andre kann ich miſſen,
Alles andre wird mir Spiel,
Und in meines Buſens Tiefen
Andacht, Sehnſucht, Schmerz und Luſt,
Die ſonſt dunkel in mir ſchliefen,
Sind mir göttlich klar bewußt.

Und in glaubensfrohem Herzen
Keine Angſt, kein Schatten mehr,
Meinen Gott, den Gott voll Schmerzen,
Deſſen Bruſt, durchwühlt vom Speer,
Deſſen Haupt im Dornenkranze
Seine Königszeichen ſind,
Bet' ich an im Abendglanze
Selig, wie ein Engelkind.

Daſſelbe Gefühl der allerinnigſten Gemeinſchaft mit Gott findet ſeinen Ausdruck in der Strophe:

Was ich ſinne, was ich ſehe,
Was ich wirke und verliehe,
Lichter Morgen, ſtumme Nacht,
Erſter Anfang, letztes Ende
Sei gelegt in Chriſti Hände,
Sei in ihm gethan, gedacht.

Sich ſo mit voller Inbrunſt des Herzens dem hinzugeben, was wandellos iſt im ewigen Wechſel, was der Seele unentreißbaren Frieden bringt in aller irdiſchen Noth und Unruhe, das blieb ſein tiefſtes Bedürfen bis zu ſeinem Tode. Das fand er eine Zeit lang verwirklicht in dem Leben der Brüdergemeinde, daran hat er feſtgehalten, als er ſich in ſeinem Independentismus vereinſamt ſah, als er von der ſichtbaren Kirche abgeſtoßen ſich in die unſichtbare Kirche flüchtete. Das Weſentliche alſo in dem, was ihn in die Brüdergemeinde hinein zog, hat er ſtets treu bewahrt, die Form aber, zu der es dort ſich geſtaltete, hat er ſpäter ſelbſt als eine mangelhafte erkennen gelernt:

Ja, Philadelphia, du biſt mir theuer
Bei allen Mängeln, die mir unverhohlen!
Bevor es Nacht ward, wurde dir befohlen
Mit Ernſt zu wahren das geweihte Feuer.

Das Wort vom Kreuz haſt du gepflegt mit treuer
Geduld und Liebe, und die Feuerkohlen
Muß neue Zeit von deinem Altar holen,
Die nach dem Heil verlangt und dem Erneuer.

Nun will die trübe Dunkelheit verſchwinden,
Und da und dorther leuchten helle Flammen.
Die einſam ſonſt auf deinen Bergen wachten:
O ſtoſſen nun, die ſich der Nacht entwinden,
Die Flämmchen all in Morgengluth zuſammen,
Daß alle eine Brüderkirche machten!

Sein äußeres Leben floß in dieſer Zeit gleichmäßig dahin. Im Sommer des Jahres 1817 wurde er zum Oberlehrer gewählt und durch ſeine Beſtallung ausdrücklich auf den Unterricht in der Geſchichte und deutſchen Sprache als auf das Hauptfeld ſeiner

amtlichen Thätigkeit hingewiesen. Das ist auch sein Hauptfeld geblieben, nur daß er in der letzten Zeit den Unterricht in der Geschichte aufgab und dafür den in der Religion übernahm, welchen er allerdings auch schon früher neben jenen beiden Disciplinen ertheilt hatte. Wie er als Lehrer auf die Jugend gewirkt, welchen ungewöhnlichen, tiefgehenden und weit reichenden Einfluß er auf das Geistes- und Gemüthsleben vieler Schüler gehabt hat, wo aber auch andrerseits die Mängel und Schranken seiner Lehrthätigkeit gewesen sind, das darzustellen wird meine Aufgabe sein, wenn ich von der Zeit erzähle, von der ich als sein Schüler aus persönlicher Erfahrung sprechen kann.

Im Jahre 1820 gründete er sich seinen eignen Heerd. Er verheirathete sich mit Amalie Hasselbach, deren Vater in Anklam Superintendent gewesen war. Der Bruder seiner Frau war sein Amtsgenosse, damals Professor am Stettiner Gymnasium, später lange Zeit hindurch Director desselben. Als dieser nach kurzer Ehe seine Frau verloren hatte, kam seine Mutter und mit ihr seine Schwester zu ihm, um die Sorge für den Haushalt zu übernehmen. Das junge blühende Mädchen nahm schnell Sinn und Gemüth des leicht erregten Dichters gefangen, auch ihr Herz neigte sich ihm zu, und so führte er sie nach kurzem Brautstande am 17. März 1820 an den Altar. Sie war eine Frau von seltner Herzensgüte, unabläßig für das Wohl der Ihrigen besorgt bis zur Selbstaufopferung, in ihrem schlichten und einfachen Sinn jedem Prunk und Schein abhold, nachgiebig und versöhnlich, mit einem Herzen voll Liebe ohne Gleichen. Giesebrecht, dem einerseits bei seinem ganz auf pädagogische und literarische Thätigkeit gerichteten, mehr in Idealen als in der Wirklichkeit heimischen Sinne die kleinen Sorgen des Lebens sehr fern standen, der andrerseits seiner leidenschaftlichen, phantasiereichen Dichternatur gemäß wechselnden Eindrücken zugänglich war, hatte in ihr eine Frau gefunden, die mit unermüdlich sorglicher Thätigkeit ihm alle Störung aus dem Wege räumte, die mit immer gleicher Liebe und Hingebung, wie mit ruhigem, reinem Sonnenlicht sein Leben umgoß. Der Wohlthat des stetig wirkenden Sonnenlichts, so sehr auch alles Leben und Gedeihen

von ihm abhängt, bleibt man ſich nicht immer bewußt, man betrachtet das, was man immer hat, wie werthvoll es auch ſein mag, als etwas Selbſtverſtändliches; und ſo hat es vorübergehend in Gieſebrechts Leben auch wohl Zeiten gegeben, in welchen er ſich des großen Glückes, das er mit dieſer Frau für ſein Haus gewonnen hatte, nicht klar und voll bewußt geblieben iſt. Mit edler Wahrhaftigkeit deutet es der Dichter ſelbſt in einem Sonett an, das er nach ihrem Tode, auf die lange Zeit, in der er mit ihr verbunden geweſen, zurückblickend, voll tiefer Bewegung geſchrieben:

„Die Briefe da, die ihr einander ſchriebt,
Durchklingt ein Liebeston durch ſo viel Jahre:
Wie ſchöne Eintracht war doch in dem Paare!“ — —
Gewiß, wir haben innig uns geliebt.

Doch jetzt, wenn mich die Mitternacht umgiebt,
Richte ich mich ſelbſt. O daß ich euch gewahre,
Gefühle euch, die, um die friedſam Klare,
Wie Schneeſturm, ihr durch meine Seele triebt!

Wohl ſchmolz der Schnee, der Frühling kam, der neue;
Doch warum Sie nur ohne Wandel gut,
In mir allein die Schuld, in mir die Reue?
Vergieb, was ich gefehlt im frevelnden Muth! —
Dann hör' ich Sie, als ſpreche mir die Treue:
Vergebung dir und mir in Chriſti Blut.

Mit ſeiner Ehe begann für ihn ein neues Leben, fröhliches [illegible]terisches Schaffen, ernſte, wiſſenſchaftliche Arbeit, die ſich zunächſt auf die Geſchichte ſeiner Heimat richtete. Aus der Brüdergemeinde trat er aus. Das wurde ihm von Manchem verargt, der darin einen Abfall vom wahren Chriſtenthum ſah, ja er wurde brieflich deshalb zur Rede geſtellt. Gerade die aber, die ihn in dieſe religiöſe Richtung geführt und eine Zeit lang darin erhalten hatte, war [illegible] davon ihm Vorwürfe zu machen. Sie ſchrieb darüber an ſeine Frau: „Das Heiligſte, was der Menſch hat, ſein Glaube, das gehört auch in ſein Allerheiligſtes hinein, und man muß ihm keine Erklärung darüber entreißen, wenn er ſie nicht freiwillig

giebt. Nur Gott und ſich ſelbſt iſt er verantwortlich für ſeine Anſichten, und ich möchte ſagen, auch dem nicht einmal, wenn der Glaube Gottes Gabe iſt. Daß er das iſt, habe ich vor Tauſenden erfahren. Darum ſind mir auch die Menſchen, ihres Glaubens wegen, weder mehr noch weniger lieb, und es hat mir oft wehe gethan, wenn man mir ähnliche Duldung verſagte.“ Dennoch erkaltete das Verhältniß zu Frau Redepenning; Gieſebrecht fühlte ſich glücklich und tief befriedigt in ſeiner eignen Häuslichkeit. Später trat er ihr wieder näher, ohne ſich ferner in ſeinem Glaubensleben von ihr leiten zu laſſen, und bewahrte ihr treue Anhänglichkeit bis zu ihrem Tode.

Daß ein neues, friſcheres geiſtiges Leben mit ſeiner Verheirathung für ihn beginnen würde, deſſen war er ſich ſchon, bevor er ſeine Braut heimführte, mit voller Klarheit bewußt. Das geht hervor aus dem Gedicht, welches er kurz vor der Hochzeit an dieſelbe richtete:

Wie Bergeszacken, die kein Fuß betreten,
Die räthſelhaft im grauen Nebel ſtehn,
Wie Trümmer, da die klagenden Propheten
Zurück nach Zions Herrlichkeiten ſehn
Und Herr, erneure unſre Tage! beten,
Wo Spinngeweb' und Aſche ſie umwehn:
So liegt als Räthſel, Trümmer, Wahn und Sünde
Mein Leben da, vom Auge fiel die Binde.

O du da droben, aus dem Heimathlande
Dies Mädchenauge, drin die Thräne bebt,
Nehm ich von dir zum ſichern Unterpfande,
Daß nun ein Neues zu mir niederſchwebt,
Daß nun ſich löſen jedes Zweifels Bande,
Daß meine Seele frei zum Lichte ſtrebt,
Daß eine Hütte Gottes hier auf Erden
Soll in uns, um uns aufgerichtet werden.

Du ſüßes Kind, voll Liebe und Vertrauen,
Das treu und hold in meinen Arm ſich ſchmiegt,
Bald, bald, im Frühling, wenn die Bäche thauen,
Die Lerche wieder auf gen Himmel fliegt,

Das Veilchen sprießt und neu begrünt die Auen:
Dann kommt der Tag, der uns im Herzen liegt,
Das Abendroth blickt still auf die Ruinen
Und neues Leben ist für uns erschienen.

So glücklich fühlte er sich in dem stillen Frieden, den sein junges Weib um ihn breitete, daß er in tief empfundenen Versen seinem alten Freunde, dem Monde, der ihm früher in der Zeit des ungestillten Liebessehnens und in den Stunden der quälenden religiösen Zweifel zuweilen Ruhe ins Herz gegossen hatte, in stolzer Seligkeit den Friedensgruß zurück geben konnte:

Die Sterne schimmern nicht, es hält der Mond
Mit seines Glanzes Zauber sie gefangen.
O Licht, nach dem des Kindes Hände langen,
Dem Greis die Stätte, da der Friede wohnt!

Mein Auge sieht auf dich. Ja unbelohnt
Bin ich sonst nie von dir hinweg gegangen.
Ich sah auf dich in liebekrankem Bangen,
Und ich ward still und blieb der Qual verschont.

Und auf der Feldwacht, wenn die Wolken flogen,
Mit mir allein, wenn Glaub' und Zweifel stritten,
Warst du mein Freund, mein hold geheimes Glück.
Nun schwebst du wieder hoch auf blauen Wogen
Und blickst mich an in meines Friedens Mitten,
Nimm nun von mir den Ruhegruß zurück.

Seine Frau, die ihm dieses friedliche Glück geschaffen durch ihren reinen, lautern Sinn, durch ihr rastloses, treues Walten, durch ihre herzliche, sich immer gleiche Liebe, hat er in verschiedenen Zeiten seiner Ehe durch schöne Gedichte gefeiert. So aus der ersten Zeit:

Du Kind der Wahrheit und geschäftiger Treue,
Wie deine Hand um mich im Hause waltet
Und luft'ge Ordnung leicht und klar entfaltet,
Wie mich das labt, wie ich mich daran freue:

So geht mein Tagewerk und kommt aufs Neue,
Und Luſt am Schaffen bleibt mir unerkaltet;
Noch ſeh ich ja, wie manches ſich geſtaltet,
Wie Halme aufgehn, wo ich Samen ſtreue.

Du wahre nur mein lieblich Kind, das deine,
Und ſei mir fröhlich, daß der Jugend Roſe
Nicht allzu ſchnell verblüht auf deinen Wangen;
Mir laß das Sorgen, mir die ſtrengern Looſe,
Und kehr' ich Abends heim bei Kerzenſcheine,
Muß, was mir lieb, an meinem Halſe hangen.

Und wenige Jahre ſpäter:

Was hilft mir ſchöne Kleider dir zu bringen?
Wie auch mein eitles Auge deß begehrt,
Das Weib zu ſchmücken, das mir hold und werth,
Ich weiß, mein Wunſch wird niemals mir gelingen.

Was ich dir früher bot von ſolchen Dingen,
Du nahmſt es liebend, haſt es treu geehrt,
Doch liegt es ungenutzt und unverſehrt,
Mein Zürnen iſt umſonſt, mein freundlich Dringen.

Seltſame du, wie ich noch keine fand,
Muß ich dir weichen? Reißt im Drang des Falles
Die linde Woge Klippen mit ſich fort?
So nimm dies einfach häusliche Gewand,
Schlicht, wie dein Sinn und wie dein traulich Wort,
Und ſcheine nichts, und ſei mir alles, alles.

Dem ähnlich iſt ein Gedicht, welches er in viel ſpäterer Zeit, als er der Frankfurter Nationalverſammlung angehörte, von dort aus an ſeine Frau zu ihrem Geburtstag ſchickte:

O der ſüßen, ſüßen Thorheit, da ich trunken und beglückt
Meiner Augen Luſt und Wonne jung mein junges Weib geſchmückt!
Rother Hut mit weißer Feder um dein reiches, dunkles Haar,
Unter dunklen Brauen ſchauend liebereich dein Augenpaar,
Helle Bänder, helle Farben von dem Nacken bis zum Fuß:
Und ich trug dich auf den Armen, trautes Herz, und Kuß um Kuß.
Aber bald in deinen Truhen lag der eitle bunte Schein,
Denn du wollteſt meine Liebe, wollteſt nicht bewundert ſein,

Und mein Bitten, Schmeicheln, Zürnen ſtilltest du mit leiſer Hand,
Mit den weichen, warmen Lippen, bis ich mich gebunden fand.
Nun, wie weit vom Main zur Oder, von dem Reichstag an den Heerd,
Von der Jungfrau zur Matrone, die den Enkel trinken lehrt!
Meinſt du nicht, nach dreißig Jahren, meinſt du nicht, ſo fern von dir
Darf ich heut dich wieder ſchmücken? Rugteſt du auch die Begier?
Iſt doch nicht, was ich dir ſende, bunter Schmuck der Jugendzeit,
Und kein Jugendkuß begleitet dieſes ſchwarze Feierkleid.
Am Altar wirſt du es tragen, wenn du nahſt dem Mahl des Herrn,
Wenn der Friede in dir aufgeht und der Andacht Abendſtern.
O gedenke mein. Die Arme breit ich ſehnend nach dir aus,
Die Gedanken fliegen, flattern um mein Weib und um mein Haus.

Als in ſeinem Hauſe das erſte Kind, eine Tochter, geboren war, ſchrieb er voll von ſeinem neuen Glück an ſeine Schweſter Erneſtine: „Eine Frau haben iſt gut, ein Kind haben iſt beſſer, Frau und Kind beiſammen haben und Beide mit fröhlichen Geſichtern iſt das Beſte, was ein Sterblicher in ſeinen vier Pfählen haben kann. Nun geht es zum Sommer, und die Lebensgeiſter treiben und ſpielen in meiner Seele, daß ich mich darauf beſinnen muß, daß ich dreißig Jahre auf dem Rücken habe und mancherlei Trübes und Ungemächliches. Mein Loos iſt mir aufs Lieblichſte gefallen. Der Sommer, dem ich entgegen gehe, hoffe ich, ſoll überaus ſchön werden."

Sein Haus, die trauliche Enge, in der er lebte, waren ihm gottgeweihte Mauern:

Ich ging von meiner Heimath aus,
Unwiſſend aller Wege,
Bis ich vernahm: hier iſt dein Haus,
Und das iſt dein Gehege.

Ich fand ſelbander mich darnach,
Wie ward mir wohl darinnen!
Ein drittes Leben wurde wach,
Wie jubeln meine Sinnen!

Und ſeh ich um mich Weib und Kind
Und Hausgeräth und Wände,
Wie mir das lauter Zeugen ſind,
Propheten ohne Ende!

Traun soll auch Freude bei uns sein,
Kein Zweifel und kein Trauern:
Rings um uns her, ob eng und klein,
Sind gottgeweihte Mauern.

In diesem still geschäftigen Leben verlangt es ihn nach keiner Abwechselung und Zerstreuung; mag ein Tag nach dem andern gleichmäßig verlaufen, er fühlt sich wohl in diesem ununterbrochnen Frieden, in seiner angestrengten geistigen Arbeit an der Seite der treu sorglichen, liebevollen Frau:

Tagesmüh' und stille Nacht:
Das ist unser Walten.
Neues wird nicht viel gebracht,
Alles bleibt beim Alten.

Und so fügt sich um uns her,
Ohne Sturm und Klagen,
Eine Welt, bedeutungsschwer,
Davon nichts zu sagen.

Göttlich Auge wacht und lebt
Ewig nah und ferne,
Führet, neiget und erhebt
Deine, meine Sterne.

Und wenn er einmal, was selten genug geschah, zu seiner Erholung eine Reise unternahm, begleitete ihn das Bild seiner anmuthigen Häuslichkeit auf seinem Wege, und die lebensvolle Erinnerung daran bewegte aufs Tiefste seine Seele. So dichtete er, als er im Jahre 1822 mit mehreren Freunden eine Wanderung durch das niederschlesische Gebirge machte, unterwegs folgende schöne Strophen:

Wer hat doch meiner heut gedacht
Aus tiefem treuem Herzen?
Ich fühl' es früh bis in die Nacht,
Wer hat doch meiner heut gedacht
Aus tiefem treuem Herzen?

Ich ahn' euch ja, ich kenn' euch wol,
Die Mutter mit dem Kinde.
Wie mir das Bild der Brust entquoll!
Ich ahn' euch ja, ich kenn' euch wol,
Die Mutter mit dem Kinde.

Ein sel'ger Himmel über euch
Mit tausend tausend Sternen!
Mir ist so friedsam, ist so weich,
Ein sel'ger Himmel über euch
Mit tausend tausend Sternen.

Vilmar hat recht, wenn er ihn als den Sänger der treuen und frommen, ebenso ernsten und heiligen wie innigen und wahrhaftigen Gesinnung des deutschen Hauslebens bezeichnet. Den erhabensten Ausdruck hat Giesebrecht dieser Gesinnung vielleicht in dem kleinen Gedichte von fast hymnusartigem Charakter gegeben, in welchem er im allgemeinen die ewige sittliche Bedeutung der Familie für das Menschenleben in edler, schwungreicher Sprache feiert:

Sei gegrüßt und benedeiet alles,
Was den Menschen traulich macht und heimisch,
Sei es Brautbett, Wiege oder Grab!
Denn vom Grab auch der geliebten Todten,
Gleich dem Hohenrauch vom fernen Hügel,
Steigt die heimathliche Sehnsucht auf.
Nur in diesem Innenkreis ist die Wärme,
Die, was Leben hat, erquickt und aufbaut;
Ueber ihm ist Moos und nackter Fels,
Ueber ihm die schneeumstrahlten Zinken.

Und in ganz andrer, aber nicht minder schöner und anschaulicher Sprache hat er das allmähliche Entstehen des häuslichen Lebens von dem fast noch unbewußten Liebessehnen an bis zu dem Jubeltage der Silberhochzeit mit seltner Innigkeit dargestellt, mit Tönen, die, wie sie aus tiefster Brust dringen, auch ihren Weg in das Herz jedes Lesers finden:

So aus den Wurzeln dunkler Kühle
Ergrünt der schattenvolle Wald,
So aus dem sinnenden Gefühle
Die That vollkräftig, mannigfalt.
Ja so, ich seh es aus der Ferne:
Ein Sehnen regt sich, kaum erwacht,
Hat Er Sie, und hat Sie Ihn gerne,
Gewollt ist nichts, ja nichts gedacht.

So reift die Neigung zum Entschlusse —
Ach, alle Rosen blühen da! —
So wird der Händedruck zum Kusse,
Zum leisen und zum lauten Ja.
Und weiter wird das Ja zum Hause.
Das füllt sich sacht mit Lieb' und Leid,
Mit Kindersubel und Gebrause,
Mit stummer, mitternacht'ger Zeit.

Und mit den Düften, mit den Schwaden,
Die wechselnd durch die Seelen gehn,
Ein Strom von reichen Gottesgnaden
In Wogenschlag, in leisem Wehn!
Und nun von fünfundzwanzig Jahren
Die Summe, welch ein heilig Glück!
Von allem, was das Herz erfahren,
Wie nähm' es einen Tag zurück!

Zu seinem Austritt aus der Brüdergemeinde, der kurz nach seiner Verheirathung erfolgt sein muß, hatte ihn das puritanische Element in derselben bewogen, dem allerdings sein innerstes Wesen widersprach. Seine wissenschaftlichen Ideale konnte er nicht aufgeben, seinen poetischen Trieb nicht auf die Darstellung religiöser Gefühle beschränken. Er erzählt in den Anmerkungen zu seinen Gedichten selbst davon, wie er zuerst durch einsames Sinnen von der Lebensauffassung der Brüdergemeinde, in welcher er Jahre lang das Heil seiner Seele zu finden glaubte, abgewichen und später durch Gedanken, die er in der Hegelschen Religionsphilosophie fand, in seinem innern Widerspruch gegen jene so nüchterne Lebensansicht bestärkt worden ist: „Vor der pädagogischen Aufgabe, die Wissenschaft und die Poesie mit dem Glauben

zu durchdringen, ist die Brüdergemeinde von Anfang an zurückgewichen. Sie hatte nicht lange nach ihrer Erneuerung durch den Grafen Zinzendorf ein Pädagogium und ein theologisches Seminar für ihre Zwecke nöthig erkannt, und der Bischof Polycarp Müller war mit der Leitung beider Anstalten beauftragt, ein dazu vorzugsweise geeigneter Mann, früher Professor der Philosophie in Leipzig, dann Director des Gymnasiums in Zittau. Allein noch wenigen Jahren schon fand Zinzendorf in dem Seminar zu viel Schulgelehrsamkeit und besorgte, die Zöglinge möchten dadurch, wenn nicht von der Erkenntniß Christi abkommen, doch leicht auf Nebendinge verfallen und sich mit sonst nützlichen Dingen mehr einlassen, als es ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß sei; hatte ihm doch kurz vorher der Erzbischof von Canterburn gesagt, er fürchte, die Brüder möchten von der Einfalt abkommen, wenn ihre Bischöfe anfingen, die jungen Leute mit Gelehrsamkeit zu füllen. Dem gemäß mußte von Müllers Einrichtungen nachgelassen werden. Spangenberg war es schon fünf Jahre früher müde, sich mit dem Mäusedreck der weltlichen Gelehrsamkeit zu schleppen, und Zinzendorf sprach es unverholen aus, er sei aller Philosophie feind; wer, in der Gemeine erzogen, sich darauf legte, den halte er für einen Schelm und Teufelskind; auch nicht aus Neugier sollten die Brüder im Seminar in philosophische Systeme hinein sehn. Auf solche pädagogische Maximen konnte unmöglich im neunzehnten Jahrhundert ein preußischer Gymnasiallehrer eingehen, der den Obliegenheiten seines Amtes genügen wollte.

Die Philosophie Hegels, welche seit dem Jahr 1818 weiter und weiter im nördlichen Deutschland Eingang fand, war mir durch Hörensagen bekannt geworden, aber, nicht unzugänglich für philosophische Aperçus, fühlte ich doch keinen Trieb in mir, einem weitsichtigen System in allen seinen Gliederungen nachzugehen. Erst nach dem Tode des Philosophen, da, durch dessen Freunde und Jünger veranstaltet, die Sammlung seiner Werke im Druck erschien, wurde ich aufmerksamer auf sie. Den Anfang machten bekanntlich die von Marheineke herausgegebenen Vorlesungen über

die Philosophie der Religion. In ihnen las ich gleich auf der ersten Seite: Alle Verschlingungen der menschlichen Verhältnisse, Thätigkeiten, Genüsse, alles, was Werth, Achtung für den Menschen hat, worin er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Stolz sucht, findet seinen letzten Mittelpunkt in der Religion, in dem Gedanken, Bewußtsein, Gefühl Gottes. Sie ist so der Anfang und das Ende von allem; wie alles aus diesem Punkte hervorgeht, so geht auch alles in ihn zurück, ebenso ist er die Mitte, die alles belebt, beseelt, begeistert. Das entsprach dem, was ich in schmerzlichen Kämpfen dem Puritanismus Zinzendorfs und der Brüdergemeinde entgegen gestellt und mir allmählig zur Klarheit gebracht hatte; ich fühlte mich durch den Philosophen angezogen. Ich las weiter, wie er jenen Gedanken entwickelt, wie er ihn mehr und mehr zum heiligen Hymnus ausbreitet. Die Völker haben dies religiöse Bewußtsein als ihre wahrhafte Würde, als den Sonntag des Lebens angesehen, aller Kummer, alle Sorge, diese Sandbank der Zeitlichkeit, verschwebt in diesem Aether, es sei im gegenwärtigen Gefühl der Andacht oder in der Hoffnung. In dieser Region des Geistes strömen die Lethefluthen, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einem Traumbild gestaltet, und im Lichtglanz des Ewigen verklart. — Nun stand Hegel mir sehr hoch; aber ich war vierzig Jahre alt: das ist nicht das Lebensalter, in dem man sich unbedingt an ein System hingiebt. Bei weiterer Durchsicht der Religionsphilosophie, wie der später erscheinenden Bände, fand ich manches mir Unverständliche oder mir Ungenießbare neben köstlichen Gedanken, die mich erhoben und belehrten."

Die schmerzlichen Zweifel, mit denen er zu ringen hatte, wie der Sieg, den er erkämpfte, spiegeln sich deutlich in seiner Poesie ab; es gehören hierher die Gedichte, welche das „Buch des Apostaten" bilden. Er stellt uns dar, wie er schon in der Zeit, da er noch dem traurigen Puritanismus der Brüdergemeinde huldigte, sich nach dem frischen Tage mit seiner Arbeit, nach Lebenstrieb und Lebenslust gesehnt, wie er sich in dem Gedanken, alles lassen zu sollen, einsam gefühlt, wie öde ihm sein Lebensweg vor-

gekommen. Aber damals fand er auf das tiefe Sehnen, auf die bange Frage nur die Antwort:

Ja freilich, laß es alles liegen.
Du mußt dich ganz in Christus fügen.
Neigt sich der Tag, Er bleibt bei dir.
Er wird dir bald im Herzen brennen.
Daß Er es ist, wirst du erkennen,
Er ist nicht ferne, er ist hier.

Doch die Zweifel, die seine Seele mächtig erregen, lassen sich nicht zurück drängen; er lehnt sich mit Entschiedenheit gegen die beschränkte Lebensansicht auf, die nicht in ihm emporgekeimt, sondern von außen ihm gekommen war. In puritanischer Anschauung ist er nicht mehr heimisch, aber ein Neues, das ihm jenes innige, aber monotone Gefühlsleben ersetzen könnte, verzweifelt sein Herz finden zu können:

Was ich hatte, ist verloren!
Und aus meinem Geist und Sinn
Wird ein Neues nie geboren.
Alle eigne Kraft ist hin.

Nun du Starker, Wunderbarer,
Der mir jegliches entriß,
Der mir dunkler oder klarer,
Aber immer mir gewiß,

Schaffe du mit weiser Liebe,
Was ich selber nicht vermag:
Ist es finster, ist es trübe,
So bist du der lichte Tag.

Aber endlich reifte in ihm die Vorstellung, die von dem Augenblick an, da er sie zuerst faßte, sein ganzes Leben geleitet und erfüllt hat, daß es wohl möglich sei, das allerernsteste und mühsamste wissenschaftliche Arbeiten, begeistertes dichterisches Schaffen und Freude an der bunten, mannigfaltigen Welt zu verbinden mit dem Leben in dem Friede bringenden Einen, mit der Sehn-

ſucht in die Ewigkeiten, mit dem ſtillen, heiligen ſich Verſenken in das ewig Unwandelbare. In aller Mühe und Noth, in aller Luſt und Freude des Erdenlebens ſoll ihm das der Fittich bleiben, der ſeine Seele hebt:

Willſt du feiern, willſt du ſäumen,
Vor dir alle Wiſſenſchaft?
In den reich erfüllten Räumen
Uebe muthig deine Kraft,
Höchſtes, Tiefſtes zu erringen
Im Gedanken, im Gebet:
Nur in Vollmacht dieſer Schwingen
Wird der Geiſter Hort erſpäht.

Geh, zu ſchaffen und zu thaten,
Strebe nach geprieſ'nem Ziel,
Streue muthig deine Saaten,
Wirke rüſtig, wirke viel;
Doch Gebet, der Gottesbote,
Soll im Drange bei dir ſein,
Und mit jedem Abendrothe
Tritt die Feierſtille ein.

Weiter, weiter in die Ferne!
Thor der Welt iſt aufgethan,
Geh und folge lichtem Sterne
Ueber Berg und ebnen Plan,
Ueber Ströme, über Weiher,
In die dunkle See hinaus;
Aber Ruh und Sabbathfeier
Hat nur Zions heilig Haus.

Meines Schiffleins Wimpel wallen
In der lauen Abendluft,
Und die Pilgerlieder hallen,
Und der Pilgerfährmann ruft,
Vorwärts durch die Meeresfunde!
Meine Seele ſei nicht laß!
Bald ertönt aus aller Munde:
Salve sancta civitas!

Zugleich mit der Freude an nüchterner gelehrter Forschung erwachte in ihm ein unbezwingliches Sehnen nach dichterischem Schaffen, ein Sehnen, welches er in leidenschaftlich erregten Versen ausgesprochen hat:

Aus des Lebens Mühen und Qual
Klimm' ich empor.
Nur noch ein einzig mal
Deines Olympus Thor
Oeffne es mir!
Zu der Schönheit Göttergestalten
Gönne mir einen trunkenen Blick,
Laß mich sie schauen, sie fassen und halten.
Gieb mir Vollendung, hohes Geschick
Und dieses wogende Herz,
Blutend in Zwiespalt und Schmerz,
Brich es, und nimm es zum Opfer dir hin,
Göttin Melpomene, du!

Aber nicht allein der zinzendorfische Puritanismus war dem Gelehrten, dem Dichter zuwider geworden; auch das Dogma von der Erbsünde konnte er mit den neugewonnenen Anschauungen nicht vereinigen; es erschien ihm als eine Ueberspannung des Begriffs der Sünde, und so sagte ihm, als er die Philosophie Hegels kennen lernte, dessen Ansicht um so mehr zu, das Böse sei nur das Natürlichsein des Menschen, sei mithin nothwendig in dem Entwickelungsgange des Menschengeschlechts und des Einzelnen, eine Ansicht, von der er aber später wieder zurückgekommen ist. Die unendlichen Verschiedenheiten der Willensbewegungen der menschlichen Seele, ihr Lieben nicht nur, sondern auch ihr Hassen galt ihm damals alles als aus Gott entquollen und in Gott geeint, erschien ihm nur wie das Zittern des Espenlaubes, das die Wurzel des Baumes nicht rührt. Durch sein Irregehen, durch das Thun des Bösen komme das Herz erst zum Bewußtsein von dem, was allein den traurigen Zwiespalt lösen kann:

Dann, was getrennt in Schmerz,
Wird selig neu geeinet;
Wo kein gefallnes weinet,
Jauchzt kein erlös'tes Herz.

Seinen Widerspruch gegen die Lehre von der Erbsünde legt er in dem Gedichte dar, in welchem er, an ein Wort von Novalis anknüpfend und es überbietend, gleichsam tief aufathmend auf die bange Zeit seiner religiösen Kämpfe zurückschaut und im seligen Bewußtsein nun die göttliche Wahrheit, freilich als eine unaussprechliche, in sich zu haben, als Independent sich abwendet von jeder geschichtlichen Erscheinung der christlichen Kirche:

„Es muß einmal das treuste Herz verwaisen"
Vergehn, Novalis. Nur aus Asche hebt
Der Phönix die verklärten Schwingen auf
Wo ist denn Einer, der in seinen Tagen
Den Lebenstodesbecher nicht geleert?
Ich trank ihn auch. Und nun an meine Arbeit!
Ich blicke hoffend in das ew'ge Auge
Des Arztes, der die Wellen heilt, wie mich
Was ich gesteht, und wie nach Licht gerungen
Der Dogmen peinliches Gewirr hindurch,
Wie heiße Thränen oft mein Lager netzten,
Weiß der Verborgne, der Verborgnes weiß.
Und was gewannst du dir, bedrängtes Herz?
Wahrheit, in die der Glaube sich versenkt:
Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns,
Der Menschheit Schuld und Leid und Schmerzen tragend
Und mit der Wahrheit Wahn, vor dem mir graut,
Von finstrer Sünde, die im Mutterschooße
Mich, Gottes Ebenbild, zum Scheusal machte,
Daß sich im Zorn mein Schöpfer von mir wendet,
Daß sich der Fluch um meine Seele legte,
Bevor mein Auge sich dem Tag erschloß
Nein, Gottes Wahrheit, unaussprechliche,
An Christi Grabe nicht und nicht in Rom,
Nicht an dem Hatberg such' ich deinen Tempel
Er ist in uns, wir göttlichen Geschlechtes,
Und nieder sinken mir die Kirchen alle
Und die Kapellen, in der Zeit erbaut,
Vor dem lebendigen, ewigen Gottestempel.

So sehr es ihn nun auch verlangte, seinen Gott mit seines Geistes Augen zu schauen, ihn zu begreifen, ihn zu verstehn, so ver-

richtete er doch darauf, Anderen seine Erkenntniß des göttlichen Wesens mitzutheilen, und wies neugierige Frager, die in sein Glaubensleben hineinzublicken wünschten, mit ruhiger Entschiedenheit zurück:

Was denn ich im Glauben habe,
Warum fragt ihr mich darnach?
Laßt mich mir mit meinem Stabe
Pilgern, ohne Weh und Ach.

Wohl, ich glaube. Zu den Sternen
Heb' ich meinen Blick empor,
Zu die nachtumhüllten Fernen
Lauscht hinaus mein sehnend Ohr.

Doch zu sagen, was ich glaube,
Zwingt mir das gesprochne Wort.
Gleich dem Samenkorn im Staube
Keimt in mir das Denken fort;

Wachst Besinnen und Begreifen
So mit jedem Morgenroth,
Soll nicht täglich wachsen, reifen
Wissen und Gefühl von Gott?

Zur Förderung seines Glaubens — die Erfahrung hatte er unter bittern Kämpfen gemacht — konnten andere Menschen ihm nicht helfen; klang ihm doch oft wie Spott und Hohn, was diese ihm von Gott sagten. Wo irgend ein inbrünstiges Verlangen nach dem Unendlichen in der Menschenseele vorhanden ist, da findet nach seiner Ueberzeugung dieses Verlangen sein Ziel, die einsame Sehnsucht der nach Gott dürstenden Seele hat noch kein Menschenherz betrogen:

Glaube heimlich, wie ein liebend Mädchen,
Und dein Glaube ist von rechter Art.
Und an wen und wie du glauben mögest,
Sorge nicht und frage nicht die Menge:
Liebe findet sich zu dem Geliebten,
Und dein Glaube findet seinen Gott.

Aus dem Dargestellten geht hervor, daß Giesebrecht, seitdem er Apostat geworden, von der religiösen Gefühlsinnigkeit, die ihn in den Mitgliedern der Brüdergemeinde einst so mächtig angezogen, nichts verloren hatte; ihn hatte nur, wie vor ihm Schleiermacher, das Bewußtsein, hohe geistige Interessen mit der Mitgliedschaft nicht vereinigen zu können, und das Bedürfniß nach selbständiger Prüfung getrieben, der äußeren Gemeinschaft zu entsagen. Er hätte auch, wie Schleiermacher über seine Erziehung in jener Gemeinde, von sich sagen können*): „Hier entwickelte sich zuerst die mystische Anlage, die mir so wesentlich ist und mich unter allen Stürmen des Skepticismus gerettet und gehalten hat. Damals keimte sie auf, jetzt ist sie ausgebildet; und ich kann sagen, daß ich nach Allem wieder ein Herrnhuter geworden bin, nur von einer höheren Ordnung."

Von den beengenden Fesseln puritanischer Lebensanschauung gelöst, der Welt wiedergegeben, um in seiner friedlichen Häuslichkeit ernste, wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen, nicht um ruhelos nach äußeren Vortheilen zu jagen, glücklich in seinem dichterischen Schaffen und fest gegründet in seinem schwer errungenen Glauben, so begann er sein neues Leben, so hat er sich selbst in einem kurzen Gedicht andeutend gezeichnet:

„Bist du fromm?" Nicht völlig wie die Frommen.
„Bist ein Weltkind?" Wie die Klugen nicht.
„Philosoph?" Ach, kaum ein wenig Dichter.
„Oder Zweifler?" Wohl mir, jetzo nicht.
„Aber sprich, wofür denn willst du gelten?"
Für ein Menschenkind, wie tausend andre.

Seit dem Jahre 1820, da er sich seine Häuslichkeit gründete, begannen seine geschichtlichen und antiquarischen Forschungen, die er mit unermüdlichem, auf das Sorgfältigste in das Einzelne sich vertiefendem Fleiß länger als ein Vierteljahrhundert hindurch fast unausgesetzt betrieb. Das Hauptwerk, das aus diesen Arbeiten hervorging, waren die im Jahre 1843 erschienenen „Wendischen Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182". Ueber die Resultate, welche er durch seine historischen und antiquarischen For-

schungen im allgemeinen gewonnen, hat er sich im Jahre 1857, zu einer Zeit, in der ihn die gelehrte Schule und ihre Geschichte ausschließlich beschäftigte, in einem Briefe an Wilhelm von Giesebrecht ausgesprochen: „(Was ich jetzt treibe) ist die Fortsetzung dessen, was ich früher getrieben habe. Die Germanisirung der Wenden habe ich zuerst verfolgt; auf dem Wege bin ich zu dem Ergebniß gelangt: die Longobarden leben fort in den Romanen Italiens, die Westgothen und Sueven in den spanischen, die Franken und Burgunder in den gallischen Romanen; ebenso die Wenden in den Deutschen. Die aufgenommenen Nationalitäten haben nur ihre spröde Besonderheit, ihre Eigenheit aufgegeben, nicht ihre Eigenthümlichkeit, d. h. diejenigen geistigen Anlagen, welche ihnen vor andern Völkern und für andere zu Theil geworden. Diese sind vielmehr auch in das Bewußtsein des aufnehmenden Volkes übergegangen, das ebenso seine Eigenthümlichkeit dem aufgenommenen mitgetheilt hat. Gemischte Bevölkerungen erscheinen demgemäß in der Geschichte der Menschheit als die Vorstufe geeinigter Nationalitäten, der reicheren, wenn sie gegen die ursprünglichen und einfachen gehalten werden. Das ist bereits 1844 geschrieben und gedruckt. Nach den Wendischen Geschichten habe ich mich in die Alterthümer, die greifbaren, des nördlichen Deutschlands geworfen. Was ich darin gethan, liegt in einer Anzahl Abhandlungen da, zu einem Ganzen ist es nicht geworden, weil das Jahr 1848 dazwischen kam, aber die leitenden Gedanken, meine ich, sind erkennbar genug. Das Resultat oder, wenn Du willst, ein Resultat, zu dem ich mich hingefunden habe, ist aber dies gewesen: die Geistesbildung der Griechen im Perikleischen Zeitalter war nicht völlig anderer Art, als die der übrigen Völker des alten Europa, sie war nur reicher entfaltet, die allen gemeinsame. So weit war ich schon 1845. Und wenn ich nun die Germanisirung der Griechen und vornämlich der Lateiner in der Schule geschichtlich verfolge, so meine ich nur, in meiner alten Domäne zu sein."

Der Abfassung des Hauptwerkes gingen viele monographische Arbeiten über nordische Geschichte voraus, die zum Theil als selbständige Broschüren erschienen, zum Theil als Programme des

Gymnasiums veröffentlicht wurden, zum größten Theil aber in Zeitschriften, besonders in den pommerschen Provinzialblättern (zuerst von Haken, dann von Giesebrecht und Haken gemeinschaftlich herausgegeben) und in den baltischen Studien, dem Organ der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde, enthalten sind.

Lebendigen Sinn für die Geschichte seiner Heimat hatte er erst in Stettin gewonnen. Er erzählt selbst davon: „Von den Prilwitzer Alterthümern, von der auf sie gestützten Hypothese der Lage des wendischen Tempels in Rhetra war mir schon als Knabe unbestimmte Kunde zugekommen: mein Vater lebte im Hause des Superintendenten Masch, als dieser sich mit jenem angeblichen Funde beschäftigte, woraus einige Jahre nachher das Buch über die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten hervorging. Es war für mich damals nicht mehr, als eine unlebendige Notiz. Erst in Stettin gewann ich Interesse an der heimischen Geschichte; Kosegartens Ranzow regte es an. Meine Verheirathung knüpfte mich fester an das Land, das mich freundlich aufgenommen hatte. Hakens Provinzialblätter begannen um eben die Zeit; Hasselbach arbeitete an seinem Sendschreiben über Sells Geschichte von Pommern, und wir besprachen manches, was in jener Schrift behandelt wird. Dann eine eigene Untersuchung von mir in Hakens Blättern: Von der Verehrung des heiligen Veit auf Rügen (1821), und gleich darauf, in wenigen Tagen, auf Begehren des Oberpräsidenten Sack, die kleine Broschüre: Von den Schicksalen des Landes Pommern, ohne nachhaltige Studien, aber mit fröhlichstem Muthe verfaßt: ich dictirte, meine junge Frau machte den Schreiber."

Die Reihe der auf diese ersten Arbeiten folgenden, mit liebevollster Sorgfalt und mit mühsamstem Fleiß in das Einzelne sich versenkenden Untersuchungen sämmtlich und mit bibliographischer Genauigkeit aufzuzählen, kann nicht Gegenstand dieser im allgemeinen charakterisierenden Darstellung sein. Es genügt, durch Beispiele auf den Umfang seiner Arbeiten hinzuweisen.

In jener ersten Untersuchung über die Sage von der Verehrung des heiligen Veit auf der Insel Rügen entwickelt er, daß

die Sachsen voll von Erinnerung an ihren Nationalheiligen St. Veit, vielleicht poetisch fortphantasierend in dem Gedanken, den der Gleichklang in ihnen angeregt, Swantewit und Sanctus Vitus mit einander vermengen konnten, und findet es nicht unwahrscheinlich, daß in eben dem Sinne, wie Heinrich der Löwe dem ghibellinischen Erzbischof Reinold von Köln zum Trotz, nachdem er ihn in offener Fehde besiegt, den ehernen Löwen in Braunschweig aufgerichtet, so auch der kecke Muth des Sachsenvolkes seinen Veit und die Sage von dem meerumflossenen Reiche desselben den neuen Heiligen (den heiligen drei Königen des Kölner Erzbischofs) entgegengestellt hat.

In dem Aufsatze „Rügen und die rugacensische Insel" legt er dar, daß die rugacensische Insel, welche Kaiser Lothar II. an das Kloster Corvei geschenkt hat, an der kroatischen Küste zu suchen sei, und daß man erst im zwölften Jahrhundert den Kaiser Lothar zum Eroberer der baltischen Insel Rügen gemacht hat.

In einer andern Arbeit weist er die Spuren der Verehrung des heiligen Adalbert in Pommern nach; wie diese Verehrung mit der zunehmenden deutschen Einwanderung und des damit schwindenden Einflusses Polens auf Pommern selber geschwunden sei. Der heilige Adalbert sei demnach anzusehen als der himmlische Hüter der polnischen Oberherrschaft und des Slaventhums in Pommern. Wo Adalbert früher verehrt worden, sei von den Deutschen der heilige Georg eingesetzt worden.

Im Jahre 1823 forderte der um Pommern hochverdiente Oberpräsident Sack Giesebrecht auf, eine kurze Geschichte der Einführung des Christenthums und der Reformation in Pommern zum Jubelfeste des nächsten Jahres zu schreiben. Als nun Giesebrecht, der Aufforderung bereitwillig folgend, am Ende des Jahres ihm sein Manuscript „vom heiligen Otto und von der Entwickelung des Kirchenthums in Pommern" zuschickte, fand der Oberpräsident die Schrift übrigens vortrefflich, aber zu schwer für das Volk und die Jugend und machte dem Verfasser den Vorschlag, es in den Provinzialblättern drucken zu lassen. Giesebrecht that das. Als er aber gleich darauf seine Arbeit auch einem Greifswalder

Buchhändler in Verlag gegeben hatte, um sie als selbstständige Flugschrift erscheinen zu lassen, beklagte sich Sack hart darüber und machte dem Autor herbe Vorwürfe, daß er ohne sein Wissen eine Arbeit veröffentlicht, die ihm gehöre. Bei aller Hochachtung, die Giesebrecht für den verdienstvollen Mann hegte, und trotz des freundlichen Wohlwollens, das er von ihm erfahren, ließ sich der durchaus unabhängige Mann solchen Eingriff nicht gefallen, sondern wies in scharfer, mannhafter Weise die unberechtigten Ansprüche zurück.

In demselben Bande der Provinzialblätter ist eine Abhandlung von ihm über die älteste Kirche Stettins enthalten, in welcher er nachzuweisen sucht, daß die heutige Petrikirche nicht mit jener identisch sei, die Otto von Bamberg erbaut hat; vielmehr habe Ottos Petrikirche wahrscheinlich da gestanden, wo nachher die Jacobikirche erbaut worden. Diese seine Ansicht ist bald darauf von seinem Amtsgenossen Böhmer, der kurz vorher durch seine Verheirathung mit Ernestine Giesebrecht sein Schwager geworden war, in den Neuen Provinzialblättern widerlegt worden.

Eine Arbeit ganz anderer Art ist die Abhandlung „Göthes poetischer Succurs von der Ostsee her." Giesebrecht erörtert in ihr, wodurch sich Göthes Ansicht und Hoffnung, daß von der Ostsee her für die reale Dicht- und Darstellungsweise nächstens Succurs zu hoffen sei, begründen lasse, und findet diese Begründung zunächst in der alle auf die Heimat gerichteten dichterischen Schöpfungen vorbereitenden Arbeit der vor kurzem gegründeten pommerschen und mecklenburgischen Alterthumsgesellschaft, in der damals frischen Thätigkeit Johannes Voigts für die Geschichte der Provinz Preußen, in der Stiftung der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen. Schon sei regere Theilnahme am Volksliede in Dänemark und Schweden erwacht, Nettelbecks Lebensbeschreibung, eines Mannes, dem zum Viking und Seekönige nichts fehle, führe uns schon in die Grenzen jener baltischen Poesie, deren wir harren, und seitdem jenseits der Ostsee Tegnér seinen Frithiof vollendet, sei Göthes prophetisches Wort durch diese Dichtung erfüllt.

In sachlichem Zusammenhang steht hiermit die Abhandlung, durch welche er gegenüber einem erbitterten Feinde des Mecklenburgischen Plattdeutschen, der dieses wo möglich ganz ausgerottet wünschte, die bemessene Berechtigung des niederdeutschen platten Idioms begründete. Giesebrecht selber hat, eben so wie Bornemann, in den Provinzialblättern manche Gedichte in dieser Mundart, die ihm im mündlichen behaglichen Verkehr stets lieb und geläufig geblieben ist, veröffentlicht und eine Anzahl plattdeutscher Gedichte auch später in seine Sammlung aufgenommen.

Erwähne ich nun noch, daß von ihm auch Uebersetzungen erschienen sind, wie die der Jomsvikinga-Saga unter dem Titel: Geschichte der Freibeuter von Jom, so glaube ich, wenigstens eine Anschauung von diesen Arbeiten aus den zwanziger Jahren gegeben zu haben. Im Anfang der dreißiger Jahre beschäftigten ihn dichterisches Schaffen, philosophische Lectüre und Meditationen, pädagogische Arbeiten mehr als geschichtliche Studien. Und als er zu diesen zurückkehrte, waren die Untersuchungen, in die er sich vertiefte und die er von Zeit zu Zeit in den baltischen Studien veröffentlichte, meistens Vorläufer zu dem historischen Hauptwerk seines Lebens, den Wendischen Geschichten, in welche jene vorbereitenden Arbeiten zum Theil ohne erhebliche Veränderungen aufgenommen wurden.

Sie erschienen in drei Bänden im Jahre 1843. Darüber, was er mit dem Buche gewollt, was er von demselben hofft und wem gegenüber er sich für die Förderung seiner Forschungen zu Dank verpflichtet fühlt, spricht er sich in der Vorrede aus. Er schreibt: „Die Wendischen Geschichten, welche ich hier der Oeffentlichkeit übergebe, suchen ihre Stelle in einer bereits fröhlich aufblühenden Literatur historischer Erforschungen des deutschen Mittelalters. Sie haben mit dem Kreise, in den sie eintreten, den Willen gemein, durch sorgsame Erwägung des Besonderen und Einzelnen, ohne Scheu vor dem Vorwurfe der Mikrologie, zum Aufbau eines Ganzen zu helfen, der Nation zu immer klarerem Bewußtsein ihrer Vergangenheit förderlich zu sein. Sie stützen sich daher nicht bloß auf diejenigen Vorgänger, deren in den Noten aus-

drücklich Erwähnung geschieht, sondern werden mehr oder minder, wissentlich, ja unwissentlich, von allen verwandten Arbeiten getragen. Wer möchte vollständig nachweisen, was er andern verdankt, wie wohl es auch thut, sich dessen erinnern." Im Folgenden gedenkt er namentlich dreier Associationen, denen er viel schuldig sei; zunächst der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde: auch ihm seien, wie jedem, der aus ihnen schöpft, die Monumenta Germaniä eine reiche Grube des edelsten Erzes gewesen. Zweitens der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, die ihm das, was er derselben etwa geleistet — der Verein hatte in seinem ersten Hauptbericht ihn als den wärmsten Freund seiner Sache, als seinen Sprecher bezeichnet — schön und überreichlich vergolten habe. Ohne die Förderung, die ihm von dorther gekommen, wäre es ihm unmöglich gewesen, die Isländischen Ueberlieferungen von den Wenden so in deren Geschichte herüber zu nehmen, wie es nun geschehen, und, wenn er nicht irre, in gleicher Weise, früher nicht geschehen sei. Endlich der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Diese habe ihm in andrer Art ihre hülfreiche Hand geboten, habe ihm Verbindungen nach verschiedenen Seiten hin eröffnet und sei unablässig bemüht gewesen, ihm das überall zerstreute Material zugänglich zu machen. Von einzelnen Gelehrten, die seine Sache gefördert, nennt er nur einen ihm „noch verwandten, jüngeren Mann, seinen Brudersohn, Wilhelm Giesebrecht", erwähnt, welche reiche Förderung aus dessen historischen Arbeiten, aus schriftlichem und mündlichem Verkehr mit ihm seine Arbeit erhalten, wie er aber auch dessen Ansichten hie und da bestritten, wo sie ihm als irrthümlich erschienen. Dieselbe Stellung habe er auch den andern Gelehrten gegenüber eingenommen und, fügt er hinzu, „ich meine, niemand besser ehren zu können, als indem ich ihm begegne, wie dem werthen Blutsfreunde. Wer aber dadurch nicht sollte zufrieden gestellt sein, den möge die Aussicht beruhigen, daß die Vergeltung über mich kommen, daß die Kritik auch meine Forschungen hoffentlich nicht verschonen wird, hoffentlich — denn ich weiß ihnen nichts Besseres zu wünschen." Die Vorrede schließt mit den Worten: „Indem nun das vorlie-

grade Buch die Anfänge der Landesgeschichten von Holstein, Lauenburg, Ratzeburg, Mecklenburg, Rügen, Pommern, der Mark Brandenburg und der Lausitzen zusammenfaßt, nicht selten auch nach Polen, Böhmen, Sachsen, Dänemark, Norwegen bis nach Island hinübergreift, stellt es sich der Kritik, welche ich wünsche, von verschiedenen Standpunkten aus offen dar. Für einen Autor, der sein Werk dauernder als Erz wissen möchte, ist die Stellung mißlich; aber die Wendischen Geschichten machen keinen Anspruch auf eine solche Unsterblichkeit; mögen sie verweisen, aber Frucht bringen, wie die Saat, die der Landmann in sein Feld wirft."

Während er an dem Buche arbeitete, ging er ganz in dieser gelehrten Thätigkeit auf. In der Correspondenz aus dieser Zeit mit seinem Neffen Wilhelm bezeugt er wiederholt, daß seine historischen Arbeiten ihn ganz in Anspruch nehmen, innerlich noch mehr, als äußerlich, so daß er, wenn er allein sei, eben gar nichts anderes vornehmen könne. In seinen Wendischen sieben Sachen sei er ganz verhaut't, verkehre außer dem Hause und der Schule wenig, lese nichts, was sich nicht auf Wendische Geschichte beziehe, oder, wenn es doch einmal geschehe, ohne innere Theilnahme. Namentlich Poetisches bleibe ungelesen, und so sei er für andere Menschen ungenießbar. Und wenn er, wie es damals der Fall war, gerechte Ursache hatte, mit seiner amtlichen Stellung unzufrieden zu sein, wenn man sein überaus pflichttreues, in seltner Weise anregendes Wirken an der Schule in beengende Fesseln einschnüren wollte, so „zog er sich in die unbezwingliche Burg seiner wissenschaftlichen Studien zurück, wohin die Armseligkeit nicht reiche."

Von dem Frieden, den ihm diese Thätigkeit von Anfang an brachte, hat er auch dichterisches Zeugniß abgelegt:

Dankbar sei für jede gute Gabe,
Für die beste Gabe doppelt dankbar.
Aber welche wird die beste sein?
Keine beß're, keine schön're hab' ich
Noch erkannt, als Arbeit, die gedeiht.
— — — — — — — —

Muß getrost im Schachte hämmern,
Sonder Sorge und Verdruß.
Endlich wird es goldig dämmern.
Unser Wirken kommt zum Schluß.

Und das Kleine mühsam schaffen
In des Tages Schweiß und Drang.
Besser ist es doch, als gaffen
Oder zweifeln lang und bang.

Und mit bestimmter Hindeutung auf die besondere Art seiner wissenschaftlichen Arbeiten:

Suche in der Heimath Hainen
Nach den Gräbern, Trümmern, Steinen.
Auch dem Märchen horche treu,
Forsche in den Pergamenen,
Klaren Sinns mit Lust und Sehnen,
Und das Alte wird dir neu.

Auch zu launigen, scherzenden Gedichten gaben ihm seine antiquarischen Forschungen Anlaß:

Krieg von Gebein und Adern,
Heldenzeit von Stein und Erz,
Da der Hunen Faust mit Quadern
Um sich warf in tollem Scherz,
Dich verehr' ich aus der Ferne.
Dich und deine Herrlichkeit,
Heilen Kopfes, tief und gerne,
O du gute, alte Zeit.

Dagegen hat er im allgemeinen in feierlichen, aus tiefster Brust hervortönenden Klängen den Werth der Wissenschaft für das Menschenleben in einem andern mächtig ergreifenden Gedichte besungen, in einem Gedichte, das später beschränkte Frömmigkeit und thörichter Unverstand ihm zum schweren Vorwurf gemacht hat:

O Geist des Geistes Quelle,
Der in mir lebt und denkt,
Der auf des Wissens Welle
In sich zurücke lenkt,

Du Geist und ew'ge Kraft,
O, wahre uns und hüte
Der Menschheit Kranz und Blüthe,
Hochheil'ge Wissenschaft.

Erleuchte Geist und Sinnen,
Entfaltend uns an ihr,
In dir ist das Beginnen,
Das Ende ist in dir:
O Geist und ew'ge Kraft,
Du wahre uns und hüte
Der Menschheit Kranz und Blüthe,
Hochheil'ge Wissenschaft.

Ueber den sachlichen Werth seiner historischen Arbeiten, seiner antiquarischen Forschungen, die ihn nach jenen bis zu den Stürmen des Jahres 1848 vorzugsweise beschäftigten, ein Urtheil fällen zu wollen, kann mir, der ich jenen Studien fern stehe, natürlich nicht in den Sinn kommen; in der Form sind seine historischen Arbeiten, wie alles, was er je geschrieben, musterhaft. Nirgend ist ein mattes, müßiges Wort, jedes scharf bezeichnend, und die Darstellung, wo die Natur des behandelten Gegenstandes es zuläßt, durchweht von dichterischer Empfindung, durchleuchtet von dichterischer Anschauung. An Anerkennung für seine geschichtlichen Arbeiten hat es auch von Anfang an weder von Seiten der Fachgenossen, noch von Seiten der Behörden der Provinz wie des Staates nicht gefehlt. Wiederholt forderte ihn der Oberpräsident schon in Folge seiner ersten Untersuchungen zu Beurtheilungen, Gutachten, neuen historischen Darstellungen auf. Das Ministerium wandte sich im Jahre 1829 an ihn, als es sich darum handelte, eine Ermittelung über die Krönung Christians III. und der Königin Dorothea durch Bugenhagen anzustellen. Und als König Friedrich Wilhelm IV., von dessen Verhältniß zu ihm später zu erzählen sein wird, von ihm die Wendischen Geschichten zugeschickt erhielt, dankte er ihm durch eine Cabinetsordre und ließ ihm sagen, daß er seine Verdienste in vollem Maße anerkenne und die Sendung seiner literarischen Arbeiten mit Vergnü-

gen entgegengenommen habe. Das Schreiben war von einer goldnen mit 50 Ducaten gefüllten Dose begleitet. So ist er auch in Folge seiner wissenschaftlichen Leistungen Mitglied und Ehrenmitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften gewesen, der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, des meklenburgischen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg, der deutschen Gesellschaft zu Königsberg, der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte, der Königsberger Alterthumsgesellschaft Prussia. Wo er glaubte, für die Zwecke eines solchen Vereins nichts thun zu können, lehnte er die ihm ehrenvoll angetragene Mitgliedschaft ab: so dem dänischen historischen Verein gegenüber, „weil er nur ein todtes Mitglied sein könnte." Bereits als ihm das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg übersandt wurde (1828), hob das begleitende Schreiben nachdrücklich seine ausgezeichneten Verdienste um Forschung in der vaterländischen Geschichte hervor und sprach den lebhaften Wunsch aus, daß er diesen mit so glücklichem Erfolge ausgeführten literarischen Arbeiten seine Aufmerksamkeit nie entziehen möge. Und auch später sind seine gelehrten Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte von den Fachgenossen, auch über Deutschlands Grenzen hinaus, als höchst werthvoll anerkannt worden, und wo einzelnen seiner Resultate widersprochen wurde, ist es in einer Weise geschehen, welche für den Forscher ehrenvoll ist. Mag es immerhin sein, wie von Kundigen behauptet wird, daß die Forschung über die vorhistorischen Zustände durch spätere Arbeiten zu anderen und begründeteren Resultaten, als er gefunden, gekommen ist; dennoch bleibt sein Bemühen, sich aus den Grabdenkmälern und anderen Resten ein zusammenhängendes Bild der wendischen und noch früheren Vorzeit zu schaffen, im hohem Grade achtungswerth. Mag immerhin auch sein Hauptwerk, wie von Historikern versichert wird, in einzelnen Theilen berichtigt oder überholt sein durch die Forschungen von Jaffé, Lisch, Fock, Usinger und Andern, durch die treffliche Darstellung seines Neffen Wilhelm von Giesebrecht, so wird doch, wie dieselben Beur-

theiler bereitwillig zugestehen, dadurch sein großes Verdienst nicht beeinträchtigt, ein reiches neues Quellenmaterial verwandt, manche vergangenen Zustände zuerst aufgehellt, den Zusammenhang vieler Vorgänge zuerst erkannt und so eine klare Einsicht in eine vordem in tiefes Dunkel gehüllte, wichtige historische Entwickelung erschlossen zu haben. Noch heute ist das Werk der Ausgangspunkt für alle Forschungen, die sich auf die Zustände des alten Wendenlandes beziehen.

Sehr große Verdienste erwarb sich Giesebrecht um die auf Anregung des Oberpräsidenten Sack in Stettin gestiftete Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Der vor kurzem veröffentlichte, von dem gegenwärtigen Secretär der Gesellschaft, Oberlehrer Lemcke verfaßte Bericht (Baltische Studien, Jahrg. XXV., Heft 1.) spricht sich über Giesebrechts Thätigkeit für den Verein dahin aus, daß er unter allen Mitgliedern die hervorragendste Stelle einnehme, weil er neben seiner umfassenden, regen wissenschaftlichen Arbeit auch an der Leitung der Gesellschaft selbst, deren Ausschuß er bis zur Verlegung seines Wohnsitzes nach Jasenitz angehörte, den eifrigsten Antheil in den verschiedensten Aemtern bewiesen und nur in den Jahren, da er mit der Abfassung der Wendischen Geschichten beschäftigt gewesen, seine Thätigkeit für die Gesellschaft als solche habe ruhen lassen. „Mit Giesebrecht," heißt es in dem Bericht, „ist ein großer Theil der Gesellschaft, wie sie war, geschieden. Verdankt sie doch ihm nicht am wenigsten, daß sie geworden, wie sie ist. Keiner hat gleich eifrig und gleich fruchtbar für ihre Zwecke gewirkt, er hat nicht nur an ihrer Arbeit sein Theil mit Ehren getragen, sondern auch ihre Feste mit seiner Poesie gewürzt, wie denn sein sinniges, stets poetisch durchgeistigtes Gemüth auch seiner literarischen Thätigkeit stets ihr Gepräge gegeben." Aber nicht bloß nach seinem Tode, auch schon zu seinen Lebzeiten hat der Verein Giesebrechts große Verdienste um die Förderung seiner Zwecke warm anerkannt. So schrieb der Stettiner Ausschuß ihm zu seinem Amtsjubiläum im Jahre 1866, daß er es gewesen, welcher der Thätigkeit aller Mitglieder und ihrem Streben zuerst die würdige Richtung gegeben, in der sie fortzuarbeiten bemüht gewesen seien, und bezeichnete ihn, der 42

Jahre dem Ausschuß angehört, als sein Vorbild. Zugleich wurde ihm der damals erschienene Band der Baltischen Studien zugeeignet.

Gleich bei der Gründung der Gesellschaft wurde er Secretär derselben und hat in dieser Eigenschaft und über die Dauer seines Amtes hinaus eine lebhafte Correspondenz mit dem Professor Rafn in Kopenhagen geführt, der dasselbe Amt in der dortigen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde verwaltete. Der Oberpräsident Sack, der sich seines sachverständigen Rathes, seiner thätigen Beihülfe bei der Gründung bedient hatte und seine dauernde Mitwirkung mit Recht für unentbehrlich hielt, bat ihn im nächsten Jahre, als Giesebrecht das Secretariat niederlegen wollte, weil Sack für sein Vorsteheramt sich einen Stellvertreter bestimmt hatte, auf das dringendste Secretär zu bleiben. Doch Giesebrecht blieb unbeugsam, und Sack gab seine Absicht auf. Fast gleichzeitig mit der Stiftung der Gesellschaft hatte der Redacteur der Pommerschen Provinzialblätter, der Superintendent Haken in Treptow ihn dringend aufgefordert, in die Redaction als Mitherausgeber einzutreten. Nachdem er zuerst den Antrag abgelehnt, sagte er durch wiederholte lebhafte Vorstellung bewogen zu, und gab mit Haken zusammen die Zeitschrift heraus, die dann unter dem Namen „Neue Pommersche Provinzialblätter" erschienen. An Stelle dieser Blätter traten vom Jahre 1832 als Organ der Gesellschaft die „Baltischen Studien". Auch die Redaction dieser Zeitschrift führte Giesebrecht wiederholt, Jahre lang zugleich als fleißigster Mitarbeiter derselben. Das Secretariat des Vereins führte er bis zum Jahre 1829. Für die Kopenhagener Gesellschaft war er der Vertrauensmann in Deutschland. Von dort wurde er aufgefordert, Vorschläge zur Aufnahme von Mitgliedern in Deutschland zu machen, von dort erging an ihn, als die Gesellschaft im Jahre 1833 eine deutsche Zeitschrift herauszugeben beabsichtigte, das Ersuchen, dieselbe mit einer Vorrede zu eröffnen. Er lehnte indessen ab und schlug Schlosser, als den Führer einer bedeutenden Schule, dazu vor. Auch für die Organisation einer gemeinschaftlichen Arbeit mehrerer Vereine war er thätig. So forderte er im Jahre 1843 den Verein für Geschichte der Mark Branden-

burg zu einer zusammen herauszugebenden Zeitschrift auf. Daran sollte sich nach seinem Vorschlage später die gemeinschaftliche Herausgabe von historischen Quellenschriften, wie Chroniken, Nekrologen, Briefen, nicht Urkunden, für die schon gesorgt sei, anschließen. Der Verein verhielt sich indessen ablehnend, weil die Verwirklichung des sonst anerkannten Vorschlages mit zu großen Schwierigkeiten verbunden sei.

Während der dreißiger Jahre, besonders in der ersten Hälfte derselben, seit die Sammlung der Hegelschen Werke im Druck erschien, beschäftigte ihn lebhaft das Studium der Philosophie, dem aber fröhliches dichterisches Schaffen zur Seite ging. Ueber beides correspondierte er in jener Zeit lebhaft mit seinem Neffen Wilhelm, bei dem er nicht bloß für seine historischen Arbeiten, sondern auch für seine poetischen Schöpfungen und philosophischen Ueberzeugungen des lebhaftesten Interesses, des vollsten Verständnisses versichert sein durfte. Der damals noch sehr jugendliche Gelehrte war ihm sehr werth, er nannte ihn sein Herzenskind und fühlte sich ihm näher verwandt, als irgend einem seiner Familie.

Interessant ist es zu sehen, wie er in einem Briefe aus dem Jahre 1834 das, was er durch die Brüdergemeinde und besonders durch die Lectüre Zinzendorfischer Schriften gewonnen hatte, mit den neuen Eindrücken, welche die Hegelsche Philosophie auf ihn machte, zu vereinigen suchte und bei aller Verschiedenheit in beiden doch Gleichartiges erkannte. „Meine geistlichen Lieder", schreibt er, „gehören einer früheren Periode meiner Bildung an, deren ich mich nicht schäme, über welche ich aber in mancher Hinsicht hinaus gegangen bin. Damals beschäftigte mich beinahe ausschließlich Zinzendorf, sein Leben, seine Schriften, sein Werk in der christlichen Kirche. Es ist ein ausgezeichneter Mann; seine Pennsylvanischen, seine Londoner, seine Berliner Reden haben mich aufs tiefste erschüttert, und noch jetzt finde ich mich unaufhörlich an Zinzendorf erinnert, wenn ich Hegels Schriften lese. Diese beiden Geister haben mehr als ich sagen kann auf mich eingewirkt; oft sehe ich mit Erstaunen, wie der Spätere mir einen Gedanken

aufschließt, von dem ich mir bewußt bin, daß ich ihn als Keim schon aus dem Früheren aufgenommen habe. Und dieser Zusammenhang ist gewiß nicht bloß subjectiv in mir, er ließe sich wohl objectiv nachweisen. Daß Zinzendorf und Hegel in anderer Hinsicht auch wieder Gegensätze sind, ist nicht zu leugnen; auch Blüthe und Frucht sind Gegensätze." Je mehr er sich in Hegel hineinlas, desto mehr fand er Tiefes und Großes in dieser Philosophie. Auch sein poetisches Schaffen wurde davon ergriffen: so ist nach seinem eigenen Urtheil in dem Hafis, den er im Jahre 1833 dichtete, Hegelianismus zu erkennen.

Ihm schien damals die Kantische Philosophie, die ihn noch in seinen letzten Lebensjahren, als ihm zufällig wieder einmal die Kritik der reinen Vernunft in die Hände kam, eine Zeitlang mit unwiderstehlicher Gewalt festhielt, nur eine Unterbrechung des Stromes der wahren Philosophie zu sein, der von Spinoza zu Hegel hinströme. Freilich dem in heißer Sehnsucht nach der Erkenntniß des Unendlichen sich verzehrenden Denker, wie er vorher geschildert wurde, konnte eine Philosophie nicht zusagen, die darauf verzichtet, das hinter der Erscheinung Liegende, das Wesen der Dinge zu erkennen. Der Triumph der Hegelschen Philosophie über ihre von allen Seiten heranstürmenden Feinde schien ihm eine ausgemachte Sache, wenn auch dem endlichen, vollständigen Siege noch mancher Kampf vorausgehen müsse. Die Poesie Lenaus gab ihm Anlaß, diese Gedanken brieflich zu entwickeln:

„Den Lenauschen Frühlingsalmanach habe ich in den Pfingstferien gelesen. Das ist wieder eine merkwürdige literarische Erscheinung, wenn auch in meinen Augen keine erfreuliche. Pfizer kennen wir schon als wohl routinirt in Schillerschen Redeweisen; aber auch Lenau, der sonst mehr auf eigenen Füßen steht, ist in dem Faust wieder ganz auf Schillersche Sprünge gekommen. Es ist das verschleierte Bild zu Sais.

Weh dem, der zu der Wahrheit dringt durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!

Das ist da die Moral, und hier im Faust giebt Mephistopheles dem Wahrheit Suchenden den Rath:

Du mußt entweder dieses Erdenleben
Vertaumeln dumpf in viehischer Geduld,
Wo nicht, dich als entschlossner Mann erheben,
Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld

Das könnte nun einen sehr guten Sinn haben, denn allerdings im Zustande der Unschuld, d. h. des kindlichen Unbewußtseins über sich selbst, gelangt der Mensch nicht zum Erkennen der Wahrheit, er muß aus dem Paradiese hinaus. Aber so ist es nicht gemeint. Der Dichter beklagt vielmehr seinen Helden:

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich ins Geistermeer
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr
Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
Erbarmen lächelnd deinem Leid,
Doch müssen sie vorüber fahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit!

Und weiterhin ermahnt er ihn:

Laß nicht den Flammenwunsch im Herzen lodern,
Der Schöpfung ihr Geheimniß abzufodern,
O wolle nicht mit Gott zusammen fallen,
So lang dein Loos auf Erden ist zu wallen,
Das Band der Sehnsucht ist die Erde nur ꝛc.

Also in anderer Ausdrucksweise wieder Schillers Worte des Wahnes:

So lang er glaubt, daß dem irdschen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen,
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.

Das ist nun nichts anders als eine Poesie, die das Unendliche dem endlichen Geiste unerkennbar achtet, also ihre Wurzel in der Kantischen Philosophie hat. Nicht als ob Lenau und

Pfizer unmittelbar von dorther geschöpft, ihre Quelle ist vermuthlich Schiller, Justinus Kerner, dessen Teufelsgeschichte ich nur sehr flach finden kann, (vielleicht erscheint sie denen, die ihm näher stehen, anders, denn sie mag wohl persönliche Beziehungen enthalten, die ich nicht kenne) weiß dann flugs die unerkennbare Region mit Phantasmagorien zu bevölkern: das ist ganz in der Ordnung. Eben so in der Ordnung ist, daß diese Poesie des Dualismus sich gegen Göthe ins Geschirr legt, der von Spinoza ausgehend den Entwickelungen der spekulativen Philosophie folgte, wie sie nach einander in Schelling und Hegel hervortraten. Die großen Anstalten zu einem Denkmal für Schiller in Stuttgart mögen wenigstens zum Theil auch Sache des Partheigeistes sein. Denn auf die spekulative Philosophie soll es nun allen von Seiten losgehen. Von München her hat sich Schelling vernehmen lassen, von Tübingen Eschenmayer, in Jena Brachmann, in Leipzig Krug, dazu die mancherlei Zeitschriften, die im Sinne des Zodiacus wirthschaften. In dem letztern hat sich neuerdings Kühne gegen Göschels Schrift über die Unsterblichkeit aufgemacht, ein ganz unmündiges, leidenschaftliches Gerede; dasselbe Heft giebt einen Aufsatz von Theodul, der die Richtigkeit des Hegelianismus und die Nothwendigkeit einer Rückkehr zu Kant darthun will. Daß nun dadurch könne vernichtet werden, was einmal gewonnen ist, fällt mir nicht ein, aber es wird doch noch manchen Kampf zu bestehen und in demselben sich selbst weiter zu entwickeln haben."

Trotz dieser Hochachtung vor der spekulativen Philosophie, die er damals das Juwel unserer Zeit nannte, war er weit davon entfernt, ein blinder Anhänger Hegels zu sein. So hat der Historiker bei aller Anerkennung vor dem Geist des ihn beherrschenden Denkers doch viel gegen den Inhalt der Hegelschen Philosophie der Geschichte zu erinnern: „Es wäre wohl an der Zeit", schreibt er, „die Fruchtbarkeit des Princips und die Fülle köstlicher Gedankenblitze in dem Buche zu würdigen und daneben die unglaublichen Schwächen, geographische und historische Schnitzer der tollsten Art, unverständige Animosität gegen Zeiten und Personen, unter letzteren namentlich gegen Niebuhr, dessen Werk Hegel ohne

Zweifel gar nicht aus eigener Lektüre, sondern nur aus Recensionen kennt. Er führt Dinge daraus an, von denen das völlige Gegentheil bei Niebuhr zu finden ist. Auch gegen Hegels ethnographische Gliederung der Weltgeschichte möchte viel einzuwenden sein; die germanische Welt z. B. hieße meines Ermessens richtiger die christliche."

Noch weniger war er einverstanden mit Manchem, was aus der Hegelschen Philosophie um diese Zeit hervorging. Das „verschrieene Buch von Strauß erschien ihm als eine Verirrung, die man ihr aufbürden werde, obwohl sie ganz unschuldig sei." Und über Ruge und die hallischen Händel schreibt er im Jahre 1839: „Das sind kümmerliche Geschichten. Leo hat unleugbar Mißgriffe gemacht, aber das neue Evangelium Ruges und seiner Genossen wird in Wahrheit der Wissenschaft und dem Staat auch das Heil nicht bringen, ungeachtet es sich stark so geberdet. Es ist hohles Gerede mit philosophischen Phrasen und Stichwörtern verbrämt. Wenn Preußen wesentlich ein protestantischer Staat ist, wie die Lieblingsphrase der Herren lautet, so haben die Rheinländer Recht, wenn sie mit Preußen nichts wollen zu schaffen haben, sondern sich zu einem katholischen Staat constituiren. Aber Preußen ist vielmehr ein christlicher Staat, wie alle übrigen deutschen Lande. Die Confessionen sind in ihrem Unterschiede und in ihrer Einheit anzuerkennen. Das müßte doch Hegelianern einleuchten, die den Begriff der Identität und die Lehre ihres Meisters gefaßt haben, daß der Widerspruch die Wurzel alles Lebens und aller Bewegung ist. Nicht eben der rohe Widerspruch mit der Faust, sondern vielmehr der innere, allem Denken immanente. Und von der anderen Seite, welche Albernheit das Mittelalter als eine gottlose, völlig abgestorbene Zeit, die katholische Kirche der Gegenwart als ein caput mortuum zu betrachten! Die Vergangenheit dauert fort in der Gegenwart und war nicht gottloser als diese, in der es auch gar vieles giebt, das nicht taugt."

Und zwei Jahre später: „Ruge ist ein Fanatiker, Leo nicht minder; mögen sie sich katzbalgen, Kirche, Staat und Wissenschaft gehen während des wüsten Gepolters in der Stille ihren Ent-

wickelungsgang. Wie sich Leo geberden mag, die spekulative Philosophie wird er nicht aus der Welt schaffen; eben so wenig wird Ruge mit seinem Toben den Straußischen Cultus des Genius in die Stelle des Christenthums setzen."

Am meisten beschäftigte ihn gegen Ende der dreißiger Jahre die Philosophie der Geschichte. Als er damals die Vollendung seines Lehrbuchs der neueren Geschichte vor Augen sah und schon an andere literarische Arbeiten dachte, regte sich in ihm der Gedanke, über Philosophie der Geschichte zu schreiben. Die Absicht, nur vorübergehend gefaßt, kam nicht zur Ausführung. Ueberhaupt hat er seine philosophischen Ueberzeugungen erst in viel späterer Zeit, in den Aufsätzen der Damaris dargelegt, über zwanzig Jahre später. Doch so viel sei schon jetzt bemerkt, daß, wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß er manche Anregung der Hegelschen Philosophie verdankte, er in der Hauptsache doch immer sich selber in die Philosopheme hineingelesen hat und aus ihr nur das entnommen, was mit seinem durchaus orthodoxen Standpunkt in der Auffassung der christlichen Wahrheit vereinbar blieb. Weil Hegel scheinbar und mit nicht zu billigender Anbequemung in die Form christlicher Dogmen Wahrheiten oder Meinungen faßte, die in ihrem Wesen weit davon entfernt sind, schien Giesebrecht seiner Philosophie mehr zu huldigen, als es wirklich der Fall war. Daß zum Beispiel, wenn irgend eine Philosophie, gewiß die Hegelsche mit Recht als Pantheismus zu bezeichnen sei, wird heut zu Tage, da sie längst die ruhmlose Rolle, bestimmten religiösen Auffassungen mit einer überkühnen Dialektik zur Stütze zu dienen, ausgespielt hat, nur von wenigen noch bestritten werden; aber Giesebrecht konnte, wie andere arglose, positiver christlicher Lehre treu anhängende Leser des Philosophen damals darüber aufgebracht werden, wenn man dergleichen für Hegels eigentliche Lehre ausgab. „Die Hegelsche Philosophie", schreibt er, „wird als Pantheismus bezeichnet, und einige Stellen, die angeführt werden, lassen sich allerdings so deuten, wenn man eben deuten will. Aber Hegel hat, wenn je einer, die christliche Trinitätslehre behauptet; wie ist es möglich, ihn einen Pantheisten zu nennen? Aber das ist heut zu Tage der

Spitzname, wie im sechzehnten Jahrhundert die Benennungen Calvinist und Cryptocalvinist". Noch in seinen letzten Lebensjahren hielt er daran fest, daß in Hegels Philosophie die christliche Dreieinigkeitslehre, wenn auch modificiert, zu finden sei. Er schreibt in einem Briefe aus dem Jahre 1870: „Der Satz Spinozas: Gott ist das absolut unendlich Seiende oder die Substanz, wird bei Hegel zu dem Ausspruch des Herrn: πνεῦμα ὁ θεός. So ist alles Materialistische und alles, woraus Materie wird, von dem Absoluten abgethan, es ist nur als Geist gedacht; es hat auch seine Ursache in sich, aber diese Bewegung gestaltet sich in dem System zur christlichen Trinitätslehre, auf welche Hegel großes Gewicht legt. Daß seine Fassung mit dem Athanasianum oder auch nur mit dem Nicenum stimme, will ich nicht behaupten, aber hypostatisch muß ich sie nennen. Und welche Formel genügte, wenn die johanneische Darstellung in eine dogmatische Formel soll zusammengezogen werden!" Nur gegen die Fassung also hat Giesebrecht Bedenken. Wenn aber Hegel in seiner Religionsphilosophie das Reich des Vaters findet in dem ewigen in und bei sich Sein, in der Form der Allgemeinheit, in Gott in seiner ewigen Idee an und für sich, wenn er das Reich des Sohnes bestimmt als die Form der Erscheinung, der Particularisation des Seins für Anderes in der physischen Natur und dem endlichen Geist, die ewige Idee Gottes im Elemente des Bewußtseins und Vorstellens oder die Differenz, wenn ihm endlich das Reich des Geistes die Form der Rückkehr aus der Erscheinung in sich selbst ist, der Proceß der Versöhnung, die Idee im Element der Gemeinde: so sind das in der That unsichere philosophische Speculationen, die mit der christlichen Trinitätslehre nur das gemein haben, daß in ihnen mit den Personen des athanasianischen Symbolums ein nicht eben zu lobendes Spiel getrieben wird. Ebenso wenn Giesebrecht in derselben Correspondenz Hegel in anderer Hinsicht gegen seine Angreifer vertheidigend sagt: „Daß vermöge seines logischen Princips von der immanenten Negation sich von selbst der Gedanke fortbewegt, und daß man ihm nur zuzusehen habe, wird jeder besonnene Mensch als eine Metapher

erkennen; wer kann doch glauben, Hegel habe gemeint, durch dieſe Methode könne ohne einen Denkenden das Denken ſeinen Verlauf nehmen, wie eine aufgezogene Uhr?“ — ſo iſt doch daran zu erinnern, daß, wenn das ein Mißverſtändniß ſeiner Philoſophie iſt, kein anderer, als der Philoſoph ſelber durch ſein unklares, unentſchiedenes Schwanken zwiſchen einer Lehre von Formen, die nur dem denkenden Geiſte zukommen, und einer Lehre von Formen aller natürlichen und geiſtigen Wirklichkeit das Mißverſtändniß herbeigeführt hat.

Auch mir gegenüber hat Gieſebrecht einmal in Bezug auf eine Stelle in meiner Schrift über Rückerts Weisheit des Brahmanen, die ich ihm im Jahre 1868 zugeſchickt hatte, Hegels ungewöhnliches Selbſtbewußtſein, das dort gerügt worden war, mit dankbarer Rückerinnerung an den Troſt, welchen er in dem Philoſophen in jener bangen Zeit gefunden, mit Entſchiedenheit in Schutz genommen. Jene Stelle lautet: „Wenn man weiß, daß Hegel mit unglaublichem Hochmuth ſeinen Zuhörern gegenüber von den Philoſophen (natürlich von dem Schöpfer der abſoluten Philoſophie wohl am zuverſichtlichſten) behauptet hat, daß ſie Gottes „Cabinetsordres gleich im Original leſen oder ſchreiben, daß ſie beim Ruck im innerſten Heiligthum mit und dabei geweſen ſind“: ſo müſſen ſolcher in der Geſchichte der Philoſophie bis auf ihn unerhörten, nur bei den Myſtikern uns zuweilen begegnenden Verſtiegenheit und Anmaßung gegenüber die ſpottenden Worte Rückerts uns noch als recht mild und harmlos erſcheinen“.[1] Mit Beziehung auf dieſen, wie ich auch heute meine, begründeten Tadel äußerte ſich Gieſebrecht brieflich: „Hegel widerſteht Ihnen; ich bin ſein blinder Verehrer nicht, aber ich habe von ihm gelernt, das will ich ihm nicht vergeſſen. Die Stelle in der Geſchichte der Philoſophie, die Ihren Zorn gereizt hat, kommt mir ſo ſchlimm nicht vor. Sie nimmt den Mund voller, als nöthig wäre, ſo viel gebe ich Ihnen zu; aber wir haben nicht Hegels Autographum vor uns. Wiſſen wir, was Michelet aus Collegienheften zurecht gebraut hat? Und hätte Hegel wirklich die Ausdrücke angewendet, er wußte, daß er Knalleffekte brauchte, um Berliner Studenten

zu ſtacheln; in anderer Geſellſchaft hätte er vermuthlich beſſer zu ſeinen Worten geſehen."

Was Gieſebrecht beſtimmt hat, für die Hegelſche Philoſophie noch in ſeinen letzten Lebensjahren mit Wärme einzuſtehen, iſt ohne Zweifel der von ihm ſelbſt hervorgehobene Umſtand, daß ſie, „welche Mängel ihr im Einzelnen anhaften mögen, rechtſchaffener Spiritualismus iſt". Denn nichts iſt wohl ſeiner innerſten Ueberzeugung ſein ganzes Leben lang antipathiſcher geweſen, als materialiſtiſche oder moniſtiſche Weltauffaſſung.

Oeffentlich hat er ſich, ſo viel ich weiß, nur einmal in längerer Darlegung über einen Punkt, der ihm in der Hegelſchen Philoſophie beſonders unhaltbar ſchien, ausgeſprochen. In ſeiner Zeitſchrift Damaris nämlich (1860, S. 289) bekämpft er Hegels Lehre, daß das Unendliche durch Begriffe könne gefaßt werden, und deſſen Anſicht, es ſei Unvernunft, ohne Worte denken zu wollen, das Unausſprechliche ſei nur etwas Trübes, Gährendes, das erſt, wenn es zu Worte zu kommen vermöge, Klarheit gewinne, und ſchließt ſeine Darlegung mit folgenden, das Reſultat ziehenden Worten: „Die Frage, was Hegel unter dem Denken verſteht, wo er deſſen Grenze zieht, wird ſich nach den bisherigen Unterſuchungen ſehr beſtimmt beantworten laſſen. Denken und Sprechen gehören ihm untrennbar zuſammen; nur ſo weit die Sprache der Ausdruck des Geiſteslebens, iſt dieſes Denken. Wird es dadurch nach der einen Seite hin beſchränkt, ſo gewinnt es nach der andern eine um ſo weitere Ausdehnung: göttliches und menſchliches Denken ſind nicht nur eins, was einen Unterſchied einſchließen würde, ſondern ſchlechthin einerlei, ununterſchieden.

Aber Empfindung, Gefühl, Wahrnehmung, alles menſchliche Geiſtesleben, welches durch andere Mittel, als die Sprache, oder vielleicht gar nicht ſich äußert, ſind nicht Denken, ſind inhaltloſe Formen des Sinnenlebens, das der Menſch mit den Thieren gemein hat. So ſpricht derſelbe Philoſoph, der das Vorurtheil ſeiner Zeit rügt, welche Gefühl und Denken ſo von einander trennen, daß ſie ſich entgegen geſetzt, ſelbſt ſo feindlich ſein ſollen, daß das Gefühl, insbeſondere das religiöſe, durch das Denken verun-

reinigt, verkehrt, ja etwa gar vernichtet werde, und die Religion und Religiosität wesentlich nicht im Denken ihre Wurzel und Stelle habe. Bei solcher Trennung werde vergessen, daß nur der Mensch der Religion fähig sei, das Thier aber keine Religion habe, so wenig als ihm Recht und Moralität zukomme. Gewiß eine solche Trennung ist tadelhaft. Hegel hat sich selbst sein Urtheil gesprochen. Es ist viel von ihm zu lernen; aber ein System, das den Menschengeist eigenmächtig in zwei Hälften scheidet und die, in welcher das unruhige Uebel voll tödtlichen Giftes herrscht, Gott gleich setzt, die andre schweigende aber mit den Thieren auf eine Linie stellt: läßt sich, wie es da liegt, mit christlicher Bildung nicht vereinigen."

Lebhafter aber noch als die Lectüre der Hegelschen Philosophie beschäftigte ihn seit seiner Verheirathung und besonders in den dreißiger Jahren sein eigenes dichterisches Schaffen. Er hat in dieser Zeit sehr viel mehr gedichtet, als er später veröffentlichte. Von seinen Tragödien hat er nur eine, den „Lazar", in den Provinzialblättern drucken lassen, vier andere, von denen sich eine auf karthagische, drei auf thüringische Geschichte beziehen, sind handschriftlich noch vorhanden, aber auch ein Lustspiel hat er in jener Zeit geschrieben, von dem in seinem Nachlaß nichts mehr zu finden ist. Er erwähnt in einem Briefe aus dem Jahre 1833, daß er „sein Lustspiel umarbeite; es solle aber nur heraus, was für die Gallerie berechnet gewesen, an der Intrigue finde er nichts zu ändern; er dichte nicht mehr für andere Leute". Auch von den lyrischen und epischen Gedichten, den Oratorien aus jenen Jahren sind sehr viele aus der Sammlung, die im Jahre 1836 erschien, weggelassen worden.

In dem Briefwechsel mit seinem Neffen Wilhelm, der gleichfalls um diese Zeit mit dichterischen Arbeiten lebhaft beschäftigt war, spricht er sich aus über die Gedankenwelt, in welcher der Dichter heimisch sein solle, über die Studien, die seiner Arbeit vorausgehen müssen, auch über sein eigenes dichterisches Schaffen. So schreibt er (1834): „Tieck hat sich einmal bedauernd darüber geäußert, daß Göthe und Schiller zu Zeiten der Poesie untreu

geworden und ſich wiſſenſchaftlichen Studien zugewandt. Man möchte ihm zurufen: Ihr Töchter Jeruſalems, weinet nicht über mich, weinet über euch ſelbſt und über eure Kinder — eure Gedichte; denn denen iſt es anzumerken, daß Tieck ſich jene Untreue nicht hat zu Schulden kommen laſſen. Die Poeſie iſt die Spitze einer Pyramide, die auf ſehr breiter Baſis ruht. Den Stoff giebt dem Dichter die eigene Lebenserfahrung und, da dieſe eng begränzt iſt, ihre Erweiterung, die Geſchichte und Sage, den Gehalt, den Gedanken, der das Gedicht durchgeiſtet, bietet die Philoſophie, entweder mit Bewußtſein an der Quelle ſelber geſchöpft, oder unbewußt aus den currenten, populariſirten philoſophiſchen Vorſtellungen eingeſogen, die Form, d. h. die Durchdringung von Gehalt und Stoff iſt nirgend vollendeter zu finden, als bei den Griechen. Sie ſind vor allen Dingen zu ſtudiren, freilich immer mit dem Bewußtſein, daß der neuere Dichter ſie nicht nachahmen kann und auch nicht ſoll; er hat nicht denſelben Stoff, nicht denſelben Gehalt, auch die Form kann nicht dieſelbe ſein, aber das Verfahren der Alten muß man wohl beachten, die Analogie lehrt dann weiter finden. Studien in der Geſchichte (nicht eben wie der kritiſche Geſchichtsforſcher ſie macht), in der Philoſophie und in der antiken Poeſie ſind daher meines Ermeſſens dringendes Bedürfniß zur Bildung eines Poeten; lernt er noch mehr, deſto beſſer, auf weniger ſoll man es nicht anlegen. Wiſſenſchaftliche Studien ſind die mächtigſte Stärkung der poetiſchen Kraft; aus ſolcher Zucht geht ſie erſt recht geläutert hervor.“ Und in einem Briefe aus dem Jahre 1833: „Poeſie und Philologie halte ich nicht ſo weit aus einander liegend, als Deine Freunde. Auch für den neueren Tragiker ſind Sophokles und der viel geſcholtene Euripides treffliche Genoſſen, man muß ſie aber im Ganzen und Großen genießen, nicht zerbröckelt. Lies die Alten, liebſter Poet, und immer wieder die Alten. Ich weiß wohl, daß wir niemals wie ſie werden dichten können, und eben darum ſollen wir es auch nicht wollen, aber hohere Bildner als jene Unerreichbaren giebt es nirgend.“

Voll von dieſer Bewunderung für die griechiſche Tragödie

versuchte er damals die Schönheit der sophokleischen Antigone solchen, die des Griechischen unkundig waren, zum Verständniß zu bringen, machte aber die Erfahrung, daß durch die Uebersetzung von der gewaltigen Wirkung des unsterblichen Gedichts sehr viel verloren geht. „Die Solgersche Uebersetzung", schreibt er, „habe ich in diesem Winter (1834) einmal vor Laien gelesen und mir alle Mühe gegeben, sie durch den Vortrag und durch Nachhülfe in einzelnen Worten genießbarer zu machen, es war aber vergebliche Mühe. Und doch ist es ein so großes Gedicht; man sollte glauben, die schlechteste Uebersetzung könnte nicht ohne Eindruck lassen."

Natürlich gab es in diesen Jahren erregter dichterischer Thätigkeit auch Zeiten, in denen die Kraft der poetischen Gestaltung ihm versagte, oder er durch die widerstandslose Hingabe an sein künstlerisches Thun seine Berufspflichten beeinträchtigt glaubte: „Poetische Conceptionen kommen mir wohl, und ich hege und trage mich damit, aber wenn es an die Ausführung gehen soll, ermüde ich dabei, oder mir wird bange, es möge mir zu viel Zeit verloren gehen, die ich an amtliche Arbeiten wenden müsse". Er war aber auch weit entfernt davon, wenn die dichterische Stimmung nicht von selbst zur Aeußerung drängte, voreilig poetische Productionen erzwingen zu wollen. Er schreibt darüber in Ausdrücken, welche die Lectüre Hegels durchklingen lassen: „Dem weiteren Evolutionsprozeß sehe ich still aufmerkend zu; denn wenn mir auch im Allgemeinen mein Ziel vorliegt, müssen die einzelnen Gestalten doch erst werden; der Gedanke muß sich ohne willkührliches Dazuthun von meiner Seite selbst weiter denken und auseinander legen. Vom Dichten gilt was von jeder rechtschaffenen Thätigkeit: der Mensch denkt, Gott lenkt."

Er vergleicht sich selbst in einem Gedichte aus früherer Zeit dem Memnonsbilde. Wie dieses erst ertönt, wenn die Sonnenstrahlen es berühren, so seien auch in ihm erst Lieder erklungen, seit jene Jugendliebe mit unwiderstehlicher Gewalt sein Herz gerührt habe:

Dem Bilde Memnons muß ich mich vergleichen,
Das, wenn des Morgens Strahlen es berühren,
Beginnet, Melodien herauf zu führen
Aus dem Gestein, die Menschenbrust erweichen;

Denn seit der süße Blick der Wonnereichen,
Der meiner Lieder innigste gebühren,
Begann die Flamme in mir anzuschüren,
Die mich durchglüht, ein Hoffnung weckend Zeichen;

Seit der Zeit hat mein Dichten erst begonnen,
— — — — — — — — —
Und was ich sonst in frührer Zeit ersonnen,
Es waren Keime heller Winterstunden
Vor Lenzes Gruß: sie treiben, sie ermatten

Was er aber von den Liebesliedern seiner Jugend sagt, das gilt von allen seinen späteren Poesieen. Sich in Stimmungen hineinzuphantasieren, den Mangel erregten Gefühls durch aufgestutzte Rhetorik zu verdecken, das lag ihm ganz fern. Er hat immer sich selbst dargestellt, ohne irgend darauf Rücksicht zu nehmen, ob er auch die Empfindungen Anderer ausdrücke, ob er eine Gedankenwelt zur Anschauung bringe, in der auch andere heimisch sind. Darin zum großen Theil liegt seine dichterische Größe, darin zugleich der Hauptgrund, warum der so reich begabte Dichter eine dem inneren Werth seiner Poesien durchaus nicht entsprechende Anerkennung gefunden. Denn sein Gefühlsleben, so selbstständig einerseits und andrerseits an Ueberlieferungen gebunden, die er nie hätte aufgeben können, ohne sich selber zu verlieren, seine Gedankenwelt, so herrlich klar und lichtvoll und doch an ihren letzten Grenzen eingehegt von mystischer Dämmerung, waren nicht dazu angethan, daß er mit dem Ausdruck seiner Gefühle und Gedanken immer aussprechen konnte, was die meisten Menschen denken und empfinden. Wo er aber dem allgemeinen Bewußtsein, weil es mit seinem eigenen übereinstimmte, Ausdruck gegeben, da hat er Lieder von hoher Schönheit gedichtet, die ihn viel länger überleben und seinen Namen zu später Nachwelt sicherer bringen werden, als alle seine wissenschaftlichen Arbeiten, die, wie werthvoll sie sein

mögen, doch in dem weiter fluthenden Strom historischer Forschung zwar nicht verschwinden, aber unkenntlich werden.

Daß von seinen literarischen Arbeiten die poetischen die seien, auf welche ihn seine Begabung in erster Reihe hinweise, hat er selber geglaubt, wenn ihm auch später, was ihm keiner verargen kann, zuweilen darüber Zweifel gekommen sind; und als, ehe noch die Sammlung im Druck erschienen war, viele seiner Lieder und Oratorien in öffentlichen Aufführungen ungetheilten Beifall fanden, durfte er hoffen, daß seine Poesieen auf die Zeitgenossen eine allgemeinere Wirkung hervorbringen würden, als es bei seinen Lebzeiten geschehen ist. Voll von dieser Hoffnung schrieb er im Jahre 1834 an seinen Neffen Wilhelm: „Ich nehme alle diese Versuche, meine Gedichte in Musik zu setzen, dankbar auf, auch wenn sie mir nicht durchaus zusagen; sie bringen doch meine Arbeit unter die Leute, und daß ich als Dichter wirken soll, scheint ja doch am Ende meine Bestimmung zu sein. Eben da ich damit umging, mich still in mich zurückzuziehen, werde ich wieder nach außen geleitet. Wie Gott will, ich werde ruhig weiter gehen, nichts übereilen und nichts beschleunigen."

Unter den Componisten, die seine Gedichte in Musik setzten, nimmt der berühmte Balladencomponist Karl Löwe die erste Stelle ein. Löwe, der sechs Jahre später als Giesebrecht nach Stettin gekommen war, hat vierundvierzig Jahre lang mit ihm zusammen hier gelebt, und während es Giesebrecht anfänglich nicht so geschienen, als ob sie einander sich nähern könnten, so sind sie doch allmählich, besonders durch die gemeinschaftliche Arbeit an den Oratorien, in sehr enge Beziehung getreten.

Als Löwe im Jahre 1866 Stettin verlassen hatte und nach Kiel übergesiedelt war, hielt Giesebrecht über seine Bedeutung für Stettin einen öffentlichen Vortrag, von dem Bitter, der Bearbeiter von Löwes Selbstbiographie, urtheilt (S. 456), er enthalte das Erschöpfendste, was von einem Nicht-Musiker über einen Tonsetzer gesagt werden könne. So vermöge nur der Dichter, der Gelehrte und Freund, so nur ein Mann zu sprechen, der dem Componisten so bedeutende Oratorienbücher geschaffen hatte.

Aus diesem Vortrage, in welchem er Löwe bezeichnet als berufen zum Erwecker idealen Geisteslebens, sei mir gestattet, einige Stellen mitzutheilen, die zugleich geeignet sind, zur Charakterisierung Gieſebrechts beizutragen:

„Wir alle", sagt er, „kennen in uns selbst die Doppelnatur des Menschen. Aehnlich einer Arabeske, welche das lieblichste Kindeshaupt aus Blättern hervorschauend, aber mit diesen und dem wilden Gerank unlösbar verwachsen zeigt, fühlt sich der Geist empor gehoben zu einer übersinnlichen Welt, wo das Wahre, das Gute, das Schöne, ausgestaltet in mancherlei Künsten und Wissenschaften vor dem entzückten inneren Auge gebreitet da liegt; doch fühlt derselbe Geist vielleicht noch mehr sich hinab gezogen zu einer Sinnenwelt, wo das wirkliche Leben Wahres und Unwahres, Gutes und Schlechtes, Schönes und Gemeines verwirrend durch einander mengt; ja es lockt ihn wohl dämonisch noch tiefer hinunter in eine Region, wo auch die Mischung nicht mehr ist, wo dem Verarmten nichts bleibt, als der wüste Traum des Sinnengenusses. Das sind die drei Reiche, in denen der Mensch seine Heimath bauen kann, das ideale, reale, materiale. Von dem letztgenannten wendet sich wohl ein jeder hinweg, der seine Würde nicht von sich werfen will. So bliebe nur die Wahl zwischen dem Idealen und dem Realen. Aber sind denn die beiden so entgegen gesetzt, daß sie unvereinbar wären?

Nur so viel leuchtet ein, der Menschengeist thut wohl, zu erst in der idealen Welt heimisch zu werden, wo er, was wahr, gut und schön, urbildlich und in seiner Lauterkeit vor sich hat, damit er demnächst auch in der wirklichen das Unächte und das Aechte scheiden könne. Auch das liegt am Tage: wer in der realen Welt sein Thun und Schaffen hat, wird von Zeit zu Zeit immer wieder nach dem Idealen hin den Blick zu wenden, es mit erneuter Liebe zu umfassen haben, damit er nicht verliere, was er gewann.

Und was wir so als das Vernünftige erkannt haben, ist, wenn nicht allgemein, doch vielfach in der That schon vorhanden. Wie mancher Geschäftsmann, wie manche viel bemühte Hausfrau suchen nicht nach der Arbeit durch Musik, durch Poesie, Malerei

oder irgend eine andre Kunst, durch geschichtliche oder naturwissenschaftliche Studien, durch Beschäftigung mit alten oder neuern Sprachen den Zusammenhang mit der idealen Welt fortzuführen oder neu anzuknüpfen. Ja noch über diese hinaus, mit Gott und dem Reiche Gottes treten zahllose Schaaren in Gemeinschaft, sei es durch einsames Gebet, sei es durch die Andacht treu verbundener Glaubensgenossen. Eben so führen überall die Schulen unsere Jugend in Wissenschaften und Künste, also in das Reich des Idealen ein, um sie dadurch zu künftiger Thätigkeit in der realen Welt vorzubereiten."

Nachdem er dann geschildert, ein wie reges musikalisches Leben durch Löwe in Stettin in den Familien, in der Loge, durch den von ihm gegründeten Gesangverein erweckt worden war, fährt er fort:

„Welch eine Saat idealer Erregungen, die unser Freund mit voller Hand gestreut hat! — Sie waren flüchtige Kinder des Augenblicks. — Gewiß, viele von ihnen waren es, möglich, die meisten. Aber wenn nur ein reines Gefühl, das so geweckt war, in einer Menschenseele Wurzel schlug und reifte; wer kann den Werth eines solchen Augenblicks überschauen! In der Natur schließen Tausende von Knospen auf, um als taube Blüthen abzufallen; Aehnliches geschieht täglich in der Geisterwelt. Wer wird sich dadurch abhalten lassen, die lebendige That, das fruchtbare Wort, das durchgeistete Gebilde jeglicher Kunst dem vorüber eilenden Augenblick anzuvertrauen!"

Im weitern Verlaufe hebt er hervor, wie weitgreifend seine Wirksamkeit als Lehrer im Seminar gewesen, welche fröhliche Umwandlung sichtbar geworden, als er im Gymnasium seinen Unterricht begann, dem er seine Kunst in schöner Fülle zugeführet hat, und entwickelt dann, welche Bedeutung dem Gesangunterricht in der Schule zukomme:

„Ruft man mir entgegen: welchen Werth legst du auf diesen Gesangunterricht! Was ist von ihm zu erwarten für die ideale Erhebung der Jugend? Noten und Takte werden von den Schülern gefaßt, vielleicht richtig nachgeahmt: aber was ist das mehr, als eine Uebung im Rechnen? In wie vielen wird dadurch der

Geist irgend wie berührt! Glaube doch keiner, daß in der jugendlichen Seele die übersinnlichen Gefühle und Phantasien wirklich vorhanden sind, deren sinnliche Zeichen die Stimme ohne Tadel hervorbringt. Allein zugegeben, daß Wesen und Erscheinung einander nicht vollständig decken, daß diese jenem nur annähernd entspricht, zugegeben, daß dem gemäß der eine Sänger idealistischer gestimmt wird, als der andere; völlig aus einander fallen werden doch das Zeichen und das Bezeichnete nicht. Wenn das Glühen der Abendröthe unser Auge berührt, wenn die schön geordneten Bewegungen der Schallwelle an unser Ohr schlagen, dann erwacht, vorausgesetzt, daß keine heftige Leidenschaft die Seele beherrscht, zugleich mit dem äußern Empfinden auch ein ähnlich geartetes inneres, das freilich blaß und allgemein, phantasirende Stimmung bleiben, aber auch als besonderes, lebenreiches Phantasiebild sich gestalten kann. Dies letztere mag dem Erzieher, demwie das Gesetz unsres Landes anordnet, die Phantasie der Jugend zu bilden obliegt, die angenehmere Erscheinung sein, allein der Anfang, der in dem ersteren sich zeigt, soll doch auch nicht übersehen werden. Hinweg also mit dem skeptischen Bedenken, das ein Blatt aus dem Kranz unsres Löwe brechen möchte!"

Endlich stellt er dar, wie gewaltig Löwe durch seine Thätigkeit als Organist der Jacobikirche gewirkt hat, und erzählt, wie tief er selber von dem mächtigen Spiel ergriffen worden sei:

„Mit welcher Liebe, mit welcher Meisterschaft er seine Orgel behandelte, wissen wir alle aus eigener Erfahrung. Mir wurde diese noch vor nicht allzu langer Zeit einmal in fast überwältigender Weise. Ich war am Charfreitage in der Jacobikirche, das große Gebäude gedrängt voll Menschen. Da begann, nach der Liturgie, das Vorspiel des Chorals: O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc., dann fiel tausendstimmig der Gesang der Gemeine ein, und der Ton der Orgel durchwogte ihn ordnend, voll majestätischer Ruhe und Einfalt. Wie stand da der protestantische Gottesdienst in seiner ungeschmückten Würde vor mir, wie ergriff er die Seele! Poesie und Musik vereint riefen das aller Orten, durch alle Zeiten hin verkündigte Geheimniß von dem weltversöhnen-

den Tode des Herrn wieder schlicht und gewaltig in die Menschheit hinein, das doch niemand je verstanden hat, dem Gott selbst es nicht in den Tiefen des Herzens erschloß. In solche Gottesdienste durch seine Orgel erbaulich einzugreifen, war Löwe's Hauptgeschäft im Dienst der Kirche."

Aber nicht bloß der Redner hat den Freund mit warm empfundenen, geistvollen Worten gefeiert, auch der Dichter hat ihm ein schönes Denkmal gesetzt, als im folgenden Jahre Löwes Gipsbüste in der Aula des Gymnasiums aufgestellt war:

Sei hier denn unires Freundes Bild,
Des Treuen, aufgerichtet,
Hier, wo er sinnvoll, wo er mild
Der Jünger Geist gelichtet;
Wer es dann schaut und fragt und denkt,
Dem hall' es tief im Saale:
Ein Fährmann er, der ruhig lenkt
Ans Reich der Ideale

Und auch Löwe hat mit dankbarem Sinn anerkannt, wie viel er an Giesebrecht gehabt hat. In seiner Selbstbiographie (S. 86) schreibt er: „Von allem Guten, das mir Stettin geboten hat, war mir für meine künstlerische Thätigkeit die Nähe und der Umgang mit Giesebrecht die werthvollste Gabe." Und als ihm Giesebrecht im Sommer 1863, während Löwe im Seebade Heringsdorf sich erholte, Gedichte zugeschickt hatte, antwortete er ihm in einem Briefe, in welchem er sich als den größten Verehrer des Dichters bezeichnet, ihn als seinen geliebten, heiligen Bruder anredet und ihm verspricht, daß seine schwachen Saiten bekunden sollen, wie schön die übersandten Gedichte sich ausnehmen. Die Löwennatur, fügte er hinzu, fängt schon an zu spähen und zu horchen, es schweben hier andere Melodieen in der Seeluft als in der Oderluft. Auch von Kiel aus, wo er von schwerer Krankheit sich langsam noch einmal erholte und dann im Jahre 1869 gestorben ist, schrieb er an Giesebrecht Briefe, die durchzogen sind von der wehmüthigen Erinnerung an die glückliche Zeit der gemeinsamen Arbeit mit dem Freunde, von inniger Hochachtung

für den Dichter, die sich einmal auch in scherzenden Ausdruck kleidet: „Ich gehe hier“, schreibt er, „täglich zweimal spazieren und denke oft, wenn doch dein Gieſebrecht mit dir ginge; indeß man kann nicht wiſſen: kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht im nächſten Sommer —

Ceu duo nubigenae cum vertice montis ab alto
Descendunt centauri

ſo wandeln wir alsdann. Virgil wird ſagen: den einen Centauren kenne ich wohl, aber der andere, was will denn der mit ſeinem Notenpacketchen? Dann ſagſt Du: nach jetziger Mode iſt das auch ein Centaur, laß ihn nur, ich nehme ihn mit.“

Wie Löwe mit Gieſebrecht ſich zu gemeinſamem Schaffen zuſammengefunden, erzählt er ſelbſt (S. 144): „Mich beſchäftigte (1832) die Compoſition einer Cantate zur Einweihung des neuen Gymnaſiums, gedichtet von dem Profeſſor Gieſebrecht. Ich erkannte die hohe poetiſche Kraft dieſes Dichters und munterte ihn auf, mir eine Oper zu ſchreiben. Ich ſchlug ihm vor, entweder die alte Gotterſche Oper „Romeo und Julie“ mit Zuziehung des Shakeſpeareſchen Originals zu bearbeiten oder die Novelle „Die Büßende“ zu wählen. Er erklärte ſich aber für keines von beiden bereit, er ſei überhaupt abgeneigt etwas für die Bühne zu bearbeiten, indem er mit früheren Produktionen bei dem Theater unangenehme Erfahrungen gemacht habe. Die Herren, welche an der Spitze der Verwaltungen ſtänden, wollten vor Allem nichts Neues, ſie verhielten ſich nur abwehrend, nie fördernd, zeigten in der Regel böſen Willen und ließen Jeden, der mit ihnen in Verbindung trete, die Ueberzeugung gewinnen, daß ſie ſelbſt nicht wüßten, was ſie wollten. Dies Alles war mir aus der Seele geſprochen. „Warum“, fuhr er fort, „ſollen Dichter und Componiſten für ihren Fleiß und guten Willen, da ſie ſonſt nichts in der Welt davon haben, ihre Kräfte einem Inſtitut widmen, das bei ſolchen Grundſätzen mit der Zeit ſo verfallen muß, daß auch Halbgebildete den Geſchmack daran verlieren werden. Es wird eine Zeit kommen, daß der Pöbel es verſchmähen wird, die Kinderpoſſen mit anzu-

sehen, da Alles geschieht, um den guten Geschmack von der Bühne zu verdrängen."

Statt einer Oper übersandte mir Giesebrecht ein Oratorium, die Siebenschläfer. Der Plan war einfach und klar, die Diction concis und natürlich, die Idee groß, dem katholisch-christlichen Glauben sich poetisch anschließend, die Vertheilung der einzelnen Nummern glücklich wechselnd. Wenige Abänderungen, die der Dichter sogleich vornahm, rundeten das Werk für die Composition vollkommen ab, und der Winter fand mich dieser ganz ergeben."

Dem Dichter schwebte bei seinen Oratorien eine Gattung vor, welche in der Mitte stände zwischen dem strengen Kirchenstil der Händelschen Oratorien und der Oper, schlichter und freier von Theatereffecten als diese, dramatischer als jene. Als er nämlich zu den Gesangabenden des Bischofs Rittschl, eines sehr gründlichen Kenners der Musik, häufig eingeladen wurde, hörte er dort keine andere, als geistliche Musik streng kirchlichen Stils von Palestrina, von Marcello, der von dem Bischof besonders hoch geachtet wurde, von Händel, nur einmal etwas von Hasse. Nun war puritanisches Widerstreben gegen weltliche Musik der Familie durchaus fremd; was auf dem Gebiete Treffliches vorhanden war, fand willige Anerkennung, nur wollte der Bischof beide Gattungen auseinander gehalten wissen. Dieser scharfen Sonderung des Geistlichen vom Weltlichen widersprach Giesebrechts protestantischer Sinn. Wenn die beiden nicht unvereinbare Gegensätze sind, so fragte er sich, warum sollen sie in der Kunst einander schroff gegenüber stehen? Es muß eine Mittelgattung zu finden sein, dachte er, und machte den Versuch dazu mit den sieben Schläfern *).

*) So ist die Schreibung Giesebrechts, nicht Siebenschläfer. In einem Briefe an seinen Neffen Wilhelm vom Jahre 1834 schreibt er darüber Folgendes: „Ad vocem Kanpach. Der Mann hat mir durch Löwe Schönes über meine sieben Schläfer sagen lassen, aber die Schreibung sei unrichtig, es müsse heißen die Siebenschläfer. Ich glaubte erst, es sei ein Spaß, aber Löwe versichert, es sei Ernst. Das ist ein lustiger Appendix zu Goethes:

Und wenn noch ein heiliger Dreikönig war
So wären der heiligen drei Könige mehr."

Als Ritschl dies Oratorium hörte, äußerte er, das sei doch etwas Neues, was anzuerkennen. Ueber die späteren Oratorien hielt er sein Urtheil zurück. Giesebrecht erzählt davon in seiner Rede über Löwe: „Das Oratorium Palestrina hörte Ritschl im Gefolge des Königs Friedrich Wilhelm IV., der unserm Löwe ein huldreicher Gönner war. Der König fand in dem neuen Oratorium einen bedeutenden Fortschritt gegen die sieben Schläfer. Ritschl schwieg dazu, denn er war anderer Meinung. So hat er selbst einem Freunde erzählt. Das schien mir begreiflich. Das Neue, dessen Absicht er wohl noch nicht übersah, da es zuerst erschien, lag nun aufgeschlossen da; es war im Widerspruch mit dem Grundsatz von dem nothwendigen Auseinanderhalten der Gattungen. So legte ich mir, vielleicht unrichtig, die Meinung des klar blickenden Musikkenners aus: sie war dem geistlichweltlichen Oratorium entgegen. An mich trat der Zweifel heran; ich schlug ihn nieder, denn Löwe ging ruhig und unverzagt des Weges weiter."

Ueber den Gedankeninhalt seiner ersten Oratorien und ihren Zusammenhang mit einander hat er im Jahre 1834 brieflich sich so geäußert: „Ich betrachte nachgerade meine Oratorien als selbstständige Arbeiten, die mit Musik mehr, aber darohne doch auch etwas sind. Zwei Gedichte der Art, denke ich, sollen noch in diesem Sommer reif werden, ein Oedipus und der zweite Theil der sieben Schläfer; damit mag der Cyclus meiner Mysterien bis auf weiteres abgeschlossen sein. Sie sind eigentlich alle auf Hegels Grund und Boden gewachsen. Das Christenthum ist die absolute Religion, sie ist das Wahre in allen Religionen. So stellt nun mein Faust das Christenthum im Islam dar, die eherne Schlange im Judenthum, Oedipus soll dasselbe im Glauben der Griechen zeigen, die heilige Lanze das Verhältniß der historischen, vergänglichen Momente (Wunder, Religion) zu dem wesentlichen Inhalte des Christenthums (dem Sacrament). In dem ersten Theil der Schläfer ist die Auferstehungslehre dargelegt in der Form der Vorstellung für den Glauben, der zweite Theil soll dasselbe Dogma als Gnosis

enthalten, d. h. in der Hauptsache so, wie Marheincke es in seiner Dogmatik explicirt."

Der zweite Theil der sieben Schläfer ist unausgeführt geblieben, auch der Oedipus. Den Gedanken aber, den er in diesem hatte ausdrücken wollen, enthält sein Gedicht „Die Götter Griechenlands":

Götterbilder, Götterjage,
Im Hellenengeist erwacht,
O wie strahlt ihr gleich dem Tage
Ueber der Barbaren Nacht!
Vor dem Thier und dem Gewilde
Beugt das Knie der Orient,
Wenn in schönem Menschenbilde
Hellas seinen Gott erkennt,
Und aus angebornem Rechte,
Uranidenstammes Reis,
Sich von göttlichem Geschlechte
Und was menschlich göttlich weiß.

Götterbilder, Götterjage,
Traus der Geist des Sehers spricht,
Wie das Morgenroth vom Tage
Zeuget ihr von Hellerm Licht.
Ungestalten sind versunken,
Lautere Gestalt begann,
Die allein Prometheus Funken
Bergen und bewahren kann.
Will das Ew'ge sich verneinen,
Das die Opferflamme preist,
Kann es nur als Mensch erscheinen:
Gott und Mensch allein und Geist.

Du, erschienen und geboren,
Geist vom Geist, Mariens Sohn,
Ausgang aus den ew'gen Thoren,
Eh du warst, bist du schon!
Dich verkunden die Propheten,
Dich Homer und Phidias,
Dich der Vater stilles Beten,
Dich der Paan vom Parnaß;

Den die Menschheit, die zerstreute,
Allen Völkern wiederbringt,
Jesus Christus gestern, heute,
Jesus Christ in Ewigkeit.

Und auch hier werden Griechenthum und Judenthum als Vertreter der christlichen Erkenntniß gefaßt, und beide scharf einander gegenüber gestellt in dem folgenden Gedicht, an dem die Meisterschaft zu bewundern ist, mit welcher Giesebrecht den abstracten Gedanken dichterisch ausgedrückt hat:

Dir, Hellas, ward gegeben,
Daß Gott und Menschheit eins:
Das grub dein bildend Streben
Ins harte Herz des Steins.
Daß Gott und Mensch verschieden,
Die Kunde war dein Recht,
Du, einsam und gemieden,
Du Israels Geschlecht.
Christ aber faßt zum Frieden
Den Widerstreit des Scheins,
Daß Gott und Mensch verschieden,
Daß Gott und Menschheit eins:
Die beide Völker trennet,
Die Scheidewand zerreißt,
Und alle Welt erkennet
In Christus: Gott ist Geist.

Von den Oratorien erregte die eherne Schlange bei dem Musikfest in Mainz (1835) einen wahren Sturm des Beifalls, auch von Seiten des Textes. Lewe, der seine Composition selbst dirigierte, schreibt darüber an seine Frau (S. 204): „Die Schlange ging superbe. Du glaubst nicht, wie sie wirkt; ich glaube, es ist das meine beste Composition. Der heilige Gegenstand verhinderte nicht den lauten Beifall des Publikums. Ein katholischer Geistlicher ist mit dem Text umhergegangen und hat immer ausgerufen: „Möchte doch die ganze Versammlung dieses göttliche Werk gefühlt und verstanden haben wie ich; ich habe es allein ganz und gar durchempfunden.“ Sage das Giesebrecht.“ Auf

die Nachricht, die ihm Frau Löwe davon gab, antwortete dieser in einem jedes eigene Verdienst an dem Beifall mit Feinheit ablehnenden Briefe: „Lassen Sie mich Ihnen aufs herzlichste danken für die Mittheilung, die mir heute durch Ihre Güte geworden ist. Gewiß, ich freue mich mit Ihnen über die Anerkennung, die mein werther Freund erfahren hat; und daß er im Genuß seiner wohl verdienten Ehren meiner gedenkt, daß Sie mir eigenhändig Nachricht geben, ist mir eben so rührend als erfreulich. Empfangen Sie dafür meinen verbindlichsten Dank, und gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich das Wohlwollen so theurer Personen als ein köstliches, mir anvertrautes Kleinod gebührend anerkenne."

Der Zweifel, welcher durch Ritschls schweigende Kritik in Giesebrecht über die neue Gattung der geistlich weltlichen Oratorien entstanden, aber durch Löwes ruhiges Beharren auf dem eingeschlagenen Wege zurückgedrängt war, kehrte beunruhigender in seine Seele zurück und bestimmte ihn endlich von dieser Art dichterischer Arbeiten zurückzutreten, als er sein Oratorium Gutenberg gehört hatte. Er war von der Aufführung nicht befriedigt und schrieb darüber an einen Freund (1857): „Wie fern Löwe daran Schuld hat, lasse ich unentschieden; daß ich selbst einen Fehlgriff gemacht, leuchtet mir um so deutlicher ein. Mit meinem Versuch, zwischen dem strengen Kirchenstil der Händelschen Oratorien und der Oper zu vermitteln, bin ich in Gutenberg an die äußerste Grenze gekommen. Das Kirchliche ist im Text sehr in den Hintergrund getreten, in der Composition verschwindet es ganz, und ich sehe ein, daß ich mich um eine Halbheit bemüht habe. Indessen erkennen, daß man gefehlt hat, ist ja auch ein Gewinn."

Betrachtet man diese Oratorien als selbständige dichterische Kunstwerke wie Giesebrecht eine Zeit lang sie angesehen wissen wollte, so würde der Umstand, daß Musikverständige in der dramatischen Gestaltung des Textes eine außerordentliche Schwierigkeit für den oratorischen Stil finden (Vitter 165), dem poetischen Werth keinen Eintrag thun. Sie würden eben nur als wenig geeignet zur Composition erscheinen, wie viele andere Poesien. Aber eine andere Frage ist, ob diese kleinen dramatisch-lyrischen

Gemälde durch pſychologiſche Charakteriſierung, durch erſchöpfende Expoſition, durch anſchauliche Darſtellung wirklich ſo ſelbſtändig ſind, um der begleitenden Töne entbehren zu können, wenn ſie volle Wirkung ausüben ſollen. Und dieſe Frage möchte ich verneinen. Der bleibende und in der That höchſt bedeutende Werth der Gleichrechtlichen Poeſie liegt überhaupt nicht in ſeinen epiſchen, nicht in ſeinen dramatiſchen Gedichten, ſondern in dem reinen und mächtigen Strom ſeiner Lyrik, der auch durch ſeine Oratorien fluthet. Von ſolchen ſchönen lyriſchen Stellen will ich wenigſtens ein Beiſpiel geben; die meiſten würden, aus dem Zuſammenhange des Ganzen geriſſen, dem Leſer, welcher die Oratorien nicht kennt, unverſtändlich bleiben.

So drückt der Dichter im „Segen von Aſſiſi“ den Gegenſatz zwiſchen rüſtiger Arbeit für menſchliches Wohl und dem von der Welt abgewendeten, andachtsvollen Leben in Gott durch die Worte aus, die er Franz von Aſſiſi und ſeine Eltern ſprechen läßt. Dieſe hatten auf Lebensluſt und häusliches Glück, auf thätiges Schaffen hingewieſen in den Strophen:

Dunkel ſchattende Bäume rauſchen,
Reben ſchlingen ſich um das Haus,
Drinnen auf deinen Fußtritt lauſchen
Ohr und Herz, da blickt es heraus.

Dein ſei, dein das Haus im Thale,
Dein die traulich lächelnde Braut,
Ward doch in Kana beim Hochzeitsmahle
Jein erſtes Wunder geſchaut

und

Bienen fliegen, wie ſchwer ſie tragen,
Und die emſige Spinne webt!
Hörſt du die ſtummen Thierlein ſagen:
Schaffe, wirke alles, was lebt?

Darum meide die dumpfe Zelle,
Die nur träumendem Sinn gefällt;
Auf, hinaus auf des Lebens Welle,
In die thätige Menſchenwelt!

Dem gegenüber ergießt Franz von Aſſiſi das, was ihm das Leben füllt, in folgende Worte:

Das Gebet iſt wahre That,
Siegesthat im Weltgetriebe.
— — — — — — —
Betet, betet, alle Herzen,
Im verborgnen Kämmerlein!
Siegend dringt durch Nacht und Schmerzen
Das Gebet zum Lichte ein,
Eint uns, die auf Erden wohnen,
Mit der reinen Geiſterwelt,
Hebt uns auf zu Regionen,
Wo die Thräne nicht mehr fällt. —
Iſt das Himmel, iſt es Erde?
Macht Gebet die beiden gleich?
Wo ich bin, und was ich werde,
In mir, um mich Chriſti Reich

Durch die Oratorien war Gieſebrechts poetiſche Thätigkeit, ſchon bevor die erſte umfaſſende Sammlung ſeiner Gedichte erſchien, in die Welt hinausgetreten*); ebenſo wurden im engeren Kreiſe der Schule viele ſeiner Lieder ſchon vorher geſungen, bei Cenſuren, Abiturienten Entlaſſungen, Einführungen von Lehrern. Die Schule iſt mit Recht ſtolz darauf, daß die Poeſie eines ſo reich begabten Dichters einſt ihre Feſte verherrlicht hat. Unter den Gedichten aus dieſer Zeit iſt eines der vortrefflichſten das, welches er zur Einführung des Profeſſors Schmidt im Jahre 1828 gedichtet hat, eines Lehrers, der eine lange Reihe von Jahren als Philolog neben Gieſebrecht unermüdlich wirkend und mit minutiöſeſter Genauigkeit, mit eindringendſtem Scharfſinn die ſprachlichen Formen und Verbindungen erfaſſend eine ſehr werthvolle Ergänzung zu dieſem bot und, wie dieſer, auf ſehr viele, ſein Andenken noch heute treu im Herzen tragende Schüler von dem

*) Eine kleine Sammlung epiſcher Dichtungen war ſchon im Jahre 1827 erſchienen. Sie enthält nur vier Gedichte, ein größeres „Traum und König“ (ſpäter von ihm mit der Ueberſchrift „die Verwandlungen“ bezeichnet), drei kleinere: der Meccapilger, die heilige Cäcilia, die Entflohene.

Gemälde durch pſychologiſche Charakteriſierung, durch erſchöpfende Expoſition, durch anſchauliche Darſtellung wirklich ſo ſelbſtändig ſind, um der begleitenden Töne entbehren zu können, wenn ſie volle Wirkung ausüben ſollen. Und dieſe Frage möchte ich verneinen. Der bleibende und in der That höchſt bedeutende Werth der Gieſebrechtiſchen Poeſie liegt überhaupt nicht in ſeinen epiſchen, nicht in ſeinen dramatiſchen Gedichten, ſondern in dem reinen und mächtigen Strom ſeiner Lyrik, der auch durch ſeine Oratorien fluthet. Von ſolchen ſchönen lyriſchen Stellen will ich wenigſtens ein Beiſpiel geben; die meiſten würden, aus dem Zuſammenhange des Ganzen geriſſen, dem Leſer, welcher die Oratorien nicht kennt, unverſtändlich bleiben.

So drückt der Dichter im „Segen von Aſſiſi“ den Gegenſatz zwiſchen rüſtiger Arbeit für menſchliches Wohl und dem von der Welt abgewendeten, andachtsvollen Leben in Gott durch die Worte aus, die er Franz von Aſſiſi und ſeine Eltern ſprechen läßt. Dieſe hatten auf Lebensluſt und häusliches Glück, auf thätiges Schaffen hingewieſen in den Strophen:

Dunkel ſchattende Bäume rauſchen,
Reben ſchlingen ſich um das Haus,
Drinnen auf deinen Fußtritt lauſchen
Ohr und Herz, da blickt es heraus.

Dein ſei, dein das Haus im Thale,
Dein die traulich lächelnde Braut,
Ward doch in Kana beim Hochzeitsmahle
Jeſu erſtes Wunder geſchaut.

und

Bienen fliegen, wie ſchwer ſie tragen,
Und die emſige Spinne webt!
Hörſt du die ſtummen Thierlein ſagen:
Schaffe, wirke alles, was lebt?

Darum meide die dumpfe Zelle,
Die nur träumendem Sinn gefällt;
Auf, hinaus auf des Lebens Welle,
In die thätige Menſchenwelt!

Dem gegenüber ergießt Franz von Assisi das, was ihm das Leben füllt, in folgende Worte:

Das Gebet ist wahre That,
Siegesthat im Weltgetriebe.
— — — — — — —
Betet, betet, alle Herzen,
Im verborgnen Kämmerlein!
Siegend dringt durch Nacht und Schmerzen
Das Gebet zum Lichte ein,
Eint uns, die auf Erden wohnen,
Mit der reinen Geisterwelt,
Hebt uns auf zu Regionen,
Wo die Thräne nicht mehr fällt. —
Ist das Himmel, ist es Erde?
Macht Gebet die beiden gleich?
Wo ich bin, und was ich werde,
In mir, um mich Christi Reich.

Durch die Oratorien war Gieſebrechts poetiſche Thätigkeit, ſchon bevor die erſte umfaſſende Sammlung ſeiner Gedichte erſchien, in die Welt hinausgetreten*); ebenſo wurden im engeren Kreiſe der Schule viele ſeiner Lieder ſchon vorher geſungen, bei Cenſuren, Abiturienten-Entlaſſungen, Einführungen von Lehrern. Die Schule iſt mit Recht ſtolz darauf, daß die Poeſie eines ſo reich begabten Dichters einſt ihre Feſte verherrlicht hat. Unter den Gedichten aus dieſer Zeit iſt eines der vortrefflichſten das, welches er zur Einführung des Profeſſors Schmidt im Jahre 1828 gedichtet hat, eines Lehrers, der eine lange Reihe von Jahren als Philolog neben Gieſebrecht unermüdlich wirkend und mit minutiöſeſter Genauigkeit, mit eindringendſtem Scharfſinn die ſprachlichen Formen und Verbindungen erfaſſend eine ſehr werthvolle Ergänzung zu dieſem bot und, wie dieſer, auf ſehr viele, ſein Andenken noch heute treu im Herzen tragende Schüler von dem

*) Eine kleine Sammlung epiſcher Dichtungen war ſchon im Jahre 1827 erſchienen. Sie enthält nur vier Gedichte, ein größeres „Traum und König“ (ſpäter von ihm mit der Ueberſchrift „die Verwandlungen“ bezeichnet), drei kleinere: der Meccapilger, die heilige Cäcilia, die Entflohene.

nachhaltigſten Einfluß geworden iſt. Das Gedicht konnte auf die eigenthümliche Didaktik des Beſungenen natürlich nicht eingehen, ſonſt würde es der Dichter ſchwerlich unterlaſſen haben: es iſt ein Gedicht, welches Empfindungen ausdrückt, die bei jeder Gelegenheit dieſer Art in der mitfühlenden Seele erwachen, aber darum nicht minder ſchön. Die ernſte Halle mit den Bildern, die in ihm erwähnt wird, iſt der Saal, welcher dem Gymnaſium, bevor es ſein neues Gebäude erhielt, getrennt von demſelben als Aula diente. In ihm hingen die Bildniſſe früherer Lehrer der Schule, die bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hinaufreichen:

Kein Stillestehn, kein Bleiben,
Nur Werden rings und Grab:
Des Frühlings Blumen treiben,
Der Winter reißt ſie ab,
Selbſt die granitnen Feſten
Verwittern, brechen auch,
Ja es verwehn die beſten
Der Menſchen, wie ein Hauch.

Doch wie die Zeiten rinnen,
Das Licht ab unſerm Haupt,
Das Licht im Buſen drinnen
Wird nie, ja nie geraubt,
Und was du rein gefühlet,
Was göttlich du gedacht,
Wird nicht hinabgeſpület,
Gleich dir, zur alten Nacht.

Die Lichtgedanken ſchäumen
Vom ew'gen Vater her,
Wie aus des Aethers Räumen
Der Sonne Strahlenmeer,
Bis alle Zeit vollendet,
Und Welt und Menſch verklart,
Nachdem der Kampf geendet,
Zum lautern Licht ſich kehrt.

Was mahnſt du ernſte Halle,
Ihr Bilder rings herum?
Des Lichtes Träger alle,
Faſt alle todt und ſtumm;

Kaum weiß man eure Namen,
Kaum was ihr selber wart,
Doch habt ihr Lichtes Samen
Gestreuet und gewahrt.

Es wird auch uns ergehen,
Wie euch geschehen ist:
Wir sind, wir werden gehen
Nach einer kurzen Frist,
Nur unser Mühn und Warten
Hier um des Wissens Born
Bleibt in der Menschheit Garten
Ein stilles Samenkorn.

Gegrüßt in solchem Bunde,
Du Freund auf gleicher Bahn,
Dem wir in ernster Stunde
Nun als dem Unsern nahn:
Das Loos der treuen Alten
Wird dein, wird unser Loos,
Wohl auf, wie sie zu walten,
Entsagend, kräftig, groß!

Und von gleichem poetischen Werth unter diesen dem Kreise der Schule angehörigen Liedern ist aus späterer Zeit das Gedicht, das er Säcularsegen genannt hat. Im Jahre 1843 beging nämlich die Schule ihre dreihundertjährige Säcularfeier. An dem dritten der festlichen Tage, der ganz den Schülern gewidmet war, fuhren diese mit ihren Lehrern und mit Freunden des Gymnasiums die Oder hinab nach Gotzlow und gingen von dort auf die waldigen Höhen des Julo. Dort wurden sie gespeist und getränkt, dort sangen sie alte und neue Lieder, unter denselben auch Lieder humoristischer Art von Giesebrecht, und auf der Heimfahrt nahe der Stadt wurde als Schluß des Festes von den Sängern der feierliche Säcularsegen angestimmt. Der Gedanke an das dauernde Bestehen der Schule steht in schönem Contrast mit dem an die rasch wechselnden Schülergenerationen und zugleich mit dem Gedanken an das wenige Jahre füllende und doch in weite Fernen wirkende Thun der Lehrer, der in dem andern Gedicht so klaren, so edlen Ausdruck gefunden hat:

Schatten deckt, vom Thau befeuchtet,
Fluß und Wiesen langsam zu,
Und der Schein im Westen leuchtet
Unserm Tag in seine Ruh!
Auf, zum frommen, guten Schluß
Nun, Gesang, noch einen Gruß!

Abendröthen, Morgengluthen
Werden wie viel tausend mal
Aufwärts wogen, abwärts fluthen
Schimmernd über unserm Thal,
Bis das ernste Fest von heut
Sich zum vierten mal erneut.

Friede, Segen über alle,
Welchen dann der Morgen glänzt,
Und der Strom des Geistes walle
Reicher dann und unbegrenzt,
Ein Geschlecht sei auferwacht,
Stark in Gott, in Liebesmacht.

Auch die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde hat sich seiner dichterischen Gaben in reichem Maße zu erfreuen gehabt. Bald sind es launige Worte, mit denen er Pommern, seine zweite Heimath als das Land der guten Mitte feiert:

Ein leidlich Land rings um mich her,
Es hält die Mitte so ungefähr,
Nicht allzu steil und nicht zu plan,
Daß man zu Fuße gehen kann,
Auch reiten oder fahren.

Ein leidlich Wasser um mich her,
Es hält die Mitte so ungefähr,
Drängt nicht herauf in Haus und Stadt,
Und hat ein jeder doch sein Bad
Und einen Trunk die Fische.

Eine leidliche Luft rings um mich her,
Sie hält die Mitte so ungefähr,

Nicht allzu leicht, daß sie entzückt,
Nicht allzu schwer, daß sie erdrückt,
Es läßt sich darin athmen.

Ein leiblich Volk ringsum mich her,
Es hält die Mitte so ungefähr,
Nicht allzu klug und nicht zu dumm,
Nicht zu geschwätzig, nicht zu stumm,
Wie andre Menschenkinder.

Und wohnt es auch am letzten Strand,
Wo deutsche Zunge ihr Ende fand,
Wir sind doch auch noch in der Welt,
Da man auf Recht und Ordnung hält,
Sind Deutsche und sind Preußen.

bald die begeisterten Klänge der unvergleichlichen Hohenzollernlieder, in deren erstem er den preußischen Adler besingt, der von dem Horste in Schwabenland sich aufschwingend nach Norden und von dort dem Sonnenglanz des Ruhmes entgegenfliegt, in deren zweitem er das Gold der Hohenzollernkrone feiert, die in der sie umwogenden Kriegesgluth sich als edles Metall bewährt hat und von tapferen Männern als ihr köstlichstes Kleinod umthürmt und geschirmt wird:

I

Schenkt mir ein den duft'gern vollern,
Flammenglühenden Becher mir!
Hohenzollern, Hohenzollern,
Diesen Becher bring' ich dir.

Adler, der sich aufgeschwungen
Aus dem Horst im Schwabenland,
Sonnenauf die Adlerjungen
Aufbrütst du vom Meeresstrand.

Auf uns schenkt und reicht den vollern,
Flammenglühnden Becher mir!
Hohenzollern, Hohenzollern,
Unser du, die Deinen wir.

2.

Glück auf dem allerklarſten Gold,
Das Bergesſchacht genähret,
Das von der Flammen Gluth umrollt
Als lauter ſich bewähret;

Dem Kleinod, das mit ſtolzer Luſt
Der Männer Herz umthürmet,
Für deſſen Ehre Bruſt an Bruſt
Der Schlacht entgegenſtürmet:

Glück auf, Glück auf dem edlen Hort,
Er geht vom Ahn zum Sohne,
Glück auf, Glück auf in Weſt und Nord
Der Hohenzollern Krone!

Von Zeitſchriften, in denen er während der zwanziger und dreißiger Jahre einzelne Gedichte veröffentlichte, ſind beſonders zu nennen die pommerſchen Provinzialblätter, das von Coppenhagen und Rellſtab redigierte allgemeine Oppoſitionsblatt, das Berliner Converſationsblatt für Poeſie, Literatur und Kritik. Auch in dem von Chamiſſo und Schwab herausgegebenen Muſenalmanach ſtehen manche Gedichte von ihm. Dadurch war er mit Chamiſſo, der ihm von Berlin her ſchon befreundet war, wieder in nähere Verbindung getreten. Dieſer ſchrieb an Gieſebrecht im Januar 1833:

Werther Herr und Freund,

Ich danke es der Gunſt der Muſen, die mir nach ſo langen Jahren einen ſonſt Befreundeten freundlich wieder entgegenführt.

Erlauben Sie mir eine Anfrage: würden Sie der Stimme der Freunde, die ich bei meinem höchſt peinlichen Geſchäfte zu Rathe ziehe, Gehör geben und ſich entſchließen Ihr ſchönes Gedicht aus nur drei Nummern beſtehen zu laſſen? I. (dem Pocale), II. (den Ringen) und IV. (dem Kelch); und III. (die Krone, die in anderem Sylbenmaße und ſchwächer iſt) nebſt V. (was ja dem IV. wenig hinzuſetzt) fallen zu laſſen?

Wir halten dafür, daß das Gedicht dadurch gewinnen würde,

und kürzer würde es desto eher Raum finden. Schwab wird übrigens in diesem Jahre die letzte Redaktion besorgen. Sie können nicht wissen, wie viel Verse Deutschland in einem Jahre hervorbringt und alle, ach! fast alle gehen uns durch die Hände. Haben Sie Nachsicht, ja ein wenig Mitleiden mit einem, der nur aus guter Absicht und ohne Vortheil davon zu haben sich viele Verdrießlichkeiten aufgeladen hat. Mit erneuerter Freundschaft

Ihr Adelbert von Chamisso.

Das Gedicht, von welchem in diesem Briefe die Rede ist, hat Giesebrecht später unter der Ueberschrift „der Bergmann" in das „zweite Buch des Hauses" aufgenommen. Es enthält in fünf Stücken Betrachtungen eines Bergmanns darüber, was das Gold, welches er aus dem dunkeln Schacht zu Tage fördert, im Menschenleben zu bedeuten hat. Die Idee des Gedichtes erinnert also an die Schillersche Glocke. Der Dichter stellt dar, wie der Bergmann die Arbeit seiner Hände in dem goldenen Pocal wiederfindet, in dem ihm einmal goldener Wein geboten wurde, in den goldenen Ringen, durch die seine Tochter sich mit dem geliebten Mann verbindet, dann in der Krone für den zum Könige erwählten Herzog des Landes, in dem neuen Kelch für die Kapelle, die beide aus dem Gold desselben Berges bereitet sind. Also der harmlosen Lebenslust, dem Familienglück, dem staatlichen Leben, der innigen Gemeinschaft mit Gott hat sein Erz als Geräth oder als Symbol gedient. Diesen Gedanken faßt der Bergmann in dem fünften Stücke seiner kurzen Betrachtungen zusammen:

Und zweigt sich nicht mein Werk danieden
Bis auf zum Throne, Ast an Ast?
Ist nicht des Hauses stiller Frieden,
Ist Gott nicht in mein Werk gefaßt?
Ja Gottes Wunder strahlen prächtig,
Wo gülden Erz im Tiefen bricht,
Und Gottes Odem wehet mächtig
Um Hacke und um Grubenlicht.

Man wird Chamisso darin nicht Recht geben können, daß die Schlußbetrachtung, welche die Idee des Ganzen klar ausprägt,

überflüſſig ſei; und auch der Theil, welcher von der Krone handelt, iſt ein ſehr weſentliches Stück, deſſen Wegfallen eine empfindliche Lücke geſchaffen haben würde. Daß es aber zu der Zeit, als Chamiſſo es las, einen anderen Rhythmus als die übrigen Stücke hatte, iſt allerdings ein äſthetiſcher Fehler. Löwe freilich, dem die ſtürmenden Anapäſten für ſeine Compoſition beſonders geeignet erſcheinen mochten, hat gerade dieſen Theil für den ſchönſten erklärt, und ſo iſt das Gedicht in der urſprünglichen Form noch im Jahre 1860 in einem Stettiner Logenconcert vorgetragen worden. Gieſebrecht aber hat es in die erſte, wenige Jahre nach jenem Briefe erſchienene Ausgabe ſeiner Gedichte gar nicht aufgenommen, in die zweite erſt, nachdem er das von Chamiſſo beanſtandete Stück in daſſelbe jambiſche Maß, welches die andern haben, umgegoſſen hatte.

Im Jahre 1835 ging er endlich daran, ſeine Gedichte, die handſchriftlich hier und da zerſtreut, zum Theil nicht mehr in ſeinem Beſitz waren, zu ſammeln und zum Zweck der Herausgabe zu ordnen. Der Gedanke war nicht in ihm zuerſt entſtanden, Freunde hatten ihn dazu aufgefordert. Anfangs lehnte er es auch ab, ſelbſt die Arbeit des Sammelns zu übernehmen, und beauftragte damit ſeine Nichte Charlotte Haſſelbach, die ſpäter die Frau ſeines Collegen Wellmann wurde, eines geiſtvollen Germaniſten, der neben Gieſebrecht zuweilen Lieder zu den Feſten der Schule dichtete. Sie ſollte die Kränzewinderin ſein, ſich ſelber verglich er mit dem Roſenſtrauch, der ſeine Blüthen jedem, der ſie zu brechen Luſt hat, willig darbietet:

Sprecht ihr, ſammeln ſoll ich meine Lieder,
Loſe Blätter faſſen in ein Buch.
Bricht der Roſenbuſch die eignen Roſen?
Schöne Augen wählen am Gezweig,
Schöne Hände brechen ſich und ſammeln
Blühnden Raub in ſchneeigem Gewand,
Flechten jugendfroh die ſchwellenden Kränze,
Reinſten Stirnen ſelbſt geweihten Schmuck.
Roſenknospen acht' ich meine Lieder,
Meine Seele gleich dem Roſenbuſch:

Laßt mich blühen in der Zeit der Blüthen,
Sammeln mag die Kränzewinderin.

Als aber ein Freund, der Baron von Medem, damals Vorsteher des Stettiner Provinzialarchivs, mit theilnehmender Sorgfalt aus mancherlei Abschriften von da und dort eine größere Sammlung seiner Gedichte, zumeist geistlicher, zusammengebracht hatte, und damit der Anstoß und eine Grundlage gegeben war, meinte er von der eignen Arbeit des Sammelns nicht mehr zurücktreten zu können. Denn abgesehen von den durch fremde Hände hineingekommenen Schreibfehlern, schien ihm die Gabe seines Freundes zu wenig und zu viel zu enthalten: manches, worauf der Dichter Werth legte, fand sich nicht darin, anderes war aufgenommen, was er so und in solcher sich wiederholenden Breite nicht mehr gut heißen konnte. Die Gefühle, welche ihn mächtig erregten, als er nach langer Zeit viele Gedichte wieder las, welche der Ausdruck der mannigfachsten, ihn beseligenden, ihn quälenden Stimmungen gewesen waren, hat er in folgenden mächtig wogenden Anapästen geschildert:

Die der Andacht Gluth und der zehrende Schmerz,
Die der sinnende Geist und die sinnliche Lust,
Die enteilend geflügelte Stunde beschrieb
Und sorglos warf in den luftigen Strom,
Du sammelst die Blätter, du bringest sie mir.
Und da meine Hand sie, mein Auge berührt,
Wie durchzuckt es die Brust!
Und die Geister entschwundener Tage um mich!
Dort stürmen sie klagend, anklagend heran,
Dort bringen sie himmlische Träume zurück,
Dem Haupte den Kranz und dem Herzen das Schwert.
Freund, Leben ist gut, doch einmal genug,
Wie bitter, wenn zweimal und dreimal. —

Sie entweichen mir nicht, doch entwirrt sich der Knaul.
Dort traute Genossen! O redet mit mir
Von vergangenem Weh, von versunkenem Glück!
Auch Erinnerung ist schön, sie auf blühendem Grab
Die lieblich trauernde Wittwe. —

Nun luftiger, leichter erheben sie sich,
Wie der Elfen Geschlecht in der Mondscheinnacht
Um die Quelle sich wiegt,
Die, von Veilchen bekränzet, dem Felsen entrauscht:
Sie sind mir vertraut, sie sind mir verklärt,
O weilet ihr holden Gestalten! —

Doch entrücket dem Blick und zerflossen in Duft,
Nur im Nachthauch tönet die Harfe —
Und die Blätter allein, die des Freundes Hand
In die Hand mir gelegt, sie liegen vor mir
Gebreitet auf zitternden Knieen.
Nimm du sie zurück, du vor allen zumeist,
Du hast sie geliebt.
Nur befreundeter Bruft, nicht dem lauten Gewühl
Vertraut sich der einsame Dichter.

Als er nun sich entschlossen hatte, die Gedichte der Oeffentlichkeit zu übergeben, als die zerstreuten Blätter bei einander und gesichtet waren, entstand die Frage, wie sie zu ordnen seien. Sein Schwager W. Böhmer hielt es für das Beste, sie der Zeitfolge nach einzureihen; so werde der Gang seiner Entwickelung erkennbar werden. Allein wann jedes Gedicht entstanden, wußte er selbst nicht mehr genau, und die Phasen seines inneren Lebens, so schien es ihm, würden, so viel es etwa erforderlich sei, aus dem Charakter der Gedichte selbst zu entnehmen sein. So entschied er sich denn für eine Anordnung nach Materien, wie Göthes westöstlicher Divan das Vorbild gegeben hatte.

Wie viel Bücher damals (im Frühling 1835) die Sammlung enthalten, nach welchem Princip sie geordnet werden sollten, darüber hat er in einem Briefe an seinen Neffen Wilhelm sich ausgesprochen: „Das Buch des Dichters, Einleitung und Ouvertüre macht den Anfang; in den nächsten zehn Büchern folgen Entwickelungen des individuellen Geistes (Buch des Kriegers, des Stillen, des Apostaten ꝛc.), der mit dem zwölften Buche (des Hauses) in den Familiengeist übergeht, in den nächsten drei Büchern zum Geiste der Landsmannschaft und im sechzehnten (des Deutschen) zum Volksgeiste wird. Diesem treten andre Volks-

geister (der Slaven, Romanen, Griechen und Hebräer) in den nächsten vier Büchern gegenüber, um in den Geist der Menschheit, in Welt- und Kirchengeschichte überzugehen (Buch Mecca, Buch des heiligen Grabes, der heiligen Jungfrau, d. i. des Symbols der christlichen Kirche, Buch des Sacramentes), worauf das Buch der letzten Dinge und in ihm die sieben Schläfer den Schluß machen. Du siehst wohl, daß der weltgeschichtlichen Momente noch bei weitem mehrere können hervorgehoben, daß der Volksgeister noch eine größere Zahl kann in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, daß innerhalb der Abtheilungen selbst noch Raum zur Arbeit für mehr als ein Menschenleben übrig bleibt."

Man erkennt leicht den Einfluß der Hegelschen Philosophie auch in der Aufstellung dieses Planes, den er mit geringen Aenderungen durchgeführt hat. Uebrigens war es kein bloßes Sammeln und Ordnen, womit er zu thun hatte: vieles mußte umgearbeitet, vieles ganz neu gearbeitet werden. Damals schon hatten mehrere Freunde seiner Poesie ihn auch darum gebeten, ein letztes Buch mit Erläuterungen zu schreiben, die für viele von seinen Gedichten in der That geradezu ein Bedürfniß sind, und so trug er sich denn vorübergehend mit dem Gedanken, „einen Excurs der Art zu schreiben, der mehr wäre, als ein Aggregat von erklärenden Notizen". Wiederholte Erwägung aber ließ ihn damals von diesem Vorhaben abstehen; erst in der dreißig Jahre später erschienenen zweiten Ausgabe hat er solche erklärenden Bemerkungen hinzugefügt.

In den gebildeten Kreisen Stettins nahm man an der Absicht des Dichters in eine größere Oeffentlichkeit zu treten regen Antheil. Auch in dem Salon der Geheimräthin Tilebein, einer hochgebildeten Frau, deren Haus in jener Zeit der Vereinigungspunkt der meisten geistig hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt war, wurde viel davon gesprochen, obwohl gerade Giesebrecht seinem in sich gekehrten Wesen gemäß sich dort nicht blicken ließ. „An meinen Gedichten Behagen finden und den Druck derselben wünschen, gehört jetzt zum guten Ton", konnte der Dichter mit Rücksicht darauf schreiben. Ihm selber aber war es sehr unan-

genehm in Verhandlungen wegen des Verlages einzutreten. Deshalb war es ihm höchſt willkommen, daß ſein Freund Löwe, an den ſich ein Leipziger Buchhändler gewandt hatte, den Verlagscontract für ihn abſchloß. Die Gedichte erſchienen im Jahre 1836 bei Emil Günz in Leipzig, in zwei und zwanzig Bücher geordnet, innerhalb der Bücher die einzelnen Gedichte faſt alle ohne Ueberſchriften.

Auf eine weite Verbreitung, eine ſchnelle Popularität ſeiner Poeſien hatte der Dichter nicht gerechnet, wenn er auch das ſtolze Bewußtſein hegen konnte und gehegt hat, daß er nicht werthloſes, taubes, immerhin flimmerndes und glitzerndes Geſtein, ſondern edles Erz ſeinem Volke darbot:

Meine Lieder, meine ſtillen Töchter,
Deren weichen Herzen ich vertraute,
Was in wildem, was in ſanftem Zuge
Leben um mich, in mir mich gelehret,
Tretet nun hervor aus eurer Kammer
In die weite menſchenreiche Welt.
Ob ihr viel der Freunde finden möget? —
War Penelopeias Loos denn glücklich,
Als die hundert Freier ſie umſchwärmten?
Setzt euch ruhig nieder in dem Winkel,
Am gering gehaltnen, edlen Heerde:
Klares Auge wird auch da euch finden,
Findet doch der Bergmann ſeine Erze,
Die ſo tief verſteckt im Dunkel ſchlafen.

Wenn er aber auch mit ſeinen gedankenſchweren, der Strömung der Zeit ſich wenig fügenden Gedichten nicht auf das zweifelhafte Glück rechnen durfte, ein Modedichter zu werden, der von der einen Generation begierig geleſen wird, um von der nächſt folgenden vergeſſen zu werden, ſo war es ihm andererſeits doch nicht gleichgültig, wenn ſeine Lieder in dem breiten Strom der Lyrik untergehen ſollten. Und doch war der klar blickende Dichter darauf gefaßt. Er ſchrieb unmittelbar, nachdem die Gedichte in die Oeffentlichkeit hinausgetreten waren, an ſeinen Neffen: „Von

neuerer ſchöner Literatur habe ich lange nichts geſehen. Uhlands Gedichte nahm ich vor einigen Tagen zufällig wieder einmal in die Hand, ich hatte ſie ſeit Jahren nicht geleſen. Da finde ich zu meiner Ueberraſchung, daß meine Gedichte in mancher Hinſicht den Uhlandiſchen als entſchiedene Antagoniſten gegenüber treten werden. Man kann denken, es ſei mit Abſicht, und doch iſt mir nicht eingefallen, daß ich ſo weit von der ſchwäbiſchen Schule ſei, wenigſtens von ihrem Meiſter; denn was die Jünger zu Tage brachten, ſo viel ich davon in dem Muſenalmanach fand, war freilich längſt nicht nach meinem Sinn. Welche Aufnahme ich auf jener Seite zu erwarten habe, iſt alſo nicht zweifelhaft. Die Anhänger von Chamiſſo werden eben auch nicht die meinigen werden, noch weniger, was zu Heines Fahnen geſchworen hat: ich kann demnach mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß meine Stimme unbeachtet verhallen wird. Sei es; bei meiner Lebens- und Sinnesweiſe tröſte ich mich wohl darüber, wenn ich auch nicht ſagen will, der Ausgang ſei mir gleichgültig: das iſt er nicht."

Daß ſeine ernſte Lyrik im entſchiedenſten, im ſchroffſten Gegenſatz zu dem funkelnden, aber ſehr oft widerwärtig frivolen Witz der Heine'ſchen Poeſie ſteht, liegt auf der Hand; wenn irgend ein Dichter, ſo hatte Gieſebrecht volles Recht zu fragen:

Wann hat mein Lied der Frechheit ſich geneiget,
Wann ſich von heil'ger Sitte abgewandt?
Die Blätter liegen vor euch. Zeiget, zeiget!
Der Dichter ſelbſt legt ſie in eure Hand.

Aber befremden mag es, daß er ſelber in manchen ſeiner Gedichte zu Uhland einen Gegenſatz findet. Daß Uhland dem religiöſen Gefühl ſehr viel ſeltener Ausdruck gibt, darin kann er natürlich keinen Gegenſatz zwiſchen ihm und ſich, nur eine Verſchiedenheit gefunden haben, zumal da in den wenigen Gedichten, in denen es geſchieht, wie in dem Sonett an den Unſichtbaren und in der „verlorenen Kirche", Ueberzeugungen ausgeſprochen werden, die nicht fern von ſeinen eignen ſtehen. Der Gegenſatz iſt

aber allerdings vorhanden; er ruht in den politiſchen Ueberzeugungen.

Freilich hatte Gieſebrecht, als er im Jahre 1821 die kleine Broſchüre „Von den Schickſalen des Landes Pommern“ ſchrieb, ſie mit den Worten geſchloſſen:

„Und in dankbarem Herzen werde erwogen die königliche Zuſage:

daß man der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation, ſowohl in den Provinzen, als für das Ganze geben wolle.

Denn eines guten Königs Wort iſt klar, hell, unwandelbar wie die Sonne am Himmel.“

Nach conſtitutioneller Freiheit, nach Theilnahme des Volkes an den auf ſein eignes Wohl und Wehe gerichteten Beſchlüſſen ſehnte ſich alſo ſein Herz, wie die Herzen aller freiſinnigen, ſelbſtſtändigen Männer. Als aber die Nation lange vergeblich auf die Erfüllung der Zuſage harrte, als im eigenen Lande und noch mehr außerhalb es anfing, politiſch zu gähren und zu wogen, wandte ſich der Dichter, der von der Bewegung der Menge damals kein Heil erwartete, in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, von der Politik ab und erwartete vertrauungsvoll, wie mit ihm viele, von der künftigen Regierung des Kronprinzen reichſte Erfüllung der nationalen Wünſche. Daß dies im Anfange der dreißiger Jahre ſeine Stimmung geweſen iſt, geht deutlich hervor aus folgendem Gedichte und der Anmerkung, die er ſpäter dazu ſchrieb:

Wo Trunkne ſchrein und Taumelnde ſich drängen hin und wieder,
Den lauten Markt, ich meid' ihn gern, da tönen keine Lieder!
Doch — Lieder, ja ſie ſchallen laut. Wer Ohren hat, entweiche!
Von Freiheit trieft der Chorgeſang: Glück zu dem ganzen Reiche! —
Und Freiheitskind Schneewittchen liegt im Sarg aus Glas gebauet,
Und bei ihr wacht ein treuer Zwerg, ſein Auge warm bethauet.
Die Taube klagt, die Eule ſchreit, und heiſer krächzt der Rabe,
Schneewittchen ſchläft und ſchläft und ſchläft in dem kryſtallnen Grabe.
Die Menge lärmt und jauchzt ihr zu, daß Flur und Wald erbeben,
Schneewittchen ſchläft, die Wangen roth, und kann und will nicht leben.

Nun aber naht der Königssohn, der edle, hochgetreue,
Dem wacht sie auf, dem blickt sie hold in klaren Auges Bläue.

Dazu bemerkte er: „Die unruhigen politischen Freiheitsbestrebungen während der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Spanien, Italien, Frankreich, im südlichen Deutschland fanden bei mir keinen rechten Anklang; nicht von den Massen erwartete ich die Freiheit, der Königssohn, hoffte ich mit dem Mährchen, werde Schneewittchen aus dem langen Schlafe erwecken. Wer die letzten Jahre der Regierung König Friedrich Wilhelms III. in Stettin gelebt hat, da der Kronprinz, als commandirender General des zweiten Armeecorps unter uns kam und ging, wird nicht fragen, wer als Schneewittchens Freund gedacht ist."

Und ebenso klar drückt die innere Abwendung von den Kämpfen um constitutionelle Freiheit das reizende kleine Gedicht aus, in welchem er voll Jubel über das erwachende Naturleben sich mehr ins Freie sehnt, als nach der politischen Freiheit, ja es gern über sich ergehen lassen will, in die Kerkernacht des Waldes verstoßen zu werden:

Nicht nach Freiheit in den Kammern,
In das Freie steht mein Sinn;
Wenn die stolzen Redner jammern,
Jauchz' ich hier, wie frei ich bin.

Unermeßlich Meer der Lüfte,
Tränkend alle, arm und reich,
Und die weichsten Blüthendüfte
Allen frei und allen gleich!

Vor den Rednern mich zu retten,
Vor der Charten strenger Macht
Eil' ich in die Blumenketten,
In des Waldes Kerkernacht.

Willst du mich zum Knecht gewinnen,
Binde, binde, süßer Mai!
Dienstbar dir mit Herz und Sinnen
Bin ich hörig, bin ich frei.

Wenn man nun bedenkt, welche Rolle Uhland als Dichter wie als Redner in den hartnäckigen Würtembergiſchen Verfaſſungskämpfen geſpielt hat, mit welchen entſchiedenen Worten er die Fürſten, deren Schmach die Völker gelöſt haben, gemahnt hat, jetzt zu leiſten was ſie gelobt, nicht zu vertröſten: ſo tritt der Gegenſatz offen zu Tage, und es lag nicht zu fern zu vermuthen, Gieſebrecht habe wenigſtens mit dieſen Gedichten abſichtlich Uhland gegenüber treten wollen.

Damit hängt eng zuſammen die perſönliche Stellung, welche beide zu dem Herrſchergeſchlecht des Landes, in dem ſie lebten, einnahmen. Allerdings hat Uhland den ſchönen Nachruf der Königin Katharina geſungen, aber in demſelben Gedicht ſagt er von ſeiner Muſe, daß ſie, die von Recht und Freiheit ſinge, ſonſt fern den Paläſten wandle; nur da ſchweres Leid in das Herrſcherhaus eingekehrt ſei, komme ſie mit den andern Trauergäſten, und habe ſie die Lebenden nicht gerühmt, die Todten, die nicht hören, dürfe ſie loben. Nun war zwar auch Gieſebrecht himmelweit davon entfernt ein Hofpoet zu ſein, wenn bei dem Wort auch nur die allerleiſeſte Hindeutung auf Servilismus mitgedacht wird, aber wie er ſich einmal als „Royaliſt in jedem Blutstropfen“ bezeichnet hat, ſo war er ſeinem Herrſcherhauſe, dem herzoglichen ſeines Geburtslandes ſowohl wie dem königlichen ſeiner zweiten Heimat, ſtets mit inniger Verehrung zugethan, und hat dies nicht bloß in jenen beiden von flammender Begeiſterung durchglühten Hohenzollernliedern, ſondern auch durch andere Gedichte aus verſchiedenen Zeiten kund gethan. So in dem Hymnus in der erſten Ausgabe ſeiner Gedichte:

Von den Bergen hernieder
Ins grünende Thal
Fließen die nährenden
Waſſer, die klaren.
Hin nach den Höhen,
Wo unter Krone
Sitzet der König,
Wenden die Völker den hoffenden Blick.

Erhöht ſind die Schwerter,
Des Thrones Gewalt
Vor allem Geſetz,
Vor jedem Vertrag,
Den Erſtgebornen der Herrſchaft

Dort iſt die Hülfe,
Dort iſt das Heil;
Was unſres Geſchlechtes
Eigenſtes iſt,
Alles Menſchliche wird
Dort oben gehütet

Das ſteht freilich in grellem Contraſt mit Uhlands Worten:

Ob Einer im Palaſt geboren,
In Fürſtenwiege ſei gewiegt,
Als Herrſcher wird ihm erſt geſchworen,
Wenn der Vertrag beſiegelt liegt.

Und ein ruhig reflectierendes Gedicht aus ſpäterer Zeit macht den Eindruck, als ob es in bewußtem Gegenſatz gegen Uhlands Gefühl, wie er es in jenem Nachruf ausgeſprochen, gedichtet worden iſt.

Wie ſo lieb auf eignem Heerde
Glimmt der warme Feuerſchein!
Auch die Götter dieſer Erde,
Ganz wie wir, bedürfen ſein.

Und im Schloß dem Heerd, der Ehe
Sehn erquickt wir Häusler zu,
Leid im Schloß wird unſer Wehe,
Glück in ihm iſt unſre Ruh;

Und wir freun uns, wenn ein Leben
Droben jung und froh erwacht,
Trauern mit, wenn dort ein Leben
Hoch im Schloß den Lauf vollbracht.

Darum mit dem feſten Throne,
Mit dem wohl geſtählten Schwert,
Mit dem lichten Glanz der Krone,
Heil dem Hohenzollernheerd!

Auch die politiſche Einigung Deutſchlands, die er noch erlebt und jubelnd begrüßt hat, war ihm in den dreißiger Jahren keine Herzensſache. Wie von der Erregung der Gemüther, die ſich im weſtlichen und ſüdweſtlichen Deutſchland damals zeigte, Pommern wenig berührt wurde, ſo fand ſie auch bei Gieſebrecht wenig Anklang. Sein Blick war um dieſe Zeit der Vergangenheit mehr zugewandt, als der Gegenwart. Wie fern ſtand er von Uhlands politiſchen Anſichten und Beſtrebungen in dem Gedicht, in welchem er das einmüthige Zuſammenhalten deutſcher Stämme in den Befreiungskriegen ſchildert und dann fortfährt:

Doch nun iſt Friede, und die ſtolzen Sorgen
Nimmt ſich der Thron und die den Thron umſtehn.
Und jeder mag, mitwirkend und geborgen,
Nach ſeinem Glück, nach ſeinen Schmerzen ſehn,
Am Abend waſſern, Samen ſtreun am Morgen,
Auf Regen harren und auf Windeswehn,
Mag durch Erinnerung vergangner Zeiten
Und mag durch Hoffnung ſeine Welt ſich breiten.

Nur ferne ſei der Unmuth und das Beben,
Das einem Reich nicht alle eingeleibt!
Ob auch vereinzelt, doch ein einzig Leben,
Das Stamm und Aeſte, Blatt und Blüthen treibt,
Wir ſind ein Geiſt, der auch im Widerſtreben,
In der Gedanken Krieg ein Denken bleibt,
Und unter ſturmiſchem Geſluth der Meinung
Bewahrt die Tiefe innige Vereinung.

Solches Anheimgeben der großen Sorgen um das Vaterland an die Fürſten und ihre Räthe, ſolches gelehrte und dichteriſche Stillleben, ſolche Reſignation über die Zerſpaltung Deutſchlands, die ſich mit der Einheit des Denkens tröſtet, war freilich gleichfalls nicht nach dem Sinne Uhlands, viel mehr mit der Gedankenwelt Rückerts übereinſtimmend, welcher ein noch draſtiſcheres Bild für Deutſchland, nicht einen Baum überhaupt, ſondern die hohle Weide, anwendend, dennoch ſeine Leier zum Preiſe des ſo zerklüfteten Vaterlandes ertönen läßt:

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermisseſt,
Da jeden Frühling auszuſchlagen
Du dennoch nie vergisseſt?

Du gleicheſt meinem Vaterlande,
Dem tief in ſich geſpaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zuſammen doch gehaltnen.

Außer den Oratorien enthält die Ausgabe von 1836 epiſche und lyriſche Gedichte. Unter den epiſchen Gedichten ſind zwei Arten zu unterſcheiden, die einen, in welchen die Handlung durch ruhig fortlaufende Erzählung dargeſtellt wird, die anderen, in welchen die fortſchreitende Handlung nur aus den Reden und Reflexionen der betheiligten Perſonen erkannt, nicht vom Dichter unmittelbar zur Anſchauung gebracht wird.

Man wird nicht behaupten können, daß Gieſebrecht in den Gedichten, welche der erſten Art angehören, Meiſterſtücke gegeben hat. In der Form liegt der Mangel weniger als im Stoffe, die Verſe fließen klar und leicht, die Darſtellung iſt ohne ſchwer verſtändliche Anſpielungen, von denen ſeine lyriſchen Gedichte keineswegs immer frei ſind, die Reime, auch in den häufig angewendeten Octaven, ſind muſterhaft behandelt; aber der zum Theil märchenhafte und räthſelhaft allegoriſche Stoff, der hier überall auf eigener Erfindung zu beruhen ſcheint, wird das Gemüth weniger Leſer ſympathiſch ergreifen. Dazu kommt, daß auch die Form, ſo rein und glatt ſie iſt, ſo wenig im Einzelnen an ihr auszuſetzen iſt, doch nicht in dem Grade den Leſer feſſelt, daß er dadurch für den zum Theil ſeltſamen und abenteuerlichen Stoff entſchädigt würde. Epiſche Darſtellung lag nicht in ſeiner urſprünglichen dichteriſchen Begabung; wenn er nun trotzdem ſich auf dieſem Gebiete in früherer Zeit verſuchte, konnte er nicht ſo aus vollem Herzen heraus dichten, und ſo iſt durch ſein Beſtreben, es an epiſcher Ruhe und Objectivität nicht fehlen zu laſſen, in ſeine Darſtellung nicht ſelten etwas Erkältendes hineingekommen.

Offenbar hat er das selber gefühlt und deshalb später den andern Weg eingeschlagen, welcher den Lyriker sicherer zum Ziele führen mußte: die Erzählung in lauter einzelne lyrische Stücke aufzulösen, die mit einander in epischem Zusammenhang stehen. Chamissos Frauenliebe und Frauenleben und ähnliche Gedichte desselben mögen ihn auf solche Art der Behandlung epischer Stoffe hingewiesen haben.

Der Uebergang zu dieser aus Stimmungsgemälden bestehenden Epik bilden die vier Gedichte im Buche des heiligen Otto, welche nach Saxo Grammaticus die gewaltsame Einnahme Arkonas und den Sieg der Dänen über das Heidenthum in Rügen erzählen. Sie sind in dramatischer Lebendigkeit der Darstellung, auch in Rhythmus und Reimverbindung, dem Göthischen Erlkönig nachgebildet. Während aber dort bei dem einfachen Vorgang kein Zweifel über die drei sprechenden Personen sein kann und die ganze Situation jedem sogleich anschaulich wird, ist hier, wo bestimmte historische Persönlichkeiten handelnd und redend auftreten, wenigstens im Anfang dem ungeduldigen Leser die Sachlage nicht so anschaulich, wie er sie gerne haben möchte. Indessen der Dichter darf ja verlangen und erwarten, daß man ohne Ungeduld sich in sein Kunstwerk vertieft, und diese vier Gedichte mit ihrer edlen, kräftigen Sprache sind werth so gelesen zu werden.

Von den ganz in Lyrik aufgelösten epischen Gedichten sind am bekanntesten der Arbeitlose und der Normann, von dem letzteren besonders der Schluß, welcher, an sich auch vollkommen verständlich, unter der Ueberschrift „der Lootse" in viele Anthologien Eingang gefunden hat. Von gleichem Werth sind der Bergmann, dessen Inhalt oben schon angegeben wurde, und die wandernden Schnitter, in welchen die Seelenschmerzen eines Mädchens, das in dem ungerechten Verdacht der Untreue steht, und ihre endliche Versöhnung mit dem Geliebten ergreifend dargestellt wird. Diese Gedichte beruhen auf eigener Erfindung, die Handlung ist eine durchaus einfache, nirgend wird die Voraussetzung besonderer Kenntniß an den Leser gestellt, so daß gleich die erste Lectüre dieser von reiner und starker Empfindung getragenen Poesien den

Leſenden für den Dichter gewinnt. Die anderen Gedichte dieſer Art, mögen nun beſtimmte Thatſachen ihnen zu Grunde liegen, wie in dem Kaufmann von Marſeille, mag ihr Inhalt frei erfunden ſein, wie in der Caſtilierin, verlangen eine ſehr aufmerkſame Lectüre, und auch bei ſolchem Leſen wird ſich der eine manchen Zuſammenhang des nur leiſe angedeuteten Thatſächlichen anders vorſtellen als der andere. Wer den Dichter aus ſeiner Lyrik bereits liebgewonnen hat, wird auch an dieſen Poeſien Genuß finden; aber die erſte Bekanntſchaft mit ihm zu vermitteln, dazu ſind ſie nicht geeignet.

In einem ganz andern Lichte ſteht der Dichter da, wenn von ihm als Lyriker geſprochen werden ſoll. Nicht daß alle ſeine Lieder von unnachahmlicher Schönheit, von herzgewinnender Macht wären. Wo fände ſich ein Lyriker, von dem das geſagt werden könnte! Auch unter Gieſebrechts lyriſchen Gedichten ſind einige (die große Menge hat gemeint, viele), welche immerhin als minder werthvoll gelten mögen. Aber des Matten und Unbedeutenden iſt ſehr wenig in ſeinen Liedern; nicht Leerheit an Gedanken, nicht Froſtigkeit der Empfindung macht ſie werthloſer, als die andern, ſondern eine gewiſſe Dunkelheit, welche theils durch übergroße Kürze des Ausdrucks, theils durch Anſpielungen auf Thatſächliches, was dem Leſer unbekannt iſt, theils dadurch in die Gedichte hineingekommen iſt, daß der Dichter, um den Beifall Anderer wenig bekümmert, ſtets ſeine reiche, aber eigenthümliche Gedankenwelt in dichteriſchem Spiegelbilde wiedergiebt. Die lautere Wahrhaftigkeit des Dichters, die ſeinen Poeſien ſo großen Werth giebt, iſt zugleich ein Hemmniß geweſen für ihre ſchnelle und weite Verbreitung.

So iſt ſeine Lyrik im ganzen keine leicht ſich einſchmeichelnde, es iſt in ihr mehr Erhabenheit als Gefälligkeit, mehr tiefe Inbrunſt als ſchöne Empfindung. Doch hat er zuweilen es vortrefflich verſtanden, mit der ſchlichteſten Anmuth Vorſtellungen und Gefühle ſo auszudrücken, daß ſie in jeder Menſchenſeele wiederklingen. So ſein wunderſchönes Lied auf den Frühling, das er als vierzigjähriger Mann gedichtet, ein Lied, in welchem auf ſchwermüthiger

Stimmung helle Lebensluſt ruht, wie auf dunklem Gewölk der lichte Regenbogen:

Frühling, das bekränzte Kind,
Wandelt durch die Auen.
Seiner Hände Wunder ſind
Ueberall zu ſchauen.

Seine Macht und ſeine Luſt,
Sein unendlich Grüßen
Spür' ich mir in Haupt und Bruſt,
Wie zu meinen Füßen.

Und ſo hat er vierzigmal
Schon mein Herz erquicket,
So in Büſchen, Berg und Thal
Ihn mein Aug' erblicket.

Freu dich Herz, du haſt gelebt,
Haſt der Welt genoſſen,
Haſt in Lenzes Luſt gebebt,
Weit dich aufgeſchloſſen.

Denkſt du noch an ſtilles Weh,
An verſchwiegne Wunden,
Die du trauernd je und je
Auch in dir empfunden?

Was iſt Leben ohne Leid,
Helle ſonder Dunkel?
Ewig Tages goldne Zeit,
Nimmer Sterngefunkel?

Wolken um des Mondes Rand,
Ungeſtilltes Bangen,
Ihr auch ſeid aus Frühlings Hand
Mild hervorgegangen.

Freut ſich nicht der Schmetterling,
Dem ein Lenz nur lächelt?
Nicht die Blume, deren Ring
Nur ein Mai umfächelt?

Und wie oft warſt du umwebt,
Warſt in ihm beſchloſſen!
Freu dich, Herz, du haſt gelebt,
Haſt der Welt genoſſen.

Zu den Gedichten, in welchen er in der einfachſten Weiſe den ſchlichteſten Gefühlen Ausdruck gegeben, gehören auch die, welche er in niederdeutſcher Mundart geſchrieben hat. Da ſingt er von der engen Kameradſchaft, die zwiſchen der Lerche und der Sonne beſteht; von dem Mädchen, das voll treuer, von keinem Zweifel getrübter Zuverſicht an ihrem Liebſten hängt, der als Schiffer über See gefahren, mag auch die Zigeunerin noch ſo geſchäftig ſein, ihr Argwohn ins Herz zu ſtreuen; von dem Schiffer, der ſeine Braut durch den Tod verloren und ſich nun Vorwürfe macht, daß er in dem Drang der Arbeit kaum Zeit hat an ſein begrabenes Lieb zu denken. Es ſind rührend einfache Klänge; die Darſtellung des tiefen Herzeleides wirkt gerade durch die Selbſtanklage des Seemanns, der Trauer nicht ſo wie der Schäfer bei ſeiner ruhigen Beſchäftigung nachhängen zu können, in hohem Grade ergreifend:

Jaa, wenn ick ſo en Scheper wier,
Den ganzen Dag alleen,
Seg Weid un Schaap un ſüs nix mihr,
Seet up den ollen Steen,

Denn dacht ick ok wol ümmer to
An min begraaben Lew,
Un weent ok wol un grämt mi ſo,
Dat ick nich lewig bleew.

Nu möt ick rup, hoch up den Maſt
Un wedder in den Ruum,
Hew Dag un Nacht nich Ran un Raſt,
Denk an mi ſülwſten kuum.

Du ſötes Lew vergiv mi dat,
Weet ick ok nich von di,
Mi ſünd doch wol de Ogen natt,
Ick glöw, du büſt daarbi.

Un wenn de Storm upt Waater bruust,
Ick reff min Segel af,
Mi is, as wenn dat üm mi suust:
Se is int Grav, int Grav!

Nicht minder schön ist unter diesen plattdeutschen Gedichten ein anderes, in welchem er das überaus beschränkte, eintönige und dabei so behagliche und genügsame Leben eines Landmanns darstellt, der seine enge Behausung mit dem Nest der Lerche vergleicht, und wie die Lerche einst in den Himmel sich empor zu schwingen sehnt. Das in dem Gedicht erwähnte Frauendorf liegt an der Oder eine Stunde stromabwärts von Stettin:

Keen Waater, keen Land hew ick anners nich sehn,
As unnen de Aader un Fruundörp alleen.
De Schipper de führen wiet, wiet dörch de Welt,
Ick hew all min Daag minen Acker bestellt,
Hew föftig Jaar nu all meiet un plögt
Un ümmer den sülwigen Grund umrögt.
Lütt Lewark un Schwölken min Süstern sund dat,
Daar hew ick min Ogenmark ümmer up hatt:
Von Jrd un von Modder buut Schwölken sin Nest,
Son'n Schwölken ick bun't jo min Lewsdaag all west,
Un let ok so'n Hüschen von buten man arm,
Dat sitt sick daarin doch all seker un warm.
Un Lewark sin Nest jaa wo neddrig dat ligt
Un doch in den Himmel dat Vögelken stigt.
Ach, leewe Gott, kümmt dat to'm Starben mit mi,
So hoch un so hill laat mi flegen to di.

Die meisten lyrischen Gedichte freilich haben einen andern Charakter: die Form nicht so leicht und graziös wie in jenem Frühlingsgedicht, aber von herrlicher Klarheit, der Inhalt nicht so einfaches, schlichtes Gefühl, aber von wohlthuender Reinheit und von ernster Tiefe. Nirgend abgegriffene Münzen aus werthlosem Metall, sondern echtes Gold mit neuem, eigenthümlichen Gepräge. Es ist in manchen dieser Gedichte viel mehr enthalten, als es auf den ersten Anblick scheinen will: die Gedanken so gedrängt, die Worte so bedeutsam, daß die Fülle des Inhalts oft

für mehr als ein Gedicht ausgereicht hätte. Sie bestehen die Feuerprobe, durch welches man ein klassisches Kunstwerk erkennt, daß sie erst bei der dritten und vierten Lectüre ihren vollen Reichthum aufschließen.

Die Diction schließt sich dem Gedanken auf das innigste an; es ist, als ob es der durch die Natur der Sache selbst gegebene Ausdruck wäre, frei von jeder Ziererei, von jedem rednerischen hohlen Pathos, von jedem gesuchten Bilderschmuck, so schlicht und so natürlich, wie etwa in Göthes Iphigenie oder in sophokleischen Dialogen, die er ja selbst wiederholt als sein unerreichbares Vorbild bezeichnet hat. Mit dem Gedanken, mit dem Gefühl ist zugleich das treffende, zum Herzen sprechende Wort geboren, nicht mühsam erst zu jenem aus dem bereit liegenden Schatz dichterischer Sprache der am adäquatesten scheinende Ausdruck gesucht und gewählt, der sich bei solchem verständigen, reflectierenden Verfahren doch nur selten mit der Empfindung und der Vorstellung deckt; noch weniger hat er in fertige überlieferte Schablonen und Formen sein Gefühl gegossen. Dergleichen nannte er scherzend chinesisches Dichten zum Hausgebrauch:

Lernen willst du, wie man dichtet? Kind, die Wahrheit zu gestehn,
Manches Jahr hab' ich gereimet, ohne das recht einzusehn.
Wie gedacht, so wird gedichtet; aus dem Denken ewig licht,
Aphrodite aus dem Meere, steigt Gedanke und Gedicht.
Doch — auch anders läßt sich dichten. Wer niemals ein Blei geführt,
Lernt doch leicht chinesisch malen, malet flugs, was sich gebührt:
Also dichten wir chinesisch. Die Schablonen schneid' ich aus,
Und du dichtest ohne Mühe, was gebraucht ein gutes Haus.

Sein Dichten war ein anderes. Die Nebel des bangen Schmerzes, der ungestillten Sehnsucht, die formlos und bedrückend seine Seele umwogen, werden allmählich zu klar umgrenzten Wolkengebilden, und wenn der Tag mit seiner Arbeit zur Rüste geht, durchglüht und umsäumt sie lichtes Sonnengold:

Du siehe gaukleriſchem Weben
Des Dichters aus der Ferne zu,
Wie leicht dann seine Verse schweben
Und in wie schwerer, ernster Ruh.

Was Göthe in seinen Gesprächen mit Eckermann gesagt hat: „Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebeslieder habe ich nur gedichtet, wenn ich liebte“ — und was er von allen seinen Liedern sagte, daß sie nur Bruchstücke einer großen Confession seien, das gilt auch von Giesebrecht, weil es von jedem wahren Dichter gilt.

Im Einzelnen nun die formellen Vorzüge seiner Lyrik darzulegen, würde zu weit führen und des Zweckes doch verfehlen. Man muß zum Dichter selber gehen, wenn man von ihm begeistert und erbaut, gerührt und beseligt werden will. Was hilft es zum Beispiel dem, welcher den Zusammenhang nicht kennt, wenn ich darauf hinweise, mit wie vortrefflichen wechselnden Bildern, die sich jedesmal der Sache genau anschmiegen, er das Wesen der Erinnerung malt, als die dunkle Nordertanne, als die lieblich trauernde Wittwe auf blühendem Grab, als die Lindenblüthe, die ihn in weicher Sommernacht anhaucht. Leichter läßt sich auf Eigenheiten des Dichters aufmerksam machen, die dem schnellen Verständniß zuweilen störend entgegen treten: auf die parenthetischen Einfügungen, auf den Gebrauch des doppelten „so“, während für das erste nach gewöhnlicher Ausdrucksweise ein „wie“ stehen würde, auf die Anwendung des Artikels im Sinne des Demonstrativpronomens, auf die Zusammenziehung des Nebensatzes in einen substantivischen Begriff. Im allgemeinen aber läßt sich das Vischersche Urtheil über Uhlands Diction auch auf Giesebrechts Sprache übertragen, daß sie ertöne wie runder, voller Glockenklang, daß der Dichter nichts Blitzendes habe, aber stet und ruhig beleuchte, daß er seine Stämme so rein zu zimmern verstanden, daß nirgends mehr Spähne daran hangen.

Der Inhalt der Gedichte ist vorwiegend ein ernster. Der Dichter sagt zwar selbst von ihnen:

> Ein Theil springt lustig, aufgeräumt,
> Ein andrer schleicht umher und träumt
> Und sucht die stillsten Nester.

Univ. Bibl.

Aber die Zahl der Lieder von heiterem, neckiſchem Charakter iſt ſehr gering gegen die ernſt reflectierenden, tief gefühlvollen oder ſchwungreichen Gedichte. Und auch in den ſcheinbar übermüthigſten, wie im „Weltregiment“ wird das Ganze von einem ernſten Gedanken getragen oder gipfelt ſich zuletzt in ſolchem, wie hier in dem, daß jede Herrſchaft gebrochen und vernichtet werden könne, nur nicht die der Liebe und des Todes:

Vor der erſten Höschen Schmuck
Hielt die Ruthe mich im Druck.
Ach, ein hölzern Regiment.

Kleiner Schüler ward ich dann,
Ward dem Stocke unterthan.
Ach, ein hölzern Regiment.

Großer Schüler ward ich, gleich
War mein Herr der Backenſtreich.
Ach, ein knöchern Regiment.

Ward Student von echtem Schroot,
Und das ſchwarze Brett gebot.
Ach, ein holzern Regiment.

Ward im Amt ein wurd'ger Mann,
Und die Wiſcher fingen an.
Ach, ein ſtrohern Regiment.

Auch ein ſchönes Kind ward mein,
Der Pantoffel ſprach darein.
Ach, ein ledern Regiment.

Fuhrt der Tod mich fort von hier,
Bleibt die Schaufel über mir.
Ach, ein hölzern Regiment.

Leder, Knochen, Stroh und Holz
Brechen alſo Mannes Stolz.
Ein vertracktes Regiment.

Freie Männer eilt herbei,
Schlagt das ſchwarze Brett entzwei,
Das iſt gutes Regiment.

Was uns schalt, und was uns lehrt,
Alles fort und ausgekehrt.
Das ist bester Regiment.

Alle Obern stoßt hinaus,
Und die Wischer bleiben aus.
Männliches Regiment.

Nun die Weiber schlagt mir todt,
Dann erst endet jede Noth.
Weg das Spindelregiment!

Und der Todtengräber lacht:
Schaufel, nimm dich wohl in Acht.
Hier ist strenges Regiment.

Schönes Mädchen wird dir bang?
Du und ich, wir herrschen lang.
Unbezwinglich Regiment.

Auch spottend und höhnend können einzelne von seinen kleinen Liedern erklingen, bald in scharfer, schneidiger Art wie im Lumpentrost:

Ach hätt' ich nur dies und das und das,
Wäre Wasser nur Wein und Regen nicht naß,
Und ginge mir alles nach meinem Sinn,
Da solltet ihr sehen, wie tapfer ich bin.
Doch weil mir der Himmel nicht heiter und klar,
So bleib ich ein Lump, wie ich lange schon war.

oder mit gutmüthigerem Spott der didaktischen Maxime gegenüber, die er später in der Damaris als die Pädagogik des bescheidensten Maßes bekämpft hat:

Alles gut, vielleicht auch richtig,
Werthe Herrn, ich bin dabei;
Aber Eines ist mir wichtig,
Nur nicht immer einerlei!
Ach, wie viel giebt es zu essen,
Müssen immer Rüben sein?
Ist mein Flehn nicht zu vermessen,
Heute Kohl und etwas Wein.

Dem ähnlich der Spott über die politiſchen Beſtrebungen vor 1848, über die Weltbeglücker:

Alles will die Welt beglücken,
Petersburg, Paris und Wien;
Und doch ſeh' ich tauſend Krücken
Kummerlich die Welt durchziehn.

Meiſter, ſprich, wie wird das werden?
Der Beglücker ſind ſo viel,
Und der Glücklichen auf Erden,
Nun das hat doch Maß und Ziel.

Lieber, laß die Klage enden
Und bewahre guten Muth.
In ſo vieler Köche Händen
Wird der Brei gewißlich gut.

Die Gedanken, mit denen ſich ſeine ernſte Lyrik beſchäftigt, ſind mannigfach genug. Frühling und Liebe, das Glück der ſtillen Häuslichkeit und die Schickſale ſeiner Heimat, der engeren wie der weiteren, das einſame Sinnen des Denkers und die Arbeit an der Schule, kriegeriſche Begeiſterung und unverbrüchliche Treue dem Herrſcherhauſe gegenüber, ſein zweifelndes Grübeln und angſtvolles Ringen, das ſeines ſchwer erkämpften Glaubens gewiſſe, gottergebene Gemüth — alles das tönt durch die Lieder unſers reichen Dichters.

Die bisherige Darſtellung hat ſchon manchen Anlaß gegeben, den Dichter, bei dem Lied und Leben auf das innigſte verbunden war, ſelber ſprechen zu laſſen, ſo daß nur wenig zur Ergänzung des Bildes ſeiner Dichterperſönlichkeit, wie ſie in der erſten Hälfte ſeines Lebens erſcheint, hinzuzufügen nöthig iſt.

Ich wähle, um die Verſchiedenheit der Stoffe und zugleich die Verſchiedenheit in der Form der Darſtellung zu veranſchaulichen — denn leider wird bei den meiſten Leſern die bloße Hinweiſung nicht genügen — fünf Gedichte aus, in denen er von ſeiner perſönlichen Lebensführung, von dem Menſchenloos im allgemeinen, vom Frühling, der dem Knaben wie dem Manne reiche Gaben

bietet, von seiner friedlichen Häuslichkeit, von der siegreichen, unvergänglichen Macht menschlicher Gedanken, hier in rührend einfacher Sprache, dort in mächtig wogenden Rhythmen singt. Zunächst das Gedicht, in welchem er in halb resignierter, halb humoristischer Stimmung der Ereignisse gedenkt, die er erlebt hat, der Personen, deren Zeitgenosse er gewesen ist:

In der Zeit der Dichterfürsten bab ich jugendfrisch gelebt,
Wohnend auf demselben Boden, von derselben Luft umwebt:
Hätt' es daran nur gelegen, war' ich schönsten Sanges reich,
Und kein Liedesmund auf Erden käme meinem Liede gleich.
Zeitgenoß des Heergewalt'gen, der am Nil und Belt gekriegt,
Stand ich in der Männer Reihen, die den kühnsten Mann besiegt:
Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich auch ein Kriegesheld,
Und am Saum der fernsten Thule schlug' ich muthig mein Gezelt.
Ja, gewiegt in selber Wiege mit der Britten Königin,
Hat auch das mich nicht gefürstet, werden mußt' ich, was ich bin.
Und so bin ich, wie mein König, noch dem höchsten Fürstenrecht,
Was ich bin, von Gottes Gnaden, er der Herrscher, ich der Knecht.

Schwermüthiger klingt das Lied, in welchem er zurückblickt auf alles, was das Leben ihm gegeben, was es ihm geraubt hat und was er noch besitzt, und nur nichtigen, schnell vergehenden Tand darin sieht und doch zugleich seine werthvollste Habe, von welcher sein Herz nicht lassen kann bis zum Tode. Es ist eines von seinen bekannteren Liedern:

Was ich hatte, was ich habe,
Es ist alles Tand,
Und zuletzt im engen Grabe
Deckt es leichter Sand.

Was ich hatte, was ich habe,
Ist mein innig Glück,
Dankbar froh seh ich am Grabe
Noch darauf zurück.

Was ich hatte, was ich habe,
Nehmt mir nichts davon,
Lieb und Leid ist bis zum Grabe
Menschen Loos und Lohn.

Sehr verſchieden in Gedanken und Färbung des Ausdrucks von dem oben mitgetheilten, anmuthigen Liede auf den Frühling, in welchem dieſer als ein bekränztes durch die Fluren wandelndes Kind dargeſtellt wird, iſt folgendes Frühlingsgedicht:

Haſt mich ſo manches Jahr
Vielfach erfreut.
Mutter warſt du dem Knaben,
Warſt dem Jünglinge
Innige, ſanfte Geliebte,
Und dem Manne
Wurdeſt du Himmliſche, Hohe,
Wurdeſt ihm Königin, ſtille Natur
Steine, Halme,
Mit euch hab' ich viel gevielt,
In euch hab' ich ſüß geträumt,
Hab' in frohem Wahn gereimt,
Was die Blume ſinnt und fabelt;
Und noch iſt mir jede Blume,
Wie die Sphinx am Heiligthume,
Stumm und ernſt, gedankenſchwer.

Dagegen die liebliche Darſtellung aus dem Familienleben von den Kindern, die von der Mutter bunte Märchen verlangen, wie auch das Kindergemüth ſchon, müde der Gaben, welche die wirkliche Welt ihnen geboten, nach dem Wunderreich der Poeſie ſich ſehnt:

Um die Mutter drangen ſich die Kleinen,
Ungeduldig zerrend am Gewande
Seid ihr hungrig, ſeid ihr durſtig, Kinder?
Iſt's ein Apfel, der euch laſtern macht?
Nein, es iſt nicht Labetrunk noch Speiſe,
Nicht der rothe Apfel, der ſie lockt,
Denn gegeſſen haben ſie, getrunken,
Haben müde ſich und ſatt gevielt;
Und die Welt, in der ſie ſcherzen, tändeln,
Jeden Reiz verlor ſie nun einmal.
Eine andre Welt ſoll ſich erſchließen
Neu und wunderbar, damit auch die

Sich erkennen, fühlen, schmücken lasse.
Märchen sind es, bunte Märchen, Mutter,
Die der Kinder Ungeduld verlangt.
Auf und spende, gleich den alten Sängern,
Wie Tomadocus und Phemius,
Lieblich spende ihnen traute Märchen.
Was am Licht der reinen Sonne athmet,
Freue sich der goldnen Poesie,
Die den Menschen hebt und hoch beseligt:
Tu auch, Mutter, Mutter, säume nicht,
Gieb den Kindern ihre süßen Mährchen.

Und ein in jeder Hinsicht vollendetes Gedicht ist das letzte, welches ich, um Gieseckrecht als Dichter zu charakterisieren, mittheile. Die flüchtigen Tage des Menschenlebens, so schnell sie vorüberrauschen, sind dauernder als die starren unbeweglichen Felsen; denn sie sind erfüllt von Gefühlen und Gedanken, welche triumphierend über die sonst alles besiegende Vergänglichkeit von ferner Vergangenheit als werthvollstes Vermächtniß auf die fernste Zukunft kommen. Das ist der Inhalt des Gedichts, eine schlichte anspruchslose Wahrheit, aber mit welcher wunderbaren Gewalt des Ausdrucks hat der geniale Dichter es verstanden, sie darzustellen, sie in die tiefste, den Leser mächtig erregende Empfindung zu tauchen:

Eilende Kinder mit luftigen Schwingen,
Tage und Jahre des Menschen genannt,
Seid ihr nur Träume, die gaukelnd verklingen,
Die man am Morgen nicht wieder erkannt?

O ihr seid mehr, seid lebendige Geister;
Becher voll Liebe und Becher voll Leid
Gab in die Hand euch der Ewigkeit Meister,
Als er euch rief in die dämmernde Zeit.

Purpur am Abend und Purpur am Morgen
Sinket in Sonnenglanz, sinket in Nacht,
Purpurgeborner, du bleibest geborgen,
Lichter Gedanke vom Geiste gedacht.

Mischt uns die Becher, ihr lächelnden Kinder,
Reicht uns des Geistes hochheiligen Trunk:
Blumen vergehen, die Felsen nicht minder,
Tage der Menschen sind ewiglich jung.

Als die Gedichte erschienen waren, wurden sie in verschiedenen literarischen, auch politischen Zeitschriften zwar besprochen, zum Theil sogar enthusiastisch gelobt, aber in weitere Kreise drang der Name des Dichters nicht. Verwerfend war keine Kritik, es wäre auch ein trauriges Zeugniß von der Geschmacklosigkeit des Kritikers gewesen, aber es geschah keineswegs genug, um auf die hohe Schönheit dieser gedankenvollen und gefühlsinnigen Lyrik aufmerksam zu machen. Denn auch das allzubegeisterte, in jugendlichem Ungestüm über das Ziel hinausschießende Lob, das von einem Recensenten im Berliner Conversationsblatt, welcher sich mit einem Pseudonym Seidelmann nannte, dem Dichter mit vollen Händen gespendet wurde, war eher geeignet eine Gegenströmung hervorzurufen, wie denn selbst der Herausgeber des Blattes es für nöthig erachtete, in einer Anmerkung sein Mißtrauen gegen den leidenschaftlichen Dithyrambus des Recensenten auszusprechen. Die Recension ist durchaus nicht ohne Geist, und es ist manches in ihr enthalten, was in der That zur Charakterisierung der Gedichte beiträgt. So wenn der Verfasser in seiner bilderreichen Darstellung sagt: „Die Sprache ist stark und eigenthümlich geprägt, lauter harte, gewichtige Münzstücke; man sieht es den Worten an, daß der Dichter glaubt, die Zeit sei kostbar, und man dürfe sie nicht an nichtssagende Worte verschwenden. Seine Rede gleicht den starren, granitnen Urgebirgen der Erde, die ohne die Verbindung weicher verbindender Erdschichten ihre riesenhaften Kuppeln in den Himmel thürmen." Das gilt wenigstens von einer Art seiner Gedichte, denen nämlich, welche dem Genre des Erhabenen angehören; auf die Lieder, in welchen er anmuthig und innig den Frühling und das häusliche Leben schildert, paßt diese Charakteristik nicht. Der Schluß der Recension aber wird zu einem das Maß auch der pietätsvollen Anerkennung und Würdigung weit übersliegenden Panegyricus, den ich indeß

doch mittheile, weil er zeigt, welchen gewaltigen Eindruck die geistige Persönlichkeit des Dichters auf jugendliche Gemüther schon in jenen Jahren gemacht hat: „Giesebrechts Muse", schließt der Darsteller, „das tiefsinnende Haupt mit dem sternenreichen Schleier umhüllt, schaut ernst hinab in das Getreibe der Menschen, lächelnd unter Thränen. Sie war schon einmal auf der Welt, als unter Hellas tiefblauem Himmel jene grandiosen, urweltlichen Conceptionen des Prometheus, der Oresteia gedichtet wurden in — Aeschylos, dem gepriesenen Dichterfürsten, und wieder ist sie aus dem nächtigen Grabe auferstanden mit aller Energie ihres Geistes, der feierlichen Priesterlichkeit, der bittern Resignation und durchschimmernden Herbe — in dem Dichter, dessen Bild wir aufzurollen versucht." Zwar ist auch in dieser Fluth begeisterter Worte ein Tropfen nüchterner Wahrheit für den enthalten, der an einzelne aeschyleische Chorlieder denkt, aber die Muse des Schöpfers der griechischen Tragödie und die des norddeutschen Lyrikers für identisch zu erklären, das wird bei jedem besonnenen Beurtheiler mit Recht lebhaften Widerspruch hervorrufen. Der Dichter selbst verhielt sich sehr kühl gegen diese Recension, die übrigens auch eine Beschreibung seiner Persönlichkeit giebt. „Sie enthält viel Unreifes und Ungehöriges", schreibt er; „in der Charakteristik erkenne ich mich gar nicht wieder, nicht einmal im Signalement." Spottend berichtet er über seinen Kritiker in Gersdorfs Repertorium: „Der Recensent ist sogar unzufrieden damit, daß die Gedichte keine Ueberschriften haben, wie denn das leider immer mehr Sitte werde. Dabei sei der Uebelstand, daß man die Gedichte durchlesen müsse, um ihren Inhalt zu erfahren."

Große Anerkennung fand Giesebrechts Dichtung bei Friedrich Wilhelm IV., der damals als Kronprinz häufig in Stettin sich aufhielt. Der Dichter wurde zur Tafel gezogen und empfing den herzlichsten Dank für seine Poesien, und so viel Schmeichelhaftes mußte er hören, daß, wie er an seinen Neffen schrieb, er es nicht wieder sagen könne. In dankbarer Rückerinnerung an die huldvolle Aufnahme, die seine Gedichte bei dem hochgebildeten Fürsten gefunden, schrieb der Dichter, der in der Krone seines Königs

zu jeder Zeit das Symbol der deutſchen Einheit ſah, in den erſten Tagen der Thätigkeit der Nationalverſammlung in Frankfurt folgende Verſe, welche das innige Herzensverhältniß, in welchem er zu ſeinem Könige ſtand, deutlich bekunden:

Dich ſucht mein Lied; du haſt es erſt geſucht,
Aus dunklem Laub haſt du hervorgezogen
Des Sinnens, des Gefühles ſtille Frucht.
Die Stille ſchwand, und Weltgeſchicke flogen
Um dich, ſogar um mich, in wilder Flucht;
Doch ſucht mein Lied dich durch den Drang der Wogen,
Durch Mondenlicht, durch Gluth des lohenden Brandes
Dich, meines Herzens König, meines Landes.

So innig er aber auch dem Könige zugethan war, es kam ihm nie von fern in den Sinn, das Mindeſte von ſeiner Ueberzeugung ihm zu opfern oder je auch nur zu verhehlen. Als Gieſebrecht nach dem kläglichen Scheitern der Arbeit der Nationalverſammlung ſehr gebrochenen Muthes, aber noch auf ſeinen König hoffend, nach Stettin zurückgekehrt war, nahm er die erſte Gelegenheit wahr, um ihn mit dichteriſchem Wort ernſt an die Erfüllung der großen nationalen Aufgabe zu mahnen. Er erzählt ſelbſt davon in den Anmerkungen zu ſeinen Gedichten: „Am 3. Auguſt 1849 wurde die Statue Friedrich Wilhelm III. enthüllt, welche die Stadt hatte herſtellen laſſen; mir war von dem Bürgermeiſter Schallehn der Auftrag geworden, zu der Feſtlichkeit ein ſangbares Lied zu dichten. Ich legte begreiflich dahinein, wovon mir das Herz voll war. Der König ſelbſt war zur Feier des Tages von Berlin gekommen; eine Anzahl Perſonen waren auf das Schloß zur Tafel entboten, ich unter ihnen. Indem nun der gütige Wirth unter ſeinen Gäſten umher ging, trat er auch zu mir. Wir haben uns lange nicht geſehen, ſprach er, haben Sie inzwiſchen fleißig gedichtet? Zu Zeiten wohl, Ew. Majeſtät, war meine Antwort. Das iſt mir lieb, erwiederte er, ich freue mich immer, wenn ich etwas von Ihnen leſe: es trägt alles das Gepräge des Ungewöhnlichen. Ich verneigte mich und ſchwieg, denn das königliche Wort ließ eine zwiefache Deutung

zu. Da wandte er sich, schon im Vorübergehen begriffen, noch einmal zu mir um und sprach sehr freundlich: ich meine im guten Sinne, das versteht sich ja. Nach der Tafel trat auch der General, jetzt Feldmarschall, v. Wrangel zu mir und versicherte mich, mein Gedicht habe dem Könige sehr wohl gefallen. Aesthetisch vielleicht, politisch wohl nicht." In dem Gedichte nämlich kommen folgende Verse vor, die nicht geeignet waren, sympathisch das Ohr des Königs zu berühren:

In schlimmen, wie in guten Tagen,
Wir halten treu am deutschen Reich.
Ein Volk vom Hochgebirg zum Meere!
Wer löschte dieses Willens Macht,
Der Deutschen Recht, der Deutschen Ehre,
Die Leuchte in der Wolkennacht?

Da steht sein Bild, aus weißem Steine,
Gleich frischen Lilien, aufgeblüht:
O stände so vor uns das eine,
Das Werk, darum die Zeit sich müht!

Seitdem er damit umging, seine Gedichte zu veröffentlichen, hatte er größeren Antheil an kritischen Zeitschriften genommen, um die er sich eine geraume Zeit nicht bekümmert hatte. Er fand zu seiner Freude, daß inzwischen manches anders und besser geworden war. Interessant ist sein Urtheil darüber in einem Briefe aus dem Jahre 1835:

„In der Kritik steht die Berliner literarische Welt ohne Bedenken vorne an. Ich rede nicht bloß von den Jahrbüchern, die viel Tüchtiges geben. Auch der neue Zodiacus von Mundt interessirt mich. Klar sind diese Urtheile über unsre Literatur noch keineswegs, es ist sehr viel willkürliche Phantasterei in ihnen, Hegelsche Philosopheme tumultuarisch in Anwendung gebracht und unvollständig aufgefaßt; aber als Gegensatz gegen das altherkömmliche, vermooste Recensiren ist eine solche Kritik immer etwas. Was daran nicht taugt, wird sich bald zerschlagen, aber nicht alles wird untergehen. In dem letzten Hefte hat sich Göschel zuerst vernehmen lassen, er will steuern, aber die Unbändigen wollen

nicht hören. Mich ſoll wundern, wie das Unternehmen auslaufen wird. Was iſt das z. B. für eine ſeltſame Polemik gegen das Naturelement in der Poeſie zu Gunſten des Menſchlichen, das der Poet in Schenken, auf Straßen und Paraden aufſuchen ſoll! Das ſind dürftige, äußerliche Studien, wobei nichts zu lernen iſt, als wie die Menſchen ſich räuſpern und ſpucken, und wie ſie ſich anziehn und eſſen und trinken. Wer die Volksgeiſter verſtehen will, der dringe in die Geſchichte der Völker ein, wer den Geiſt der Menſchheit begreifen will, muß die Geſchichte der Menſchheit betrachten. Die Individuen aber ſind nicht davon losgeriſſene Blätter, ſie ſind Früchte und Blüthen an dem Geäſte der Völker und dem Baume der Menſchheit. Freilich auch die Geſchichte iſt dem unverſtändlich, in dem das Denken gebunden iſt, das Denken aber gelangt zur Freiheit in der Philoſophie. Und der Genuß an der Natur iſt der wirklich dem Genuß am Menſchen entgegen geſetzt? Wer den Wein genießt, genießt ſich ſelbſt, den erregten Zuſtand ſeiner menſchlichen Seele. Wer an Landſchaft, Sonnenſchein, Morgen- und Abendroth ſich erfreut, erfreut ſich nicht dieſer Gegenſtände unmittelbar, ſondern der durch ſie vermittelten Vorſtellungen. Wie König Midas was er berührt in Gold verwandelt, ſo verwandelt der Menſch alles Natürliche, das er in ſeinen Kreis zieht, in Menſchliches. Er iſt ja auch von der einen Seite natürlich, während er von der andern Geiſt iſt. Dennoch liegt in dieſer und andern zodiacalen Schiefheiten etwas Richtiges zum Grunde, man wird von dem Treiben dieſes jungen Deutſchlands angezogen und abgeſtoßen. Laß ſie nur gewähren."

Aus derſelben Zeit iſt ein Brief, in welchem er beſchreibt, welchen Eindruck er von der Improviſationsgabe Wolfs empfangen hat. Das Weſentliche von dieſer Darſtellung hat er ſpäter in der Damaris (1860) reproduciert. Er erzählt: „Der jetzt ſchon verſtorbene Improviſator Profeſſor Wolf aus Jena war hier. In einer Abendgeſellſchaft bei unſerm Löwe kam ich mit ihm zuſammen. Man bat ihn zu improviſiren; er war ſofort bereit und erſuchte die Damen, ihm eine Aufgabe zu ſtellen. Da die ſchöne Welt ſich zurückzog, wurde ich von der Wirthin beſehligt

vorzugehen. Aufgaben, welche Reflexion erforderten, verbat der Improvisator; übrigens seien lyrische und dramatische gleich willkommen, für letztere besonders biblische Stoffe oder antike, überhaupt solche, welche die Einführung von Chören gestatteten. Ich schlug Jephthas Tochter vor. Wolf bedachte sich einige Minuten, dann setzte er sich neben Löwe an den Flügel und ließ sich von diesem so begleiten, daß der Vortrag einen melodramatischen Charakter erhielt. Ein Chor der Jungfrauen begann, die Tochter Jephthas erhob ihre Stimme, Priesterchöre, Kriegerchöre folgten; es war aber alles überaus matt. Dem Dichter selbst entging das nicht, er erklärte unumwunden, er könne nicht fort, ihn verwirre, er wisse nicht was. So konnte die Sache aber unmöglich ohne Mißstimmung in der Gesellschaft ausgehen, jeder that das Seinige, sie wieder ins Gleiche zu bringen. Frau Tilebein mit ihrem feinen geselligen Tact traf sogleich das Richtige. Sie brachte etwas Lyrisches, eine Antwort auf Byrons Fare well in Vorschlag. Der Improvisator fing wieder an zu recitiren, diesmal indem er die Augen mit der Hand verdeckte. Die gereimten Verse flossen ihm leicht zu, der Affect hob, steigerte sich, und das Gedicht schloß angemessen abgerundet ab. Durch diesen Erfolg aufgemuntert, begehrte der Poet noch einmal eine dramatische Aufgabe. Ich nannte ihm die Longobardenkönigin Rosamunde; er war mit dem Geschichtlichen nicht vollständig bekannt. Als ich ihm davon angegeben hatte, so viel nöthig schien, äußerte er, mit dem Stoff werde er einige Veränderungen vornehmen müssen. Dagegen war nichts einzuwenden. Nach einem Besinnen von höchstens fünf Minuten entwickelte er darauf in fünffüßigen, reimlosen Jamben ohne Anstoß eine dramatische Scene.

Alboin ist beim Mahl und fordert seinen Narren auf, er solle einen Scherz machen. Der Narr meint, das sei nicht so leicht, wie der König sich vorstelle, und witzelt über sein eigenes Thun verglichen mit dem königlichen. Dem Alboin gefällt das nicht, er will etwas über seine Kriegsthaten hören, und als ihm erwidert wird, davon zu reden sei nicht des Narren Amt, wendet er sich an seine Gemahlin und verlangt, sie solle das Lied von

seinem Siege über die Gepiden singen. Rosamunde weigert sich, giebt endlich nach, fügt aber dem Liede einige Verse hinzu, welche ihre Liebe zu dem besiegten Könige, ihrem Vater, und ihren Widerwillen gegen den Sieger verrathen. Der König, dadurch gereizt, läßt sich den Becher bringen, den er aus Kunimunds Schädel hat machen lassen, hält ihn Rosamunden vor, zeigt ihr die Stelle, wo der Erschlagene die Krone getragen, welche ihm geraubt, die Stelle, wo die tödtliche Waffe eingedrungen sei, füllt dann das Gefäß mit Wein und fordert die Königin auf, daraus zu trinken, es müsse ihr ja ein Genuß sein, mit ihren Lippen das theure Haupt des Vaters zu berühren. Rosamunde flieht, wirft sich dem Unerbittlichen zu Füßen und erklärt zuletzt, da sie kein Gehör findet, entschlossen, sie trinke nicht. Alboin dagegen befiehlt kalt seinen Kriegern, Rosamundens Hände zu binden, dem Narren ihr den Wein mit Gewalt in den Mund zu gießen. Da der letzte Auftrag mit einem Spaß abgelehnt wird, ergreift der König selbst den Becher, um ihn der noch nicht Gefesselten aufzuzwingen. Die Königin giebt scheinbar nach, nimmt den Becher, wirft Gift hinein, das sie verborgen bei sich trug, trinkt, und indem sie das Gefäß zurück giebt, durchstößt sie den Alboin mit einem gleichfalls verborgen gehaltenen Dolch. So strafe sie sich selbst und räche ihren Vater.

Die Schwächen der zugleich ohnmächtigen und forcirten Schauderscene sind handgreiflich, indessen als Erfindung des Augenblicks machte sie doch einen Eindruck, auch auf mich. Als eine poetische Production darf man sie nicht betrachten, wohl aber als eine rhetorische Reproduction von Motiven, Situationen, selbst Phrasen, die schon dagewesen. In der Unterhaltung zeigte Wolf eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Werken der neuern, besonders Deutschen Dichter. Auf einer solchen Unterlage bewegt sich das improvisirende Talent, wie auf seiner nothwendigen Voraussetzung; aber ein Talent bleibt es doch, das schon Vorhandene, das sprachlich Geformte in der Poesie so gegenwärtig zu haben und es augenblicklich für einen von Außen gegebenen Zweck in Bewegung setzen zu können."

So nahm Gieſebrecht in jenen Jahren das lebendigſte Intereſſe an Allem, was ſich auf poetiſche Darſtellung bezog. Auch in der Muſik, für die er von Natur wenig Verſtändniß beſaß, verſuchte er heimiſch zu werden, ſeit er ſeine Oratorien gedichtet hatte. „Muſik höre ich in dieſem Winter ungewöhnlich viel;“ ſchreibt er im Jahre 1836, „wüßte ich nur mir etwas muſikaliſchen Verſtand zu verſchaffen, daran habe ich unglaublichen Mangel.“ So war er auch voll von dem Gedanken an ein Ineinandergreifen der Muſik und Poeſie, an eine Regeneration der Oper. „Sophokles“, ſchrieb er 1833, „wirkt auf uns nur durch ſein eignes Wort, aber ſo wirkte er auf die Athener nicht. Muſik und Poeſie ſind eine Weile ſo weit auseinander gegangen, daß ſie beinahe feindlich wurden. Die Componiſten wollten nur dürftige Texte, und ſie haben ſie gefunden. Wenn ſie nun anfangen den Zuſammenhang ihrer Kunſt mit der ſceniſchen und der Poeſie einzuſehen und darum von dem ſogenannten ſtrengen Stil abweichen, d. h. von dem, der jedes andre Kunſtmittel als die rein muſikaliſchen zurückweiſt, ſo kann ich darin nur einen Fortſchritt ſehen. Mögen die Verſuche im Einzelnen noch nicht genügen, der Gedanke, der ihnen zu Grunde liegt, Verbrüderung der Künſte, iſt mir ein achtbarer.“ Sich ſelber aber hat er nie die Fähigkeit zugetraut, einen Operntext zu ſchreiben. Wie er früher Löwes Aufforderung dazu abgelehnt hatte, ebenſo dreißig Jahre ſpäter dem Dr. A. Lorenz gegenüber; er ſei ſich, ſchrieb er dieſem, ſchon damals bewußt geweſen, daß ihm zu einer ſolchen Arbeit nicht weniger als alle Tüchtigkeit fehle. „Der Mangel,“ fügte er hinzu, „hat ſeitdem gewiß nicht abgenommen, ſondern ſich geſteigert. In der Oper will das Publikum nicht allein hören, ſondern viel, recht viel und möglichſt Ueberraſchendes ſehen; wer ein ſolches Werk in die Hand nimmt, muß mit dem Theater und allen ſeinen Künſten und Wirkungen vertraut ſein. Das bin ich gar nicht. Seit länger als zehn Jahren habe ich nur einmal oder ein andermal den Fuß in unſer Schauſpielhaus geſetzt, ungeachtet es vor der Thür meines Hauſes ſteht; und — das ſiebenzigſte Jahr liegt hinter mir. Auf Bahnen, die ich

in meinem früheren Leben bereits eröffnet habe, weiter zu gehen, dazu fühle ich wohl noch Trieb und Kraft in mir; aber einen Weg einzuschlagen, auf dem ich ganz fremde bin, lieber Freund, das ist kein Unternehmen für mich."

Damals aber besuchte er das Theater häufiger, wenn auch nicht oft. So schreibt er im Jahre 1841 über eine Aufführung des Faust: „Im Winter war Seydelmann hier und gab Gastrollen, das hat mich auch wieder einmal ins Theater gelockt. Ich habe den Mephistopheles gesehen. Man spricht heut zu Tage viel von dem Verfall der theatralischen Kunst. Wenn aber noch solche Talente, wie Seydelmann, aufstehen können, hat der Verfall gute Wege. Einen solchen Schauspieler habe ich nie gesehen. Mit seiner Auffassung des Mephistopheles bin ich nicht ganz einverstanden, das humoristische Element in dem Charakter, das ihn mildert, verschwand mir zu sehr; aber geht man auf die Ansicht ein, die Seydelmann von dem Charakter hat, so ist die Darstellung auch bis in die kleinsten Züge hinein durchgebildet und aus einem Guß."

Seit seine Gedichte in die Welt hinausgetreten waren, wurde der dichterische Trieb in ihm nicht schwächer, sondern eher noch lebendiger als zuvor. Zwar wollte er ihn zunächst zurückdrängen, weil ihn umfangreiche Arbeiten für die Schule beschäftigten; zwar machten ihn vorübergehend die Schlußarbeiten des Semesters, Examina, Censuren, Conferenzen, Correctur der Reden für den Schulactus unwirsch: aber die Lust am poetischen Schaffen ließ sich nicht hemmen. Alle freie Zeit wendete er der Poesie zu. „Könnte ich jetzt, wie ich wollte", schrieb er, „ich triebe nichts als Dichten und Vorstudien zum Dichten". Und diese Vorstudien waren mit der größten Gewissenhaftigkeit — man wird dabei an Schiller erinnert — auf das Geringste gerichtet. So holte er sich bei seinem Neffen Wilhelm, dem in Berlin die Schätze der Bibliothek offen standen und dessen Hülfe er bei seinen historischen Arbeiten wiederholt in Anspruch genommen hatte, auch über die Frage Auskunft, von wo der Gebrauch des Kaffees ausgegangen sei, da er bei den ihm zugänglichen Gewährsmännern

einander widersprechende Angaben darüber gefunden habe. Er hatte nämlich drei neue Bücher zu dichten angefangen, unter diesen ein Buch des Kaffees. Der Plan ist später so nicht ausgeführt, aber das Gedicht, das ihn zu der gelehrten Anfrage veranlaßt hatte, steht in der zweiten Ausgabe der Gedichte, unter der Ueberschrift „Deslieux“ dem zweiten Buch des Welschen eingereiht. Es gehört nicht zu seinen schönsten; aber sehr werthvoll ist ein anderes aus eben derselben Zeit, zu welchem ihn die thörichten Anklagen gegen die Philologie als ein todtes und heidnisches Studium veranlaßt hatten. Es hat die Form eines Gespräches zwischen einem Philologen und seiner Tochter. Diese bringt dem Vater den Morgentrunk in einer schönen Tasse, wie sie meint, von neuester Form. Der Vater entgegnet: „Die Form ist griechisch, liebes Kind.“ Auf denselben Ursprung macht er sie bei dem Theatergebäude, bei der Aufführung von Göthes Iphigenie aufmerksam. Nachdem die Tochter die Dichtung gehört, spricht sie hingerissen von der überwältigenden Schönheit des Dramas:

Welch ein Gedicht! In stiller Seele
Das Allerfernste ist mir nah;
Nur Hellas such' ich mit der Seele,
Ich bin, wie Iphigenia.
Ich hoffe, zage mit der Treuen
Einsam an der Barbaren Strand,
Mich faßt ein unermeßlich Freuen,
Ihr Segel eilt ins Vaterland.
Ist meine Heimath denn Mycene,
Bin ich Dianens Priesterin?
O Vater, Vater, warum sehne
Denn ich nach Hellas Ufern hin?

Ihr antwortet der Vater:

„Wer in das Land der Dichtung sehnet,
Der sucht der Griechen schöne Welt;
Es ist, wie fern er ihr sich wähnet,
Ihr Hauch, der seinen Busen schwellt.
Gut' Nacht, mein Kind, und träume leise
Ins holde Griechenland entzückt,
Es starb nicht aus, es war nur weise
Auf goldne Wolken fort gerückt.“

Beſonders aber beſchäftigten ihn damals ſeine dramatiſchen Gedichte. Er beabſichtigte, wenn es ihm mit der Aufnahme ſeiner Gedichte einigermaßen nach Wunſch ginge, ſeine dramatiſchen Arbeiten zu revidieren und drucken zu laſſen, was ihm des Druckes werth ſchien. Er ſchrieb darüber an ſeinen Neffen: „Der Gedanke, meine dramatiſchen Arbeiten in ähnlicher Weiſe wie meine lyriſchen durchzuarbeiten und zu bergen, was ſich bergen läßt, rückt mir immer näher, er wird hoffentlich mit der Zeit zur Reife kommen. Die Aufnahme, die meine Gedichte finden, wird am Ende den Ausſchlag geben müſſen; geht es damit nicht, ſo wird ſich kein Verleger zur Herausgabe der Schauſpiele verſtehen, denn es wird die Sammlung mindeſtens drei Bände, jeden zu 30 bis 40 Bogen gerechnet, umfaſſen. Ich bin dabei reſignirt und bin es auch nicht: die Zeit des Gefühls ſollte für mich vorüber ſein, und doch beſchleicht es mich manchmal, ohne daß ich es merke. O der ſeligen und ſchmerzlichen Ahnungen meiner Jugend!“ Und wenige Wochen ſpäter: „Wie ich es mit meinen Schauſpielen halten, welchen Weg ich einſchlagen werde, darüber bin ich mit mir ſelbſt noch nicht einig. Die Sache will überlegt ſein, und ich habe noch mit andern Dingen vollauf zu thun. Jeden Falls kommt mir König Wenzel nicht ſo gar geringe vor; möglich, daß ein anderer nicht darin ſieht, was ich; doch haben Dein Vater und Levezow immer viel Werth darauf gelegt, einige Scenen haben ſie auch ohne mich zu fragen im Berliner dramaturgiſchen Wochenblatt abdrucken laſſen. Ohne Zweifel iſt es eine raſche, übereilte Jugendarbeit, manches völlig roh, höchſtens verſifizirt aus Hageks Böhmiſcher Chronik und aus Pelzels Geſchichte des Königs Wenceslaus aufgenommen. In dem Jahr, dem das Trauerſpiel angehört, Oſtern 1814 bis 1815 ſind außer manchen kleinern Gedichten zehn Schauſpiele zu Tage gefördert, beinahe keins ohne hiſtoriſche Vorſtudien: Du magſt daraus abnehmen, mit welcher Haſt ich arbeitete. Und doch trieb mich äußerlich nichts, ich wurde eher gehemmt, aber ich war in einer Art poetiſchen Taumels, wie er mir ſo nicht wieder geworden. Ein ſolcher Zuſtand ſchaffte bewußtlos manches, das zwar noch kein ausgebildetes Gedicht iſt,

aber den Lebenskeim dazu in sich trägt. So erscheint mir auch R. Wenzel, ich finde Elemente in ihm, die ich mir schwerlich werde entgehen lassen. Ueberhaupt liegen mir von 24 Stücken, die ich bis jetzt ganz oder bis auf weniges zu Ende gebracht, noch 11 vor; das ist das Material, mit dem ich mich werde zu beschäftigen haben, wenn es zur Ausführung meines Vorhabens kommen sollte. Sehen wir dann, was die Probe aushält."

Man sieht, wie mächtig in ihm der Trieb gewesen ist, als dramatischer Dichter zu wirken, wie viel er seit seiner Greifswalder Studentenzeit geschaffen hat. Es muß eine bittere Enttäuschung für ihn gewesen sein, als ihm allmählich die Ueberzeugung kam, daß ihm diese Wirksamkeit wahrscheinlich verschlossen sei. Damals aber hoffte er noch, wenn ihm von vierundzwanzig Stücken auch nur noch elf geblieben waren, die er auf die Bühne oder in die Lesewelt zu bringen gedachte. Doch selbst von diesen hat er später die Mehrzahl verworfen; nur vier sind noch handschriftlich vorhanden, die aber nach meinem Urtheil alle bedeutender sind, als die eine früher von ihm veröffentlichte Tragödie Lazar.

Der Stoff dieses Stückes ist dem Freiheitskampfe der Servier gegen die Türken entnommen. Der Untergang Lazars mit seinen beiden Schwiegersöhnen, die, wie er selber, servische Fürsten sind, wird in ihm dargestellt. Der eine von diesen beiden, Milosch, begeht, um sich von dem falschen Verdacht des Verrathes zu reinigen und seinem Volke durch das Opfer seines Lebens sicheren Sieg zu verschaffen, den Mord des feindlichen Heerführers, zieht aber grade dadurch das Unheil auch auf die Seinigen herab. Der Dichter hat die Tragödie Lazar genannt; neben Lazar nimmt Milosch, der träumerische und dann so unselig rasch entschlossene, unser Interesse in Anspruch; einen Helden aber, in welchem sich das leidenschaftliche Verfolgen des in der Situation gegebenen Zieles, der Befreiung von der Türkenherrschaft mit ergreifender Gewalt ausprägte, hat das Drama nicht; und das ist wohl sein größter Mangel. Freilich was Schopenhauer von dem Tragödiendichter verlangt, daß er seinen Helden durch Leiden

geläutert sterben lassen solle, d. h. nachdem der Wille zu leben schon zuvor in ihm erstorben ist, das ist in dieser Tragödie auf das vollständigste geleistet. Als nach der verlorenen Schlacht der grausame Sieger die gefangenen serviſchen Fürsten hinzurichten beſchloſſen hat, sagt Lazar auf der Trümmerstätte des Lagers zu Wuk, dem andern Schwiegersohn, der noch erfüllt ist von glühender Lebensluſt:

Kennſt du die Stätte noch; blick um dich, Sohn.
Dort war das Lager unſers Volkes. — Nun
Sieh Aſchenhaufen, Trümmer und Gebälk,
Gewinſel tönt, Blut raucht vom Boden auf;
Was ſich gerettet hat der Servier,
Flieht ſcheu und angſtvoll des Verfolgers Schwert.
Magſt du noch leben, Sohn, wo alles ſtarb,
Was Lebensfreude in die Seele gießt?

Aber schon vor der Kataſtrophe wird der Held keineswegs dargeſtellt als ſeinen Zweck mit leidenſchaftlicher Heftigkeit verfolgend; er war innerlich gebrochen durch den Verluſt ſeiner Frau, deren Tod vor die Handlung der Tragödie fällt. Sagt er doch ſelbſt mit wehmüthiger Reſignation auf die ſeit dieſem Ereigniß verfloſſene Zeit zurückblickend:

Mein Heldenthum war aus, ſeitdem ſie ſtarb;
Was hatt' ich da noch in der Welt zu thun.

Von den ungedruckten Tragödien nimmt eine, Phileña, ihren Stoff aus der karthagiſchen Geſchichte. Phileña, die letzte eines Geſchlechtes, von dem ein hochherziges Brüderpaar in früherer Zeit ſich für das Vaterland in ſchmerzvollen Tod gegeben, wendet ſich vom Leben ab, das ihr werthlos geworden iſt durch den Tod des geliebten Kindes, welcher, wie im Lazar der Tod der Frau, der Vorgeſchichte des Dramas angehört, dann durch die ſchmerzliche Ueberzeugung von dem mehr auf kriegeriſchen Ruhm als auf ſtilles Familienglück gerichteten Sinn ihres ſonſt edeldenkenden Mannes, endlich durch die Ermordung eines hochverehrten Gaſtfreundes. Durch die letzte Erfahrung, mit der ſich

die Erfüllung eines dunklen Orakels verknüpft, wird ihr banger Todesmuth zu unbezwinglicher Todessehnsucht gesteigert. Die andern Charaktere sind kräftig gezeichnet, und in dem ganzen Drama herrscht frischeres Leben als im Lazar. Hervorzuheben ist der deutlich ausgeprägte Gegensatz zwischen rüstiger, mit den realen Lebensverhältnissen rechnender Thatkraft und dunklen, aber mächtig treibenden patriotischen und religiösen Empfindungen. Die Sprache erhebt sich nicht selten zu hoher dichterischer Schönheit. So sagt Fürst Adherbal, Philenas Gemahl, seine Lebensauffassung andeutend:

(Die Liebe) tönt, wie Nachthauch in den Espen rauscht,
Allein die Ehre hallt, dem Drange gleich
Des Sturms, der Wogen an die Klippen wirft,

Und ihm gegenüber Philena, ihr Loos beklagend:

Der Aetna kühlt die Stirn im ew'gen Schnee;
Was kümmert ihn das arme Weingerank,
Das seinen Fuß umstrickt, und das die Gluth
Des Lavastroms, den er ergoß, verzehrt.
Was fragt der Held nach meiner Seele Schmerz,
Wenn er nur sich das Abschiedsweh erspart.

Früher freilich der in Zeit der bräutlichen Liebe war ihr der Held anders erschienen; mit Wehmuth erzählt sie davon zu Heraklius, ihrem Gastfreunde:

O hättest du den Helden nur gesehn,
Als seine Lieb um meine Liebe warb;
Er war so kühn, er war so stark wie nun,
Und doch sein Auge sanft und rein und licht;
Er war ein goldumstrahltes Blitzgewölk,
Daraus der Donner und die Kühlung quillt.

Seit sie die innige Zuneigung ihres Mannes verloren zu haben glaubt, sieht sie ihre Lebensaufgabe darin, den Heraklius, gegen den die leidenschaftliche Kriegspartei in Karthago den ungerechten Verdacht der Verrätherei hegt, vor Gefahr zu schützen:

Die Blumenthräne quillt nur vor dem Tage,
Und iſt verſchwunden, tritt die Sonn' hervor:
Verſtumme nun, wehmüth'ge Liebesklage,
Wohlan, Philena, richte dich empor!
Das iſt der Götter erſtes Wort: Entſage!
Und merkteſt du mit reinem Sinn und Ohr,
Dann tönt das zweite Wort aus heil'ger Frühe:
Auf, daß dein Herz für fremdes Glück erglühe.

Auch der durch das ganze Stück ſich hinziehende Gegenſatz zwiſchen pietätsvollem Glauben und kriegeriſcher Ehre, die das vom berechnenden Verſtande geſteckte Ziel beharrlich verfolgt, zeigt ſich am deutlichſten in einem Geſpräch Philenas mit Heraklius:

Heraklius.

Aus dunkler Tiefe ahnt Karthagos Volk
Und lebt in dem Gefühl mehr, als es weiß,
Daß es nur dauern kann und dauern wird,
So lang an die Philenenſage noch
Der Glaube freudig in dem Herzen glüht.

Philena.

Ein Blitz im Dunkel iſt mir jedes Wort,
Heraklius, das deinem Mund entfließt:
Der Glaube — ja das iſt's, da liegt es ja —
Und wenn der Glaube, die Begeiſtrung wankt,
Wenn man die heil'ge Sage niederzieht
Ins kleine Leben, wo der Zweifel herrſcht,
Dann tritt die Ehre, ſtarr und eiſig kalt,
Anſtatt des liebewarmen Glaubens ein.
Nun erſt, Adherbal, nun verſteh' ich dich.

Von hohem dichteriſchen Werth iſt auch die Schilderung, die Leo, der thatkräftige und verſchlagene Fürſt von Agrigent, in der Klage um ſeinen ermordeten Bruder Heraklius von dieſem und von ſich ſelber giebt:

Mein Bruder, all' dein Leben war ſo ſchön.
Ich ſah mich ſelbſt, allein verklärt in dir.
Was ich mit harten Kämpfen mir errang

In Arbeit und Gefahr, in Zorn und Gluth,
Gleich einem Gott trugst du es leicht davon,
Und ungefurcht blieb deine milde Stirn.
Ich nur der Bergmann, der mit Müh' und Qual
Das flammende Gold aus finsterm Schachte sprengt,
Du des Gebirges Geist, vor dessen Blick
Die Adern aufgehn, da die Schätze ruhn.
Und dich erschlug die rohe Mörderhand!

Die andern drei Dramen bilden zusammen eine Trilogie. In ihnen wird dargestellt, wie Hermanfried, König der Thüringer, getrieben und unterstützt von seiner ehrgeizigen Gemahlin Amalberga nicht nur die andern Theile Thüringens, die von seinen Brüdern Berthar und Baderich beherrscht werden, sich unterwirft, sondern auch über Thüringens Grenzen hinaus siegreich vordringt, bis er den verbündet gegen ihn ziehenden Ostfranken und Sachsen erliegt.

Das erste Stück heißt die Königswittwe. Hermanfried und Amalberga kommen zu Besuch auf Berthars Burg, um diesen, der an Jagd und Waldeslust mehr Gefallen hat als am Krieg, für den Plan zu gewinnen, das königliche Feldherrnamt an Hermanfried gegen dessen Forsten abzutreten. Bei dieser Gelegenheit erfahren sie, daß Berthar mit einer ihm nicht ebenbürtigen Frau vermählt ist, und flößen in seine Seele Mißtrauen gegen den adligen Sinn und die Treue Emmas, seines Weibes. Berthar, der abgesehen von diesen Verdächtigungen vollgültige Gründe zu haben glaubt, seine Frau für untreu zu halten, ist auf das leidenschaftlichste erregt, und als jene den Vorschlag wegen des Feldherrnamtes erneuern, weis't er sie in seiner aufgeregten Stimmung mit beleidigenden Worten aus seiner Burg; Emma und ihr vor kurzem geborner Sohn, der dem Könige als Bastard gilt, sollen verstoßen werden. So erklärt er in Gegenwart seiner Ritter. Als aber bald darauf alle Verdachtsgründe gegen Emma völlig schwinden und sie in makelloser Reinheit dasteht, will er eilig die bis dahin noch nicht gekrönte Frau zur Königin krönen lassen und seinem Sohne das Erbrecht sichern. Dem widerstehen aber seine Ritter, weil nun einmal durch die öffentliche Beschuldigung

Zweifel an der legitimen Herkunft des Knaben entſtanden ſeien, und die nachträgliche Verſicherung nicht ſchwerer wiegen könne als jene voraufgegangene Anklage. Zu den mit Hermanfried darauf ausbrechenden Krieg zieht Berthar, von ſeinen Rittern verlaſſen; Emma, deren Herz durch die Kränkung ihrer Ehre auf das tiefſte verletzt iſt, will durch Entſagung für ſich und ihren Sohn die Ritter für den König wiedergewinnen, aber die entſcheidende Schlacht iſt ſchon geſchlagen, in ihr Berthar gefallen. Hermanfried nimmt Berthars Land in Beſitz, Emma geht willig mit ihrem Kinde in die Dunkelheit zurück, aus der einſt Berthar ſie an ſeine Seite emporgezogen. „Sie iſt heraufgeſtiegen wie ein ſtrauchelnd Kind, ſie ſteigt hinab wie eine Königin“ ſagt von ihr am Schluß des Stückes die ſtolze Amalberga.

Die Hauptſchwäche des Stückes, dem es an ergreifenden Scenen nicht fehlt, iſt die nicht ausreichende Motivierung für Berthars Verdacht. Das ſcheint auch der Dichter ſelbſt gefühlt zu haben, denn er ſchreibt im Jahre 1834: „Die Königswittwe darf, wie ſie jetzt iſt, nicht unter die Leute kommen, die Expoſition bedarf einer gänzlichen Umarbeitung, die denn auch in den übrigen Acten Aenderungen nach ſich ziehen muß.“ Es iſt ſehr zu bedauern, daß der Dichter dieſe Aenderungen nicht mehr vorgenommen hat; denn das Drama hat ſonſt große Vorzüge, beſonders die Darſtellung des Charakters der Königswittwe ſelbſt iſt eine hohe dichteriſche Leiſtung. Wie hold und liebreizend iſt ſie zuerſt, bevor noch der traurige Verdacht den dunkeln Schatten in ihre Seele wirft, in ihrem jungen Mutterglück, in ihrer demüthigen Liebe zu dem königlichen Gemahl:

Nun wird es koſtlicher mit jedem Tag;
Des Lebens Wirklichkeiten jung und hold
Umwachſen mich, aufquellend wie die Saat.

Und als die Reine, die mit keinem Gedanken Treuloſe als Buhlerin vor ihrem Manne, vor dem ganzen Hofe gilt, da trifft ſie, gerade weil ihre Liebe zu dem einen Mann ſo ſchrankenlos, ſo innig, ſo ſelbſtvergeſſen geweſen, dieſer Schlag ſo hart, daß die

harmloſe Lebensluſt in ihrer Seele völlig ertödtet iſt. Ihr Liebesfrühling hat keinen Herbſt gehabt, es iſt ſogleich der ſtarre Winter darauf gefolgt:

Dem Sturm im Herbſt beugt ſich der Buchenwald
Und wechſelt traurig Anſehn und Geſtalt:
Der Blätter Ton, die wispernd fallen ab,
Iſt dann wie Liebesſeufzer um ein Grab.
Doch wenn der Winter mit der eiſ'gen Fauſt
Der Bäume Kronen faßt und wild erbrauſt,
Dann dringt im Forſt kein Klagen an dein Ohr,
Der nackte Aſt reckt ſich erſtarrt empor,
Von glüh'ndem Sternenhimmel überdacht,
Doch ſtumpf und fühllos in der langen Nacht.
So, wenn der kalte, bitter kalte Gram
Das warme Herz in ſeine Schatten nahm,
Das Auge trocken und kein Wehelon,
Und Feindes Blicke funkeln Grimm und Hohn,
O Herz, mein Herz, wie der entlaubte Hain,
So mußt du ſtarr und ſtumpf und fühllos ſein.

Was ſie hier im Monolog mit ergreifenden Worten ausſpricht, wird noch deutlicher in ihrem Geſpräch mit Siegelinde, der Pflegerin ihrer Kindheit. Dem lichten Frühroth ihrer Liebe folgt kein ſonniger Tag, ſondern gleich die dunkeln Abendſchatten.

Emma.

Ja ſeine Liebe fühlt' ich weich und lind
Sich um mich legen, wie den Frühlingswind,
Und ſüße Sorge, ſehnſuchtbange Ruh
Trug er, wie Düfte meinem Herzen zu;
Und als mein Frühroth kam, mein Wonnetag,
Da ich als Braut in ſeinen Armen lag,
So weit der Sonne reiner Lichtſtrahl zückt,
Wo war ein Herz, wie meines ganz beglückt?
Er war mein Gott, mein Lieben war Gebet! —
Frühroth und Liebe! — O wie ſpät, wie ſpät! —

Siegelinde.

Als Scheibe erſt, als krumme Sichel bald

Siehſt du des Mondes wechſelnde Geſtalt;
Doch wie er auch ſich ſelber giebt und nimmt,
Es iſt der Mond, der ſanft im Aether ſchwimmt:
So wandelt auch die Liebe ihren Gang.
Erſt ſtilles Sehnen, unentdeckt und bang,
Dann himmliſch Fühlen, bräutlich Glück und Kuß,
Und dann —

Emma.

Der Tod. Das iſt der rechte Schluß.

Siegelinde.

Ein traulich, friedſam Beieinanderſein,
Verſöhnlich, ſtill, auch das iſt Liebe.

Emma.

Nein.
Was ſoll mir der verwelkte Blumenſtrauß,
Er ſchließt nicht wieder auf, wirf ihn hinaus.

Und als dann die Liebe zu ihrem Sohne ſie wieder zu Berthar gezogen, als ſie ſich wieder ihm zu eigen gegeben, freilich nicht mehr mit der übermächtigen, unbewußten Zuneigung, die einſt das Mädchenherz durchdrungen hatte, und nun den nach ſo ſchmerzlichen Seelenkämpfen ihr Wiedergegebenen ſich durch jähen Tod entriſſen ſieht, trotz des Opfers, zu dem ſie bereit geweſen, da tönen aus dem durch ſchweres Leid zur friedevollen Entſagung geläuterten Gemüth die tief empfundenen Worte:

Nein, auch nicht einen meiner dunklen Tage,
In meiner wunden Bruſt nicht einen Schmerz,
Nicht eine Thräne miſſ' ich, keine Klage;
In ſolchem Weh' erfährt mein ahnend Herz
Antwort des Lichtes auf die düſtre Frage,
Die ich geweint, gehöhnet himmelwärts;
So mußt' ich mich durch Nebelpfade winden,
So mich zum Ziele, dem umſtrahlten, finden.

O komm und lege mir den Schleier an,
Mein Kleinod nun, gleich bräutlichen Geſchenken:
Ach, es iſt ſüß, um den geliebten Mann
Sich ohne Maß in tiefes Leid verſenken.

Fragſt du, was meine Liebe mir gewann?
Ein blumig Grab, ein heilig Angedenken,
Das leiſ' und mächtig meine Seele faßt,
Der Wittwe ſtille, ſehnſuchtsvolle Raſt.

Schön, von dem Königsthron herabzuſteigen,
Den höchſte Liebe für mich hingeſtellt,
Schön, zu verſinken in ein mächtig Schweigen,
Wie Abendſonne, die ihr Grab erhellt.
Fragſt du, was mir dann bleibe, was mein eigen
Von meiner Größe, die ſo raſch gefall't?
Im Wechſel noch ein Hochgefühl der Dauer,
Der Königswittwe ernſt gelaſſne Trauer.

Das zweite Stück der Trilogie heißt der Königsſohn. Neben den Brüdern Baderich und Hermanfried und deſſen Gemahlin Amalberga nimmt das größte Intereſſe Ortewin in Anſpruch, ein Knabe, in welchem Amalberga ihren in früher Kindheit geraubten Sohn aus erſter Ehe zu erkennen geglaubt hatte, den ſie, als ſie der Täuſchung inne geworden, aber doch als ihren Pagen bei ſich behalten hat. Schon in dem erſten Stücke der Trilogie erſcheint er in ihrer Begleitung, ohne Einfluß auf die Entwickelung zu haben. Dem Baderich, der, wenn auch tapferen Sinnes, ruhige wiſſenſchaftliche Beſchäftigung dem ſorgenvollen Glanz des königlichen Feldherrnamts vorzieht, macht der ehrgeizige Hermanfried denſelben Vorſchlag, den er einſt dem andern Bruder gemacht hatte. Baderich geht darauf ein unter der Bedingung, den jungen Ortewin, in dem er die Züge ſeiner verſtorbenen Frau Alfrede, Amalbergas Schweſter, wiedererkennt, bei ſich zu behalten. Auch ihm war ſein Kind geraubt worden, und der Knabe, der ihm Alfredens Züge lebhaft vergegenwärtigt, war ihm lieb geworden, als wäre er ſein eigenes Kind. Amalberga, ſo voll ihr Herz von ehrgeizigen Plänen iſt, findet ſich ſehr ſchwer in dieſe Bedingung; denn ſie hängt nach ihrer Enttäuſchung immer noch an Ortewin. Nachdem der Vertrag geſchloſſen, kommt Baderich zu der Ueberzeugung, Ortewin ſei in der That der verlorene Sohn, und glaubt ſich bei ſo veränderter

Sachlage nicht mehr an ſein Wort gebunden. Es kommt zum Kriege zwiſchen den Brüdern, in welchem Ortewin und Baderich beide ihr Leben verlieren. Hermanfried und Amalberga ziehen als Sieger und neue Herren in die Burg ein. An demſelben Zeichen aber, an welchem Baderich Ortewin als ſeinen Sohn erkannt hatte, einem goldnen Halsſchmuck Alfredens, den der Knabe beſitzt, glaubt nun Amalberga noch viel ſicherer ihn als *ihren* Sohn zu erkennen. Dennoch bleibt ſie in bangen Zweifeln. Damit ſchließt das Stück und weiſ't über ſich hinaus auf ein folgendes hin, das die Löſung bringen ſoll.

Als ein ſelbſtändiges Drama kann alſo der Königsſohn nicht gelten und ſoll es auch nicht; ſeine ſchwächſte Seite iſt wohl die Zeichnung der beiden Knabencharaktere, Ortewins und Dagoberts, den jener an König Baderichs Hofe kennen gelernt und ſchnell ſich zum Freunde gewonnen hat. Was ſie ſprechen, iſt oft, wenn auch an ſich vortrefflich, doch weit den Vorſtellungskreis und die Ausdrucksweiſe ſo junger Seelen überfliegend. So wenn Dagobert ſagt:

O wohl dem Menſchen, dem ein ernſter Zwang
Die dunkeln Kräfte in der Seele bindet,
Bis er getragen aus des Lebens Drang
Sich unverhofft in milder Klarheit findet.

Oder wie Ortewin ſich ausſpricht, als er von Baderich erfahren, daß er ſich durch blutigen Krieg von Hermanfried das wieder erſt erſtreiten muß, was er in Uebereilung aus der Hand gegeben hat:

Was vernahm ich heut? Wie ſtürmt es ſchaurig
Um die Berghöhn, da ein König thront!
Aus dem Thal ſieht man die weißen Gipfel
Glanzvoll ſchimmern in dem Abendroth,
Aber droben jagt der Wind die Wolken,
Jagt den Schnee die Gletſcherbahn entlang.

Vortrefflich aber iſt die Zeichnung der drei andern Haupt-

perſonen; nur zeigt ſich auch hier zuweilen mehr die Begabung des Lyrikers als die des Dramatikers. So in dem an ſich ſehr ſchönen Monolog Amalbergas, als ſie Ortewin an Baderich abtreten ſoll, und nun an die Hoffnungen, die ſie gehegt, zurückdenkt, an die Enttäuſchung, die ſie erfahren:

Da weinte ich laut, denn es bluteten mir
Aufbrechende Wunden in innerſter Bruſt.
Wie des Sturmes Geheul Seefahrenden tönt,
So klang in mir der zermalmende Ruf:
Dein Sohn iſt hin, dein Sohn iſt hin,
Dein Sohn dir ewig verloren.
Dann erſtarkte die Bruſt, und ich lächelte wohl
Mein ſelbſt und des Wehes, das erſt mich beſtrickt;
Frei wußte ich nun: Er iſt nicht dein,
Nur Zufall eracht' es und trugvoll Spiel
Regſamer Natur, daß dein Abbild dir
In des Knaben Geſicht, wie auf ſpiegelndem See,
In lieblicher Stille begegnet.
Als ein Märchengebild, als der Wachenden Traum,
Auf des Frühroths Purpurgewölke erhöht
Und der Erde entrückt ſchien nun die Geſtalt,
Die ich wirklich und nah mir im Leben geglaubt;
Und ich liebte den Traum, und ich nährte ihn mir.
Wer ſchweifte nicht gern in der Dichtung Land,
Da wir wiſſend und wollend uns täuſchen? —
Nun fliehſt du von mir unfreundliches Kind,
Und der mütterlich ſelige Traum entweicht,
Und die Märchen verwehn, und die Farben verglühn,
Und der purpurne Schein wo ſchwand er hinaus!
Wenn die Harfe verſtummt, wenn die Dichtung ſchweigt,
Was bleibt an dem Leben, als Felſengeſtein,
Entkleidet und bloß
Von dem veilchenduftigen Mooſe!

Ganz anders als dieſe weichen Töne klingen die Worte derſelben Amalberga, welche ſie nachher zu Hermanfried redet:

Du ſprichſt: Ich kann nicht; und an ſolchem Grund
Muß mir genügen; aber dir genügt
Der Schmerzensruf von Frauenlippen nicht.

O weichliches Geſchlecht, das ſtark ſich nennt!
Ich kann nicht, mag nicht, iſt der Weheruf,
Sobald das Leid an eure Thüre pocht;
Und bei uns Frauen geht es aus und ein,
Die Lippe ſchweigt und keine Klage tönt.

Das letzte Stück der Trilogie, die Sachſenfahne, zeigt uns Hermanfried zuerſt auf der Höhe ſeines Kriegsruhmes und ſeiner Macht. Er hat ſich eine Ruhmeshalle gebaut, geſchmückt mit allen erſiegten Fahnen, und unter derſelben iſt das Grabesgewölbe, in welchem er einſt ausruhen will. Doch der Gedanke, für alles, was er durch ſeine Kämpfe gewonnen, keinen Erben zu haben, betrübt ihn, und noch mehr Amalberga. Zwar ſucht er ſich vorübergehend damit zu tröſten, daß der Ruhm des Mannes ſchönſter Sohn ſei, aber mit Begierde harrt er doch der Boten aus Italien, die ihm Gewißheit geben ſollen über die Hoffnung, die in dem Königspaare erweckt iſt, Amalbergas Sohn aus erſter Ehe, Hildebald, ſei noch am Leben. Aus der Erzählung der Boten geht unwiderſprechlich hervor, daß der in dem Kriege mit Baderich getödtete Ortewin kein anderer geweſen, als der ſchmerzlich geſuchte Hildebald. Dadurch empfangen beide die ernſte Lehre:

Oft hat die Haſt der Menſchen nur verwirrt,
Was ſonſt die Zeit gelöſt in leichtem Gang.

Aber Hermanfried muß ſich wieder zum Kriege rüſten, diesmal gegen Dietrich, König der Oſtfranken, in deſſen letzten Friedensvorſchlägen der welterfahrene Mann gerade den feſten Entſchluß zum Kriege erkennt:

Denn wer zum letzten Unrecht ſchreiten will,
Der ſucht mit Fleiß des Rechtes Schein für ſich:
Er will der ſchuldlos Angegriffne ſein
Vor Menſchen, vor dem Himmel, vor ſich ſelbſt:
So iſt der Völker altgewohnter Brauch.

Er hat auf den Beiſtand des von ihm beſiegten Sachſenherzogs Hattwigo gehofft. Als er aber deſſen wiederholte

ungestüme Forderung, sein Panier, das Zeichen seiner Niederlage, aus der Siegeshalle zurück zu erhalten, hartnäckig abweist, stellt sich auch dieser ihm feindlich gegenüber. Eine verlorene Schlacht nöthigt ihn zum Rückzuge in seine Burg. Da kommt ihm der Gedanke, den jungen Ostfrankenkönig, dessen Hochherzigkeit und strahlenden Heldenmuth er in jener Schlacht erkannt hat, zu seinem Sohne und Erben zu machen. Im Kampfe mit Hattwigo empfängt er die Todeswunde; auch da noch macht der Sachsenherzog auf die Fahne, ja auf die Leiche Hermanfrieds Anspruch, bis er endlich sich zur Versöhnung bereit zeigt. Dietrich wird König des ganzen Reiches, mit ihm eröffnet sich die Aussicht auf eine neue Zeit des Rechtes, des Friedens und der Freiheit:

Die Todten liegen still und Friede blickt
Die Lebenden mit klarem Auge an.

Giesebrecht hat die Sachsenfahne für das beste Stück der Trilogie gehalten. Ich zweifle, ob er richtig geurtheilt hat. Das selbständigste, an sich verständlichste ist es, aber das schönste schwerlich. Das hartnäckige, eigensinnige Streiten um das Panier, woran die Entwickelung des ganzen Dramas hängt, ist nicht recht geeignet, in dem Leser volle Sympathie zu wecken. Die Darstellung hält sich in diesem Stück, ebenso wie in den andern, zu sehr auf derselben Höhe; die sonst scharf ausgeprägten Persönlichkeiten sind durch ihre Ausdrucksweise nicht genügend individualisiert; aber andrerseits ergreift die Diction oft durch den erhabenen Schwung und fesselt durch die scharfen Antithesen.

Dem Dichter ist es nicht gelungen, diese Dramen, die trotz der unverkennbaren Mängel in Erfindung und Darstellung doch hohe dichterische Schönheit in sich bergen, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Und als nun auch der Sammlung seiner Gedichte keineswegs die Aufnahme wurde, die sie verdienten, empfand er die Täuschung sehr schmerzlich. Es kamen längere Zeiten, in denen er gar nicht dichtete; ja er glaubte, daß seine poetische Thätigkeit für immer ruhe und „er in dieser Richtung fertig sei". Ihm war „karthäuserhaft zu Muthe". Einen Brief an einen

Freund aus dieſer Zeit ſchließt er mit den Worten: „Nimm vorlieb mit meinem ſchlechten, zerſtückelten Briefe; es gehört zum Briefſchreiben wie zum Dichten eine Art Begeiſterung, die mir heute und überhaupt in dieſen Tagen nicht kommen will“. Als ſo die Poeſie für einige Zeit verſtummt oder wenigſtens zurückgedrängt war, beſchäftigten ihn auf das lebhafteſte ſeine geſchichtlichen und antiquariſchen Arbeiten in den letzten der dreißiger und während der vierziger Jahre, bis er durch die politiſchen Stürme aus ſeinem einſamen Gelehrtenleben herausgeriſſen wurde.

Mochte er nun aber ſeine Mußeſtunden mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten, mochte er ſie mit dichteriſchem Schaffen ausfüllen, ſeine Lehrthätigkeit am Gymnaſium blieb immer dieſelbe überaus treue, gewiſſenhafte, nie und nimmer auch die ſcheinbar kleinſten Pflichten vernachläſſigende. Seine Genialität, ſeine tief eindringenden und viel umfaſſenden Forſchungen haben das Schulamt niemals beeinträchtigt; in hingebendſter Pflichterfüllung ſteht er allen, die ihn kennen gelernt haben, als leuchtendes Vorbild vor der Seele. So haben ihn mir Schüler aus den erſten Jahren ſeiner Thätigkeit geſchildert, ſo habe ich ihn aus eigener Anſchauung in den vierziger Jahren kennen gelernt, ſo iſt er geblieben bis zu dem letzten, dem fünfzigſten ſeiner Amtsführung.

Ueber ſeine pädagogiſchen Anſichten aus der erſten Hälfte ſeiner Thätigkeit theile ich zwei intereſſante Schriftſtücke mit, das eine nur handſchriftlich vorhanden aus dem Jahre 1831, in welchem er ſich über Erziehung und Bildung, ſo wie über ſeine Auffaſſung der „pädagogiſchen Poeſie,“ vornämlich bei Cenſuren, ausſpricht und über ſeine eignen Verſuche ſie würdig zu geſtalten, das andere, in dem erſten Bande der neuen pommerſchen Provinzialblätter (1826) abgedruckt, wo er von dem Unterſchiede handelt, der zwiſchen der Erziehung in der Schule und der im Hauſe beſtehe und beſtehen müſſe.

Den Unterſchied zwiſchen Erziehung und Bildung faßt er in folgender Weiſe: „Die Erziehung führt etwas in ſich Unvollendetes zu ſeiner Vollendung, ſie hat ein in der Erſcheinung vorhandenes Vorbild, nach dem ſie ſtrebt, die Bildung führt etwas

in ſich Vollendetes zu einer höheren Vollendung, ſie trachtet einem Urbilde nach, das außerhalb der Erſcheinung liegt und hat alſo ein unendliches Ziel. Das Vorbild des Knaben iſt der Mann, dahin ſoll die Erziehung ihn führen, der Mann aber hat Vollendung in ſich, er hat kein Vorbild in der Erſcheinung, ſein Urbild liegt außer der Erſcheinung, er bedarf der Erziehung nicht mehr, aber der Bildung ins Unendliche.

(Der Gärtner erzieht aus dem Kern, dem Keim, dem Unvollendeten, das Vollendete, den Baum. Aus Thon, etwas in ſich Vollendetem, bildet der Töpfer ein Gefäß, das etwas Vollendeteres iſt als der Klumpen Thon; aus dem Marmorblock, der etwas in ſich Vollendetes iſt, bildet der Bildhauer ein höheres Vollendetes, eine Statue.)"

Ueber ſeine Verſuche, der pädagogiſchen Poeſie paſſende Form zu geben, ſpricht er ſich in der Form eines Tagebuchblattes aus: „Am letzten März habe ich ein Gedicht beendet für den nächſten Aktus des Gymnaſiums. Es iſt allmählich im Laufe des letzten Winters entſtanden, und ich glaube nun die Form für dieſe Gattung pädagogiſcher Poeſie gefunden zu haben.

Als ich hieher kam, während Kochs Direction, waren die Feſte der Schule der kirchlichen Feier nachgeahmt, ohne die Würde dieſer erreichen zu können. Kirchenlieder wurden geſungen, gewöhnlich die allernüchternſten, der Director ergoß ſich in Reden, eben ſo nüchtern und inhaltlos, mit geſpreizter Rhetorik aufgeſtutzt. Als Löwe kam, fing man an, ein Geſangſtück einzuſchieben, das keinen Zuſammenhang mit dem Uebrigen hatte, aber auch nur wie ein Specimen der muſikaliſchen Fertigkeit der Schüler angeſehen wurde, alles andere in ſonſtiger Weiſe. Seitdem Haſſelbach die Direction übernommen hat, bin ich wiederholt aufgefordert, Feſtlieder zu dichten. Bis jetzt habe ich nun erſt allmählich aufräumen müſſen, das Kirchenlied und, was damit zuſammenhängt, die Theilnahme des Publikums am Geſange, ſind nach und nach beſchränkt. Geht es nach meinem Sinne, ſo ſind von der nächſten Feier an die Zuhörer Zuhörer, und wir bauen uns aus eignen Mitteln und nach eigenem Bedarf unſere Feſtgeſänge auf.

Die Schule iſt das Organ, durch welches der Staat ſeine pädagogiſchen Rechte übt; aus dieſem Princip ergiebt ſich zunächſt das Perſonal, deſſen ich für meine Gattung der Poeſie bedarf: das Vaterland ſelbſt, als Mutter und Königin gedacht, die Alten oder die Lehrenden und die Jungen oder die Lernenden, mithin eine Einzelſtimme und zwei Chöre, welche letztere nach Erfordern der Umſtände wieder in Halbchöre zerfallen und aus welchen einzelne Stimmen hervortreten werden. Werden die Mittel, welche wir beſitzen, ausreichen, um ein ſolches Perſonal zu beſchaffen? darüber muß Löwe entſcheiden, vielleicht zerſchlägt ſich daran mein ganzer Gedanke.

Die Schule iſt das Organ, durch welches der Staat ſeine pädagogiſchen Rechte übt: aus dieſem Princip ergiebt ſich auch zum Theil der Inhalt meiner Feſtgeſänge. Das Vaterland ſpricht mit ſeinen Mandataren von und mit ſeinen Söhnen, dieſe erwiedern, preiſen, fragen; von artigen, geſitteten, beſcheidenen Schülern, von wohlmeinenden Lehrern, welche jene anſtatt der Väter in nützlichen Kenntniſſen unterweiſen, und von allen ſonſtigen, herkömmlichen Phraſen der platten Spießbürgerlichkeit kann nicht die Rede ſein.

Aber freilich der Staat iſt mir auch etwas anderes, als die Leute ſich darunter denken. Wie ein Kunſtwerk den Zweck hat, das Schöne zur Anſchauung zu bringen, ſo hat der einzelne Menſch und eben ſo auch der Staat die Aufgabe, die Gerechtigkeit, im platoniſchen Sinne, darzuſtellen. Im Mittelalter waren Kirche und Staat, Geiſtliches und Weltliches, getrennt; davon kann in einem evangeliſchen Staate nicht mehr die Rede ſein, dieſer hat die Kirche in ſich aufgenommen und mit ihr ſich durchdrungen. Die Richtungen, welche nun der Staat zu verfolgen hat, werden gehen auf das Nützliche, das materielle Wohlſein ſeiner Bürger, auf das Gerechte im engern Sinne, die geſetzliche Ordnung im Staate ſelbſt und im Verhältniſſe deſſelben zu andern Staaten, auf das Schöne, Kunſt und Poeſie, und auf das Heilige, die Religion. Für alle dieſe Richtungen iſt die Schule die Vorbereitung. Jede von ihnen iſt zu gewiſſen Zeiten und von gewiſſen Parteien als Hauptzweck der Schule geltend

gemacht, die letzte von Franke und den Pietisten, die vorletzte von den Humanisten, die erste mit Hinzuziehung der zweiten von den Philantropisten und Realisten. Unsere Gymnasien, denke ich, müssen alle vereinigen."

Man sieht, mit welchem gedankenvollen Ernste er alles behandelte, was er in den Kreis seiner Thätigkeit zog.

Die pädagogischen Bemerkungen in den Provinzialblättern sollen dem Vorurtheil entgegentreten, daß der beliebteste Lehrer der beste sei, und der Forderung, die Schule habe in ihrer Zucht dem Hause nachzustreben:

„Ein öffentlicher Lehrer, der, wie man sagt, in allgemeiner Liebe steht, ist mir eine bedenkliche Erscheinung. Sein Amt ist: Anringen gegen den Unverstand zunächst bei den Jungen, aber mittelbar auch bei den Alten, die ihren Kindern nicht nachstehen wollen. Wie kann nun Freundschaft sein zwischen ihm und der Menge, die zu allen Zeiten unverständig gewesen, und es noch niemals hat glauben wollen, daß dem so ist."

„Man will mir sagen, die Schule sei die Fortsetzung des Vaterhauses, die Lehrer seien die Stellvertreter des Vaters, ja ich habe die Behauptung gehört, die Gewalt des Lehrers über seine Schüler sei eine von dem Vater diesem übertragene. So müsse denn auch die Erziehung der öffentlichen Schule ein möglichst treues Abbild der Erziehung im älterlichen Hause sein; wie ein Vater unter seinen Kindern müsse der Lehrer unter seinen Schülern walten. Süß genug und auch nichts weiter!

Man braucht sich nicht viel in den Familien umzusehen, damit man zu der Ueberzeugung gelange, die häusliche Erziehung werde fast nirgend nach festen, klar erkannten Grundsätzen geübt. Dennoch geht die Sache größtentheils leidlich, mitunter sehr gut; denn das Gefühl der Blutsverwandtschaft, das beständige Zusammenleben, die Vermittlung der Mutter und der Geschwister, von Seiten des Kindes das Bewußtsein der Hülflosigkeit ohne den Vater, von Seiten des Vaters der Gedanke an die Oede seines Hauses und seines Herzens ohne das Kind: dies alles ist an sich

ſo bildend, und gleicht jede etwa entſtehende Störung bald wieder aus, daß die häusliche Erziehung, gleich einer Naturerſcheinung, ihren ſegnenden Gang fortgehen kann, ohne ſich der Geſetze bewußt zu werden, nach denen ſie wirkt. Alle dieſe Gefühle und Verhältniſſe gehen der öffentlichen Schule ab, und doch ſoll es möglich und vernünftig ſein, das älterliche Haus in ihr nachzubilden, ſie als deſſen Fortſetzung zu betrachten. Es iſt eine ſeltſame Zumuthung, daß der Schüler von zwanzig und etlichen Lehrern jeden als ſeinen Vater liebe und achte, es iſt ein nicht minder unerfüllbares Anſinnen, daß der Lehrer für einige hundert Schüler, die fortwährend wechſeln, Vatergefühl empfinden ſoll. Die geprieſene Väterlichkeit in der Schule iſt nichts anders, als Unklarheit und Schwäche.

Die Schule iſt aber keine Fortſetzung des Vaterhauſes, die Aufnahme in ſie iſt vielmehr der erſte Eintritt in das öffentliche Leben, die Lehrer ſind, ſchon nach dem Allgem. Landrecht, Staatsdiener, ihre Pflichten und Rechte ſind ihnen ohne Zweifel nicht von den Eltern ihrer Schüler übertragen, ſondern vom Staate, und haben mit der väterlichen Gewalt gar nichts gemein, das Verhältniß des Lehrers und des Schülers zu einander iſt kein unauflösliches, durch die Geburt gegebenes, durch Naturgefühle unbewußt geordnetes; ſondern nur auf klar eingeſehenen, mit Conſequenz durchgeführten Grundſätzen kann es ſicher ruhen und Feſtigkeit und Haltung gewinnen: ſtrenges Recht und pünktliche Ordnung müſſen in der Schule walten, wie im Staate, der ihr Vorbild iſt."

Unverſtändigen Anforderungen gegenüber, wie ſie allerdings an die Schule zuweilen geſtellt werden und die durch perſönliche Erfahrungen damals gerade an ihn herangetreten ſein mögen, iſt das gewiß eine treffende Zurückweiſung voll nüchterner Klarheit, und zu verlangen iſt in der That von dem Lehrer kein anderes Verhältniß zum Schüler als das dargelegte, zu wünſchen aber bleibt es auf das dringendſte, daß liebevolle herzliche Theilnahme die Lehrenden, daß pietätsvolle Dankbarkeit die Lernenden erfülle und durchdringe. Der Standpunkt der Abwehr, den er einnimmt,

wird zu dieser Schroffheit, wie zu andern, die sich in jenen Bemerkungen finden, geführt haben; ein voller und erschöpfender Ausdruck seiner Ansichten über jenes Verhältniß ist es natürlich nicht. Freilich kann die Schule, wie der Staat, nur gegründet werden auf genaueste Pflichterfüllung, hinter der oft kein anderes treibendes Motiv steht als der klar berechnende Egoismus; aber wie es traurig um den Staat steht, der nicht auf opferfreudige Begeisterung zählen darf, so sieht es trostlos in der Schule aus, in welcher nur geschieht, was nöthigen Falls erzwungen werden kann, nichts, was die freie Neigung zu dem Lehrgegenstande und zu dem Lehrer, die sich beide nur zu oft zu unlösbarer Einheit verbinden, gerade als die schönste Blüthe des Unterrichts hervorruft. Und in wem wäre die Ueberzeugung von der treibenden und segensreichen Kraft solcher idealen Mächte lebendiger gewesen als in Giesebrecht, wenn er auch seinen Schülern gegenüber, wie in jedem persönlichen Verkehr, etwas Unnahbares hatte. Und wie begeisterte Dankbarkeit seinem Wirken reichlich zu Theil geworden, so hat er selber auch Werth darauf gelegt und in trüber Zeit sich an den Zeichen pietätsvoller Gesinnung erquickt.

In ähnlicher Weise ist eine briefliche Aeußerung aus dem Jahre 1838 zu beurtheilen. Giesebrecht schreibt: „Die Pädagogik ist ein gut Ding; wenn sie aber nicht wissenschaftliche Studien hinter sich hat, wirkt sie nur negirend, beschränkt, verbietet und sucht nur das Unkraut auszurotten, das allerdings vorhanden ist, aber sich nicht überall ausjäten läßt, ohne den Weizen mit zu verderben. Dagegen wirkt der Unterricht positiv, wenn auch nicht immer schnell. Wo der Gedanke mächtig wird, hätte er auch zunächst nur die Form eines literarischen Interesses, da verlieren die sinnlichen Triebe von ihrer Macht: der Geist ertödtet des Fleisches Geschäfte. Darum halte ich das Lehren für die Hauptsache beim Erziehen." Gewiß sind das goldene Worte denen gegenüber, die durch häufiges breites Moralisieren nachhaltigen Eindruck auf die Jugend zu machen glauben, während sie durch das werthlose Gerede sie nur langweilen oder, was noch schlimmer ist, vergnügen; aber zur rechten Zeit in der rechten

Form die kurze milde oder ernste Mahnung hat ihren durchaus selbständigen Werth, und der richtige Tact darin kann durch keinen Unterricht ersetzt werden. Das hat Giesebrecht auch gelegentlich vortrefflich verstanden. Schrieb doch zu seinem funfzigjährigen Jubiläum einer seiner ältesten Schüler, damals also auch schon ein bejahrter Mann, in dankbarer Rückerinnerung an eine so ferne Zeit, daß er als Secundaner durch einige ruhige Worte von ihm einst von einem Irrwege zurückgeführt sei. Giesebrecht hatte nämlich, als jener nicht nur die aufgegebene Arbeit versäumt, sondern sogar gegen die Zweckmäßigkeit derselben Widerspruch erhoben hatte, mit ernster Würde und ohne Unfreundlichkeit ihn darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn er auch den Grund nicht einsehe, er der Ordnung sich doch fügen müsse. Die Folge dieser ruhigen Weisung in einem Falle, der den lebhaftesten Zorn des Lehrers zu erregen geeignet schien, war der angestrengteste Fleiß des Schülers, auf dessen späteres wissenschaftliches Arbeiten Giesebrecht geradezu bestimmend eingewirkt hat. Den Brief, in welchem er an jenen Vorfall erinnert wurde, beantwortete er mit folgenden ihn selber vortrefflich charakterisierenden Zeilen: „Habe ich Ihren Trotz schonend zurückgewiesen, so muß ich entweder in der Aufwallung selbst oder vorher in Ihrer Sinnesweise ein würdigeres Element bemerkt haben, das mir imponirte: gegen den gewöhnlichen läppischen Trotz bin ich nie besonders duldsam gewesen. So ist am Ende alles oder doch das Meiste, was die Pietät des Schülers als eine Bewegung betrachtet, die von dem Lehrer ausgeht, nur das Spiegelbild oder wenn Sie wollen das Echo des eigenen Thuns, und dieses wie jenes die Wirkung des göttlichen Erziehers. Hätten wir für die offene Herzen und Augen, hätten sie in jedem Augenblick, die Pädagogik wäre sehr leicht und einfach. Haben Sie mich lieb, aber loben Sie mich nicht; es ist nichts zu loben, nur zu dulden, zu tragen, zu entschuldigen."

Dieses Beispiel einer mächtigen sittlichen und wissenschaftlichen Einwirkung schon auf die frühesten seiner Schüler steht nicht vereinzelt. Männer, die in ihrem späteren Leben als Gelehrte,

Dichter oder in praktischer Wirksamkeit Bedeutendes geleistet haben, sind sich des gewaltigen Einflusses, den Giesebrecht auf sie ausgeübt, mit voller Klarheit und in pietätsvoller Erinnerung bewußt geblieben, und was hier besonders hervorzuheben, angesehene Schulmänner, die auf jene Zeit zurückblickend ihr Auge keineswegs verschließen für die Mängel seiner Methode, sind noch heute erfüllt von dem tiefen Eindruck, den seine sittliche Hoheit, seine unbeugsame Consequenz, die ganze ideale Persönlichkeit damals auf sie gemacht hat. Das weiß ich aus brieflichen Aeußerungen, wie aus mündlichen Unterhaltungen, und nenne nur deshalb keine Namen, weil ich eine zu große Unvollständigkeit in meinen Angaben befürchte.

Aber auch auf die weibliche Jugend Stettins gewann er damals durch seine Thätigkeit als Lehrer an der Blumeschen Schule ungewöhnlichen Einfluß. Das ist für seine Charakteristik als Schulmann um so beachtenswerther, als es oft begabten Schülern der ersten Klasse des Gymnasiums schwer geworden ist, sich in seine ebenso reiche, wie fest geschlossene Gedankenwelt hineinzufinden und seinen Anforderungen zu genügen. Mir liegen Aufsatzthemata und Dispositionen zu Aufsätzen vor, aus denen zu ersehen ist, wie vortrefflich er es verstanden hat, einerseits die Phantasie der Mädchen anzuregen und andrerseits durch klare dialektische Erörterung ihren Verstand zu bilden. Von den Dispositionen theile ich zwei mit, die beide sich auf Mährchen beziehn; die eine hat die Form eines Gespräches, die andere die eines Briefes:

Das Mährchen von Rothkäppchen.

1. Es ist eine Wiederholung des Mährchens von den sieben Geiserchen.
2. Doch statt der Ziegen sind hier Menschen, Rothkäppchen statt der sieben, die Großmutter statt der alten Ziege.
1. Die alte Ziege wird nicht aufgefressen, wie die Großmutter.
2. Dem Jammer über den Tod ihres Kindes entgeht sie nicht.
1. Sie rettet auch ihre Kinder und nimmt Rache an dem Wolfe.
2. In Rothkäppchens Geschichte wird Gericht über den Wolf gehalten. Der Jäger ist der Richter.
1. In dem ersten Mährchen gilt alle Gewalt, Rache, in dem zweiten erbarmender Recht.

2. Darum mögen wohl in dem ersten Thiere, in dem zweiten Menschen dem Wolf gegenüber stehen.
1. Eine Wunderlichkeit enthält das Mährchen doch.
2. Das Mährchen ist seiner Natur nach wunderlich.
1. Warum frißt der Wolf Rothkäppchen nicht im Walde?
2. Er darf nicht, so lange es auf dem Wege bleibt.
1. Welcher Wolf kehrte sich daran?
2. Der Wolf im Mährchen muß es.
1. Und Rothkäppchens Unrecht ist, daß es vom Wege abgeht?
2. Dafür wird es gestraft. Der Wolf frißt es auf.
1. Rothkäppchen geht in guter Meinung vom Wege ab, um ihrer Großmutter Blumen zu pflücken.
2. Und hatte sie doch schon vorher an den Wolf verrathen.
1. Ohne Wissen und Willen.
2. Das mildert ihre Strafe, sie kommt mit der Angst in dem dunkeln Bauch des Wolfes davon.
1. Geht es so genau nach dem Recht in dem Mährchen zu, so enthält es wohl eine Moral?
2. Vielleicht das Sprüchwort: Ehrlich währt am längsten, oder: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
1. Oder, da es ein Kindermährchen ist, die noch schlichtere Regel: Kinder sollen auf ihrer Eltern Verbot hören.
2. So sagt es Rothkäppchen selbst.
1. Doch scheint die Wahrheit sehr unbedeutend.
2. Nicht unbedeutender als das vierte Gebot.

Die sieben Raben.

1. Ein früherer Brief der Freundin, an welche geschrieben wird, hat gemeldet, sie sei in einer Familie zum Besuch gewesen und habe da gesehen, wie unglaublich noch immer selbst von verständigen Leuten der Aberglaube unter der Jugend befördert werde. Die Frau vom Hause habe ihren Kindern gar nicht selten fade Mährchen erzählt, darunter auch eins von sieben Brüdern, die — in sieben Raben verwandelt worden.
2. Darauf bezieht sich die Briefschreiberin und scherzt über den Eifer ihrer Freundin. Sie sucht darzuthun, 1) daß es mit der Beförderung des Aberglaubens durch dergleichen Mährchen keine Noth habe, 2) daß die Verwandlung der Menschen in Thiere nicht schlechthin Aberglauben zu nennen sei, auch keineswegs bloß im Mährchen, sondern auch in der Wirklichkeit vorkomme. Beispiele. In der Wirklichkeit geht die menschliche Vernunft verloren, im

Mährchen die menschliche Gestalt, hier die Erscheinung, dort das Wesen des Menschen. Das sei der Unterschied.

3. Einwand, den die Freundin machen könne, Menschen, wie die zuletzt beschriebenen seien durch ihre eigene Schuld in den thierischen Zustand umgewandelt. Aber die Schuld der Knaben sei gering und mehr Uebereilung des Vaters als ihr eigenes Unrecht.

4. Darauf erwidert die Briefschreiberin, es gebe bei manchen Verwandlungen der Wirklichkeit wohl eben so her. Alle Sünde fange klein an und bleibe in ihren Wirkungen gewöhnlich nicht auf den ersten Urheber beschränkt, sondern gehe ansteckend auf andre über.

5. Somit scheine das Mährchen von den sieben Raben nicht allein unschädlich, sondern es liege ein rechter, sittlicher Ernst darin. Es mahne an das sittliche Unheil, das aus gering scheinender Uebereilung hervor gehen könne, erinnere aber auch durch die beharrliche Treue der Schwester und den Erfolg ihrer Wanderung an die erlösende Gewalt der Liebe.

Mit seinen Schülerinnen verkehrte er gelegentlich auch außerhalb der Schule. Er erzählt selbst davon: „Die Vorsteherin der Anstalt war meines Hauses treue Freundin, sie kam mit ihren Kostgängerinnen zu uns, wir zu ihr, und als meine eigenen Töchter heran wuchsen, wurde die Verbindung mit jener jungen Welt begreiflich noch enger. Sie ließ es namentlich an meinem Geburtstage sich nicht nehmen, festlich in weißen Gewändern bei mir zu erscheinen, mich mit Worten und Blumensträußen, auch wohl mit einer Stickerei oder anderer Handarbeit zu begrüßen; dann blühten gewöhnlich auch die Rosen und Lilien in dem kleinen Garten hinter meiner Amtswohnung in der Mönchenstraße. Dahin führte ich meine jungen Gäste, meine Frau bewirthete und bemutterte sie, ich hatte meine Freude an den blühenden Häuptern, wie an den blühenden Reichen.“ Wie er aber inniges Wohlgefallen an der jungen Mädchenwelt fand, wie weibliche Anmuth ihn zu jeder Zeit bis zu den spätesten Lebensjahren bewegte und erfreute, so waren auch manche seiner Schülerinnen, die er in jener Schule oder privatim unterrichtete, in herzlicher Zuneigung, die sich bis zu leidenschaftlicher Verehrung steigern konnte [19]), dem geistvollen Lehrer, dem genialen Dichter zugethan. Nicht bloß, so lange sie unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit

ſtanden; auch noch als Frauen ſprachen ſie ihm mit ſchlichtem Wort wie in gebundener Rede ihre treue und innige Dankbarkeit aus für „den Segen von jenen Zeiten“ her, den ſie in ſich dauernd fortwirken ſpürten. Auf ein Gedicht ſolchen Inhalts aus einer Zeit, in der er längſt aufgehört hatte, Mädchen zu unterrichten, antwortete Gieſebrecht mit folgenden Verſen:

Ertönſt du wieder, liebe Stimme,
Die lange nicht mehr an mich kam.
Als ob mir friſch entgegen ſchwimme,
Was doch der Strom der Jahre nahm!

Das Herz, das ich an mich gezogen,
Des Kindes, Mädchens froh und rein,
Das Frauenherz blieb mir gewogen
Und denkt in ſtiller Treue mein.

So mag denn grauer, immer grauer
Verbleichen meines Hauptes Haar,
Mir nehmen auch des Todes Schauer
Nicht, was mir lieb auf Erden war.

Und aus jener Zeit ſelbſt iſt ein Gedicht, in welchem er über die begeiſterte Verehrung, welche einzelne junge Mädchen ihm darbrachten, ſich ſcherzend ergeht:

Ein Taubenpaar auf hohem Rand gefüllter Waſſerſchale,
Zwei ſchöne Kinder ſaßen ſo bei munterm Feſtesmahle.
Sie koſteten vom dunkeln Wein, ſie ſprachen zu einander
Mit Herzensluſt von *einem* Mann — doch nicht vom Alexander,
Auch von dem großen Cäſar nicht, nicht von der Zanger Fürſten,
Nicht von dem ſchönſten Corydon, nach dem die Blicke dürſten.
Und mit den Gläſern wird geklingt, genippt aufs Wohl des Einen.
Sie reden hin, ſie reden her. Wer iſt es, den ſie meinen?
Der Kaiſer iſt doch heute nicht in unſre Stadt gekommen.
Iſt eine von den beiden Braut? Man hat es nicht vernommen.
Ein Dichter iſt der Glückliche, dem ſolche Huld erwieſen,
Ihm klingen ihre Gläſer zu, ihn hat ihr Mund geprieſen.
Und macht die Gunſt der Lieblichen nicht ihren Günſtling eitel?
Nein, nicht die alternde Geſtalt, nicht ſeine kahle Scheitel,
Sie lieben ſeines Liedes Wort, den Geiſt in Wort getauſcht,
In ſeinem Geiſt den Menſchengeiſt vom ew'gen Geiſt durchhauchet.

Ueber die ersten zwanzig Jahre seiner Thätigkeit am Gymnasium — bereits 1826 war er „wegen der segensreichen Erfolge im Lehramt“ zum Professor ernannt worden — hat er sich selber so geäußert:

„Im Gymnasium war die größere Hälfte dieses Zeitraumes hindurch Koch, nach ihm Hasselbach Director (seit 1828). Der erstere, bedeutend älter, als ich, wollte mir wohl, nahm aber gegen mich die Stellung eines erziehenden Gönners an. Das stimmte nicht zu meinem unabhängigen Sinn, Differenzen zeigten sich: ihnen zu entgehen, zog ich mich, Schnecken ähnlich, in mein Haus. Anders Hasselbach. Er hatte nur zehn Jahre vor mir voraus, war mir verwandt, hatte in seiner Liebe zu aller Kunst, besonders zur Poesie und Musik, manche Berührungspunkte mit mir, ich konnte mich als jüngeren Bruder gegen ihn fühlen, und er zog mich von Anfang seines Directorats an, mehr als mir lieb war, mit hinein in die allgemeinen Sorgen für das Gedeihen und die Rechte unserer Anstalt. Dazu gehörte ihm die Belebung unserer Schulfeste: er freute sich, daß Löwe und ich für den Zweck nach Kräften thätig waren. Das konnte vornämlich geschehen, seitdem die Patrone das neue Gymnasium auf dem Marienplatz erbaut und uns überwiesen hatten (1832), seitdem ein wohlhabender Kaufmann, der Stadtrath Treher, die Orgel in der Aula hatte aufrichten lassen, welche zu Festen aufforderte. Auch die Schüler betheiligten sich an ihnen mit Lust durch Gesang und Rede: es ging ein frischer, poetischer Hauch durch das Gymnasium. Freilich die Erfahrung, daß meinem Streben manches entgegen stand, die ich früher noch schärfer gemacht hatte, wurde mir auch während Hasselbachs Directorat nicht erspart, wenn auch ohne die Schuld meines Freundes; ich suchte mich im Widerstreit der Ansichten zu behaupten.“ In den vierziger Jahren aber kamen für das Gymnasium, und für Giesebrecht insbesondere, Zeiten der Anfechtung, die von der Behörde ausging. Die dreihundertjährige Säcularfeier, deren oben gedacht worden, wurde im Jahre 1843 noch in Frieden gefeiert. „Bald aber,“ so erzählt Giesebrecht, „verlauteten Aeußerungen von oben her, die mit

dem Sinn und der Art unſerer Schule nicht in Einklang waren. Die Zeitungen meldeten, der Miniſter Eichhorn habe da und dort in einer Anſprache erklärt, ſein Beſtreben gehe dahin, das poſitive Chriſtenthum aufrecht zu halten. Dazu bemerkte ich, im Geſpräch mit Freunden, die Polizei müſſe dahin ſehen, daß die Sonne mit Bankeiſen befeſtigt werde, ſonſt könne ſie uns über kurz oder lang auf den Kopf fallen; wurde ernſtlich geſprochen, ſo warf ich ein: nicht wir haben das Chriſtenthum, das Chriſtenthum hat uns, denn es iſt aus Gott. Das ſchien freilich ſelbſt Theologen eine verwegene Rede; du raſeſt, erwiderte man mir, die große Kunſt macht dich raſend. Es dauerte nicht lange, ſo rückte das neue Syſtem dem Gymnaſium näher. Dr. Eilers kam, im Auftrag des Miniſters, den Zuſtand der Anſtalt zu unterſuchen. Haſſelbach und ich waren augenſcheinlich vorzugsweiſe die Objecte ſeiner Aufmerkſamkeit. Er wohnte auch einer deutſchen Lection in der Prima bei, da ich, der Verordnung vom 24. October 1837 gemäß, den Inhalt einer Aufgabe mit meinen Jüngern durchſprach. Dieſe gingen friſch auf meine Analyſe ein, ich hatte nur zu leiten und Digreſſionen abzuwehren: ſo brachten ſie auf meine Fragen das nöthige Material des Aufſatzes ſelbſt herbei, ordneten es auch zweckmäßig. Der Reviſor war befriedigt und wandte ſich am Schluß der Lehrſtunde mit einer Anrede an die Klaſſe, darin er ſie aufforderte, einen ſolchen Unterricht ja fleißig zu benutzen. Schon am folgenden Tage wehte anderer Wind. Dr. Eilers hatte ſich die Aufſatzhefte der Primaner vorlegen laſſen und hatte gefunden, die Themata des halben Jahres enthielten disputable Sätze aus Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte, die in den deutſchen Arbeiten erörtert wurden. Das ſchien ihm ſehr bedenklich, dadurch werde die Jugend verleitet, über die Autoritäten unſerer Literatur ſich ein Urtheil anzumaßen. Ich verwies auf das Reglement vom 4. Juni 1834, welches verlange, daß die mündliche Prüfung der Abiturienten im Deutſchen auch darauf zu richten, ob die Examinanden einige Werke der vorzüglichſten vaterländiſchen Schriftſteller mit Sinn geleſen haben; ich fragte, ob bei der Durchſicht jener Hefte irgend eine unziemliche Aeuße-

rung bemerkt worden, ob in der mündlichen Besprechung des vorigen Tages etwas der Art vorgekommen sei. Beides wurde verneint, aber dergleichen könne doch vorkommen. Dann möge man sich darauf verlassen, antwortete ich, daß die Anmaßung nicht ungerügt bleibe. Mündlich war damit die Sache abgethan; aber einige Monate später kam eine Verfügung des Ministers, welche mit Bezug auf den Revisionsbericht des Dr. Eilers die Rüge aussprach, es sei bemerkt worden und durch die Mittheilung einer Reihe von Thematen für deutsche Ausarbeitungen nachgewiesen, daß ich in meinem Unterricht vorzugsweise nur die kritische Entwickelung des Verstandes zu erzielen suche, und mich nicht dabei beruhige, das Positive in dem Gebiete der Religion und die Thatsachen der Geschichte, sowie die Erscheinungen in der Literatur, mit welchen die Jugend bekannt gemacht wird, auf das Gemüth und den Geist der Zöglinge unmittelbar wirken zu lassen, sondern ihnen über alles ein Verständniß zu eröffnen bemüht sei, vermöge dessen sie darüber ein fertiges Urtheil abgeben. Ich remonstrirte und erhielt einen bureaukratischen, abweisenden Bescheid, der meine pädagogische Ueberzeugung nicht ändern konnte. Daß unser Gymnasium zu denen gehörte, welche mit der versuchsweise angeordneten Einführung der Ruthardschen Methode beauftragt wurde, berührte mich nicht persönlich, erregte aber meinen Unmuth, sah ich doch, wie es recht eigentlich darauf abgesehen war, Poesie und geistiges Leben in der Schule zu tödten, sie zur starren Mumie zu machen. Aus dieser Stimmung erwuchs das Gedicht „Was ihr wollt“:

Positives, wie erfreulich,
Das Verständniß, wie abscheulich!
Doch verstehn wir, was ihr sucht.
Was gelernt die jungen Seelen,
Könnt ihr messen dann und zählen,
Und das Phlegma wird gebucht.

Memorirt nach Ruthards Weise,
Treht euch fort und fort im Kreise,
Dann erlangt ihr, was ihr sucht,

Bald iſt dann der Geiſt entwichen,
Zwiſchen Linien und Strichen
Iſt das Phlegma wohl gebucht.

Doch der Geiſt, ihr Geiſterbanner,
Der vor euch entwich, zerrann er?
Dann erſt habt ihr, was ihr ſucht.
Nein, er bleibt, er ſpielt Verſtecken,
Wird die weiſen Meiſter necken
Ungebannt und ungebucht."

Einen ganz anderen Eindruck als dieſe Darſtellung Gieſebrechts macht Haſſelbachs im Programm des Jahres 1843 über die Reviſion veröffentlichter Bericht. Derſelbe ſchreibt: „Was auch dem Einzelnen im Leben nicht ſo gar häufig, aber deshalb nur als etwas deſto Wohlthuenderes zu begegnen pflegt, eine willige und unbefangene Anerkennung ſeiner ernſten geiſtigen Beſtrebungen, das iſt unſerer Anſtalt im Laufe des Sommers zu Theil geworden. Der K. Geh. Regierungsrath Herr Dr. Eilers, der von dem K. Miniſterium der geiſtlichen ꝛc.. Angelegenheiten den Auftrag hatte, auch die Pommerſchen Gymnaſien einer Reviſion zu unterwerfen, veranſtaltete eine ſolche mit dem unſrigen, wie mit dem an daſſelbe geknüpfte Seminarium für gelehrte Schulen, zwar nur innerhalb zweier Tage, aber mit dem ſichern Takte des geübten Praktikers und mit einer Umſicht, welcher kein weſentlicher Punkt zu entgehen vermag. Der als Reſultat der Reviſion in einer beſondern Conferenz uns ausgeſprochene Beifall über den äußeren und inneren Zuſtand der Anſtalt kann den Lehrern derſelben nur zur Aufmunterung dienen, an ihrem Theile des ihnen geſchenkten Beifalls ſich würdig zu erhalten. Für die Beweiſe aber eines Wohlwollens und einer Humanität, durch welche jedes menſchliche Verhältniß, auch ein amtliches, ſo leicht und erfreulich ſich vermittelt, fühlen wir uns gedrungen, unſern aufrichtigſten Dank hier zu veröffentlichen."

Dennoch ſtehen beide Darſtellungen nicht mit einander in Widerſpruch. Gieſebrecht erzählt von perſönlichen Erfahrungen, Haſſelbach berichtet über das allgemeine Reſultat der Reviſion.

Ueber dieſes letztere hat ſich Gieſebrecht privatim ebenſo geäußert, wenn auch nicht ohne ironiſche Färbung des Ausdrucks. Er ſchreibt: „Daß wir in dieſem Sommer hier miniſteriellen Beſuch gehabt haben, weißt Du wohl ſchon. Der gute Erfolg davon iſt, daß vielfache Verleumdungen und Anſchwärzungen Haſſelbachs, die von hier ausgegangen und an das Miniſterium gebracht waren, in ihrer Nichtigkeit erkannt ſind. Die Anerkennung iſt, wohl weil hier ein vorher gegangenes Unrecht wieder auszugleichen war, durch Herrn Eilers etwas emphatiſch ausgeſprochen. War bei der letzten Reviſion durch Koch eigentlich kein gutes Haar an unſerm Gymnaſium, ſo ſind wir nun eine Normalanſtalt, die kaum ihres Gleichen hat. Auch für mich iſt eine abſonderliche Glorie abgefallen.“ Ueber den Verlauf der Conferenz, in welcher von Eilers Gieſebrechts „Unterricht im Deutſchen als ausgezeichnet geprieſen wurde, dergleichen ihm noch auf keinem andern Gymnaſium vorgekommen“, erzählt Gieſebrecht in demſelben Briefe noch Genaueres: „(Eilers gab zu), es könne mein Verfahren unter meinen Schülern wohl gefahrlos ſein, aber während ſeines Aufenthalts am Rhein habe er die Erfahrung gemacht, daß ein Gymnaſiallehrer, ſein werther Freund, der in ähnlicher Weiſe wie ich im Deutſchen unterrichtet, aber freilich nicht mit dieſer Beſonnenheit und Klarheit, faſt alle die unruhigen Köpfe ausgebrütet habe, die nun in den Rheiniſchen Zeitungen ſo laut ſeien.‘ Die Erfahrung mußte ich auf ſich beruhen laſſen, konnte aber nur erklären, daß mir, was ich gethan, in keinerlei Weiſe gefährlich ſcheine, daß es auch gar nicht meine Art ſei, Dünkel in meinen Schülern zu nähren. Damit hatte die Diskuſſion ein Ende. Gegen Adolf (Gieſebrechts Bruder, damals Provinzialſchulrath in Stettin[11]) hat ſich Herr Eilers privatim noch weiter ausgelaſſen, er ſehe in mir das eigentliche bewegende Princip der Anſtalt, den, der die jüngeren Lehrer anführe; alle beſtehenden Autoritäten ſollten vernichtet werden ꝛc. Du ſiehſt, ich bin ein gefährlicher Menſch geworden. Es hat aber keine Noth damit. Wer mich kennt, muß über ſolche Anklagen lachen.“ Viele Jahre ſpäter hat ſich Gieſebrecht noch einmal über Eilers geäußert, in einem

Aufſatz in der Damaris (1865, 260), in welchem er Roth, als den Gegner des Lehrbegriffs der preußiſchen Gymnaſien bekämpft, Roth hatte ſich in ſeiner Gymnaſial-Pädagogik auf Eilers, als auf eine Autorität berufen. Mit Rückſicht darauf ſchreibt Gieſebrecht: „Ich bin mit dem Zeugen perſönlich in Berührung gekommen, und er iſt mir als ſehr unſicher in ſich ſelbſt erſchienen, als ein Mann, der heute lobte, was er morgen verwerflich fand; ſeine Autobiographie hat ihn mir ſpäter nicht anders gezeigt. Viel Redens von vermeintlichen Mängeln der Gymnaſien, ein großer Kitzel zu reformiren, und am Ende nichts weiter, als der Rath, zu den Lectionsplanen des Philologen F. A. Wolf zurück zu kehren, welche das Miniſterium v. Altenſtein längſt an den Schuhen abgelaufen hatte. Man kann ſich nicht wundern, daß der Sturm des Jahres 1848 einen ſolchen Reformator über Bord warf.“ Das geringſchätzige Urtheil kann nicht befremden. Iſt es ſchon überaus ſeltſam, es einem Lehrer der Prima zu verargen, daß er ſeine Schüler zu ſelbſtändigem Urtheil erzieht, ſo findet ſolche perſönliche Anſicht doch noch in der Parteiſtellung des Reviſors ihre Erklärung, und dieſe Anſicht im mündlichen Geſpräch zur Geltung zu bringen, kann ihm ebenſo wenig, wie irgend einem andern, verdacht werden. Aber einem Manne, deſſen Berufstreue exemplariſch, deſſen Beſonnenheit und konſervative Geſinnung zweifellos, deſſen Unterricht noch eben als ausgezeichnet geprieſen war, einem ſolchen Manne nachträglich in einem Reſcript auf vage Möglichkeiten hin einen amtlichen Vorwurf zu machen, deſſen Inhalt, wie Gieſebrecht in ſeiner Rechtfertigung mit gutem Grunde behaupten konnte, „faſt wie ein Lob ausſah und den Befehl zu enthalten ſchien, er ſolle es mit ſeiner Lehrthätigkeit minder ernſt nehmen als bisher“: das war ein Verfahren, das in der That jeden Menſchen von unabhängiger Geſinnung und ſelbſtändigem Charakter in hohem Grade befremden mußte. Aber das Unrecht wurde noch ſehr erheblich vergrößert. Gieſebrecht rechtfertigte ſich dem Miniſter gegenüber in einem ausführlichen Schreiben, in welchem er mit großer Klarheit und Ruhe, geſtützt auf frühere Miniſterialverfügungen, die ihm ge-

machten Zumuthungen überzeugend zurückwies, allerdings mit der durch das Wesen jeder Deduction gebotenen sachlichen Schärfe, aber ohne die Form irgend zu verletzen. Im Gegentheil, er erkannte dankbar die Milde an, mit welcher die Rüge ausgesprochen war. Leider ist das Schreiben zu lang, als daß ich es vollständig hier mittheilen könnte. Ich beschränke mich auf die Wiedergabe der Stelle, in welcher er die an ihn gestellte Forderung „das Positive auf das Gemüth und den Geist der Zöglinge unmittelbar wirken zu lassen" als eine unberechtigte darstellt. Sie enthält sehr beherzigenswerthe Worte über die Stellung des besonnenen und taktvollen Lehrers den Zeitfragen gegenüber:

„Erlauben mir Ew. Excellenz dagegen die gehorsamste Bemerkung, daß ich bei diesem pädagogischen Quietismus, so naturgemäß er scheint und in seinen Schranken gehalten, ohne Zweifel ist, sehr bedenklich bin, sobald er auf unbedingte Geltung Anspruch macht. Befände sich unser Gymnasium in idyllischer Abgeschiedenheit von allem Weltleben, so möchte ein Versuch mit ihm zu machen sein. Ich erwarte nicht, daß die Theorie sich bewähren würde, denn jener leisen, geistigen Wirkung, die von der Religion und der Wissenschaft ausgeht, steht in den jugendlichen Gemüthern eine sehr derbe, sinnliche gegenüber, die der ersteren die geistige Hülfe des Lehrers wohl nothwendig machen dürfte. Aber ein einsames, abgeschlossenes Gymnasium dürfte den Versuch wagen, wir, glaube ich, nicht. Unsere Anstalt mitten in einer lebendigen, größeren Handelsstadt, liegt von allen Seiten her verwirrenden Einflüssen offen, die keine menschliche Macht von den Schülern abhalten kann. Das gesellschaftliche Leben, in das sie von ihren Angehörigen möglichst früh eingeführt werden, um Conduite zu lernen, mündlicher und brieflicher Verkehr mit Studenten und solchen, die eben von der Universität heimkehrten, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, unverbotene und verbotene, denn die letztern werden bekanntlich am sorgfältigsten gelesen und am weitesten verbreitet, machen schon unsere Primaner mehr oder weniger bekannt mit den Wirren und der Sophistik unserer Zeit, wie ich das nicht eben selten im Privatgespräch aus dem Munde wackerer Jünglinge vernommen

hab. Soll der öffentliche Unterricht solchen eindringenden Irrthümern gegenüber sich passiv verhalten? Es scheint mir unmöglich. Soll er den einzelnen Irrthümern mit bestimmter, specieller Polemik entgegen treten? Es wäre der Kampf gegen die Hydra; es brächte eine Unruhe in den Unterricht, die der Wissenschaft und der Schule gleich wenig geziemt. Aber das halte ich für meine Aufgabe, ohne besondere Beziehung auf Zeitansichten, im Gegensatz zu dem formellen Irrthum der Zeit, der Sophistik, in meinen Schülern den Grund zu legen zu der formellen Wahrheit, d. h. zu einer scharfen logischen und dialectischen Bildung; denn sophistischen Bestrebungen läßt sich, meines Erachtens, jetzt, wie in den Tagen des Socrates, nur durch eine männliche Dialectik begegnen, die den Gegner sicher ins Auge faßt und dessen Trugschlüsse und falsche Kategorien ruhig aufdeckt. Die erleuchtetsten Männer der Kirche, wie Augustinus, wie Calvin, haben ebenso geurtheilt und gehandelt; diejenige Theologie aber, die sich vor der Dialectik fürchtet, ist gewiß nicht die rechte.

Wie mit dem formellen halte ich es mit dem substantiellen Irrthum der Zeit, soweit er in meine Sphäre fällt, d. h. mit der entstellten Auffassung der Religion und der Geschichte. Ich halte es für meine Aufgabe, in meinen Schülern den Grund zu substantieller Wahrheit zu legen, nicht zu der Religion — er ist durch Gott gelegt —, nicht zu der Geschichte — sie ist gegeben — sondern zu der wahrhaften, aus der Idee Gottes abgeleiteten Auffassung beider, der Philosophie der Geschichte, deren Princip ich bereits angegeben habe." Nachdem er dann dargethan, daß mit dieser seiner Ansicht die Ministerialverfügung vom 24. Octbr. 1837 übereinstimme, daß ferner der angewandten Methode die wiederholte Billigung des Geh. Raths Eilers zu Theil geworden sei, schließt er seine Rechtfertigung mit den Worten: „Ew. Excellenz wollen aus dem Gesagten hochgeneigtest entnehmen, daß ich mich treulich den gesetzlichen Verordnungen gemäß verhalten habe und nicht weiß, wie ich in irgend etwas Wesentlichem von der bisherigen Weise meines Unterrichts abgehen könnte, ohne von meiner Amtspflicht zu weichen. Ich frage also unter-

thänigst an, ob Ew. Excellenz nach den von mir gegebenen Erklärungen mir noch ferner die Leitung der Deutschen Ausarbeitungen in unsrer Prima anvertrauen mögen. Sollte dies nicht geschehen können, so bitte ich unterthänigst, dem Herrn Director Hasselbach dem gemäß vor Anfang des Sommersemesters Anweisung ertheilen zu wollen."

Auf die bestimmte Anfrage kam keine Antwort, wohl aber ein Schreiben, das sich zwar mit keinem Wort auf seine sachliche klare Darlegung einließ, aber das „ernstliche Mißfallen" der Behörde über die Art ausdrückte, in welcher er „die wohlgemeinte Warnung" aufgenommen habe. Solch ein Machtspruch war allerdings nicht geeignet, Giesebrecht zu den Ansichten des Revisors zu bekehren, dem er geistig so sehr überlegen war.

Während der vierziger Jahre bin ich in verschiedenen Classen sein Schüler gewesen und habe ihn als Lehrer der Geschichte in der Quinta und in den drei oberen Classen, der Religionswissenschaft in der Secunda und Prima, des Deutschen in der Tertia und Prima kennen gelernt. Ich bin nun weit davon entfernt, seine pädagogische Wirksamkeit, insbesondere seine Methode, als eine in jeder Hinsicht nachahmenswerthe darstellen zu wollen und durch Schönfärberei die Mängel, die seinem Unterricht unleugbar anhafteten, zu übertünchen; die ehrfurchtsvolle Hochachtung, die innige Dankbarkeit, die ich für meinen Lehrer empfinde, wird mich nicht hindern, ehrlich und offen auch die Schwächen seiner schulmännischen Thätigkeit darzulegen. Sind doch andrerseits seine Vorzüge der Art gewesen, daß sie sich selten, sehr selten in einer Lehrerpersönlichkeit so wieder finden.

Ueber die allgemeine Methodik seines deutschen Unterrichts, wie er ihn wenigstens in den letzten Jahren seiner Thätigkeit eingerichtet hat, spricht er sich in der Damaris (1861, 391) selber so aus: „Die Aufsatz bildende Thätigkeit ist, wie jede andere in der Schule, eine gemeinschaftliche des Lehrers und der Schüler, so auch ihr Anfang, die Erfindung: darüber ist im Wesentlichen wohl kein Streit mehr. Der Lehrer wählt zuerst fruchtbare Aufgaben, Standpunkte, von da aus die Zöglinge Kenntnisse aus verschiedenen Wissenschaften, die sie sich angeeignet haben, in

ihren gegenseitigen Beziehungen auf einander und auf eine gemeinsame Einheit übersehen, sich auf einem kleinern oder größern Raum orientiren können.

Wird dabei ausgegangen von etwas schon fertig vor dem Auge des Lesenden Dargelegten, vielleicht von Stellen alter oder neuer Schriftsteller, deren Inhalt zusammengezogen oder durch Erklärungen erweitert darzustellen ist, so wird die Arbeit der Primaner für diesen Theil des Aufsatzes, was sie nach Thiersch für das Ganze und immer sein soll, Formation eines unmittelbar gegebenen Stoffes.

Damit mag ein Schüler der obersten Classe ohne specielle Hülfe des Lehrers fertig werden. Darüber hinaus ist er durch die Aufgabe allein in der Regel noch nicht zur Genüge geleitet. Wie groß die Sehnsucht sein mag, welche den Jüngling aus der Welt der Erscheinungen, die vor ihm ausgebreitet liegt, in die Gedankenwelt hinüber treibt, die er ahnt, in die er hie und da wie durch zerrissene Nebel hinein blickt, leicht wird ihm der Uebergang doch nicht. Er bedarf des Führers, der ihn aufmerksam macht auf das Gleiche in dem Verschiedenen und Mannigfaltigen, der ihm aus Besonderem Allgemeines oder aus Allgemeinem Besonderes ableitet, Entlegenes combiniren, den gewonnenen Gedankenstoff ordnen hilft. Dies kann, wie es der Gegenstand oder irgend eine andere Rücksicht zweckmäßig erscheinen läßt, bald in erotematischer, bald in akroamatischer Lehrweise geschehen, nur darf davon nichts nachgeschrieben werden. Denn das Nachschreiben hebt das Nachdenken des Vorgedachten, worauf es recht eigentlich ankommt, ganz oder theilweise auf. Nach einer solchen Besprechung wird die Arbeit der Schüler für den Aufsatz, um den es sich handelt, ganz, vielleicht auch nur zum Theil, was Hegel forderte, Reproduction mitgetheilten Gedankenstoffes.

Aber es kann nicht ausbleiben, die mitgetheilten Gedanken regen, indem sie nachgedacht werden, andere nicht mitgetheilte in der empfänglichen Jünglingsseele an. Treten diese in dem Aufsatz zwischen die mitgetheilten oder an sie heran, gestalten sie sich aus Anlaß eines anderen Themas zu einer besonderen Deut-

ſchen Arbeit, ſo wird die Thätigkeit des Zöglings hier ganz, dort theilweiſe freie Production im Sinne Meierotto's und ſeines Jüngers Bernhardi.

Die genannten drei Momente der Erfindung ſind ſeit Einführung des Deutſchen Aufſatzes in Prima oft genug zur Sprache gekommen. Von einem vierten war meines Wiſſens noch nicht die Rede; gewußt, geübt mag es lange ſein. Ich will daran erinnern.

Jeder Aufſatz für ſich iſt ein Anlauf des Schülers zu der Geſammtbildung, die er ſucht. Mich dünkt, es iſt zweckmäßig, dieſe Beſtrebungen nicht vereinzelt zu laſſen, ſie vielmehr von Zeit zu Zeit immer wieder in Erinnerung zurück zu rufen und zu überblicken, was gewonnen ward. Dies Reſumiren iſt die Thätigkeit, die ich meine.

Für ſie iſt in der Secunda, Unterprima und Oberprima des Stettiner Gymnaſiums am Ende jeden halben Jahres eine feſtſtehende Aufgabe, der Abſchluß genannt. Sie verlangt von jedem Schüler, daß er die Hauptgedanken aller Deutſchen Aufſätze, welche er bis zu dem Zeitpunkt des Abſchluſſes in den genannten Claſſen gearbeitet hat, in ein Reſumé bringe. Als Vorbereitung darauf dient im Laufe des Semeſters ein Aufſatz: Geſchichtliche Gedanken, die wir gehabt, Gedanken über Poeſie und Poeſien, die wir gehabt, ꝛc. ꝛc., welcher zuſammen faßt, was aus einem einzelnen wiſſenſchaftlichen Kreiſe vorgekommen iſt. Nach dieſer Analogie ordnet der Secundaner in ſeinem Abſchluß auch die übrigen von ihm gearbeiteten Aufſätze in ſtoffliche Abtheilungen, unterſcheidet dann in jedem Aufſatz die Hauptgedanken von den abgeleiteten und ſtellt jene innerhalb der Abtheilungen zuſammen, wie ſie ihrem Inhalt nach ſich aneinander ſchließen. Findet er dabei Lücken in dem Gedankengange, ſo iſt er angewieſen, es zu bemerken und von ſpätern Aufſätzen die Ausfüllung zu erwarten. Die Aufgabe des Abſchluſſes beſteht alſo für ihn vornämlich im Gruppiren.

Der Unterprimaner, erinnert, daß die Aufſätze, die er in Secunda und Unterprima gearbeitet hat, nicht ſelten aus einer

ſtofflichen Abtheilung in die andre hinüber greifen, ſieht von dieſen ab und ordnet allein nach dem Inhalt. Geordnete, nach ihrem Zuſammenhang geordnete Compilationen der leitenden Gedanken, alſo des weſentlichen Inhaltes aller von ihm gemachten Aufſätze iſt für ihn die Aufgabe des Abſchluſſes. Findet er dabei ſolche, deren Inhalt außer dem Zuſammenhang liegt, ſo bezeichnet er ſie und weiſ't ſie in ihrer Vereinzelung nach.

In dieſem Abſchluß iſt ſchon der Anfang eigner Production des Schülers bei überwiegender Reproduction. Der Abſchluß der Oberprimaner kehrt das Verhältniß um; in ihm überwiegt die Production oder tritt wenigſtens ſtärker als in dem der vorhergehenden Claſſe hervor. Er verbindet nämlich den Inhalt ſämmtlicher Aufſätze durch Beziehung auf einen allgemeinen, in ihnen nicht unmittelbar gegebenen Gedanken oder einzelner durch ſelbſtgefundene Mittelglieder. Er iſt Combination, die ſorgſames Compiliren voraus ſetzt, wenn ſie Werth haben ſoll.

So gewinnt der Jüngling in den letzten vier Jahren ſeines Schullebens allmählich durch eigene Thätigkeit ein Syſtem allgemeiner Gedanken über die wiſſenſchaftlichen Studien, die ihn beſchäftigen, damit zugleich einen Kern, an den ſich anlegt, was er anders woher ſich aneignet, vielleicht noch eine Weile nach ſeiner Schulzeit. Reißen geiſtige Strömungen den Bau der jugendlichen Seele auseinander, ſo bleibt doch auch dann wohl noch Einzelnes oder kommt nach längerer Vergeſſenheit einmal belehrend, erfreuend, ja beſeligend in das Bewußtſein zurück."

Die deutſchen Aufſätze waren ihm keine Stilübungen, auf die Form in ihnen, meinte er, komme viel weniger an, als auf den Inhalt (Dam. 65, 283); der Gedanke, die Erkenntniß ſei das Eine, von dem überhaupt der Jugendunterricht ausgehe und allein ausgehen könne, der Gedanke in den drei Richtungen, die möglich ſeien, auf Gott, auf die natürliche Welt, auf den Denkenden ſelbſt, den Menſchen. Der Methode nach war ihm aller Unterricht Ueberlieferung und Dialectik, das Ziel und Ergebniß deſſelben aber immer Gedankenbildung, nicht die viel gerühmte formale Bildung. Zum gedeihlichen Wirken entgegengeſetzter Kräfte be-

dürfe es natürlich, wie überall in der geistigen Welt, so auch in der Lehrmethode des Gleichmaßes. Seit dem Tode des Ministers von Altenstein sei aber von oben her auf Kosten der Dialectik für die Ueberlieferung im Unterricht gewirkt worden. Schon das conservative Princip, welches im Staatsleben herrschte, habe die Schule nach derselben Richtung getrieben. Daß aber auch die Dialectik ihren guten psychologischen Grund und ihre geschichtliche Berechtigung habe, weist er in folgender Darlegung nach (Dam. 61, 98):

„Gehn wir in die Kinderstube. Mit funkelnden Augen lauscht das lebhafte Kind auf dem Schooße der Mutter deren Erzählung aus der wirklichen Welt oder lieber noch aus dem Reich der Mährchen; es begehrt sie zum zweiten, zum dritten mal und rügt jede Abweichung von dem ersten Vortrag. Man muß gestehen, der kindliche Mensch ist conservativ, er haftet an der Ueberlieferung. Doch nun ist die Erzählung geendet, die Hörlust des Kindes gesättigt. Sofort fängt es an zu fragen, so viel, so unabläßig, daß selbst der Mutter die Geduld ausgehen will, und woher, wohin, warum — diese Fragen nach der Begründung, nach dem Ursprung und dem Zweck fließen wieder und wieder über die lieblich geschwätzigen Lippen. Es ist unleugbar, schon das Kind ist ein Dialectiker.

Dann hat die Dialectik ihr gutes, auf die Art des menschlichen Geistes gebautes Recht in dem Lehrbegriff der Schule. Im Mittelalter, in der Zeit der Reformation ist das nie bezweifelt, von den Oesterreichischen und Würtembergischen Gymnasien auch später nicht, bis in die Gegenwart, und die zuletzt genannten Schulen haben Theologen wie Bengel und Oetinger, Philosophen wie Schelling und Hegel, wenn nicht gebildet, doch vorgebildet. Nur im nördlichen Deutschland ist jene Wissenschaft eine Zeit lang durch die Polymathie aus den chaotisch gewordenen Lehrplanen verdrängt, bis Fürstenberg in Münster, zuletzt Altenstein sie wieder einsetzten.

Dem Ueberliefern von der einen Seite entspricht von der andern das Aufnehmen des Ueberlieferten, seinem Gedankeninhalt

nach, durch die Erinnerung, seiner sprachlichen Fassung und Form nach, durch das Gedächtniß. Dieses ist unter dem Namen des Auswendiglernens bekannt, so wird man jenes als Inwendiglernen bezeichnen dürfen. Man meint, das Erstere gewähre festen bleibenden Besitz des Ueberlieferten, als das Letztere. Das ist ein Irrthum. Was inwendig gelernt ward, worein das Denken des Aufnehmenden sich aufmerksam vertieft hat, das gehört diesem viel eigener und sicherer, viel lebendiger und fruchtbarer.

Die Dialectik im Unterricht setzt den Meister mit dem Jünger in unmittelbare Verbindung, Frage und Antwort gehen herüber, hinüber, nur daß der Lehrende das Gespräch leitet und beherrscht. Das Ergebniß aber soll Gedankenbildung sein, die das Ueberlieferte zu beweisen vermag, nicht bloß Bildung des Denkens, die, gleichgültig gegen den Inhalt, nur die Formen des Denkens mit Bewußtsein anzuwenden weiß, noch viel weniger, was man formale Bildung genannt hat, d. h. „ein geläufiges Anwenden gewisser äußerlich angelernter, nicht zum vollen Bewußtsein gebrachter Regeln des Denkens, mehr noch des Sprechens."

Es liegt auf der Hand, daß von solchem Gedankengange aus ihm nichts ferner liegen konnte, als seine Schüler zu einem starren Schematisieren in den Dispositionen der Aufsätze anzuleiten, sie auf feststehende Formen hinzuweisen, in die jeder mögliche Inhalt gegossen werden könnte. War er doch davon überzeugt, daß, so oft in der Geschichte der Literatur die sprachliche Darstellungsweise sich verändere, der Grund des Phänomens in der veränderten Richtung und dem veränderten Stoff des nationalen Denkens zu suchen sei. „So geht aus der allen Hörern bekannten nationalen Sage die Form der Mähre hervor, aus dem Eintreten des Christenthums und der nicht allen Hörern bekannten christlichen Ueberlieferung die breiter ausgeführte Form des Epos im Heliand und Krist, aus der ritterlichen Denkweise das ritterliche Epos, aus der Reformation das Kirchenlied ꝛc. Und was am Ganzen im allgemeinen Umriß, wird an den Theilen im Besondern und Einzelnen erkannt, der Ursprung der verschiedenen Formen poetischer und wissenschaftlicher Darstellung, gebundener und ungebundener Rede

aus der verschiedenen Richtung und dem verschiedenen Stoff des Denkens; daher die Beweglichkeit dieser Formen, ihr Uebergehen eine in die andre."

So wird es nicht befremden, wenn er von der Chrie nichts wissen will. „Seit einigen Jahren", sagt er, „ist viel Redens von den Progymnasmatikern und ihren Progymnasmen, namentlich von der Chrie; die gilt als der rechte Leisten, über den die Deutschen und Lateinischen Aufsätze der Gymnasialjugend zu schlagen. Ueberraschen kann die Erscheinung nicht; sie hat ihren Grund in der Pädagogik der ungemischten Ueberlieferung, welche im Eifer gegen wirkliche und vermeinte Uebergriffe der Dialectik diese kurz und gut beseitigen möchte. Wird nun der Gedanke gehemmt, so herrscht die fertige Phrase, soll das Inwendiglernen vermieden werden, so wuchert das Auswendiglernen: das ist ganz in der Ordnung. Die Chrie soll zur eigenen freien Production vorbereiten, hinüber führen. Also zuerst die Form, dann der Inhalt. Man sollte meinen, der Inhalt bestimme die Form, diese könne nichts anders sein, als die Aeußerung jenes. Und was ist eigene Production? Es muß wiederholt werden: sie ist auf der höchsten Stufe der Geistesbildung nicht ohne Reproduction, wie diese auf der untersten nicht ohne Production."

Auch wenn die Jugend, wie es ihm mit Recht zweckmäßig scheint, die Tropen und Redefiguren kennen lernt, so kann nach seiner Ueberzeugung die Absicht nicht sein, ihr damit zum eigenen Gebrauch bei der Darstellung Mittel an die Hand geben zu wollen, zum geflissentlichen Schönreden, zum pathetischen Schwung sie anzuleiten: „(Die rhetorische Ueberlieferung des klassischen Alterthums) hat die Tropen und die Redefiguren genau beobachtet, beschrieben und benannt. Ist sie weiter gegangen, hat sie von ihnen geredet als von Mitteln zum Ausschmücken der Rede, damit zum Erreichen gewisser Zwecke in dem Willen der Hörer, so bedeutet das der Schule nichts; sie erkennt in jenen nur Aeußerungen des mehr oder minder, so oder so erregten Bewußtseins der Sprecher, fragt also nicht nach ihrem Zweck, sondern nach ihrem psychologischen Grunde. So gemodelt möchte die Lehre von

den Grundformen des Ausdrucks, dem eigentlichen, tropischen und figürlichen aus der Rhetorik der Alten herüber zu nehmen sein, nicht in ganzer Breite, sondern so viel erforderlich, um das Wesen jener Formen einzusehen."

Mit diesen Principien stimmt die Art, in welcher er die Aufsätze beurtheilte, durchaus überein. Selten mag ein Lehrer schonungsloser die abgegriffenen, nichtssagenden und doch so prunkenden und tönenden Phrasen verfolgt haben, das unsichere Umhertappen, das Zusammenraffen schlecht verbundener, wohl gar unverstandener Notizen, das Hin- und Herschieben gedächtnißmäßig aufgefaßter Vorstellungen. Ohne Anerkennung des immerhin aufgewandten mühsamen äußerlichen Fleißes verurtheilte er die Arbeiten, aus denen er sah, daß dem Verfasser Erinnerungen aus dem Unterricht unklar, zerpflückt und zerstückt, wie im Traum durch den Sinn gefahren und von ihm ebenso träumend durcheinander gewirrt waren. Unleidlicher aber noch war es ihm, wenn er ganz Unbedeutendes lesen mußte, das doch gern recht bedeutend scheinen wollte, wenn die dürftigen, verworrenen Vorstellungen mit hohlen Redensarten ausstaffiert waren, wenn der Verfasser nicht über Gemeinplätze hinauskam, auf denen er sich in gespreizten Phrasen erging, und so aus dem oberflächlichen Gerede ein fahriges Schwadronieren wurde. Ihm genügte vollkommen eine gedrängte, schlichte Darstellung, das einfache Gewand eines klaren Gedankens, auch die trockene Darstellung, wenn nur der Ausdruck bestimmt und deutlich bezeichnend war. Freilich hatte der Dichter, der die Sprache so meisterhaft beherrschte, seine Freude an jugendlich frischer, an glatter, zierlicher Diction, auch wenn sich Neigung zum Rhetorischen in ihr zeigte, nur mußte der Schmuck aus productiver Phantasie hervor gehen, nicht äußerlich angelernt sein; nur mußte die Zierlichkeit nicht zu Ziererei, zu leerem Floskelkram werden. Viel lieber war ihm in den jugendlichen Arbeiten, wenn doch einmal der treffende Ausdruck nicht gefunden wurde, der noch unfertige, unbehülfliche, der keine Ansprüche macht. Mit Recht fürchtete der besonnene Lehrer, dem es vor allen Dingen auf die Sache, auf den Gedanken ankam, daß durch eine

Gewöhnung an redneriſche, blumenreiche Sprache die Vorſtellungen nur zu leicht getrübt werden könnten. Denn auf die Richtigkeit der Gedanken, auf die ohne Umwege zum Ziel führende Anordnung derſelben, auf die klare logiſche Beſtimmtheit in der ganzen Arbeit legte er das Hauptgewicht, ließ ſich aber, wo es hin gehörte, auch das phantaſierende Denken gefallen, wenn es als ein ſinniges ſich zeigte, mochte es auch zuweilen zum Grübeln werden; denn es war ihm ein Zeugniß von der geiſtigen Regſamkeit des Schülers.

Die Aufgaben, die er ſeinen Schülern in den verſchiedenen Claſſen des Gymnaſiums ſtellte, zeugen von dem weiten Gedankengebiet, von der ſonnigen Klarheit, mit welcher er es beherrſchte. Vom Jahre 1820 bis zum Aufhören ſeiner Lehrthätigkeit im Jahre 1866 ſind ſie faſt alle, die dazu ausgearbeiteten Dispoſitionen zum größten Theile noch vorhanden, und in dieſem langen Zeitraum findet ſich ſo überaus ſelten eine Wiederholung deſſelben Themas, daß ſie gar nicht in Betracht kommt: ein wahrhaft glänzendes Zeugniß für ſeinen Gedankenreichthum und für ſeine Gewiſſenhaftigkeit. Er hat verboten, nach ſeinem Tode ſie zu veröffentlichen, weil über manche Gedanken, die er in den Dispoſitionen ausgeſprochen, ſeine Anſichten in dieſer langen Zeit ſich geändert hätten. Das iſt ſehr zu bedauern, denn eine Veröffentlichung derſelben wäre eine ſehr werthvolle Bereicherung der pädagogiſchen Literatur. Aber es wird als keine pietätloſe Vernachläſſigung ſeines Verbotes erſcheinen, wenn ich, um ihn als Lehrer zu charakteriſieren, einige von den Dispoſitionen mittheile.

Die Aufgaben für die Tertia ſind ſehr mannigfaltig, unter ihnen allerdings auch ſolche, die nur für beſonders begabte Schüler dieſer Claſſe geeignet ſchienen. Sehr ſchöne, durchaus originelle und dem Standpunkte der Tertia gewiß entſprechende Themata ſind die, welche auf eine längere zuſammenhängende, in einer Reihe von Aufſätzen zu bearbeitende Erzählung hinausgehen. Den Gang und das Weſentliche der Erfindung giebt der Lehrer; dabei bleibt dem Schüler noch ſehr viel übrig im Einzelnen auszumalen. So wird die Phantaſie lebendig angeregt und doch

der wüſten phantaſtiſchen Ausſchweifung vorgebeugt, und andrerſeits wird manchem klaren, aber dürren, phantaſiearmen Verſtande eine willkommene, ja auf jeder Stufe des Unterrichts nothwendige Hülfe dargeboten. Ich gebe folgende Probe:

I.

Das Häuschen am See.

Zu erzählen von einem viel in der Welt umher getriebenen Manne (ſeine Schickſale ſind anzuführen), der ſich nach einer Stätte ſehnt, wo er ſein übriges Leben in Ruhe und Zurückgezogenheit mit den Seinigen zubringen kann. Er findet Vergnügen an der Fiſcherei und ſieht ſich nach einem See um, den er pachten könne. Es kommt ihm ein ſolcher vor, wie er ihn wünſcht. Beſchreibung des Sees und ſeiner Lage. Er pachtet ihn, erwirbt auch ein kleines Grundſtück daneben, wo er ſich ein Häuschen baut und nährt ſich von ſeinem Gewerbe. Beſchreibung ſeiner Thätigkeit und ſeines häuslichen Lebens im Sommer und im Winter.

II.

Der See macht wohlhabend.

Der Fiſcher erfährt, es ſei von Staats wegen beſchloſſen, einen Kanal zu bauen, durch welchen ſein See mit einem großen ſchiffbaren Fluſſe und der daran gelegenen Hauptſtadt des Landes in Verbindung kommen werde. Zu erzählen, wie dem Fiſcher die Nachricht zukommt. Er glaubt es anfangs nicht. Beſchreibung der vorbereitenden Anſtalten, aus denen er erkennt, daß die Nachricht gegründet iſt. Der Bau des Kanals, Vortheil, den der Fiſcher davon hat. Die Fiſchhändler aus der Hauptſtadt kommen und kaufen ihm ſeine Fiſche zu hohen Preiſen ab. Die Pacht wird ihm nicht erhöht. Sein Wohlſtand nimmt zu. Nach einigen Jahren bietet ſich ihm eine gute Gelegenheit, den See zu kaufen. Er kauft und wird Eigenthümer.

III.

Die Entwäſſerung.

Nach dem Tode des Fiſchers kommt der See an einen andern Beſitzer, dem die Fiſcherei nicht ſo ſehr am Herzen liegt und der ein vermögender Mann iſt. Ihm kommt der Gedanke, das Waſſer des Sees abzulaſſen und den Boden als Ackerland zu benutzen. Seinem Plane werden Schwierigkeiten in den Weg gelegt wegen des Kanals, der dadurch unfahrbar werden könnte. Endlich einigt man ſich, den See nicht ganz, aber doch den größten Theil abzulaſſen. Beſchreibung der Arbeit. Verändertes Anſehn der Gegend.

4.

Schloß Seeburg.

Der Besitzer des entwässerten Seebodens kommt unerwartet zu großem Reichthum (durch Erbschaft oder irgend einen andern Glücksfall. Die Art und Weise ist genauer auszuführen). Das bringt ihn zu dem Entschluß, hier ein stattliches Schloß mit Parkanlagen zu bauen. Der Entschluß wird ausgeführt. Beschreibung des Schlosses. Beschreibung der Anlagen. Das Leben des reichen Mannes in seinem Schloß.

5.

Seeburg zerstört.

Erzählung wie das Schloß zerstört wird durch Brand, Krieg oder wodurch sonst. Schilderung des Unglücks. Schilderung des Zustandes nach der Zerstörung. Das Land bleibt öde liegen.

6.

Die Försterei Seeburg.

Der Besitzer wird gehindert (wodurch ist anzugeben), sein Schloß aufzubauen, ja er muß aus dem Lande flüchten, und die Familie bleibt lange Zeit in der Fremde. Unterdessen verwildert der Boden, Gestrüpp und Wald wächst auf. Als endlich die Familie heimkehrt und wieder zum Besitz ihres Eigenthums gelangt, findet sie angemessen, es zu verkaufen. Der Staat kauft es, um das Land als Forst zu benutzen. Ein Försterhaus wird gebaut, das heißt von dem alten Schloß gleichfalls Seeburg. Lage und Einrichtung dieses Häuschens.

7.

Der Waldbrand.

In der Seeburger Forst entsteht Feuer. Die Art der Entstehung. Erste Entdeckung des Brandes durch den Förster. Gegenanstalten. Das Feuer greift um sich. Ausgedehntere Anstalten, um ihm Einhalt zu thun. Allmähliches Nachlassen und endliches Ausgehen des Waldbrandes. Zustand der Forst und des Forsthauses nach dem Brande.

Dazu gehört noch ein achter abschließender Aufsatz mit der Ueberschrift: „Die sieben Eichen", dessen Disposition ich nicht mehr vorgefunden habe. Man mag sich denken, daß in der Arbeit dargestellt werden sollte, wie an sieben Eichen, die von dem Brande verschont geblieben sind, sich in späterer Zeit die Erinnerung an die wechselvollen Schicksale jenes Ortes anknüpft. Aehnlich dieser Reihe von Aufsätzen ist eine andere, an sich interessant, aber wohl über das Vermögen eines Schülers hinaus-

gehend, in welcher die innere Entwickelung eines Menschenlebens dargestellt wird. Die Themata sind: der Declamator, der angehende Stilist, der angehende Redner, die Rede aus dem Stegreif, der Phrasenmacher, der Redner verstummt, der besonnene Redner, der Schriftsteller. Ich theile einige der hierher gehörigen Dispositionen mit:

Die Rede aus dem Stegreif.

N. kommt, ohne daß er es beabsichtigt, in den Fall unvorbereitet eine Rede halten zu müssen (der Fall ist näher anzugeben). Er nimmt das Wort nicht ohne Bangigkeit, die Sache für die, die Person, zu der er zu sprechen hat (Sache und Person sind genauer zu bezeichnen) liegen ihm aber so sehr am Herzen, daß er im Sprechen immer freier wird und durch Gründe, welche er anführt (die Gründe sind anzugeben), die angeredete Person von der Güte der Sache überzeugt, die er verficht. Die Rede aus dem Stegreif hat also Glück gemacht.

Der Phrasenmacher.

Der Erfolg seiner Rede aus dem Stegreif macht den N. eitel. Er hält nun Reden, wo er nur Gelegenheit findet. Beispiele. Die ersten dieser Reden finden noch Gehör; auf die späteren achtet niemand mehr. Da hört er einmal, wie einer der Zuhörer zu dem andern leise sagt: es ist immer wieder dasselbe, was er vorbringt. Nun weiß ich, was mir fehlt, sagt N. zu sich selbst; dergleichen soll man mir nicht wieder nachsagen. Von nun an bemüht er sich um mannigfaltige Wendungen und Redeweisen. Indem er nun fortwährend darnach strebt, die gewöhnlichsten Gedanken auf ungewöhnliche Weise auszudrücken, werden seine Reden vollends geziert. Man hört noch weniger auf ihn, als vorher, aber N. merkt nicht, wo er es versehen hat. Er gefällt sich als Phrasenmacher sehr wohl.

Der Redner verstummt.

A., ein Freund des N., sucht diesen zu bewegen, daß er von seiner Rederei ganz ablasse oder einen andern Weg einschlage: er erzählt ihm, so schonend wie möglich, was die und die Person über seine Reden geäußert habe. Sie verstehen es nicht, erwiedert N. A. meint, es seien doch verständige Leute. Aber N. antwortet, der Neid spreche aus ihnen. So bleibt er bei seinen Phrasen. Nun kommt er aber einmal in eine unbedeutende Stadt zu wenig gebildeten Menschen. Durch Umstände veranlaßt, hält er eine Anrede an diese, die ihm selbst schwach vorkommt, nachdem er sie beendet; aber die Zuhörer finden sie vortrefflich und äußern ihren Beifall so abgeschmackt, daß

A. nun endlich zur Einsicht kommt, wie unrichtig sein bisheriges Streben war. Er reiſt sogleich ab und gelobt sich selbſt: nun halte ich nie wieder eine Rede. So verſtummt der immer fertige Redner zur Verwunderung ſeiner Bekannten; man fordert ihn gelegentlich auf zu ſprechen, er lehnt alle Anträge der Art ab.

Andere Aufgaben behandeln in der Form einer Erzählung rechtliche und moraliſche Begriffe, ſo wie contraſtierende menſchliche Charaktere:

Beſitznahme.

Ein Seemann A. beſucht einen Freund B. in deſſen Garten und freut ſich über die neue hübſche Anlage. B. erzählt darauf, das Grundſtück ſei ſo ganz unfruchtbarer Sand geweſen, daß in der Gemeine, zu deren Feldmark es gehöre, niemand darauf Anſpruch gemacht, auch die Gemeine ſich nicht darum gekümmert. So habe er es ohne Widerſpruch genommen und durch Mühe und Arbeit etwas daraus gemacht. Um ſo aufmerkſamer ſieht der Gaſt den Garten nochmals an. Eine allerliebſte Beſitzung, meint er dann, aber wenn nun die, welche ihn früher verſchmäht haben, anderen Sinnes werden und ihn dir nehmen? Ei, erwiedert B., ich habe den wüſten Fleck Landes ja vor aller Augen bearbeitet. Was ich bearbeitet habe, iſt mein.

Hm, ſagt A., wir machen das anders. Er erzählt darauf von ſeiner letzten Seefahrt auf einem Kriegsſchiff, das von dem Landesherrn auf Entdeckung ausgeſandt. Man habe eine ſchöne unbewohnte Inſel gefunden und ſogleich für den König in Beſitz genommen, aber zum Bearbeiten ſei es dabei nicht gekommen. Man habe nur einen Pfahl mit dem Wappen des Landesherrn und einer Inſchrift errichtet.

Indem ſie ſo ſprechen, treten ſie in eine Laube, wo des B. beide Kinder ſpielen. A. holt einen Granatapfel aus der Taſche, wirft ihn auf den Tiſch und ruft: Wer will ihn haben? Greift zu! Beide Kinder rufen: ich, faſſen nach der Frucht und C. ergreift ſie. Er iſt mein, ſpricht der Knabe erfreut. Nein, ich will ihn haben, erwiedert der andre, ich habe ihn zuerſt greifen wollen. Auf das Wollen kommt es hier nicht an, verſetzt der Vater, dein Bruder hat nicht bloß gewollt, er hat auch zuerſt ugegriffen, der Apfel iſt daher ſein. Der Abgewieſene macht ein betrübtes Geſicht. Zum Glück hat der Gaſt noch eine ausländiſche Frucht mitgebracht, durch die er den Traurigen wieder erheitert.

Die Kinder laufen weg, um der ganzen Hausgenoſſenſchaft ihr Glück zu verkündigen. B. ſieht ihnen nach und wendet ſich lächelnd zu A. Da haben wir ja ſämmtliche Arten, wie etwas Beſitz wird,

gleich bei einander, ſpricht er zu ſeinem Freunde. Beſitzen kann nur eine Perſon, beſeſſen werden nur eine Sache. Beſitz iſt alſo jede Sache, in welche eine Perſon ihren Willen gelegt hat; zum Beſitze wird etwas durch den Act der Beſitznahme, der auf mehr als eine Weiſe erfolgen kann, nämlich durch Ergreifung, durch Umbildung, durch Bezeichnung einer Sache.

Vergnügen, Glückſeligkeit, Seligkeit.

1. A. erzählt dem B. ein Ereigniß, das ihm begegnet iſt, und ſchließt mit der Bemerkung: das war mir ein rechtes Vergnügen. Ich kam mir vor wie König Kröſus. Wie Kröſus? fragt B. Nun ja wohl, antwortete A. und erzählte ſeinem Freunde die Geſchichte vom Kröſus und Solon. Als er geendet hat, ſagt B.: der Zuſtand des Kröſus war doch ein anderer als der deinige. Der König nannte ihn ſelbſt Glückſeligkeit. Solon war damit nicht einverſtanden, verſetzte A., denn dem Zuſtand des Kröſus fehlte die Dauer.

Wenn das iſt, erwiedert B., ſo hätten wir ja wohl den Unterſchied zwiſchen Vergnügen und Glückſeligkeit gefunden. Vergnügen wäre nämlich ein vorübergehender, einmaliger, Glückſeligkeit ein dauernder Zuſtand.

Das iſt wenigſtens etwas, das zur Sache gehört. Aber nun will ich dir noch etwas erzählen, ſagt A. Er erzählt darauf von einem Manne (der genauer zu bezeichnen), der mancherlei Leid zu tragen hat (das Leid anzugeben), aber immer heiter iſt. Beklagt man ihn, ſo antwortet er: ich empfinde den Schmerz wohl, aber es iſt ja Gottes Wille, daß ich ihn trage. Wie wollen wir des Mannes Zuſtand nennen? Das iſt Seligkeit, antwortete B.

2. Vergnügen, Glückſeligkeit und Seligkeit ſind alſo Zuſtände des menſchlichen Willens, der ſich befriedigt findet. Der vergnügte und glückſelige Wille ſind durch äußere Gegenſtände befriedigt, der erſtere einmal, vorübergehend, der letztere dauernd. Der ſelige Wille iſt durch Inneres, durch den Gedanken an Gott, dauernd befriedigt.

Der Theoretiker.

Der Kaufmann A. klagt ſeinem Freunde B., dem gelehrten Mathematiker, er habe einen bedeutenden Verluſt in ſeinem Geſchäft erlitten. Am Schluß ſeiner Erzählung ſagt er: Ich habe mich verrechnet, daher kommt der Schade. Wäre ich ein Mathematiker wie du, mir wäre das nicht begegnet.

Vielleicht etwas noch Schlimmeres, erwiedert B., kennſt du meine Lebensgeſchichte? Als A. dies verneint, erzählt B. wie er von Jugend auf Luſt und Anlage zur Mathematik gehabt. Das habe ſeinem Vater gefallen, der habe gemeint, ſo ein Knabe müſſe Kaufmann werden.

B. kommt zu einem Kaufmann in die Lehre und soll im Laden verkaufen, macht aber alles ungeschickt, weiß namentlich gar nicht mit dem Gelde zurecht zu kommen. Beispiele seines Ungeschicks. B.'s Vater meint, auf dem Comptoir werde es besser gehen. Man braucht ihn bei der Buchhaltung. Er macht auch hier lauter Verwirrung. Da sagt der Vater: der Junge soll studiren, er ist zu einfältig zum Kaufmanne. B. erzählt dann weiter, wie er nun seine Studien angefangen und es mittlerweile doch so weit gebracht habe, daß Engländer und Franzosen seine mathematischen Schriften übersetzt hätten.

Wie ist das möglich? fragt A. Du kannst so tiefsinnige Rechnungen erfinden und durchführen, und mit dem kaufmännischen Rechnen konntest du nicht zurecht kommen?

Nun ja, erwiedert B. Ich bin von je her ein Theoretiker gewesen, d. h. einer, dem es allein darum zu thun ist, Gegenstände zu wissen.

Der Praktiker.

Ein Botaniker A. erzählt die lustigen Abentheuer, die er auf einer botanischen Excursion gehabt. (Die Abentheuer mag jeder frei erfinden und anordnen, wie er es am besten findet, nur folgende zwei müssen darunter sein:) A. kommt mit B. zusammen, der sich ausführlich aus einander setzen läßt, wie man die Pflanzen aufsuche und wie es dann weiter mit ihnen gehalten werde (das Verfahren ist zu beschreiben). Was hat man aber am Ende davon? fragt B. darauf. Ein Herbarium und Pflanzenkenntniß, meint A. Das ist wenig genug, erwiedert der andre, ich nehme eine Schüssel voll frisch gepflückter Erdbeeren lieber. — A. trifft im Walde mit C., dem Förster des Reviers, zusammen. Er kommt diesem verdächtig vor (Welchen Verdacht C. gegen A. hat, bleibt der Erfindung eines jeden überlassen). C. fragt deshalb, was A. hier suche. Als der angiebt, er suche Pflanzen, will C. es nicht glauben, darum laufe kein vernünftiger Mensch im Walde herum, A. werde wohl andre Absichten haben. Wer er denn sei. A. antwortet: ich bin ein Apotheker. Sogleich ist C. zufrieden gestellt und entschuldigt sich seines Mißtrauens halber; das verstehe sich, ein Apotheker müsse freilich Kräuter suchen, um Arzenei daraus zu kochen. Die Gesellschaft, der A. seine Schicksale erzählt hat, findet die Aeußerungen B.'s und C.'s sehr einfältig. Was ist davon viel zu sagen, antwortet A., sie sind alle beide beschränkte Praktiker, die nicht begreifen, daß jemand daran liegen kann, von einem Gegenstande zu *wissen*, ohne von demselben etwas zu *wollen*. Denn darin unterscheiden sich der Theoretiker und der Praktiker: dieser will, jener weiß etwas von einem Gegenstande.

Von den Abhandlungen, welche nicht den Rahmen eines Gespräches oder einer Erzählung haben, gebe ich folgende vortreffliche, klare Disposition, welche den Schülern noch genug Raum zu phantasiereicher Ausführung und specieller Erörterung übrig läßt:

Das Meer und die Wüste, das Schiff des Meeres und das Schiff der Wüste.

Die Araber nennen die Sahara das Sandmeer, das Kameel nennen sie das Schiff der Wüste. Gehen wir der Vergleichung weiter nach und sehen, wie weit sie richtig ist. Meer und Wüste sind zum bleibenden Wohnsitz für Menschen gleich ungeeignet wegen ihrer Beweglichkeit; beide werden deshalb auch durch Stürme gewaltsam und verderblich aufgeregt. Das Meer ist überflüssig feucht und die Wüste überflüssig dürr, doch haben beide denselben Mangel an Quellwasser. Doch enthalten Meer und Wüste ihrer Beweglichkeit ungeachtet Stellen unbeweglichen Bodens, Inseln, Oasen, und sind von unbeweglichem Boden begränzt. Meer und Wüste, obwohl zum bleibenden Wohnsitz für Menschen nicht geeignet, können daher von ihnen doch durchzogen werden, doch nicht ohne Vermittelung eines andern. Dies Vermittelnde ist für den Seefahrer das Schiff, ein Werk menschlicher Hände, für den, der die Wüste durchwandert, das Kameel, ein lebendiges Thier. Beide müssen geleitet werden; was der Steuermann dem Schiff, ist der Kameelführer seinem Thier. Zum Durchziehen der Wüste und des Meeres gehört also Geschick und Muth, aber Geschicklichkeit verschiedener Art.

Wie die Erzählungen, die im Laufe eines Semesters von den Schülern zu bearbeiten waren, in geschlossenem Zusammenhang standen, so gab er auch sehr häufig für die Abhandlungen solche Themata, die alle demselben Gedankenkreis angehören. Das oben gegebene Beispiel gehört einer Reihe von Aufgaben an, von denen er in einer Vorbemerkung selber sagt, daß sie Prolegomena von der in Prima zu gebenden Philosophie der Geschichte sein sollen. Der Zweck sei, an Beispielen den Schülern faßlich zu machen, daß die Natur den menschlichen Willen anrege, aber nicht ihn bestimme, daß der Wille des Menschen der Natur gegenüber frei sei.

Die Aufgaben für die beiden oberen Classen sind ungemein mannigfaltig, so daß es schwer ist durch wenige Beispiele, auf die

ich mich nun einmal beschränken muß, eine Anschauung von dem Reichthum des Lehrers zu geben. Ich theile folgende Dispositionen mit, deren Gedanken sich auf sehr verschiedenen Gebieten bewegen:

1. Die Schlacht bei Platäa und die Schlacht bei Tours.

Das Bewußtsein der Völker hat im heidnischen Alterthum den Gegensatz der Hellenen und Barbaren, im christlichen Mittelalter und noch im sechzehnten Jahrhundert den der Christen und Nichtchristen in sich getragen und sowohl in dem wirklichen Leben als in der Poesie ausgeprägt.

Der antike Gegensatz erscheint auch in der Schlacht von Platäa. Das Geschichtliche.

Der mittelalterliche Gegensatz hat seinen Ausdruck in der Schlacht von Tours gefunden. Das Geschichtliche.

Beide Schlachten verhalten sich demnach in der Wirklichkeit zu einander, wie in der Poesie Medea und das befreite Jerusalem.

Wie beide ihrem Charakter nach also verwandt sind, so auch nach ihrer Bedeutung für die Geschichte Europas.

Die Schlacht von Platäa hat Europa für immer von den Persern befreit und dadurch die Hellenische Bildung, die an welcher unser ganzer Erdtheil sich entwickeln sollte, vom Untergange gerettet.

Dagegen läßt sich einwenden, die Griechen seien doch später unter die Herrschaft der Römer gekommen, und diese Fremdherrschaft habe die Hellenische Bildung nicht zum Untergange geführt, vielmehr sie auch auf die Sieger übertragen. Eben so hätte es auch geschehen können, wenn Griechenland den Persern unterworfen wäre.

Aber die Fälle sind verschieden. 1. Als die Perser in Griechenland eindrangen, war die Bildung der Griechen erst im Entstehen; als die Römer das Land eroberten, hatte sich die Griechische Bildung schon in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit entfaltet, bedurfte also der politischen Selbständigkeit nicht mehr so nothwendig. Dazu war 2. ein Unterschied zwischen Römern und Persern. Die Perser haben sich weit weniger empfänglich für Griechische Bildung gezeigt, als die Römer.

Die Schlacht von Platäa ist also allerdings als Bewahrerin der Griechischen Bildung für ganz Europa zu betrachten.

Die Schlacht von Tours hat von der abendländischen Christenheit die Gefahr abgewandt unter die Herrschaft des Islam zu kommen und hat dadurch die christliche Bildung, aus der die ganze Gestaltung des neuern Europa hervorgegangen ist, vom Untergange gerettet.

Wendet man dagegen ein, daß, wie die Geschichte zeigt, das

Chriſtenthum auch unter Islamitiſcher Herrſchaft fort beſtanden habe, ſo iſt das Fortbeſtehen zuzugeben, aber eine fröhliche und freie Entwickelung aller im Chriſtenthum enthaltenen Keime iſt unter einer ſolchen Herrſchaft nicht nachzuweiſen, noch weniger aber bis jetzt, daß der Islam eine Einwirkung des Chriſtenthums auf ſich willig geſtattet hat.

Die Schlacht von Platäa und die Schlacht von Tours haben alſo die Helleniſche und die chriſtliche Bildung, die Fundamente der Entwickelung des heutigen Europa gegen Barbarenthum und Islam geſichert: das iſt ihre weltgeſchichtliche Bedeutung.

II. Der immerwährende Friede.

Der Friede hat begreiflich ſeinen Gegenſatz am Kampf.

Der letztere kann Kampf der Gedanken, der Worte und Thaten, alſo innerer und äußerer ſein.

Ebenſo der Friede innerer und äußerer. Der innere das Weſen, der äußere deſſen Erſcheinung oder auch weſenloſer Schein, wenn er nur äußerer iſt.

Der Friede ſeinem Umfange nach politiſcher, bürgerlicher, häuslicher, individueller oder Seelenfriede.

Der individuelle Friede die Grundlage. Haben alle Individuen eines Hauſes, eines Staates, mehrerer mit einander in Berührung kommender Staaten Seelenfrieden, ſo wird auch häuslicher, bürgerlicher, politiſcher Friede da ſein.

Die Kämpfe in der Seele des Einzelnen, ethiſche und logiſche. Was ſie ſind.

Iſt ein immerwährender ethiſcher Seelenfriede möglich? Ein immer währender logiſcher? Ein immerwährender äußerer häuslicher, bürgerlicher, politiſcher Friede? Ein immerwährender innerer häuslicher, bürgerlicher, politiſcher Friede?

III. Was wir wollen.

Wir wollen Befriedigung. Aber wir finden ſie in äußerſt verſchiedenen Gegenſtänden, der Säufer in der Trunkenheit, der Muſikfreund im Clavierſpiel oder in einem Concert, der Andächtige im Gebet. Die Befriedigung kann rein und würdig, ſie kann auch ſehr gemein und ſchlecht ſein.

Ordnen wir die Gegenſtände menſchlicher Befriedigung, ſo ſind ſie entweder zuerſt ſinnlich oder überſinnlich, die Befriedigung dem entſprechend entweder Sinnenglück oder Seelenglück. Wer gut wohnen, eſſen, trinken, ſchlafen, Tabak rauchen oder ſchnupfen will, ſucht Sinnenglück, wer Freundſchaft, Ehre, Ruhm, Gelehrſamkeit ꝛc., trachtet nach Seelenglück. Im Allgemeinen hat dieſes höheren Werth

als jenes, wie auch die Seele mehr werth ist, als der Leib, doch ist manches Seelenglück auch keineswegs rein und gut zu nennen. Das Glück des hoffärtigen Menschen oben an zu stehen und auf andere Menschen mit Verachtung herab zu blicken, ist z. B. ein sehr unedles Seelenglück. Wiederum auch können Seelenglück und Sinnenglück zugleich statt finden. z. B. der Hungrige, der sich satt ißt mit dem Gefühl der Liebe und des Dankes gegen den Reichen, der ihn speis't, genießt Seelenglück und Sinnenglück zugleich. Beiderlei Glück kann auch getrennt sein. Hat der gespeis'te Hungrige jenes Gefühl des Dankes nicht, indem er ißt, so genießt er nur das Sinnenglück, sein Glück ist geringer als das des Ersten.

Unter den übersinnlichen Gegenständen unsers Willens ist nur Einer, der volle und stete Befriedigung gewähren kann, Gott. Wer ihn will, ist selig und je mehr und von ganzer Seele er ihn will, um so seliger ist er. Seligkeit heißt also die Befriedigung, die wir in Gott finden. Diese kann verbunden sein mit dem Seelenglück. Wir können z. B. Gott und Menschen zugleich lieben. Auch mit dem Sinnenglück kann die Seligkeit zusammen bestehen. Sättigt sich der Hungrige dankbaren Herzens gegen Gott, der ihm einen menschlichen Wohlthater erweckt hat und gegen diesen, der ihm die Speise reicht, so genießt er zugleich Sinnenglück, Seelenglück und Seligkeit. Aber das ist nicht immer so. Der trunkene Säufer hat nichts als sein wüstes Sinnenglück, nichts von Seelenglück, nichts von Seligkeit. Wiederum Hiob, der an schmerzlicher Krankheit litt und den seine Freunde kränkten, entbehrte des Sinnenglückes und des Seelenglückes, aber er war selig in Gott.

IV. Kriegerische, politische, moralische Tapferkeit.

1. Durch die Tapferkeit ihrer Bewohner, hat Agesilaus gesagt, müssen die Städte befestigt sein. Er hat Recht; aber wie die genannte Tugend für den Zweck der Städtebefestigung sich noch anderer Mittel bedienen kann als der bloßen Faust, so wird sie auch noch andere Zwecke sich setzen können, als die Städtebefestigung.

2. Zunächst liegt am Tage, daß die Tapferkeit, welche die Städte fest und sicher macht, sich eben so wohl in der offenen Schlacht auf der See oder auf dem Lande zeigen kann, daß sie mithin allgemein den Zweck der Vaterlandsvertheidigung gegen auswärtige Feinde habe. So findet sie ihre Anwendung im Kriege: an glänzenden Beispielen solcher kriegerischen Tapferkeit mangelt es so leicht keiner Nation.

3. Doch bedürfen die Staaten auch im Frieden der Tapferkeit. Solon, Themistokles, Aristides, Perikles und viele andere Staatsmänner alter und neuer Zeit haben nicht geringe Tapferkei thewiesen wenn sie angefeindet, geschmäht, verfolgt bei den Maßregeln verharrten, die

sie als heilsam und nothwendig für ihr Vaterland erkannt hatten. Die Tapferkeit kann also den Zweck haben, das Heil des Vaterlandes mit Nachdruck zu fördern. So ist sie politische Tapferkeit; ihr Zweck ist allgemeiner als der der kriegerischen; er schließt diesen mit ein.

4. Die Tapferkeit ist auch nicht auf Staatszwecke beschränkt; sie kann sich wie eines Staates Heil, so das einer Familie, eines Einzelnen, eines Freundes, ja eines Feindes zum Zwecke setzen, sie findet in allen menschlichen Verhältnissen Raum für ihre Thätigkeit. So ist sie moralische Tapferkeit, welche die politische, gleich der kriegerischen mit einschließt. Die Tapferkeit ist ihrem Wesen nach nichts andres, als der entschiedene, beharrliche Wille dessen, was Recht ist in allen Verhältnissen.

5. Zu ihrem Gegensatz hat diese moralische Tapferkeit einerseits die unmoralische, welche der entschiedene, beharrliche Wille dessen was Unrecht, in welchen Verhältnissen es sei, andrerseits die physische, jene natürliche Verwegenheit, der es nicht um einen würdigen Zweck zu thun ist, sondern die nur ihr Gelusten nach Kampf und gefährlichen Unternehmungen befriedigen will.

V. Man hat die Noth die Mutter der Künste genannt; was ist von der Vorstellung zu halten?

1. Die Künste im weitesten Sinne des Wortes, nützliche und schöne, bezeichnen in ihrer Gesammtheit diejenige Thätigkeit der Menschen, welche die Naturgegenstände umbildet. Die Noth begreift als Gesammtheit die unabweislichen Forderungen der Naturtriebe, des Hungers, Durstes ꝛc. Der metaphorische Ausdruck, die Noth sei die Mutter der Künste, würde demnach nichts anderes sagen, als dies: alle menschliche Thätigkeit, welche die Natur umbildet, hat ihren Grund in den unabweislichen Forderungen der Naturtriebe.

2. Da nun aber jede menschliche Thätigkeit im menschlichen Willen und Zweck ihren Grund hat, so bestimmt sich die eben gegebene Erklärung näher dahin: alle menschliche Thätigkeit, welche die Natur umbildet, hat ihren Grund in dem Zweck, den Forderungen der Natur zu genügen.

3. Dagegen wird eingewandt, alle schönen Künste legen es gar nicht darauf an, Forderungen der Naturtriebe zu genügen, selbst von einem großen Theil der nützlichen müßte dasselbe gesagt werden: man könne ihren Grund also nicht in jenem Zwecke suchen, sie nicht als Kinder der Noth betrachten. Die Antwort auf dieses Bedenken würde sein: Kinder der Noth sind jene Künste nicht in Hinsicht auf die, welche die Werke der Künste genießen, wohl aber in Hinsicht auf die, welche dergleichen Werke arbeiten als Mittel des Erwerbes, mithin zu dem Zweck ihrer Noth abzuhelfen.

4. Indeſſen lehrt die Erfahrung, daß die Künſte keineswegs von allen als Mittel des Erwerbes betrieben werden; Reiche und Mächtige haben ihnen obgelegen. Und ſelbſt wenn alle Künſtler jenen Zweck verfolgten, ſo wäre das immer erſt der Zweck der Künſtler, nicht der Zweck der Künſte. Die Noth könnte dann mit Recht die Mutter der Künſtler heißen, nicht die Mutter der Künſte.

5. Die Zwecke der Künſtler, deren ſehr viele ſein können, gehören den Individuen an, liegen alſo außerhalb der Künſte und ſind unweſentliche Nebenzwecke. Der allen Künſten innewohnende Zweck, der weſentliche, kann aber kein anderer ſein, als der, die Macht des Geiſtes über die Natur zu offenbaren, den Menſchen als den Herrn der bewußtloſen Natur darzuſtellen.

VI. Der Charakter des Max Piccolomini als Terminus medius der Charaktere Octavios und des Herzogs von Friedland in Schillers Wallenſtein.

a. Wie kann ein Charakter als ein Terminus medius betrachtet werden? Charakter. Begriff. Ein Begriff, ein Charakter umfaſſender, als der andere.

b. Daß in Schillers Wallenſtein der Charakter des Max ſo zu betrachten.

Max treu dem Kaiſer und treu dem Freunde.
Octavio treu dem Kaiſer und untreu dem Freunde.
Wallenſtein untreu dem Kaiſer und treu dem Freunde.

Wäre alſo die Frage:

Sind Octavio und Wallenſtein treue Charaktere?

So wäre die Antwort:

Max iſt ein treuer Charakter.
Octavio und Wallenſtein ſind nicht wie Max.
Octavio und Wallenſtein ſind keine treuen Charaktere.

c. Aus den Worten des Dichters in der Tragödie nachzuweiſen, daß er die Stellung der drei Charaktere ſo will angeſehen wiſſen.

VII. Die Maxime Volenti non fit injuria.

Niemand will, daß ihm Unrecht gethan werde: das iſt ein Erfahrungsſatz, der ſeinen Grund in dem Rechtsgefühl, aber auch in dem Egoismus der Menſchen hat. Daraus iſt die ſchon von Römiſchen Juriſten anerkannte Rechtsmaxime abgeleitet: Was Jemand mit ſeinem Willen gethan wird, iſt kein Unrecht gegen ihn. Iſt die Maxime wahr oder unwahr?

Wer im Handel und Wandel betrogen wird, giebt dem Verkäufer den Kaufpreis ohne Zweifel mit ſeinem Willen. So müßte man jener Maxime gemäß ſagen, dem Betrogenen ſei kein Unrecht geſche-

hen. Aber lag es in seinem Willen betrogen zu werden, und wenn er gewußt hätte, die Waare sei den geforderten Preis nicht werth, würde er ihn gegeben haben? Die Maxime ist also, wenn nicht gerade zu unrichtig, doch nicht bestimmt genug gefaßt. Die Unbestimmtheit liegt darin, daß sie das Wissen, welches freilich nothwendig mit zum Wollen gehört, nicht ausdrücklich erwähnt. Genauer formulirt würde also der Satz lauten:

Volenti et scienti non fit injuria.

Es ist auch damit noch nicht alle Unbestimmtheit aufgehoben. Gesetzt, es litte Jemand an einer schmerzhaften, unheilbaren Krankheit und forderte einen andern auf: Tödte mich, damit meine Qual ein Ende hat. Thäte nun der Aufgeforderte, was von ihm verlangt worden, thäte er dann dem andern Unrecht oder nicht? Nach unserer Maxime würde man antworten müssen: er thäte ihm kein Unrecht, denn jenem geschähe ja nur, was er wisse und wolle. Aber der Leidende hat vor Schmerzen betäubt vielleicht nicht klar gewußt, was er wollte und hat jedenfalls nicht gewollt, was er dem göttlichen Willen gemäß wollen sollte. Damit ergiebt sich, daß die Rechtsmaxime noch näherer Bestimmung bedarf, um als wahr anerkannt zu werden. Wir werden sie fassen:

Recte volenti et recte scienti non fit injuria.

Und nur in so fern diese genauern Bestimmungen als in der ursprünglichen Fassung als mit enthalten gedacht werden, kann man letzterer gelten lassen.

Wie Gieſebrecht die Behandlung der Aufsatzthemata von den Schülern verlangte, das wird sich aus den mitgetheilten Dispositionen erkennen lassen; von dem Reichthum der Stoffe können natürlich die wenigen Proben keine klare Anschauung geben, wenn ich sie auch mit Rücksicht darauf ausgewählt habe. Am häufigsten erscheinen in den Aufsätzen Gedanken über große weltgeschichtliche Begebenheiten, die mit einander oder mit Werken der schönen Literatur verglichen werden, die Gegensätze in der Geschichte, an denen das Gesetz, wie der Gedanke von der These durch die Antithese zur Synthese drängt, dem Schüler faßlich gemacht wird, — so das Christenthum dem Judenthum und Heidenthum gegenüber — ferner der Gegensatz zwischen dem seiner selbstbewußten Menschen und der bewußtlosen Natur, zwischen Cultur und

Civilisation, Gedächtniß und Erinnerung; daneben in früherer Zeit häufig Themata über rechtliche Grundbegriffe, in späterer Zeit noch häufiger, besonders für die Secundaner, Aufgaben, deren Inhalt der Logik, Poetik und Rhetorik entnommen war. Sehr selten und nur in der ersten Hälfte seiner pädagogischen Thätigkeit überließ er das letzte Thema des Semesters der freien Wahl des Schülers, häufiger gab er ihnen, wenn sie durch das Vorausgegangene dazu vorbereitet schienen, die Dispositionen anheim oder begnügte sich damit, ihnen eine Anzahl von Fragen vorzulegen, welche sie angewiesen wurden sich zu beantworten, bevor sie an die Arbeit des Disponirens gingen. Wo er den Gedankeninhalt selbst angab, waren weitere Ausführungen, wie die mitgetheilten Dispositionen zeigen, von den Schülern einestheils leicht zu finden, und dann dem Lehrer sehr willkommen, anderntheils schien das gegebene so fest in sich geschlossen und bei aller Kürze so erschöpfend, daß es seine Schwierigkeit hatte etwas Wesentliches hinzuzufügen. Im letzteren Falle war auch Giesebrecht durchaus damit zufrieden, wenn er in den Aufsätzen nichts als die von ihm entwickelten Gedanken wiederfand. Manche Schüler allerdings begnügten sich aus Furcht, auf eine von ihm gemißbilligte Gedankenreihe zu gerathen, in jedem Falle mit der möglichst genauen Wiedergabe des Gegebenen und sind, wenn sie es selbständig reproducirten, auch dadurch erheblich gefördert worden; wer freilich das Denken scheuend auf verbotenem Wege diese Reproduction sich verschaffte und so, statt das Vorgedachte nachzudenken, geistlose Fingerarbeiten lieferte, kann sich nicht wundern, wenn er sich durch diese Schreibeübungen in seiner intellectuellen Entwickelung nicht sonderlich gefördert gesehen hat. Solchem verkehrten Treiben der Schüler, von denen so manche in banausischer Gesinnung nicht Bildung, sondern günstige Censuren wollen, genügend zu steuern, es durch Maßregeln wo möglich zu verhüten, lag nicht in seinem Wesen, ein Umstand, der freilich nicht durch schwächliches Nachgeben und Gehenlassen, sondern durch ein gewisses Ungeschick in äußerlichen Dingen hervor gerufen war und in inniger Verbindung mit seinem auf das Ideale gerichteten Sinn stand,

aber als ein Mangel an einem praktischen Schulmann gewiß wird angesehen werden müssen. Daß er dieses handwerksmäßige Treiben einzelner Schüler nicht genügend zu hindern verstand, hat denn hie und da die Meinung erweckt, als sei er in seinem Urtheile nicht frei von Parteilichkeit gewesen, da er in der einen Arbeit genau dasselbe gerügt, was er in einer andern ungerügt gelassen. Auf das allerentschiedenste muß ich dem entgegentreten, wenn dem hochsinnigen, charaktervollen Manne in dieser Richtung der leiseste Vorwurf gemacht wird. Mag sein, daß er dieselbe Deduction, mit derselben Wendung in der Arbeit des producirenden Schülers billigte, und sie verwarf in der Arbeit des abschreibenden, da sie ihm als mit dessen sonstiger Gedankenwelt in Widerspruch stehend nur als unverstandenes Gerede erschien, mag in andern Fällen die überaus ermüdende Lectüre solcher Aufsätze ihn hier zu strengerem, dort zu milderem Maßstabe geführt haben, mag man die Thatsache, an der zu zweifeln ich keinen Grund habe, erklären, wie man wolle: nur meine man nicht, daß er je in seinem Leben mit Bewußtsein zwei gleiche Leistungen verschieden beurtheilt habe. Die Beurtheilung also mag nicht immer objectiv unparteiisch gewesen sein, der Beurtheilende selber war immer aufrichtig und wahrhaftig, und mehr kann nach Göthes bekannter Maxime kein Mensch versprechen zu sein. Und das ist er gewesen, nicht blos hier, wo die Versuchung, es nicht zu sein, leicht zu besiegen ist, sondern sein ganzes Leben lang mit unerschütterlichem Muthe und mit einer zuweilen wohl an Rücksichtslosigkeit streifenden Offenheit, den hochgestelltesten und einflußreichsten Persönlichkeiten gegenüber, deren Mißfallen ihn nie hinderte, was er meinte, zu sagen, und ebenso gegenüber seinen liebsten und theuersten Freunden und Angehörigen ohne Scheu durch den unumwundenen Ausdruck seiner Meinung vielleicht zu verletzen. Wie sollte ein solcher Mann Schülerarbeiten mit bewußter Parteilichkeit beurtheilt haben!

Von der mittelhochdeutschen Poesie, als von einem Unterrichtsgegenstand auf dem Gymnasium, wollte Gieseбrecht nichts wissen. Für die Bildung der Jugend galt ihm von unserer Literatur nur der neuhochdeutsche Theil für werthvoll, der sich

an den Alten gebildet hat. (Tom. 1862, 2(81): „Die einfachen, stillen großen Formen, welche den Bildwerken der Nation mit Recht nachgerühmt werden, finden sich eben so im Homer und in den Tragikern, vor allen im Sophokles. Mit ihnen haben die großen Deutschen Dichter am Ende des vorigen Jahrhunderts gerungen. Sie haben sich zum Theil zu früh für besiegt erachtet und von dem reichen Inhalt, den das Christenthum ihnen bot, mehr als gut, für die schöne Griechische Form daran gegeben. Mag ein späteres Geschlecht das ausgleichen, wenn es kann; aber von dem Studium der Antike absehen darf die christliche Kunstbildung nicht, die theoretische so wenig, als die praktische.

Das Gymnasium bedarf der antiken Poesie, und die mittelhochdeutsche, phantastisch, buntscheckig, wie sie ist, auch nur neben jene einführen, heißt die Jugend verwirren, das Einfache, Klare ihr verleiden. Aber die Dichtungen Hartmanns von der Aue, Wolframs von Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg, sagt man, sind national. Sie sind französisch, selbst die nationale Sage ist in ihnen verritterlicht und verminniglicht, wie die Vergleichung mit Nordischer Sage und Nordischen Liedern zeigt, wie P. E. Müller schon vor länger als vierzig Jahren nachgewiesen hat.*) Ihr Werth für die Literargeschichte und welchen andern sie sonst noch haben mögen, bleibt unangefochten, aber sie sind nicht geeignet, einem Lebensalter als Vorbilder zu dienen, das aus seiner natürlichen Unruhe und Phantasterei zur Sammlung des Geistes soll hingeführt werden. Den Zweck fördert von allem, was die Deutsche Poesie hervorgebracht, nur der neuhochdeutsche Theil unserer Nationalliteratur; nur er hat sich an den Alten und durch sie gebildet. Und seine Häresien wird die christliche Schule zu überwinden, wird sie ihren Zöglingen selbst förderlich für deren Einsicht in die evangelische Wahrheit zu machen im Stande sein."

Noch eingehender spricht er sich darüber an einer andern

*) P. E. Müller Saga-Bibliothek med Anmærkninger og indledende Afhandlinger. Kjøbenhavn. 1818. II. 316—343.

Stelle aus (Dam. 1860, 387): „Es ist neuerdings die Frage aufgeworfen, ob oder wie weit das Gothische, Altdeutsche und Mitteldeutsche mit ihrer Literatur in dem Gymnasialunterricht ihre Stelle finden sollen. Der Gedanke befremdet gegenüber der gleichzeitig verlautenden Klage über die Vielwisserei.

Was nun von Gothischer Literatur vorhanden, beschränkt sich auf den Codex argenteus; seinen Inhalt wie den der beiden Altdeutschen Evangelienharmonien entnimmt die Jugend in den Gymnasien besser und zweckmäßiger aus Luthers Uebersetzung und aus dem Griechischen neuen Testament, und auf das Fragment des Hildebrandliedes, auf das Ludwigslied, die Merseburger Zaubersprüche u. wird wohl verzichten können, wer auf die Tragödien des Aeschylus verzichten muß, ja selbst vom Sophokles zunächst nur eine erste Kenntniß gewinnt. Die Mitteldeutsche Literatur ist freilich bedeutend reicher, als ihre Vorgängerinnen; aber sie enthält unreine Elemente, ist durchaus phantastisch, in der Darstellung weitschweifig, und wer in der ersten Bildung seines Geistes begriffen ist, dem sollte man, wo möglich, nur Reines, Klares, Geordnetes, Concises vor das geistige Auge bringen. Da nun ohnedies zum vollen Verständniß dieser Poesie eine Bekanntschaft mit der Kulturgeschichte des Mittelalters erforderlich ist, welche der Gymnasialunterricht nirgend gewährt, so wird es am besten sein, in der Schule ganz von ihr abzusehen und sich an den Alten und an der Neudeutschen Literatur genügen zu lassen. Soll aber durchaus etwas in jener Richtung geschehen, so lese denn der Primaner das Nibelungenlied und die Gudrun in Neuhochdeutscher Uebersetzung. Das genügt für ihn. Ein tiefer gehendes Studium überschreitet den Kreis des allgemeinen Wissens, in welchem das Gymnasium sich zu bewegen hat.

Man wird mir einwenden, um die Kenntniß der Literatur sei es gar nicht oder doch nur nebenbei zu thun, dagegen um die Sprache allermeist. Mir däucht, wenn das Gymnasium nicht zur Fachschule für Sprachforscher werden soll, so hat es am Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, Französischen und Neuhochdeutschen der besondern Grammatik eher zu viel als zu wenig.

Wird eingewandt, das Neuhochdeutsche sei ohne seine Unterarten, das Gothische, Altdeutsche und Mitteldeutsche nicht gründlich zu verstehen, und an dem Verständniß der Muttersprache müsse doch jedem Deutschen, nicht allein dem Sprachforscher, vor allem andern Wissen gelegen sein. Ich möchte, die Argumentation habe mehr den Schein der Vaterlandsliebe, als deren Wirklichkeit. Der angeführte Grund ist eben so anwendbar auf das Angelsächsische und Isländische, und warum nicht auf Zend und Sanskrit? Welch eine Erweiterung des Lehrbegriffs der Gymnasien!"

Nachdem er dann nachgewiesen, daß durch die gegenwärtige Organisation des Gymnasialunterrichts für die verstandesmäßige Auffassung der sprachlichen Erscheinungen, auch in der Muttersprache, zum Zweck der allgemeinen Bildung durchaus genügend gesorgt sei, fährt er fort: „Niemand kann den Werth einer Zergliederung der Sprache in ihre Bestandtheile, des Nachweises der Metamorphosen dieser zum Zweck ihrer Zusammenfügung und der Regeln, nach denen jene erfolgt, gering achten, niemand der besondern Sprachwissenschaft die Befugniß absprechen wollen, auf dieselbe Weise mit früheren Gestaltungen unserer Sprache zu verfahren und so geschichtlich zurück zu gehen, wo möglich bis zu ihren Anfängen. Aber dies Besondere als einen nothwendigen Bestandtheil der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung anzuerkennen, verbietet eben so sehr das Interesse der Schule, als der Nation. Der Schule, denn die unausbleibliche Folge würde sein, daß die musikalische und die poetische Seite der Muttersprache, welche allein das Sprachgefühl, das sinnvolle Spiel der Tropen und Figuren, welches nur die Sprachphantasie erfassen kann, also gerade der geheimnißvolle Hauch des eigenen, nationalen Geistes auf Deutschen Lippen in der Bildung der Jugend entweder ganz unbeachtet blieben oder doch in den Winkel geschoben würden. Auch mit dem Interesse der Nation stände das Uebermaß verstandesmäßiger Behandlung der nationalen Sprache im Widerspruch. Zwar das Streben würde seine natürliche Grenze finden an dem vielseitigen Widerstreben gegen ein gründliches Studium, das seiner Art nach nur wenige, besonders gestimmte Geister anziehen kann;

aber die hiese Einsicht gereift und der verfehlte Schritt zurück gethan wäre, könnte unserer Sprache schon manches zu Leide geschehen sein durch umbildnerische Versuche des sonderenden und scheidenden, aber unproductiven Sprachverstandes. Denn nicht der Grammatiker ist zum Bildner der Sprache berufen, sondern der Dichter, der, welcher im Besonderen diesen Namen führt, und jener andere heimliche, der lauter oder leiser in jeder stillen Menschenseele sich vernehmen läßt."

Ihm erschien eben nicht alle gesteigerte Bildung als ein Gewinn, nur die harmonisch gesteigerte. Der Gymnasialunterricht kann nach seiner Ueberzeugung nicht für einen besondern Beruf vorbereiten, etwa den der linguistischen Studien; er kann und soll vielmehr die Jugend objectiv zu der Erkenntniß der nothwendigen Grundlagen alles menschlichen Wissens, subjectiv zu der Erkenntniß der eigenen Neigung und des eigenen geistigen Vermögens hinführen, damit jeder einzelne Schüler für sich erst den Entschluß zu einem besonderen Beruf fassen könne. (Dem. 1860, 197.) Ihm galten in Uebereinstimmung mit dem Gesetz vom 4. Juni 1834, dessen Weisheit er pries, die Gymnasien als allgemein wissenschaftliche Schulen, die ihren Zweck in sich haben, ihnen gegenüber die Universitäten als wissenschaftliche Fachschulen. Am entschiedensten spricht er sich hierüber aus in der Abhandlung über den deutschen Aufsatz in der Oberclasse Preußischer Gymnasien. (Dem. 1861, 386.) Die Stelle ist polemisch gegen Rudolf von Raumer gerichtet: „Die Schüler des preußischen Gymnasiums auch in den obern Classen, sind keineswegs nur künftige Pfarrer, Richter und Aerzte. Sämmtliche Civilbeamte, selbst die Subalternen haben bei uns den Gang durch das Gymnasium gemacht; die Postverwaltung, die Regierungen, selbst die landräthlichen Aemter nehmen keinen Schreiber an, der nicht das Primanerzeugniß aufzuweisen hat, das Abiturientenzeugniß giebt im Heere den Anspruch auf das Portepée. Auch Rittmeister, Gutsbesitzer, Fabrikherren, Kaufleute, Schiffskapitäne, Gewerbetreibende von mancherlei Art finde ich in nicht geringer Zahl unter meinen ehemaligen Schülern. So entsenden unsre Gymnasien nicht alle ihre Schüler, nicht einmal deren

Mehrzahl auf die Universitäten, können mithin auch nicht die Bestimmung haben, nur Studenten zu bilden. Sie schließen allerdings die Bildung ab, welche sie gewähren, nämlich die allgemeine oder, wenn man will, encyclopädische, nur nicht wie der Tod das animalische Leben, sondern wie der Feierabend die Menschenarbeit des Tages. Ob die weitere Bildung der Zöglinge durch die Universität, diese Vielheit von Berufsschulen unter einem Dache, oder durch eine andere Anstalt, oder wie sonst geschehen soll, darüber haben nur jene selbst und ihre Angehörigen zu entscheiden."

Gegen den Vorwurf, daß mit der encyclopädischen Bildung leicht ein Zuviel und Durcheinander sich verbinde, eine Gefahr, vor der schon F. A. Wolf gewarnt hatte, wandte er ein (Dam. 1860, 204): „Vielwisserei, das beliebte Stichwort, erweist sich näher betrachtet als Gedankending. Die Wisserei, dieses Wissen schlechter Qualität, ist als Wenigwisserei nicht mehr werth, denn als Vielwisserei. Das Vielerleiwissen aber wandelt sich zum Wissen des Vielen und des Einen, wenn es als ein gegliederter Lehrbegriff erkannt wird und das leistet die trichotomische Encyclopädie (die auf die Erkenntniß Gottes, der Natur, des Menschen gerichtete Bildung). Mögen unsere Schulen also je mehr und mehr christlich encyclopädische Bildung verbreiten: sie ist der mütterliche Boden, aus welchem allein christliche Kunst, christliche Wissenschaft aufgehen können." Daß er von solchen Ueberzeugungen ausgehend nicht zu den Anhängern der neuerdings von einflußreichen Persönlichkeiten vertretenen Ansicht gehören konnte, nach welcher das Können über das Wissen gesetzt wird, nach welcher in lateinischer Versification die Blüthe der Gymnasialbildung gefunden wird, liegt auf der Hand. In dem Aufsatze (Dam. 1862): „Was aus der Fremde in unsre Schulen kam", citirt er folgende Stelle aus Wieses deutschen Briefen über englische Erziehung: „Die Kenntnisse des Englischen Schülers umfassen einen engern Kreis, als bei uns, aber er bewegt sich in demselben gewöhnlich mit größerer Sicherheit, sein Wissen ist beschränkter, aber es ist überall mehr ein Können." Dieser Aeußerung gegenüber entwickelt Giesebrecht Folgendes: „Man fragt: was kann er? Antwort: er kann Lateinische Verse

machen: die Uebungen darin und ihre Beurtheilung nehmen einen groſsen Theil der Schul- und Arbeitszeit in Anſpruch. Gegen leicht ſich darbietende Bedenken dagegen hebt man ziemlich allgemein in England hauptſächlich das hervor, hierin werde eine unzweifelhafte Fertigkeit von den Schülern erreicht; ſie ſei aber nicht erreichbar, ohne daſs ſie viel die Alten leſen bis zur Vertrautheit mit ihrem Geiſt und ihrer Sprache, und nicht ohne einige Anregung der Phantaſie und ohne das Bemühen, angeregte Ideen zu ordnen. Die Wirkung liege aber nicht bloſs in dem für das Klaſſiſche dadurch gebildeten Gefühl und in der erhöhten Freude an den Muſtern ſelbſt, wie auch das Lateinſchreiben zum beſſern Verſtändniſs im Leſen führt, ſondern in dem Bewuſstſein, dieſe Fertigkeit erreicht zu haben, liege vielmehr in dem Kraftbewuſstſein.

Darauf wird der Deutſche Schulmann zu erwiedern haben: Ein Kraftbewuſstſein gewährt jede erreichte Fertigkeit, die gute wie die ſchlechte, die kleinliche wie die würdige; darin kann für das Verſemachen keine beſondere Berechtigung gefunden werden. Daſs Lateinſchreiben zum beſſern Verſtändniſs im Lateinleſen führe, läſst ſich keineswegs unbedingt zugeben. Werden die Römiſchen Autoren geleſen, um aus ihnen Beſonderheiten der Sprache zu lernen, die im Lateinſchreiben ihre Anwendung finden ſollen, ſo mag dieſes Schreiben jenes Leſen fördern; aber das iſt eben die Frage, ob in den obern Gymnaſialklaſſen, wo doch das Verſemachen ſich nur treiben läſst, die Alten zumeiſt um ihres Inhalts oder zumeiſt, ja allein, um der Sprache willen zu leſen ſind. Man ſieht, wenn ich die Worte recht verſtehe, in England die Lateiniſchen Verſe der Schüler als den Ausdruck deſſen an, was man bei uns deren klaſſiſche Bildung nennen würde. In Deutſchland dagegen bedienen ſelbſt die Philologen, die Gelehrten vom Fach, ſich zumeiſt der Mutterſprache, um ihre Einſicht in das klaſſiſche Alterthum, ihre Forſchungen und Entdeckungen mitzutheilen, ſie fügen auch ihren Schulausgaben der Klaſſiker Einleitungen und Erklärungen in der Mutterſprache bei, und den Ausdruck der Geſammtbildung, die das Deutſche Gymnaſium gewährt, alſo auch der klaſſiſchen Bildung, finden in Preuſsen die Geſetze

vom 25. Jan. 1812 und vom 4. Jan. 1834 in dem Deutschen Aufsatz ungebundener Rede. Das ist auch ein Können und mindestens kein schlechteres, als die Lateinischen Verse der englischen Schule; denn daß der Deutsche, bestimmter der Preußische Lehrbegriff ein Vielerlei, welches trotz aller dadurch dem Geiste gegebenen Anregungen eine Sicherheit des Könnens nicht erreichen lasse, kann nicht zugegeben werden. Dies Vielerlei ist nachgewiesen als ein besonnen gegliedertes Ganzes, das auch ein Primaner als solches einzusehen vermag."

Ihm kam es vor Allem darauf an, daß die Jugend um die Thätigkeit ihres Geistes wisse, daß sie wenigstens einen Anfang mit der Selbsterkenntniß gemacht habe, und davon sollte nach seiner Meinung der Lehrbrief des Gymnasiums der Wahrheit gemäß Zeugniß geben können. Freudig hatte er daher das Rescript des Ministeriums Altenstein vom April 1825 begrüßt und es stets als ein sehr einsichtiges gepriesen, durch welches wieder ein vorbereitender philosophischer Unterricht in den Gymnasien angeordnet wurde, der die Anfangsgründe der empirischen Psychologie und Logik umfassen sollte. Das aus der Psychologie Nothwendige freilich wollte er mit richtigem schulmännischen Takt nicht selbständig behandelt, sondern theils mit der Logik, theils mit der Religionswissenschaft verbunden wissen. In Bezug auf die Methode der Logik empfahl er die Behandlungsweise dieser Wissenschaft in den Schulen von Port royal. Sehr energisch aber verwahrt er sich gegen die oft ausgesprochene Ansicht, es gebe zu wenig Lehrer, welche die Logik fruchtbringend zu lehren verständen, und eben so wenig sei eine philosophische Disciplin für die meisten Primaner, wie sie nun einmal seien, als Unterrichtsgegenstand geeignet. Voll Unmuth schreibt er gegen diese Insinuationen (Dam. 1861, 101): „Wo sind die Lehrer, wo die Schüler für eure unausführbaren dialectischen Träume? wird dem Altensteiner Pädagogen von den Pädagogen der ungemischten Ueberlieferung zugerufen. Die Lehrer? In Ungarn, in Siebenbürgen, an der Türkischen Grenze kann man sie finden, wenn der Preußische Lehrstand wirklich so weit sollte herunter gekommen sein, daß

aus seiner Mitte niemand im Stande wäre, die Elemente der Logik zu lehren und methodisch in Anwendung zu bringen. Ein so schmählicher Verfall muß bestimmt nachgewiesen, nicht blos rednerisch behauptet werden, ehe man sich von seiner Wirklichkeit überzeugt. Es ist wahr, Göthes spöttische Aeußerung über die Logik haben bei den Geistreichen, und wer wäre das nicht, ein Vorurtheil gegen die Wissenschaft hervorgerufen, das höchstens gegen ihren Mißbrauch berechtigt heißen könnte. Selbst bei dem Philosophirenden meinte zu Anfang unsers Jahrhunderts Schelling einen Grad von dialectischer Unmündigkeit voraussetzen zu müssen, über welchen die Griechische Philosophie fast in ihren ersten Schritten hinaus gewesen, und der die Empfehlung des gründlichen Studiums der Logik zur dringenden Pflicht mache.*) Aber haben wir denn in einem halben Jahrhundert des Drängens von innen und außen gar nichts gelernt?

Die Schüler in den Gymnasien des Zeitalters der Reformation, hat man gemeint, seien älter, an Verstand gereifter gewesen, als die der Gegenwart. Dem ist nicht so. Mit fünf- oder sechsjährigen Knaben begann in der untersten Klasse der Straßburger Schule der erste Unterricht, die Anfänge des Lesens und Schreibens, und das fünfzehnte Lebensjahr wurde als das des Eintritts in die Prima angenommen. Hier sollte der Schüler ein Jahr verweilen; dann war der Gymnasialkursus vollendet und akademische Vorlesungen begannen. Für diese waren noch fünf Jahre bestimmt; mit dem ein und zwanzigsten Lebensjahre stand der Jüngling am Schluß auch der Universitätsstudien. Ein sechszehnjähriger Abiturient ist gegenwärtig eine seltene Ausnahme, vor dreihundert Jahren war er die Regel. Und die Zahl der Lehrstunden ging nicht über die bei uns übliche hinaus. Nicht weniger als vier Stunden täglich und nicht mehr als fünf hielt Sturm für das rechte Maß, also wöchentlich vier und zwanzig bis dreißig. Und die Sprache des Unterrichts war Latein, selbst

*) v. Schellings sämmtliche Werke. Stuttgart und Augsburg. 1856. Abth. I. B. VII. 342.

in der untersten Klasse durfte der Lehrer nur im Nothfall sich der Muttersprache bedienen. Aelter und in Folge des Alters entwickelter waren also die Gymnasiasten gewiß nicht; aber das muß zugegeben werden, wissenschaftliche Bildung suchte früher nur die befähigte, lernlustige Jugend, in unsere Gymnasien strömt fortwährend eine große Anzahl Schüler ein, die keinen Beruf zu den Studien hat, und die man doch nicht zurückweisen darf. Die Wissenschaft soll Gemeingut Aller werden, fordert die Welt; warum nicht auch die Kunst, die Malerei etwa, Gemeingut Aller, sogar der Blindgebornen?

Das Gymnasium darf also nicht den Forderungen der Zeit unmännlich nachgeben; das Maß der Berufenen ist sein Maß. Wer den Beruf nicht hat, mag sich dessen in der Schule und durch sie bewußt werden, wer ihn hat, lerne ebenso in ihr und durch sie, wie weit er reicht, und wohin er vornämlich geht."

So hielt er die Logik für unentbehrlich auf der obersten Stufe des Gymnasiums und durch keine andere Wissenschaft zu ersetzen. „Es ist kein glücklicher Einfall", schreibt er in der Damaris (1860, 259), „wenn man gemeint hat, im Gymnasialunterricht solle die Mathematik entweder die Logik ganz ersetzen oder allenfalls wie einen Anhang in sich aufnehmen, denn um das Praktische der Logik sei es doch der Schule eigentlich nur zu thun. Ich dächte nicht darum zuerst, sondern vor allem um die Theorie des Erkennens; deren Anwendung wird nicht ausbleiben. Erkenne den Menschengeist! lautet die Aufgabe der Logik; erkenne die Natur! fordert die Mathematik. Also frei, selbständig stehe der logische Unterricht in der Schule dem mathematischen gegenüber, diesen ergänzend und ihm seine Schranken zeigend." Demgemäß verlangte er (Dam. 61, 26), daß die Logik behandelt werde als ein Wissen, das ohne alle Rücksicht auf spätere Studien seinen Werth und seine Bedeutung in sich habe, das sich jedem besondern philosophischen System möglichst ferne halte und allenfalls jedem als Vorschule dienen könne. Daraus folge, daß die Logik in der allgemein wissenschaftlichen Schule sich auf empirischer, also psychologischer Grundlage aufbaue. „Was aber aus der

Psychologie in die Logik aufzunehmen, darüber gehen vielleicht die Ansichten aus einander. Man hört sogar abschreckende Sagen von Fehlgriffen beim Unterricht in der philosophischen Propädeutik. Sind sie anderwärts nicht zu finden, nicht auf der breiten, ebenen Heerstraße des Sprachunterrichts? Und dort ist ein lange verschütteter Weg aufzuräumen und fahrbar zu machen. Dabei stellen sich Schwierigkeiten heraus, die man durch die Flucht, auch durch Reden nicht überwindet; es gilt ans Werk gehn. Ausdauernde Arbeit, selbst wenn sie irrt, scheint mir doch mehr werth zu sein, als das Hasenpanier, wie hoch es über den Weisen und Verzagten flattere. Die Ansichten werden sich klären, werden sich einigen, warum soll es mit einem Schlage geschehen? Warum soll der Genuß, in seine Thätigkeit denkend und erfahrend sich hinein zu leben, dem Lehrer verkümmert werden? Ist doch gerade diese Frische des Strebens für die Schule von großem Werth. Die Jugend einer matten, arbeitscheuen Zeit bedarf der geistigen Anregung durch das Beispiel des Lehrers mehr noch, als der Mittheilung positiver Kenntnisse."

Diesen propädeutischen Unterricht hat er in der letzten Hälfte seiner amtlichen Thätigkeit selbst Jahre lang ertheilt, und viele seiner Dispositionen zu den Aufsätzen lassen klar erkennen, in wie innigen Zusammenhang er die logischen Lehren zu den deutschen Ausarbeitungen seiner Schüler gebracht hat. Und in der Damaris (a. a. O.) hat er ein wohl überlegtes Schema aufgestellt, durch welches eine Uebersicht des Inhalts dargeboten wird, den seinem Ermessen nach der logische Unterricht auf der Schule haben sollte. Dieses Schema ist sehr beachtenswerth, wie es denn auch sein Gegner Roth in seiner Gymnasialpädagogik als musterhaft empfohlen hat.[12])

Viel längere Zeit hindurch, als den Unterricht in der philosophischen Propädeutik, hat er den geschichtlichen Unterricht ertheilt, in jüngern Jahren auch den geographischen in den unteren Classen. Ueber die Methode dieses letztern Unterrichts nimmt er Gelegenheit, sich in der gegen Roth gerichteten Abhandlung in der Damaris (1865, 277) zu äußern. Roth hatte, um durch Beispiele

zu zeigen, daß der encyclopädische Unterricht, dessen Berechtigung, ja dessen Nothwendigkeit für die Schule Giesebrecht mit Lebhaftigkeit vertreten hatte, in verkehrter Weise von der Peripherie dem Centrum zuführe, die Behauptung aufgestellt, daß kein Lehrer, welcher seinen Schülern geographische Kenntnisse beibringen wolle, bei der mathematischen und physikalischen Geographie anfangen werde. Gegen diese Ansicht Roths, die bekanntlich Anhänger genug hat, aber nur aus der mißverstehenden Uebertreibung eines Pestalozzischen Gedankens entstanden ist, wendet sich Giesebrecht mit folgender treffender Erwiderung: „Geographie habe ich selbst in der untersten Klasse des Gymnasiums lange und gern gelehrt, weiß aber noch heute nicht, wie ich den Unterricht anders beginnen könnte, als mit dem Satz aus der mathematischen Geographie: die Erde ist eine Kugel, weiß auch nicht, wie ich die Schüler lehren soll, auf dem Globus und der Landkarte sich zurecht zu finden, ohne ihnen etwas zu sagen von den Himmelsgegenden und vom Horizont, was begreiflich aus der mathematischen Geographie zu entnehmen ist. Und wie soll ich es vermeiden, zu lehren, die Oberfläche der Erdkugel bestehe aus Festem und Flüssigem, aus Land und Wasser? Doch ist das eine Bestimmung der physicalischen Erdkunde, mit der, eben wie mit der mathematischen, kein Lehrer anfangen darf."

Ueber den Lehrgang des historischen Unterrichts hat er sich in einer kurzen (ungedruckten) Darlegung aus dem Jahre 1838 ausgesprochen: „Der historische Unterricht, wie er bisher bei uns im Gange, hebt mit der Biographie an, steigt von da zur Ethnographie auf und endet mit der Universalgeschichte, d. h. er betrachtet das Individuum als Einheit, das Volk als eine Summe von Individuen, die Universalgeschichte als die Summe der Völkergeschichten.*) Aber in Wahrheit ist die Menschheit das eine große Ganze, Völker und Individuen dagegen seine Gliedmaßen und

*) Man vergleiche die auf dasselbe hinausgehende Instruction für den geschichtlichen und den geographischen Unterricht an den Gymnasien und Realschulen der Provinz Westfalen vom 22 Septbr. 1859. (Bei Wiese, Verordnungen und Gesetze I., 108.)

Kräfte. Ist nun die Menschheit Eine, so ist die Geschichte das System ihrer in die Wirklichkeit getretenen Gedanken; Raum, Zeit und That sind die nothwendigen Momente dieser Verwirklichung, die sich zu dem Gedankensystem selbst wie die Erscheinung zu ihrem Wesen verhält. Daraus ergeben sich für die historische Erkenntniß und für den historisch-geographischen Unterricht vier Stufen.

1. Geographie. Sie hat es lediglich mit dem Raum zu thun, auf dem sich alle Geschichte bewegt. Es ist also alles Statistische auszuscheiden, das in den geographischen Lehrbüchern vorkommt; nur eine Uebersicht der mathematischen Geographie, der Hydrographie und der Orographie eignet sich für unsern Zweck. Für diesen Unterricht werden die drei untern Klassen ausreichen, aber man wird auch nicht weniger Zeit ansetzen dürfen, wenn bleibende Frucht soll gewonnen werden.

2. Geschichtliche Geographie. Zu dem Momente des Raumes tritt hier das der Zeit hinzu. Die welthistorischen Städte und Staaten, ihre Begrenzung in Zeit und Raum sind hier chronologisch von Periode zu Periode durchzugehen und einzuüben. Zu einer solchen Uebersicht der alten, mittlern und neuern Geographie wird bei drei wöchentlichen Lehrstunden der für Tertia vorgeschriebene zweijährige Cursus genügend sein.

3. Geschichte, Universalgeschichte, die That innerhalb des Raumes und der Zeit. Sie findet in den historischen Lehrstunden der beiden obern Classen ihre Stelle.

4. Philosophie der Geschichte. Sie entwickelt das System von Gedanken, aus dem die Thaten der Geschichte hervorgehen; aus ihr können die deutschen Aufsätze der beiden obern Classen ihren Inhalt entnehmen."

Das ist ohne Zweifel eine gedankenreiche Methodik, die in philosophischen Ueberzeugungen wurzelt; aber der gedankenreiche Methodiker ist nicht immer der praktische. So wird man auch den von ihm für die Tertia angesetzten Unterrichtsstoff, wie vortrefflich er auch in das Gedankensystem und gerade an diese Stelle hineinpaßt, nicht für einen den Schülern dieser Stufe angemessenen

halten können. So viel ich weiß, ist dieser Plan für den historisch-geographischen Unterricht am Stettiner Gymnasium auch nie verwirklicht worden.

Eine andere Ansicht dagegen, die er stets vertreten hat, den Geschichtsunterricht streng auf die politische Geschichte zu beschränken, hat er praktisch als Lehrer immer durchgeführt, wie er in demselben Sinne auch sein geschichtliches Lehrbuch geschrieben hat.

Getrieben hat ihn zu dieser Beschränkung die Forderung des Prüfungsreglements, die ihm als eine übertriebene galt. Sie schien ihm von keinem Gymnasium vollständig gelöst werden zu können, selbst wenn wöchentlich sechs Stunden auf die Geschichte verwandt würden. Er hat sich früher gutachtlich darüber so geäußert: „Eine deutliche und sichere Uebersicht des ganzen Feldes der alten, mittlern und neuern Geschichte, wie das Reglement verlangt, ist viel gefordert von einem achtzehn- bis zwanzigjährigen Jünglinge; wenn es ein vierzigjähriger Mann nach rechtschaffenen Studien bis dahin gebracht hat, mag er von Glück sagen. Ich möchte glauben, es sei angemessen, das ganze Feld der Geschichte zu beschränken auf die politische Geschichte und die Forderung etwa in folgender Weise zu stellen:

> In der Geschichte und Geographie muß der Examinandus darthun können, daß ihm die Umrisse der Länder, das Flußnetz in denselben und eine orographische Uebersicht der Erdoberfläche im Großen zu einem klaren Bilde geordnet, auch ohne Karte, gegenwärtig sind; daß er ebenso der Umrisse der politischen Geschichte alter, mittlerer und neuerer Zeit, der Staatsveränderungen der leitenden Völker für sich und vornämlich im Zusammenhange mit den staatlichen Entwickelungen der europäischen Menschheit, zwar nicht bis ins Detail, aber doch deutlich und als geschichtlicher Thatsachen kundig ist, desgleichen, daß er den Nationen und Reichen verschiedener Perioden und derjenigen Begebenheiten, welche in räumlichen Verhältnissen ihre Erklärung finden, auf dem geographischen Bilde, daß er in sich aufgenommen hat, im allgemeinen ihre Stelle richtig zu bezeichnen weiß."

Wenn er so einerseits den Unterricht auf die politische Geschichte beschränkt wünschte, so war er andererseits von dem guten

Recht der durch das Reglement vom Jahre 1834 festgesetzten Zielleistung überzeugt, die sich auf das ganze Gebiet der Geschichte beziehen sollte, und widersprach auf das bestimmteste (Dam. 1861, 214) „den neuerdings laut werdenden Forderungen, welche nur griechische, römische und deutsche, auch wohl nur griechische und römische Geschichte wollen gelehrt wissen." Unmuthig über diese Herabdrückung der Zielleistungen ruft er aus: „Also nichts von Frankreich und England, nichts von den großen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen in beiden Indien, nichts auf der andern Seite von Muhamed und dem Arabischen Kalifat, wenig, sehr wenig von den Kreuzzügen, vom Byzantinerreich, von Rußland, selbst von Peter dem Großen nichts! Aber abgesehen von allen äußern Uebelständen, die dabei herauskommen: das Christenthum ist die allgemeine, für die ganze Menschheit bestimmte Religion, so verlangt der christliche Lehrbegriff auch consequent eine deutliche Uebersicht der allgemeinen Geschichte. Daß aus ihr die Kulturvölker der alten Welt und in späterer Zeit die Deutsche Nation, welche Jahrhunderte hindurch im Besitz des Kaiserthums, also neben dem Papstthum der obersten leitenden Macht in der abendländischen Christenheit war, besonders hervortreten, macht sich beinahe von selbst, und damit ist etwas ganz Anderes, Besseres gegeben, als die postulirten besondern Geschichten dreier oder zweier aus dem Zusammenhang des großen Ganzen herausgenommener Nationen. Eine Darstellung aber, wie die von dem Reglement angeordnete, ohne jede Dialectik, als bloße Ueberlieferung geschichtlicher Thatsachen zu geben, kann der logisch nur einigermaßen Gebildete nicht anders als unmöglich, den Versuch dazu nicht anders als widersinnig nennen, weil die Art des menschlichen Geistes verkennend."

Diesen Ansichten gemäß hat er unterrichtet, hat er sein geschichtliches Lehrbuch in drei Theilen geschrieben*).

*) Lehrbuch der alten Geschichte. Berlin 1833. Lehrbuch der mittleren Geschichte für den Gebrauch der obern Gymnasialklassen und zum Selbstunterricht. Stettin 1836. Lehrbuch der neuern Geschichte. Stettin 1846. Dem Lehrbuch der mittleren Geschichte ist eine Zeittafel in Folge höherer Anordnung hinzugefügt, ihr Verfasser ist Wilhelm von Giesebrecht.

In der Vorrede zum ersten Theile desselben entwickelt er seine Ueberzeugung von dem, was das Lehrbuch bieten solle, und von der Methode, die er bei dem Gebrauche für die zweckmäßige hält: „Wie der Fisch nur im Wasser, so kann der Mensch menschlich nur im Staate leben; die Humanität, welche als Ziel der Erziehung angegeben wird, ist mithin der Staatlichkeit gleich bedeutend, was man allgemeine Bildung zu nennen pflegt, der Bildung zum staatlichen Leben, was besondere Berufsbildung, der Bildung zum staatlichen Handeln; Zweck der Elementarschule aber so gut als der Gymnasien ist, auf verschiedenen Entwickelungsstufen, Erziehung zum staatlichen Leben.

Wenn nun alles Erziehen darin besteht, daß dem Zöglinge ein Vorbild entgegengebracht und ihm zugemuthet wird, es in sich aufzunehmen, so kann das pädagogische Vorbild unserer Gymnasien, die Gesammtheit dessen, was sie lehren, nichts anderes enthalten, als zuvörderst die wesentlichen Richtungen des staatlichen Lebens, dargelegt in einer dem Jugendalter angemessenen Form, und um diesen Kern her vorbereitende Studien, die zur fruchtbaren Aufnahme desselben befähigen.

So der geschichtliche und der geographische Unterricht. Dieser bereitet für jenen vor, der wiederum, wie ich seine Bedeutung verstehe, unter den Richtungen des staatlichen Lebens die auf das Recht darzulegen hat. Wie die leitenden Völker der alten Welt sich staatsrechtlich geordnet, wie sie völkerrechtlich im friedlichen Handelsverkehr und im Kriege sich zu einander gestellt: dies in einer Uebersicht zu zeigen, habe ich demnach als meine Aufgabe angesehen.

Manchem, der nur einen Leitfaden begehrt, wird was ich biete zu viel sein. Auch ist es dazu nicht bestimmt. Die Methode des historischen Unterrichts, welche den Schüler seine ganze Kenntniß als Erzählung aus dem Munde des Lehrers empfangen läßt, steht im auffallenden Widerspruch mit der Lehrweise in den übrigen Wissenschaften, die durch erörterndes Gespräch zur Einsicht führt. Zwar werden auch dem Lehrer der Geschichte Wiederholungen und Prüfungen zugestanden, aber die Zeit dazu

iſt ſparſam gemeſſen, der Curſus drängt, und der Vortrag darf nicht ſtille ſtehn. Jene wichtigen, zurück geſchobenen Uebungen mehr in den Vordergrund zu rücken, erſcheint als dringendes Bedürfniß. Dies Ziel wird aber durch die Aenderungen nicht erreicht, welche man hie und da in der Methode gefordert hat. Ein dürrer Leitfaden feſſelt die Aufmerkſamkeit nicht in dem Maße, wie das viel geſcholtene Nachſchreiben, und geſchichtliche Tabellen, von den Schülern gearbeitet, ſind kein Erſatz für ein Heft, in dem er ſelbſtthätig, was er in ſich aufgenommen, reproducirt. Freilich die Mehrzahl der Zöglinge wie der Menſchen überhaupt iſt zu geiſtiger Selbſtthätigkeit ſchwer zu bewegen; ſo entſtehen auf Gymnaſien und Univerſitäten ſtarke Hefte durch bloße Thätigkeit der Finger. Dieſem Uebelſtande und der nichts beſſern Abhülfe wird begegnet, ſobald man dem Schüler ſtatt des kurzen Leitfadens ein Lehrbuch bietet, das alles in ſich faßt, was ſonſt der mündlichen Erzählung vorbehalten war. Ein ſolches will das vorliegende ſein. Aus ihm mag der Lernende mit Hülfe der nöthigen Landkarten ſich für die Lehrſtunden vorbereiten, in denen er von ſeiner häuslichen Thätigkeit Rechenſchaft abzulegen hat. Iſt der geſchichtliche Stoff in der hier gegebenen Verbindung aufgefaßt, ſo mag ihn der Lehrer in andern Zuſammenſtellungen betrachten laſſen topographiſch, ethnographiſch, ſynchroniſtiſch, vergleichend, nach Materien geordnet ꝛc., der Combinationen ſind ſo viele möglich und ſo lehrreiche. Der erzählende Vortrag höre ganz auf, mithin auch Nachſchreiben und Hefte, und der Unterricht ſei nur *Geſpräch* über den Inhalt vorher geleſener Abſchnitte des Lehrbuches, wobei dem Lehrer Ergänzungen und Verbeſſerungen, wenn er ſie nöthig findet, unbenommen bleiben.*)

Andern habe ich vielleicht *zu wenig* gegeben, auch innerhalb der Grenzen, die ich meiner Arbeit geſetzt, und vortragen

*) Von dieſer Darlegung ſagt Gieſebrecht ſieben und zwanzig Jahre ſpäter in der Damaris (1861, 216): „Es war das erſte Hervorbrechen eines längere Zeit verſchloſſenen Gedankens; ſo mag die Form eckig erſcheinen, doch läßt ſie, denke ich, deutlich erkennen, was gemeint iſt."

läßt sich allerdings mehr. Aber was vorgetragen, ist noch nicht gelehrt, noch weniger gelernt; der beredte Lehrer, dem das Erzählen Freude ist, und der den augenblicklichen Eindruck seines Vortrages bemerkt, täuscht sich hier am leichtesten. Auch für den historischen Unterricht der Schule gilt die Regel des Thucydides: κτῆμα ἐς ἀεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν."

Gegen die Rüge, daß in dem Lehrbuch als die allgemeine Kategorie, der die besondern geschichtlichen Begebenheiten untergeordnet werden, und der gemäß sie ausgewählt sind, das Recht, also ein abstracter Begriff gesetzt werde, und daß dadurch in der Darstellung dem individuellen Charakter der geschichtlichen Personen Eintrag geschehe, wendet er in der Damaris (1861, 217) Folgendes ein: „Es ist bekannt genug, daß in manchen Staaten des Alterthums Einzelne als Gesetzgeber und Verfassungstifter gewaltet haben, allein dann waren sie doch immer nur diejenigen, welche dem Gesammtwillen des Gemeinwesens den Ausdruck gaben. Selbst der Despot könnte nicht sich für den einzigen Freien unter Sklaven erklären, wenn diese nicht zu der gleichen Ansicht ständen. Und was ist der individuelle Charakter geschichtlicher Personen? Cäsars Individualität tritt aus den Commentarien vom Gallischen Kriege, aus Appian und Dio Cassius dem Leser entgegen; auch Sueton hat sie auf seine Weise conterfeit. Welches der beiden Charakterbilder der Jugend vorzuführen, ist mir nie zweifelhaft gewesen: die geschichtliche Individualität ist in ihren geschichtlichen Thaten; wo diese, wenn auch nur übersichtlich, dargestellt werden, kann und soll jene in der Darstellung mit enthalten sein. Aber die geschichtliche Person ist vor allem Person, auch in den Zeiten, da keine denkwürdigen Thaten von ihr ausgehen; die menschliche Persönlichkeit greift weiter als die geschichtliche. Und wie viele Millionen haben nur als namenlose Menge an geschichtlichen Thaten untergeordneten, vorübergehenden, vielleicht gar keinen Antheil. Solche menschliche Persönlichkeit hat ohne Zweifel ihren hohen, sehr hohen Werth; nur zu ihrer Geltung kann sie im Staate, in den Reichen dieser Welt nicht gelangen. Um so vollständiger in dem Gottesreiche, das nicht von

dieſer Welt iſt. Da wird die Individualität ewig gehütet und erzogen, wie nirgend in dieſer Welt das Gemeinweſen, das der flüchtigen Zeit angehört."

Als ein Schulbuch hat Gieſebrecht es mit dieſer Darlegung wohl nicht gerechtfertigt. Solcher individueller, immerhin im ſtrengen Sinn des Worts nicht geſchichtlicher Züge hiſtoriſcher Perſönlichkeiten bedarf gerade die Jugend, um lebendiges Intereſſe für dieſelben zu gewinnen; und andrerſeits iſt das geſchichtliche Material, das durch ſeine gedrängte, meiſterhafte, durchaus objective Darſtellung in den drei mäßigen Bänden geboten wird, viel zu groß, um von der Jugend bewältigt zu werden. Auch die ſtreng durchgeführte Beſchränkung auf die politiſche Geſchichte, ſo ſtreng durchgeführt, daß zum Beiſpiel Socrates gar nicht erwähnt wird, läßt das Lehrbuch doch für den Schulunterricht als minder geeignet erſcheinen.

Sieht man aber von dem pädagogiſchen und didaktiſchen Zwecke ab, ſo wird man einräumen müſſen, daß dem Lehrbuche Vorzüge eigen ſind, die es zu einer ſehr beachtenswerthen Erſcheinung in der hiſtoriſchen Literatur machen, Vorzüge, die wegen der geringen Verbreitung deſſelben noch keineswegs genügend anerkannt ſind. Welche eingehenden, bis ins Einzelnſte dringenden Studien [13]) er für dies Schulbuch gemacht hat, erhellt deutlich aus der Correſpondenz mit ſeinem Neffen Wilhelm in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre; und ſo durfte er mit gutem Recht in der Vorrede zu dem erſten Theile des Lehrbuches ſagen: „Wie fern Sorgfalt daran gewendet, erkennt der Kundige wohl auch ohne Citate, die hier nicht an ihrem Orte wären." Aber nicht bloß der eindringende, gewiſſenhafte Fleiß, auch nicht nur die meiſterhaft conciſe, bei aller Gedrängtheit edle und fließende Darſtellung iſt zu rühmen: es iſt in dem Buche der gewaltige Stoff in innere Verbindung gebracht, wie es kaum in einem andern derartigen Werke geſchehen iſt. Das iſt das Urtheil Wilhelms von Gieſebrecht. Und Cantù erwähnt, wo er von den hauptſächlichſten Geſchichtſchreibern des Mittelalters ſpricht [14]), auch Ludwig Gieſebrechts Lehrbuch, indem er bemerkt: „Er führt die Eintheil-

lung der Völker in abend- und morgenländische am besten durch, und sein Werk ist für diejenigen, welche bereits die Geschichte des Mittelalters kennen, von größtem Werthe."

Sei mir noch vergönnt, die Schlußworte des Lehrbuches hier mitzutheilen. Sie charakterisieren die politische Anschauung, die vor dem Jahre 1848 ihm eigen war, und die von tiefinnerlicher Religiosität getragene Gesinnung des Historikers: „Liegt nun, wie behauptet wird, in dem Princip, nach welchem die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt werden muß, das Heilmittel gegen die während der französischen Revolution hervorgetretene Theorie von der Volkssouveränetät und der Theilung der Staatsgewalten, so ist doch letztere noch nicht überwunden. Spanien, Italien, Frankreich, welches sie durch eine neue Revolution in den letzten Julitagen des Jahres 1830 grundsätzlich wieder hergestellt hat, Polen, auch Deutschland sind seitdem mehr oder minder von ihr erschüttert worden, und selbst wo es nicht zum Kampfe gekommen, äußert sich doch laut genug der Zwiespalt der Meinung. Dazu ist in neuester Zeit auch die Religion wieder Gegenstand bittern Streites in der Christenheit geworden; hierarchische Bestrebungen geben sich kund, in Glaubensformeln und äußerlichem Kirchenthum wird das Heil gesucht. Friede ist nur, wie der Dichter sagt, in des Herzens heilig stillen Räumen, wie der Philosoph, in der Welt der Ideen, wie der Theolog, in der unsichtbaren Gottesgemeine. Nur da heilen die politischen, die moralischen Schmerzen der Menschheit und der Völker, wie der Einzelnen; nur von da her öffnet sich dem Forschenden durch das Gebrause der Leidenschaften hin die Einsicht in das Wesen der Geschichte, in das Walten des göttlichen Geistes in ihr; nur von daher vernimmt der Geist des Menschen den tröstlichen Zuruf: Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

Zu der klaren Erkenntniß dieses Glaubens seine Schüler zu führen, ihre Herzen zu erfüllen und zu erwärmen durch das lebendige Gefühl der Gottesnähe, war die von ihm mit heiligem

Ernſt erfaßte Aufgabe, die er ſich für die Religionsſtunden ſtellte, welche er ſeit 1841 in den oberen Claſſen des Gymnaſiums ertheilte. Im Gegenſatz zu der ſchon von Schleiermacher und Bernhardi vertretenen [15]), im letzten Decennium von manchen lebhaft vertheidigten Anſicht, daß der Religionsunterricht beſſer von dem Lehrplan der Schulen, wenigſtens der höheren, entfernt und die Unterweiſung darin zweckmäßiger in die Hand der kirchlichen Gemeinſchaften gelegt werde, galt ihm der Lehrbegriff der Gymnaſien als werthlos, war ihm kein Lehrbegriff mehr ohne die chriſtliche Katecheſe. Nur in dem trichotomiſchen Lehrbegriff, der ſeit dem dritten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung vermuthlich in Alexandria entwickelt, im Abendlande im Kloſter Vivareſi zuerſt verwirklicht, von Papſt Gregor dem Großen aus Italien nach Britanien verpflanzt, von da durch Alcuin nach Tours und wieder von hier durch Hrabanns Maurus nach Fulda getragen, der fruchtbaren Mutter anderer Kloſterſchulen — nur in dieſem alexandriniſchen Lehrbegriff fand er ein ſinnvolles, einfach gegliedertes Ganzes, das philoſophiſch allein denkbare: nämlich Erkenntniß Gottes in der chriſtlichen Katecheſe, Erkenntniß des Menſchengeiſtes im Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und Erkenntniß der Natur im Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie). Und wenn auch ſpäter die Lehrgegenſtände des Triviums und Quadriviums durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaften einerſeits und durch unabweisliche Bedürfniſſe der lernenden Jugend andererſeits verändert und vermehrt worden ſind, die trichotomiſche Geſtaltung des ganzen Lehrbegriffs blieb unangefochten und galt ihm als unanfechtbar, alſo auch die Gotteserkenntniß, die religiöſe Unterweiſung als ein integrierender Theil des Gymnaſialunterrichts, den man nicht herausnehmen könne, ohne das ſinnvolle Ganze, das auf encyclopädiſche Bildung gerichtet ſei, damit zu zerſtören. (Dam. 1860, 173 ff.; 1865, 254 ff.). Aus demſelben Grunde meinte er, könne der Forderung des Triviums, des Erkenne dich ſelbſt, nicht vollkommen genügt werden, wenn der Blick ſich nicht auch auf das Unausſprechliche richtet; demgemäß ſei die Muſik und das Zeichnen in

der allgemein wissenschaftlichen Schule unentbehrlich und mehr noch als beide das Walten der Poesie, dieser wunderbaren auf der Grenze des Aussprechlichen und Unaussprechlichen gelagerten Kunst, die der Jugend recht eigens gehört (Dam. 1861, 59; 1860, 177). Denn im allgemeinen ist die poetische, ideale, nicht die gemeine, nützliche Welt das Heim der Jugend (Dam. 1861, 389), und in der Kunst ist ein Widerschein religiösen Gefühlslebens zu erkennen (Dam. 1862, 34). Aber dem Reiche des Ideales stellte er doch als etwas wesentlich verschiedenes das Reich Gottes gegenüber, das ihm durch und durch Realität war, ein ewiges, unerschüttertes Reich der Wahrheit, dessen König der Sohn Gottes selbst, dessen Angehörige Gnade haben, das Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist mit sich bringt (Dam. 1862, 35). Doch zur Sonderung des Reinen vom Unreinen, des Würdigen vom Gemeinen bedarf die christliche Erziehung in den Gymnasien der Kunst. Durch die Kunst hütet sie die Jugend vor der gemeinen Sinnlichkeit und leitet ein in das Reich des Ideales, die Vorhalle des Reiches Gottes (Dam. 1862, 386). Der Ansicht Roths, welcher eine Bändigung der Phantasie verlangte, stellte er Folgendes entgegen (Dam. 1865, 275): „Ist die Phantasie, das Hauptorgan für die Empfindung des Schönen, eine edle Gottesgabe (wie Roth zugestanden hatte), warum soll sie dann gebändigt werden, nicht gebildet, wie das Preußische Reglement vom 4. Juni 1834 verlangt? Mit dem Unterordnen unter die Vernunft ist es nicht gethan, hat doch diese, so gut wie jene ihren Antheil an der Verdunkelung des göttlichen Ebenbildes im Menschen. Der Tübinger Pädagog hat sich in Nürnberg einmal, ja, wie er angiebt, in allen seinen Dienstverhältnissen einer schlimmen Verirrung der jugendlichen Phantasie gegenüber befunden, ob nicht sein System des Bändigens das Uebel, wenn nicht hervorgerufen, doch wilder gemacht? Wir können jene lichtscheue Sünde nicht bis in ihre heimlichen Schlupfwinkel verfolgen, und wenn die Stimme des Gewissens ihr nicht wehrt, was hilft da menschliche Aufsicht, menschliches Verbot? Erfüllen wir daher die Phantasie der Jugend bei Zeiten

mit schönen Vorstellungen, damit das Gemeine und Unschöne keinen Eingang finde. Daß dadurch allem Uebel gesteuert werde, läßt sich freilich nicht verbürgen, denn die Heiligung der Phantasie, wie jeder andern geistigen Thätigkeit, kommt allein von Gott; aber es gebührt sich, daß die menschliche Erziehung thue, was sie weiß und kann."

Wie nothwendig ihm zur sittlich-religiösen Erziehung das Lebendigwerden der Poesie in den höheren Schulen erschien, hat er in einem von ihm im Jahre 1853 gedichteten Prolog schön und klar ausgesprochen, welcher die Aufführung von Wallensteins Lager in der Aula des Gymnasiums einleitete. Ich theile daraus folgende Stelle mit:

Ja, wenn Verstand, gedankenlos verständig,
Mit des Gedankens Zeichen sich begnügt,
Wenn die Grammatik in dem Wort verkümmert,
In Ziffern und Figuren die Mathesis,
Wenn die Geschichte selbst, sich selbst verlassend,
In Namen, Zahlen aus einander fällt —
O Poesie, holdselige Königin,
In welcherlei Gestalt du dann erscheinst,
Du rufst die schlummernden Gedanken wach.
Durchsichtig, lebend werden dann die Zeichen,
Und Phantasie regt sich in dem Verstande.

Und wenn die Sinnlichkeit den Willen bindend
In der Begierde dumpfe Nebel zieht,
Wo reizlos selbst die Schönheit der Natur,
Wo nur ihr Taumelkelch als Labial gilt,
Das heut die Seele lockt und morgen lähmt —
O Poesie, holdselige Königin,
In welcherlei Gestalt du dann erscheinst,
Zur Sinnigkeit führst du die Sinnlichkeit.
Da fallen nach und nach des Willens Fesseln,
Begierde läutert sich, und es verschmäht
Der Geist den Brodem, der dem Rausch entsteigt;
Er sieht im Morgenroth und Abendroth,
In Luft und Wasser, auf der blühenden Erde,
Wohin er sieht, sein eigen Spiegelbild.

Auch wenn der Schule klösterliche Regel
Der Lebensluft des Hauses widersagt,
Wenn schon die Zwei sich von einander reißen
Gleichgültig, kalt, die mit gesammter Kraft
Des Vaterlandes Zukunft hüten sollen —
O Poesie, holdselige Königin,
In welcherlei Gestalt du dann erscheinst,
Du weckst des Hauses ernste Mächte auf,
Der Ernst der Schule wird von dir gemildert.
Da sammeln sich Geschwister, Mütter, Väter,
Da wer an jungem Streben Freude hat,
In diesem Saal, um unsrer Söhne Spiel.
Da stehen wir vor seelenvollen Hörern,
Die uns die Seele weiten, denn sie führte,
Wir wissen es, die Treue hier herein,
Und Haus und Schule reichen sich die Hand.

Die Kunst — das war seine Ueberzeugung dem engherzigen Puritanismus gegenüber — bereitet vor zu dem innerlichen Hinneigen der Seele zu Gott, bereitet vor zum Gebet. Und Religion, Glaube war ihm der Endzweck, wie des Lebens der Einzelnen, so alles geschichtlichen Lebens der Völker. So konnte ihm der religiös indifferente Staat, wie ihn Ladenberg im Sinne hatte, unmöglich das Ideal eines Staates sein, aber die religiös indifferente Schule erschien ihm als schlechthin unsittlich. Er sagt darüber in seiner am Geburtstage des Königs 1863 in der Aula gesprochenen Rede, die vom Fortschritt in der Geschichte der Menschheit handelt (Dam. 1864, 95):

„Die Universität bringt ihren Zuhörern ein buntes Allerlei wissenschaftlicher Vorlesungen, aus dem jeder nach seinem Belieben wählt, was ihm ansteht. Nicht so das Gymnasium und die Realschule. Sie haben ihren Lehrbegriff, in dem jeder Lehrgegenstand seine nothwendige Stelle hat, jeder mit dem andern zusammenhängt, mithin jeder näher oder entfernter mit der Religion. Sie haben ihre Lehrmethode, welche nicht ohne Gespräch sein kann; dieses aber greift nicht selten, ungesucht, aus einem Wissen in das andere hinüber, und die Erfahrung lehrt, daß Gedanken, die so beiläufig, wie im Fluge ausgesä't wurden, oft

anregender wirken, als die planmäßig mitgetheilten. Dazu ist aller Unterricht der Schule zugleich Erziehung, die ohne religiöse Grundlage undenkbar. Darum wird mit Recht, nach altem Brauch, die Tagesarbeit mit Gebet begonnen und beendet. Soll auch dies Gebet religiös-indifferent sein, soll in ihm der Name, die Anbetung des Gekreuzigten sorgsam vermieden werden? Das wäre doch nicht mehr die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, welche die Verfassung gewährleistet, wenn die Christen sich nicht mehr zu Christus bekennen dürften.

Und wie läßt sich erwarten, eine Anzahl wissenschaftlich tüchtiger Männer, alle gewissenhaft und religiös, wie sie der Schule allein frommen, aber verschiedener Bekenntnisse, werde sich zu einem innerlich einigen Lehrercollegium gestalten. Findet doch jeder sich durch den andern fortwährend in seiner erziehenden Thätigkeit, nicht selten auch in seinem Unterricht gehindert. Zu einem äußerlichen allseitigen Maßhalten im Umgange mit einander mögen sie es bringen, aber glücklich in seinem Beruf wird sich keiner fühlen. Meine man ja nicht, die Jugend werde ein solches Mißverhältniß unter ihren Lehrern nicht bemerken; bemerkt sie es aber, so wird sie eben so, oder in anderer Weise aus einander gehen, als jene. In Wahrheit, die religiös-indifferente Schule würde Unfrieden aussäen, wie könnte aus der Saat Friede, ja Verbrüderung aufgehen!

Entsagen wir lieber allen phantastischen Erwartungen und betrachten die Wirklichkeit, wie sie vor uns da liegt. Der Streit des Glaubens und des Unglaubens ist entbrannt im Leben, in der Wissenschaft, in der Kunst und wird allem Ansehn nach sobald nicht beendet sein. Eine solche geistige Bewegung ist heilsam, sie wird uns alle läutern und fördern. Aber kein rechtschaffener Feldherr führt Krieger in den Kampf, die noch nicht waffenfähig, nicht geübt im Gebrauch der Waffen sind. So auch im geistigen Kampf. Die Jugend soll noch nicht in ihn hinein gezogen werden, aber die Schule hat sie zu üben, hat sie hinein zu leiten zu der christlichen Wahrheit, wie das Evangelium sie bietet, zu christlicher Auffassung der Wissenschaft und der Kunst. Thue das der

Katholik und der evangelische Christ, jeder für sich, nach bestem Wissen und Gewissen; unterweise eben so der jüdische Lehrer die Seinigen für sich, so gut er kann und weiß. Denn haben die Männer des Fortschritts Recht, daß die Zukunft dem gehört, der die Schule hat, so haben sie Unrecht, wenn sie deren Alleinbesitz für ihre Partei fordern. Mithin keine Simultanschulen; sie können nur die unbefestigten Geister verwirren. Eine religiös-indifferente Erziehung wäre schlechthin verderblich."

In der wissenschaftlichen Schule christlich-encyklopädischen Lehrbegriffs findet sich also nach seiner Ueberzeugung „nirgend eine Stelle, die ein jüdischer Lehrer einnehmen könnte. Werde dem Juden sein verfassungsmäßiges Recht wie dem Christen: den Zweck wird auch das in Aussicht stehende Unterrichtsgesetz unverrückt im Auge behalten, darauf vertrauen wir alle. Nur nach dem Mittel zum Zweck läßt sich fragen. Der religiöse Indifferentismus, dem das Judenthum so gleichgültig ist, wie das Christenthum, möchte jüdische und christliche Lehrer unter einander mengen. Er wird der einen Religion so wenig gerecht, als der andern. Vermischt der Maler auf der Palette alle seine Farben, so entsteht ein häßliches Schmutzgrau; eine Farbenharmonie läßt sich nur durch geordnete Nebeneinanderstellung der reinen Farben und ihrer reinen Mischung erlangen. Ein analoges Phänomen zeigt sich im Leben des Geistes. Laßt die religiösen, die politischen Unterschiede und Gegensätze sich bewegen, wacht nur darüber, daß sie nicht erstarren; und eine lebenreiche Harmonie wirkender Kräfte blüht auf. Brecht ihnen den Lebenstrieb aus, mengt sie durch einander, und das Ergebniß wird ein Schmutzgrau intellectueller und moralischer Flachheit sein, eine matte Religionsphilosophie, die sich bald in gemeinnützige Betrachtungen über Oekonomie des Staates und des Hauses umgestalten wird. Damit ist niemand gedient. Geht es mit der Mischung nicht, so bleibt nur die Sonderung. Die jetzt vorhandenen Gymnasien gehören den Christen. Stellt sich das Bedürfniß höherer Schulen auch für die Juden heraus, so fordert die Gerechtigkeit, daß der Staat dem genüge. In solchen Schulen wird der jüdische Lehrer seine

Stellung finden; da wird das Judenthum, sei es das der Reform, sei es das talmudiſche, zeigen können, ob ihm die Lebenskraft einwohnt, einen jüdiſchen Lehrbegriff zu entwickeln und zu verwirklichen. (Dam. 1860, 251.)"

Dem Einwande aber, daß ſo mancher chriſtlicher Lehrer dem Chriſtenthum innerlich eben ſo fern ſtehe, wie ein Jude, begegnet er mit folgenden Worten (Dam. 60, 320):

„Wem wäre es unbekannt, daß erfahrungsmäßig die Getauften ſich auf ſehr verſchiedenen Stufen und in verſchiedenen Zuſtänden des Glaubens befinden, daß manche dem Unglauben nahe genug ſtehen, manche ihm ganz verfallen ſind? Es iſt nicht minder bekannt, daß die Kirche ihre glaubensſchwachen Glieder trägt, aufrichtet und ſtärkt, wie ſie es vermag, daß ſie ſelbſt die ungläubigen freundlich duldet, daß ſie nur der Verführung mit ernſtem Widerſpruch entgegen tritt. Wenden wir das auf die chriſtlichen Lehrer an. Sie ſind getauft, haben bei der Confirmation vor der Gemeine ihr Glaubensbekenntniß wiederholt, haben den chriſtlichen Amtseid geleiſtet: das ſind heilige Bande, welche ſie der Kirche und dem chriſtlichen Staat verknüpfen und ſelbſt den Leichtſinnigen mit innerer Scheu erfüllen, daß die Lippen ſich ſchließen, wenn das frevelnde Wort an ſie ſtürmt. Und käme es dennoch zum Argen, leitete ein chriſtlicher Lehrer die Jugend zu unevangeliſcher Lehre oder zum Unglauben an, ſo kann ihm von dem Director, von dem Collegium der Lehrer, von der Unterrichtsbehörde gewehrt werden.

Mit dem jüdiſchen Lehrer würde es ſich ganz anders verhalten. Ihn bände keine Taufe, kein Confirmationsgelübde; läßt ſich ihm der chriſtliche Amtseid zumuthen? Und müßte ein jüdiſcher Eid für ihn formulirt werden, wie ſoll eine Lehrergenoſſenſchaft verſchiedenen Amtseides dieſelbe Jugend in einem Geiſte unterrichten und erziehen? Die einzige Einheit, welche hier möglich, iſt die des religiöſen Indifferentismus. Wehe der Schule, ſei ſie chriſtlich oder jüdiſch, die auf ſolchem Grunde ſich aufbaut!"

Dieſe Anſichten Gieſebrechts werden in der Seele manches Leſers Widerſpruch hervorrufen, und es iſt auch nicht zu leugnen,

daß durch seine Deduktionen keineswegs alle Bedenken, die man gegen die confessionelle Schule erhoben hat, weggeräumt sind. Freilich dem frevelnden Wort des unbesonnenen Lehrers, der spottend etwa und höhnend heilige Ueberzeugungen antastet, mag erfolgreich gewehrt werden können, aber auch dem Ausdruck ernster, unter schweren Kämpfen errungener, wissenschaftlicher Ueberzeugung, die sich im Widerspruch weiß mit diesem oder jenem Dogma der Bekenntnißschriften? Und wird die Norm und Richtschnur der Symbole aufgegeben und nur auf das Bibelwort verwiesen, wie verschieden erscheint dann die evangelische Lehre in der Auffassung des einen und des andern. Und noch größer wird die Verschiedenheit, wenn man mit Giesebrecht davon überzeugt ist, daß die Bibel nicht Gottes Wort sei, sondern Gottes Wort enthalte. Diese Ungleichheit aber in der Auffassung von dem, was evangelische Lehre sei, was göttliche Wahrheit und was menschliche Zuthat, ist nicht etwa eine theoretische Möglichkeit, nicht eine in der Zukunft liegende Gefahr, diese Ungleichheit in dem dogmatischen Standpunkt der evangelischen Religionslehrer ist wirklich und gegenwärtig vorhanden und geht in noch grellere Gegensätze aus, als ich sie dargestellt habe. Wenn es aber so steht — und wer wollte daran zweifeln, der nicht absichtlich sein Auge dagegen verschließt — wenn dem Schüler von dem einen Lehrer als heilige, zur Seligkeit führende Wahrheit dasselbe dargestellt wird, was der folgende als gleichgültige oder gar als zweifelhafte Thatsache bezeichnet, sollte nicht dadurch das geschehen, was Giesebrecht vermieden wissen wollte, daß nämlich die Jugend, die noch nicht waffenfähige, noch nicht im Gebrauch der Waffen geübte, hineingezogen wird in den Kampf des Glaubens mit dem Unglauben? Und noch schlimmer wird der Uebelstand, noch unheilvoller kann die Verwirrung in den Gemüthern werden, wenn der Confirmandenunterricht und ein innerlich und wesentlich davon verschiedener Religionsunterricht in der Schule auf die Schüler wirken. Die klare Erkenntniß von der Gefahr, welche durch den obligatorischen Religionsunterricht für die jungen Seelen entstehen kann, hat denn auch offenbar den preußischen Cultusminister bestimmt, nicht bloß

während der Confirmandenzeit, sondern überhaupt die Möglichkeit einer Dispensation von dem Religionsunterricht in den höheren Schulen zu gewähren.

Wenn Gieſebrecht die religiöſe Unterweiſung als ein weſentliches Glied in dem Organismus der Schule erkannte, das in denſelben nicht fehlen dürfe, ohne unheilbaren Schaden für das Ganze herbeizuführen, ſo war er andrerſeits ein entſchiedener Gegner aller von der Schule ſelbſt geregelten oder auch nur im mindeſten controlierten Religionsübung; die erſtere wünſchte er wenigſtens auf ein geringes Maß beſchränkt, um den ſo überaus gefährlichen Widerwillen der Schüler gegen aufgezwungene und dann religiös nicht erhebende, aber oft genug ſittlich ſchädigende Andachten nicht aufkommen zu laſſen. Er ſagt darüber in der Damaris (1862, 378 ff.):

„Man verlangt von uns, wir ſollen unſre Schüler zum ſonntäglichen Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes verpflichten, die Erfüllung dieſer Pflicht überwachen. Das Letztere iſt in größern Städten, wo mehr als eine Kirche, unausführbar, und wo es ausführbar, erheben ſich gegen das Erſtere gewichtige pädagogiſche Bedenken. Die untern Claſſen können der Predigt nicht folgen, wie populär ſie gehalten ſei; eine zwei oder dritthalb Stunden hindurch geſpannte Aufmerkſamkeit iſt Knaben von ſolchem Alter unmöglich. Die Schüler der obern Claſſen ſind allerdings im Stande zu folgen, aber was frommt ihre widerwillige Gegenwart? Sehr viel, wird im Sinn Engliſcher Erziehung geantwortet. Man iſt nicht ſo verblendet zu überſehen, daß der Zwang, welcher hierin geübt wird, eigentliche Andacht bei ſehr Vielen nicht aufkommen läßt. Aber man rechnet darauf, daß auch unbewußt und ungewollt von der Ordnung, Sitte und täglicher Gewohnheit dennoch ein Segen empfangen werde, ſollte es bei manchem auch nur das ſein, daß die Unruhe ſeines Leichtſinns und ſeine ſchweifenden Gedanken durch die Heiligkeit des Orts und die Würde und den Ernſt des Gottesdienſtes auf eine Zeitlang zu Stille und Ruhe gebracht werden. Man fragt mit Recht, ob denn aus andern Kirchen alle Gemeindemitglieder mehr

als dies davon tragen, und ob etwa dort alle in wahrer Herzensandacht und aus innerem Antrieb versammelt seien.

Der Deutsche Erzieher wird darauf antworten, die Motive, welche die Erwachsenen in die Kirche geführt, wisse er nicht, habe sie auch nicht zu richten, nicht zu verantworten; ihm sei es allein um die seiner Pflege anbefohlene Jugend zu thun. Jene Stillung der Unruhe des Leichtsinns, welche man in England als einen unbewußten, ungewollten Segen von dem erzwungenen Besuch des Gottesdienstes erwarte, werde in den Deutschen Schulen während der Woche durch den Unterricht erstrebt. Er nehme eine geistige Thätigkeit des Schülers in Anspruch, die der Lehrer beaufsichtigen könne; in der Kirche fehle eine solche Aufsicht, dem unruhigen Phantasieren und der Unaufmerksamkeit der Leichtsinnigen sei da viel mehr Raum gelassen, als in der Schule. Das Ergebniß aber des Herüber- und Hinüberredens, das die Frage nach dem Verhalten der Schule bei dem Kirchenbesuch ihrer Zöglinge veranlaßt hat, kann kein anderes sein, als dies: der Lehrer ermuntre durch sein Beispiel, zu rechter Stunde auch durch sein Wort; er enthalte sich jedes directen wie indirecten Zwanges und verleite nicht zum opus operatum.

Dieselbe Mahnung ergeht noch dringender an die Schule, wo von früherer Zeit her Lehrer und Schüler, so viel ihrer eingesegnet sind, mit einander das Sacrament empfangen, oder wo man neuerdings eine solche Gemeinsamkeit einzuleiten sucht. Daß diese erhebend, daß sie für die Erziehung der Jugend höchst wirksam sein kann, ist unbestreitbar, eben so gewiß, daß von der heiligen Feier kein Erfolg zu erwarten, wenn sie zum opus operatum entwürdigt ward. Dazu kommt, daß manche Schüler es vorziehen, mit ihrer Familie dem Tisch des Herrn zu nahen: es ist kein Grund, dieser Neigung in den Weg zu treten. Von der Gleichzeitigkeit und Gleichortigkeit des Genusses hängt es ja nicht ab, daß alle, die des einen gesegneten Brodes theilhaftig, ein Brod, ein Leib werden. Halte sich die Schule nur unbeirrt durch jene kirchliche Statistik, welche aus der Zahl der Kirchgänger und der Communicanten die Gottseligkeit der Gemeinen berechnet; das

ruhige Wort, das beharrliche Beispiel wirken, wenn auch unscheinbar und unter dem Tage: wir brauchen keine Knalleffekte."

Für die Schule selbst, wenigstens für Externate, fand er die jetzt meist üblichen gemeinsamen Andachten Montags früh und Sonnabends am Schluß der Lehrstunden nicht unbedenklich. „Das Zusammenbringen sämmtlicher Classen zu einer gemeinsamen Andacht", sagt er, „hat in zahlreich besuchten Anstalten den erheblichen Uebelstand, daß bei dem Hin- und Hergehen Gedränge schwer zu vermeiden ist, daß dadurch der Muthwille in den Knaben gereizt wird und eine ernste Sammlung des Geistes nicht aufkommen läßt. Darum möchte ich rathen, man gebe diese Form der Erbauung auf, wenigstens als Anfang und Schluß der Woche. Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. als Vorfeier der kirchlichen Feste läßt sie sich modificirt immer wieder aufnehmen."

Dagegen war er für Beibehaltung des täglichen Classengebets und wünschte für alle evangelischen Gymnasien des Staates dieselbe Bibellection, ähnlich den Tageslosungen der Brüdergemeinde. „Stände eine Einrichtung der Art gesetzlich fest, so könnte jeder Lehrer in seiner Classe Morgens beginnen: Die heutige Losung aller evangelischen Gymnasien unseres Vaterlandes ist entnommen dem ꝛc. und lautet also ꝛc. Der Schluß aber wäre: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns und allen unsern Brüdern. Die Classe spräche: Amen.

Eine solche Bibellection von höchstens fünf Minuten als Frühgebet, wird man mir einwenden, mag wegen ihrer kürzern Dauer nicht so leicht zum opus operatum werden, wie ein kirchlicher Gottesdienst, der mehrere Stunden währt, aber daß sie es werden kann, ist doch unbestreitbar. Ich möchte es dennoch bestreiten. Es wird von dem Schüler nichts verlangt, als daß er ruhig und ungestört die heilige Ueberlieferung anhöre, er soll wissen: dazu bekennt sich die Schule, deren Zögling ich bin. Von ihm selbst wird kein Bekenntniß verlangt; er braucht sich auch an dem Amen nicht zu betheiligen, wenn es ihm nicht darnach ums Herz ist. Man kann es vielleicht ganz weglassen, oder der Lehrer spreche es allein. Denn darauf kommt es zunächst an, daß die

Schule sich als Bekennerin Christi und seines Evangeliums dem jüngern Geschlecht darstelle: die Wirkung ihres Zeugnisses steht bei Gott.

Als Gebet zu Ende der Tagesarbeit habe ich seit einer Reihe von Jahren unverändert die apostolischen Worte gesprochen: der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne bei Christo Jesu zum ewigen Leben. Vielleicht eignet sie sich auch ein anderer Lehrer an. Mir haben sie sich als eindringend in die Hörer bewährt, noch neuerdings. Als ich meinem treuen Eduard Böhmer den Aufsatz über die Genesis zusandte (Dam. 1862, 236) schrieb er mir unter anderem auch diese Worte reinster Pietät: Erlaube mir, mein lieber alter Onkel und Lehrer, daß ich dir dankbar die Hand küsse, und sei versichert, daß du dein Zeugniß nicht vergeblich abgelegt hast. Wie unmöglich ist's, und nicht etwa bloß durch die Ortsferne, daß zwei Menschen sich in einem kurzen Leben ganz verständigen! Der Friede muß höher liegen, als der Verstand, höher, als alle Vernunft: darauf ging dein stetes Schulgebet."

So seine Ansichten über die Schulandachten. Beistimmen kann ich ihnen nicht in jeder Hinsicht. Die gesetzliche Regelung der Bibellectionen halte ich für einen unnöthigen Zwang, dem sich mancher Lehrer nur sehr widerwillig fügen würde, das Sprechen des Amens von Seiten der Schüler, das er allerdings nur bedingungsweise vorschlägt, könnte bei einem in der Handhabung der Disciplin unsicheren Lehrer zu sehr schlimmem Muthwillen einzelner Schüler Veranlassung geben. Warum soll nicht dem Lehrer überlassen bleiben, welchen Bibelspruch, welche Liedesstrophe er Morgens wie am Schluß der Lehrstunden sprechen will. Andrerseits ist die Unordnung und das Gedränge des Hin- und Hergehens bei der gemeinsamen Andacht wohl zu beseitigen; und diese Andacht bliebe füglich auf frei gewählte Bibellection und gemeinschaftlichen Gesang beschränkt, wo nicht eine Persönlichkeit vorhanden ist, welche durch freie Ansprache die Herzen der Schüler zu ergreifen im Stande ist; denn aus tiefinnerstem Gemüth heraus und zugleich in edler Diction erbauliche Worte zu sprechen, wie es z. B.

Gieſebrecht ſelbſt bei ſolchen Gelegenheiten vortrefflich verſtanden hat, iſt nicht jedermanns Sache und Begabung.

Die religionswiſſenſchaftlichen Vorträge in den beiden obern Claſſen hielt Gieſebrecht nach ſorgfältig ausgearbeiteten Heften. Leider habe ich ſie in ſeinem literariſchen Nachlaß nicht mehr vorgefunden. Ein vollſtändig genügender Erſatz dafür iſt jedoch die von ſeinem Neffen und Schüler Eduard Böhmer ausgearbeitete Nachſchrift aus den Jahren 1844 bis 1846, bei welcher dieſer zum Theil das Original ſelber hat benutzen dürfen. Dieſe Vorträge, ſich anlehnend an Marheineke, enthalten einen Abriß der Religions- und Kirchengeſchichte, die Einleitung in die heiligen Schriften, die Symbole der chriſtlichen Kirche, die Lehre vom chriſtlichen Glauben und Leben. Auch dieſe Darſtellungen ſind von der edlen Reinheit, der inhaltvollen Gedrängtheit wie alles, was Gieſebrecht je geſchrieben. Eine theilweiſe Veröffentlichung der Vorträge wäre ſehr zu wünſchen und würde nicht etwa bloß für die Religionslehrer an höheren Schulen eine willkommene Gabe ſein.

Vortrefflich iſt in der Kirchengeſchichte die lichtvolle Darlegung, wie die chriſtliche Religion die Vollenderin des Judenthums und des Heidenthums iſt, wie um die Zeit der Geburt Jeſu die Religion des überweltlichen Gottes ſich zur Erkenntniß der Innerweltlichkeit Gottes geneigt, und andrerſeits der heidniſche Cultus und die heidniſche Philoſophie zu dem Bewußtſein von der Ueberweltlichkeit Gottes hin drängte, und wie nur das Chriſtenthum den Heiden wie den Juden geboten habe, was beide bedurften. Die Kirchengeſchichte iſt fortgeführt bis zur Union; die Darſtellung berührt auch die wichtigſten religionsphiloſophiſchen Syſteme ſeit Kant in einer Weiſe, die zugleich als Anregung zu ſpäterem Studium und für den mit ihnen Vertrauten als klare Ueberſicht werthvoll iſt.

In der Einleitung in die heiligen Schriften äußert er ſich über die Inſpirationstheorie ſo: „Wird gefragt, was die in der chriſtlichen Kirche heilig gehaltenen Schriften unterſcheide von andern religiöſen Inhalts, ſo antwortet die Kirche: Was jene zu heiligen macht, iſt, daß ſie eingegeben ſind vom göttlichen Geiſt.

Sogleich entsteht die andere Frage, was unter der Eingebung, der Inspiration zu denken, ob jedes Wort in den heiligen Schriften eingegeben, gleichsam dictirt sei, ohne andere Thätigkeit der Verfasser als das bloße Niederschreiben. Eine solche Behauptung kann aber niemand aufstellen, der die heiligen Schriften gelesen, auf solche Inspiration haben die Verfasser derselben selbst nicht Anspruch gemacht. Nie hätten sonst Meinungsverschiedenheiten entstehen können unter den Aposteln, von denen doch sowohl in den einzelnen Briefen, wie in der Apostelgeschichte erzählt wird: sie stritten heftig mit einander und einigen sich durch Besprechung. Bis dahin geht also die Inspiration nicht, vielmehr ist anzuerkennen, daß in der heiligen Schrift wohl Gottes Wort enthalten ist, aber auch Menschenwort, das Gotteswort ist in Menschenwort gefaßt. Demgemäß ist auch nicht zu sagen, die Bibel ist Gottes Wort, sondern es enthält Gottes Wort; es ist in ihr, aber sie hat auch ihre menschliche Seite. Jene Einwirkung, welche die Verfasser der heiligen Schriften beim Niederschreiben derselben vom Geiste Gottes erfuhren, kann nun nicht gedacht werden als dem Wesen und der Art nach verschieden von der, welche jeder andere Gläubige auch erfährt, sondern dem Grade nach; denn jene Männer, welche zuerst das Evangelium verbreiteten, welche zuerst eine christliche Kirche gründeten, bedurften gewiß einer höheren Begeisterung, als die späteren, nachdem die Gemeinen bereits eingerichtet waren. Aber wie hoch auch die Begeisterung jener Männer anzuschlagen, Menschen blieben sie doch und als solche menschlichen Meinungen, menschlichen Irrthümern, auch historischen, unterworfen. Aber alles dies thut der Heiligkeit dieser Bücher keinen Eintrag. Ist nun in denselben Gotteswort in Menschenwort enthalten, so ist es sehr wichtig für jeden Gläubigen zu unterscheiden, was vornämlich als Gotteswort, was als Menschenwort zu betrachten. Die theologische Wissenschaft hat darüber seit längerer Zeit gerichtet, und der Theil derselben, welcher sich damit beschäftigt, heißt die Kritik der biblischen Schriften." Dieser Kritik ließ er z. B. ihr Recht in Bezug auf die Erzählung von der wunderbaren Geburt Jesu: „Man hat gegen diese

Erzählung eingewandt, sie finde sich nicht beim Markus, der das Leben Jesu mit seiner Taufe im Jordan, seinem Auftreten als Lehrer beginnt, ja selbst nicht beim Johannes, der von eben da den Anfang macht; und doch war dieser unmittelbarer Jünger des Herrn, auch konnte gerade er darum von diesen Ereignissen unterrichtet sein, weil er in der nächsten Beziehung zu der Mutter Jesu stand, die er nach dem Tode ihres Sohnes zu sich genommen hatte. Dazu ist es gerade Johannes, der vor allen die Wahrheit eindringlich macht, daß Jesus nicht ein Mensch, sondern der eingeborne Sohn vom Vater, durch den alles gemacht ist, daß er der Logos selbst sei. Man sollte meinen, dem Evangelisten, der das darstellen will, müßte die Erzählung von der wunderbaren Geburt Jesu recht wichtig gewesen sein. Entweder war ihm nun diese Erzählung, welche ihn darstellt als hervorragend und ausgezeichnet vor allen andern Menschen, unbekannt, oder Johannes muß gemeint haben, daß es ihrer nicht bedürfe, um den, von welchem er schrieb, als Gottes eingebornen Sohn zu beglaubigen. Daher ist die Ansicht entstanden, diese Erzählung enthalte nicht wirkliche Geschichte, sondern sei als sinnvolle Dichtung zu betrachten, welche die Lehre von der Gottheit Jesu poetisch darstelle; Matthäus und Lukas seien aber nicht die Erfinder, sondern hätten nur in gutem Glauben weiter berichtet, was schon vor ihnen in den christlichen Gemeinden entstanden sei, die es nicht verschmäht, wie Christus, durch Parabel und Gleichniß religiöse Lehren anschaulich zu machen. Wer diese Meinung hegt, kann nicht als abgefallen vom Christenthum bezeichnet werden, denn er widerspricht ja nicht der Lehre, daß Jesus Gottes Sohn sei. Man darf diese theologische Ansicht nicht unberechtigt nennen, so lange sie kein anderes Argument geltend macht, als das Schweigen des Markus und besonders des Johannes."

Aus seiner Lehre vom christlichen Glauben und Leben, in welcher der Einfluß der Philosophie Hegels deutlich zu erkennen ist, theile ich als besonders für ihn charakteristisch seine Darstellung von der immerwährenden und der einmaligen Menschwerdung Gottes mit: „Wird gesagt, Gott werde Mensch, so

kann das heißen, Gottes Selbstbewußtsein wird menschliches Gottesbewußtsein, und dieses, das in jedem Menschen tief innen lebt, ist also die Menschwerdung Gottes, welche nicht einmal nur geschehen ist, sondern von der gesagt werden muß, daß sie fortwährend vor sich gehe. Das ist auch die Lehre der heiligen Schrift. Christus, der Gottmensch, sagt von sich, er sei vor Abraham gewesen, und der Apostel: Jesus Christus gestern, heute und derselbe in Ewigkeit. So wird Gott fort und fort in jedem einzelnen Menschen geboren, und dieser menschgewordene Gott ist in demselben das zum Guten treibende Princip. Aber der also menschgewordene Gott wird oft verfolgt, verspottet und verachtet, er stirbt auf diese Weise fortwährend in vielen Menschen, die sich der Sünde hingeben, aber er bleibt nicht todt, stets steht er wieder auf, lebt und regiert im Bewußtsein des Menschen. Diese fortwährende Menschwerdung Gottes, die das Gottesbewußtsein des Menschen ist in seiner Bewegung durch alle Stadien menschlicher Geistesentwickelung, gehemmt und getrübt durch das endliche Welt- und Selbstbewußtsein, ist innerlich, subjectiv, aber dem göttlichen, sich offenbarenden Geiste eben so wesentlich, als dem menschlichen, nach dem Bilde des göttlichen geschaffenen Geiste. Das Innere aber ist unvollendet, so lange es nicht das entsprechende Aeußere hat, das Subject ohne Objectivirung, das Wesen ohne die Erscheinung; so fordert die innere Menschwerdung Gottes eine äußere, die subjective eine objective, die wesentliche eine wirkliche, der sinnlichen Erscheinung angehörige. Tritt die subjective Menschwerdung Gottes in die Objectivität der Erscheinung, so geschieht es mit dem Gottesbewußtsein wie mit dem Weltbewußtsein, das jenem hemmend entgegensteht. Gottesbewußtsein und Weltbewußtsein erscheinen als historische Personen, jenes, das Eine in allen Menschen, erscheint als ein Mensch, dieses das mannigfache, sich widersprechende als eine Vielheit von Menschen. Dieser eine Mensch erfährt von jener Vielheit äußerlich zu einer bestimmten Zeit dasselbe, was das subjective Gottesbewußtsein innerlich vom Weltbewußtsein zu erfahren hat. Doch jene Vielheit ist nicht ohne alles Gottesbewußtsein, obwohl es verdunkelt und getrübt ist. So

lehrt der Eine, in dem Gott zu einer bestimmten Zeit Mensch wird, wie Gott in seiner steten Menschwerdung, er findet Jünger, aber noch mehr Feinde, wird verlacht, verfolgt, getödtet, steht auf, scheidet aus Raum und Zeit und regiert ewig im Bewußtsein des Menschen."

In Giesebrechts Religionsunterricht wie in seiner Leitung der deutschen Aufsätze erkenne ich seine bedeutendste pädagogische und didaktische Wirksamkeit, nicht in seinem Geschichtsunterricht. Man kann weder sagen, daß er durch lebendige, ins Einzelne gehende mündliche Darstellung seinen Schülern die historischen Begebenheiten und Persönlichkeiten anschaulich gemacht habe, noch läßt sich ihm nachrühmen, daß er es verstanden, durch häufiges Wiederholen, durch rasche und umsichtige Controle sie zu einem sicheren Wissen der geschichtlichen Facta zu führen. Der Unterricht bestand seit der Zeit, da sein Lehrbuch gedruckt in den Händen der Schüler war, in erörterndem Gespräch über den Abschnitt, der vorher von den Schülern wiederholt durchgelesen, ja bei der überaus gedrängten Darstellung in der Regel wörtlich gelernt war. Auch der sorgfältigste Fleiß reichte oft nicht aus, um den Schüler in den Stand zu setzen, die Fragen des Lehrers, die auf den inneren Zusammenhang des Gelesenen gerichtet waren, ihm zu Dank zu beantworten, und die Antwort, die ganz nahe an das Richtige herantraf, fand eben so wenig Gnade, wie die ganz verkehrte. Hier eine didaktische Mäeutik zu üben, durch neu formulierte Frage zur treffenden Antwort zu führen, lag nicht in seiner Art. Er richtete dieselbe Frage in genau derselben Form an einen andern und an einen dritten, und so kam es oft, daß alle Schüler, nach derselben Sache gefragt, durch ihre Antworten ihm nicht genügten, ohne daß er selber sich herbeiließ, die richtige Lösung zu geben. Dann pflegte er wohl ermüdet und in tiefer Verstimmung zu sagen: „Nun habe ich die ganze Classe durchgefragt, und wenn doch auch nur ein Einziger in ihr gewesen wäre, der ordentlich, rechtschaffen gearbeitet hätte, aber auch nicht Einer!" Oft genug lag aber hier der Mangel nicht in der Strebsamkeit der Lernenden, sondern in dem Geschick des

Beherrschen. Trotzdem läßt sich nicht behaupten, daß etwa das historische Wissen, welches die meisten von der Schule mit fortnahmen, ein ungenügendes gewesen wäre; im Gegentheil, die hohen Anforderungen, die Gleichbrecht im Abiturientenexamen stellte, die Möglichkeit, daß seine Frage sich auf das entlegenste Gebiet eben so gut beziehen konnte, wie auf die hervorragenden Begebenheiten aus der griechischen, römischen und deutschen Geschichte, nöthigte die Schüler, sehr ernstlich das Lehrbuch zu studieren, um einigermaßen auf die Prüfung gerüstet zu sein. Denn wie weltfremd es auch ihn, wie jeden Lehrer, berühren mochte, wenn seine Schüler in entscheidender Stunde den Anforderungen genügten, so lag dem durchaus wahrhaftigen Manne nichts ferner, als durch irgend welche besondere Veranlassung dahin zu wirken, daß er mit seinen Schülern Ehre einlegen könne. Ueber solche kleinen Schwächen war der edle, lautere Sinn Gleichbrechts weit erhaben, sein Zweck war immer und allerwege nur Bildung seiner Schüler, möglichst kräftige Einwirkung auf ihre Intelligenz und ihr Gemüth, nie und nimmer eine brillante Prüfungsleistung, deren Glanz auf ihn vornämlich zurückstrahlte.

Was aus seinem Geschichtsunterricht aber das Werthvollste und für die geistige Bildung der Schüler von größerer Bedeutung war, als die genau gelernten und doch wieder schnell vergessenen Facta, erschien nicht in diesem selber, sondern in den deutschen Aufsätzen, für die er sehr häufig geschichtsphilosophische Themata wählte, von denen ich oben (S. 188.) in der mitgetheilten Disposition über die Vergleichung der Schlacht bei Platäa mit der Schlacht bei Tours wenigstens ein Beispiel gegeben habe. Die Wirksamkeit, die er durch vorausgehende Besprechung und nachfolgende Beurtheilung der Aufsätze überhaupt ausgeübt hat, ist als eine sehr erhebliche, man darf wohl sagen ungewöhnliche zu bezeichnen. Die Schüler wurden in einen Kreis, in ein klar gegliedertes System bedeutender Gedanken eingeführt, sie lernten an seinem Beispiel sichtende Ordnung in einen gegebenen Gedankenstoff bringen, sie lernten in gedrängter Sprache ihre Ansicht darlegen. Selbst Meister in der Darstellung war er sehr

empfindlich gegen jede lästige Wiederholung, gegen jede Geschmacklosigkeit, ja, gegen manche Ausdrucksweise, die er als unerträgliche Kakophonie verurtheilte, mochte sie dem Schüler auch in gedruckten Büchern häufig genug begegnen. So galt ihm schon die Verbindung der Conjunction daß mit dem darauf folgenden gleichlautenden Artikel als sehr schlecht klingend und darum zu vermeiden, und nun gar auf dies „daß das" noch ein „was" folgen zu lassen, war aufs Aeußerste verpönt. Man sieht daraus, daß Giesebrecht, der selber allerdings von sich sagte und mit Recht sagte, ihm komme mehr auf den Inhalt, als auf die Form der deutschen Arbeiten an, die er keineswegs als eine bloße Stilübung angesehen wissen wollte, über den Inhalt die strenge Kritik der Form wahrlich nicht vernachlässigt hat.

Von dem Fehler, den er in seinem Geschichtsunterricht machte, daß er an der einmal formulierten Frage mit Starrheit festhielt, war zwar auch sein Religionsunterricht nicht frei; aber es offenbarten sich in demselben Vorzüge, welche jenes Ungeschick weit überwogen. Ohne daß er je absichtlich auf Erbaulichkeit hinzuwirken sich bemühte, waren seine Religionsvorträge für jedes empfängliche Gemüth in hohem Grade erbaulich. Die sittliche Lebenswärme, die ihn durchdrang, zeigte sich deutlich genug auch in dem klaren, ruhigen, affectlosen Vortrage. Aller Unterricht ist zugleich Erziehung, daran hat er stets festgehalten; große, würdige, fruchtbare Gedanken in der Jugend zu wecken und wach zu halten, daran war ihm alles gelegen, davon erwartete er mit Recht nachhaltige Wirkung. Der Unterricht, das war seine Ueberzeugung, ruft formell die Tugenden der Ordnung, des Fleißes, das Bewußtsein der Pflicht hervor; material stellt er dem Vernunftgesetz durch die Naturerkenntniß das Naturgesetz gegenüber, durch die Erkenntniß des Menschengeistes das Moralgesetz, durch den Religionsunterricht Gottes Wesen und Willen, die Geschichte seines Reiches, zu dem wir alle berufen sind. Spottend äußert er sich über den Widerwillen gegen die Erkenntniß, der eine Zeit lang tonangebend war. „Von Erkenntniß hörte man da ungern sprechen, am ungernsten in der Religion; Gemüthsbildung war

das Losungswort. Dem Schulmann wurde weh bei dem Gerede, in das sogar Staatsmänner einstimmten, denn es war im Grunde nur eine Variation dessen, was Göthe gesagt hatte von dem Verstandesunterricht, der zur Anarchie führe*), auch jenes andern Reimes von demselben Dichter:

> Was ich mir gefallen lasse?
> Zuschlagen muß die Masse,
> Dann ist sie respektabel,
> Urtheilen gelingt ihr miserabel.

Gemüth klang es damals aus allen Ecken, die Gemüthlichkeit erfüllte sogar Kaffeetassen, Tabakspfeifen und Schlafröcke, bis zu rechter Zeit die bekannte Wahrheit ans Licht trat, daß in Geldgeschäften die Gemüthlichkeit aufhört. Das gab ein reinigendes Gelächter, und die Gemüthsbildung kam aus der Mode."

Wenn in den apostolischen Gemeinden zweierlei Lehren unterschieden wurden, Prophetie und Didaskalie, jene die begeisterte Rede unter momentanen göttlichen Impulsen, diese die besonnene Lehrentwickelung, so nahm Giesebrecht für sich nur die zweite

---

*) Vergl. Dam. 1861, 45: „Göthe fand die Logik schon als Student wunderlich, verspottete sie im Faust und verstieg sich in der Farbenlehre zu der einseitigen Behauptung, aller Verstandesunterricht führe offenbar zur Anarchie." In dem interessanten Aufsatze „Göthe und Boisserée" (Dam. 1862, 343) stellt Giesebrecht dar, wie Göthe der kritiklosen Ueberlieferung im Unterricht das Wort geredet, wie verhaßt ihm der Dünkel gewesen, den das Pestalozzische Erziehungswesen errege. Er theilt mit, wie Göthe in der Unterhaltung zu Boisserée geäußert habe: „Diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wuth, alles auf das einzelne Individuum zu reduciren und lauter Götter der Selbstständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den wilden Schaaren widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten." Dem gegenüber sagt Giesebrecht: „Pestalozzis Methode ist, wie alles Menschliche, nicht frei von Mängeln und Gebrechen; darum wollen wir an ihr bessern, wo wir wissen und können; doch die Methode überhaupt

Art in Anspruch; es schien ihm verderblich, weil unwahr, wenn der ruhig klare, affectlose Lehrer sich zu einem Affect aufstachelte oder den Schein eines solchen annähme, der ihm nicht eigen; die daraus etwa hervorgehende Willensansteckung — es ist ein Wort der Fürstin Gallitzin — würde sich bald als ein aufflackerndes und schnell niedergebranntes Stoppelfeuer erweisen (Dam. 1862, 375).

Aber man würde ein unrichtiges Bild von Giesebrechts Lehrerpersönlichkeit gewinnen, wenn man meinte, affectvolle Rede sei in seinem Religionsunterricht nie hervorgetreten. Es geschah allerdings nur selten, hatte aber dann auch um so größere Wirkung. Aus tiefster Seele heraus, aus einem Herzen, das übervoll war von den ernsten, heiligen Gedanken, die sein Unterricht behandelte, sprach er dann mit edler Einfachheit und Würde so mächtig zu seinen Schülern, daß den gewaltigen Eindruck nichts wieder verwischen konnte. Die schon sonst immer imponierende Persönlichkeit des Lehrers hatte dann etwas Feierliches, Majestätisches. Was er lehrte, hat er gelebt, wie er gelebt hat, was er dichtete.

---

verwerfen, heißt die Dialectik in der Schule verwerfen, und wer sie nicht will, nenne sich keinen evangelischen Christen. Er ist abgefallen von dem Princip der Reformation, abgefallen entweder zu der Aristokratie des Geistes, welche sich selbst die freie, auch die willkührliche Wissenschaft vorbehält, der Masse des Volkes dagegen die todte, in gedankenlosem Auswendiglernen ertödtete Ueberlieferung, nicht die lebendige des Erinnerns zutheilen will, oder zu den eingeschüchterten, von Furcht verdüsterten Katholiken. Denn die frommen, gläubigen Bekenner der Römischen Kirche, wie Fürstenberg, Overberg, die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde in Münster, wie im südlichen Deutschland Sailer mit seinen Jüngern, stimmen wenigstens in dem Princip der Schule durchaus überein mit den Evangelischen. Wie könnte es auch anders sein. Fordert doch St. Paulus, der große Dialektiker, die Lehrer auf, das Wort der Wahrheit recht zu theilen, lautet doch das Gebot, welches der Herr selbst für das vornehmste erklärt hat: du sollst Gott lieben aus aller Kraft deiner Seele, also auch aus dem Verstande heraus, der nicht reiner und nicht unreiner, als jede andre Thätigkeit des menschlichen Geistes."

Die Erinnerung an solche Augenblicke, in denen er mit erregtem Gefühl den Schülern sein innerstes Leben aufschloß, mag ihm die Verse in dem ersten Buch des Lehrers eingegeben haben:

In mächtiger Stunde, die den Geist entzündet,
Nur was alsdann in Jünglingskraft verkündet,
Das macht den Jüngling würdig, sittlich, frei.

Er hat Recht mit dieser pädagogischen Ansicht. Nichts verfehlt den Zweck mehr, ja ruft oft das Gegentheil von dem Beabsichtigten hervor, als die langgesponnenen, sich oft wiederholenden Ermahnungen, die auf Rührung der Gemüther berechnet sind.

O viele Mahnungen, lang und breit,
Sie verderben die köstlichste Zeit:
Und doch Jünglinge genug auf Erden,
Lehrt mir die Jünglinge Männer werden.

Er wußte auch, daß noch mehr als die affectvolle Rede das Vorbild bildet, welches der Lehrer durch seine ganze Persönlichkeit gibt.

Nur am Mann mag sich der Jüngling bilden;
Zeigt ihm Mannes ernsten Muth und Sinn,
Der ins Gleichmaß hält die Kraft des Wilden
Und, was stürmt, drängt zum Entschlusse hin.

Und Goetzenbergs Persönlichkeit war allerdings in hohem Grade geeignet, einen mächtigen und bleibenden Eindruck auf seine Schüler zu machen.

Schon sein Aeußeres war von imponierender Würde. Die hohe schlanke Gestalt, das edle Oval des Gesichtes mit der hochgewölbten Stirn und den großen, sinnenden Augen, die klangvolle, tiefe Stimme konnten nicht verfehlen mit dem Gefühle der Ehrfurcht den zu erfüllen, der ihn zum ersten Male sah und hörte. Und wie wurde dieser erste verehrende Eindruck bestätigt und verstärkt, wenn man ihn näher kennen lernte. Er war von einer Berufstreue, die nie ermattete, die sich nie auch nur die geringste Abweichung von der Pflicht erlaubte. Unerschütterlich,

wie die Eiche, ein freier ſittlicher Mann, der unbeugſam am Recht und an ſeines Namens Ehre hält, haßte er nichts mehr als das haltungsloſe, unentſchloſſene Getreibe, das ihm bis in den Tod zuwider war, konnte er kein ſchärferes Verdammungsurtheil über einen Menſchen abgeben, als wenn er ihn einen kriechenden augendieneriſchen Lump nannte. Freilich ging ſeine Unbeugſamkeit zuweilen bis zum Eigenſinn, und dieſer verbunden mit einer tief im Gemüth wurzelnden Leidenſchaftlichkeit, die zuweilen um ſo lebhafter hervorbrach, als ſie gewöhnlich mit mächtiger Willensenergie in Schranken gehalten wurde, konnte wohl dahin führen, daß er in ſeiner Schulthätigkeit wie in ſeinem privaten Leben heftige Worte ſprach, die er nachher bereute. Die epimetheiſche Natur in ihm, wie er ſelbſt es bezeichnet hat, ließ ihn dann mit ſorgenvoller Verſtimmung auf ſolche Uebereilung zurückblicken, und aus eigener Erfahrung heraus ſchrieb er einmal: Wie oft iſt Menſchenwort härter als Menſchengemüth. Im Ganzen aber ſtand er den Beſtrebungen und Zwecken, in denen ſich Leidenſchaftlichkeit und Heftigkeit zu zeigen pflegt, ſehr fern; um das Erlangen von Ehre und äußerem Einfluß, um den Erwerb und die Bewahrung von Geld und Gut hat er ſich in ſeinem Leben herzlich wenig gekümmert, ſo wenig, daß es ſeiner Familie als etwas ungewöhnliches auffiel, wenn er auf der Reiſe einmal um das letztere ſorgſam ſich kümmerte; denn für ſein häusliches Leben lag dieſe Sorge durchaus in den Händen ſeiner unermüdlich thätigen, den ganzen Haushalt leitenden Frau. Die Welt der Willensbeſtrebungen hatte für ihn nur Intereſſe, wenn ſie in der Geſtalt geſchichtlicher Ereigniſſe erſchienen, oder wenn ſie in die Sphäre ſeiner amtlichen Thätigkeit und ſeiner Häuslichkeit eingriffen; was ſonſt in ſeiner Nähe um ihn geſchah, die kleinen Sorgen des täglichen Lebens, das geſellſchaftliche Treiben mit ſeinen Freuden und Leiden nahm entweder ſeine Aufmerkſamkeit nur ſchnell vorübergehend in Anſpruch, oder exiſtierte für ihn überhaupt nicht, galt ihm als ein herkömmliches Nichts. Das ſoll ihm nicht zum Lobe, noch weniger freilich zum Tadel geſagt ſein, nur um ihn zu charakteriſieren. Wie dem Ariſtoteles ein

nur dem ſinnlichen Genuß gewidmetes Leben thieriſch, ein ethiſch-politiſches menſchlich, ein wiſſenſchaftliches aber göttlich erſchien, ſo war eben auch ſeine Welt, in welcher er ein ſo reiches, volles, edles Leben geführt hat, die ideale, die Welt philoſophiſcher und geſchichtlicher Forſchung, die Welt der künſtleriſchen Gebilde. Hier war er heimiſch, empfangend und genießend ſowohl, wie in eigener angeſtrengter und erfolgreicher Thätigkeit. Auf dieſe Thätigkeit würde er in keiner Lebenslage ganz haben verzichten können; dem Lehrer ſtand ſie beſonders nah und war ſie nach ſeinem eigenen Urtheil beſonders nöthig. „Wie arm iſt ein Schulmann", ruft er aus (Dam. 1861, 181), „ohne das ſtete Wogen des Lernens und Lehrens in ſeinem Geiſte!" Und ſeine Schüler, wie wenig ſie von ſeiner gelehrten Thätigkeit beſtimmtere Kunde haben konnten, wußten doch im allgemeinen von der unausgeſetzten wiſſenſchaftlichen Arbeit ihres Lehrers, ſie kannten, wenigſtens die Primaner, ſeine Gedichte, dieſen klaren Spiegel eines reichen geiſtigen Lebens. Mit Verehrung ſchauten ſie zu dem Manne empor, der idealen Sinn, ein Hinwenden des Geiſtes aus der nüchternen Alltäglichkeit, aus der platten Nützlichkeit, aus der flüchtigen Luſt auf das Ewige und Unentreißbare nicht pathetiſch predigte, ſondern in dem leuchtenden Beiſpiel ſeiner eigenen Lebensführung vor die Augen ſtellte. In ſeine feſt begründete, überall in ſich harmoniſche Weltanſchauung wurden ſie eingeführt; die erſten Schritte ſelbſtändigen, auch zweifelnden Denkens, die der Jünglingsſeele oft ſo gefährlich werden, wenn ſie ſich gewaltſam loszureißen hat von einer die Vernunft mißhandelnden Autorität, durften ſie thun unter dem Einfluß eines Mannes, der vernünftige Begründung jeder Meinung ſtets für unerläßlich gehalten, der nichts weniger war als ein von klugen Erwägungen hin und her geſchaukelter Parteimann, ſondern ein unabhängiger, freier Forſcher und Denker, ein tapferer, unbeſtechlicher Vertreter der einmal erkannten Wahrheit. Ihn kümmerte es nicht, wenn er mit ſeiner Ueberzeugung ganz einſam ſtand; die Allgemeinheit eines Urtheils, die das politiſche, religiöſe, äſthetiſche Denken ſo vieler Menſchen in Feſſeln ſchlägt, war für ihn kein Kriterium der

Wahrheit; er ließ sich von andern nichts vordenken, er war Selbstdenker auf allen Gebieten, über welche er Meinungen äußerte. Was will gegen solche Vorzüge alles das bedeuten, was ich als nicht nachahmungswerth an seiner Lehrerpersönlichkeit habe hervorheben müssen. In den empfänglichen Jünglingsjahren einen solchen Mann zum Lehrer gehabt zu haben, ist ein Glück, das ich und viele mit mir dankbar anerkennen. Viele, nicht alle, die seine Schüler gewesen, das weiß ich wohl. Meine Darstellung kommt vielleicht auch in die Hände eines Mannes, dem die Erinnerung an die Lehrstunden Gieſebrechts, weit entfernt davon eine erhebende zu sein, nichts anderes ist als ein unangenehmes Wiederaufleben von peinlichen Verlegenheiten, in denen er sich befunden, und von verzweifelten Anstrengungen, die von keinem oder geringem Erfolge gekrönt waren. Solch ein Leser mag erstaunen über die hohe, ja ungewöhnliche pädagogische und didaktische Bedeutung, die ich Gieſebrecht beigelegt wissen will.

Aber zunächst kann ich selber für die Aehnlichkeit meines Bildes mit dem Original nur einstehen für die vierziger Jahre bis 1848, besonders für die beiden letzten Jahre dieses Zeitraums, in denen er in der Prima mein Lehrer war; und dann will ich gern zugeben, daß manche Naturen, die schon frühe mit Entschiedenheit auf das Praktische oder auf das Einzelne gerichtet waren, trotz aller Begabung, aller Schärfe des Verstandes sich von der eigenthümlichen Gedankenwelt Gieſebrechts mehr abgestoßen als zu ihr hingezogen fühlten. Ein Lehrer nämlich, der so seine ganze Persönlichkeit in seinen Unterricht legt, wird naturgemäß die einen für sich begeistern, in den anderen innerlichen Widerspruch hervorrufen, gleichgültig wird er so leicht keinen lassen, wie das einem Lehrer gegenüber wohl möglich ist, der als bloßer Methodiker werthvolle Kenntnisse seinen Schülern beibringt, was ja von pietätsvollen Schülern auch noch lange nach der Schulzeit immer dankbar anerkannt werden wird, der aber auf das spätere Geistes- und Gemüthsleben derselben ohne erheblichen Einfluß bleibt. Die Schüler nun, die ihrer ganzen Anlage nach dem Gedankenkreise Gieſebrechts fremd waren, können freilich

nicht solches Bild von ihm in ihrer Seele haben, wie ich es zu zeichnen versucht habe. Hat er selber doch als Forderung für gedeihlichen Unterricht ein „lebenreiches geistiges Verhältniß zwischen Lehrenden und Lernenden hingestellt, das den Jünger des Meisters Gedanken fühlen, ahnen, errathen läßt, selbst bevor er sie ganz versteht.“ Die, bei denen das Giesebrecht gegenüber nicht der Fall war, fühlten sich in der Regel mehr zu K. E. A. Schmidt hingezogen, der, wie oben erwähnt, eine werthvolle, an sich sehr bedeutende Ergänzung zu Giesebrecht war. Mochten sie aber auch von diesem sich abgestoßen fühlen, wie viel sie dennoch, ohne daß sie es wissen, ihm verdanken mögen, sei es auch nur seiner Strenge in der Beurtheilung des Formellen in den Aufsätzen, ja, sei es nur dadurch, daß sie sich innerlich gegen den mächtigen Einfluß seiner Persönlichkeit zu wehren hatten, das ist nicht zu ermessen, mag aber viel bedeutender sein, als sie selber für möglich halten.

Andrerseits hat aber Giesebrecht natürlich auch einzelne Schüler gehabt, denen gegenüber er seinen edlen Weizen in Flugsand gestreut hat. Daß da keine reiche Saat emporgekeimt ist, kann niemand wundern. Die, von denen das gilt, werden schwerlich meine Leser sein; denn ich wüßte nicht, was für ein Interesse sie an einer Biographie Giesebrechts nehmen sollten.

Funfzig Jahre und darüber hat er an einer und derselben Schule gewirkt. Er schreibt selbst einmal mit Bezug auf seine damals beinahe vierzigjährige Amtsführung in einem Briefe: „Ich bin principiell dem Wandern der Schulmeister und Pfarrer entgegen; die beiden Thätigkeiten wirken um so nachhaltiger, je beharrlicher sie von einem Punkt aus wirken.“ Und das ist zweifellos: das Stettiner Gymnasium hat viele, sehr viele Schüler entlassen, die sich seines eben so mächtigen, wie wohlthätigen Einflusses bewußt geblieben, zum Theil auch erst später geworden sind. Denn er hat Recht mit seinen Worten (Dam. 1861, 103): „Wenn die frühern Schüler auch mitunter bei ihrer Heimkehr von der Universität von Weisheit überfließen, selbst wo sie nicht hin gehört, binnen wenigen Jahren zieht sich doch ihr besonderes

Wiſſen in ihre Berufsthätigkeit zurück, übrigens finden ſie ſich meiſt wieder unter den allgemein wiſſenſchaftlich Gebildeten, die Erinnerungen des Gymnaſiums, mit ihnen eine ſchöne Pietät wachen in den Gemüthern auf. So iſt wenigſtens in Pommern der Verlauf."

Gieſebrechts häusliches Leben floß bis zum Jahre 1848 ruhig und gleichmäßig dahin. Von den Kindern, die ihm geboren wurden, ſtarben zwei Mädchen und ein Knabe in früher Kindheit, die andern ſechs Kinder wuchſen zur Freude der Eltern geſund und kräftig auf. Die beiden älteſten waren zwei Töchter, von denen die eine, Erneſtine, mit dem Juſtizrath Otto Zitelmann verheirathet in Stettin lebt, die zweite, Anna, ſich mit dem Rittergutsbeſitzer Waldemar Zitelmann in Jaſenitz, Ottos Bruder, vermählte. In welcher erſchütternden Weiſe dieſe Wittwe wurde, erzählt Gieſebrecht ſelbſt in den Anmerkungen zu ſeinen Gedichten: „Der Mann war ſcherzend von ihr gegangen, hatte ſich zu Pferde geſetzt und war auf ſein Feld hinaus geritten. So kam er an eine Stelle, wo er drainiren ließ, ſprach mit den Arbeitern und ritt weiter. Nach einer Weile, da die Leute von ihrer Arbeit aufſahen, bemerkten ſie, daß nicht weit von ihnen das Pferd des Gutsherrn, ohne den Reiter, in ruhigem Schritt umherging. Sie liefen hinzu und fanden dieſen beſinnungslos auf der Erde liegend. Er wurde nach Hauſe gefahren, ärztliche Hülfe kam, man fand nirgend eine äußere Verletzung des Körpers, doch nur auf Augenblicke ſchien dem Leidenden das Bewußtſein zurück zu kehren, und nach vierundzwanzig Stunden ging ihm der Odem aus. Ueber die unglückliche Frau kam nun ein langer bittrer Gram, der ſie dem Zuſpruch der Geſchwiſter und der Eltern unzugänglich machte, bis ſich endlich der dunkle Schmerz der Wittwe in Wehmuth auflöſte." Von den beiden Söhnen ſtudierte der ältere, Felix, Jurisprudenz und iſt gegenwärtig Syndikus ſeiner Vaterſtadt, der zweite, Albert, dem unwiderſtehlichen, nach ſeines Vaters Meinung in der Familie liegenden Drange nach der See folgend, wurde Schiffskapitän. Von den beiden jüngeren Töchtern verheirathete ſich Hedwig mit dem

Rittergutsbesitzer Freude in Krakow; Emma wurde die Frau des Dr. Paziſchke, eines Amtsgenoſſen ihres Vaters, und als ſie nach kurzer Ehe Wittwe geworden war, verheirathete ſie ſich mit dem Oberlehrer Pitſch, der gleichfalls Gieſebrechts College war. „Die beiden Männer waren innig verbundene Freunde geweſen; der neue Liebesfrühling ging alſo aus Thränen, Trauer und Wehmuth zögernd, dann mit einem Male auf.“

So entwickelte ſich im Gieſebrechtſchen Hauſe ein reiches Familienleben, reich an aufblühenden Hoffnungen und ſchönen Erfüllungen, aber auch nicht frei von Sorge, Gram und Enttäuſchung. Nach dem breiten, aber flachen Strom geſellſchaftlichen Lebens trug Gieſebrecht nie Verlangen; er hatte an der Häuslichkeit, an dem engen Kreiſe der nächſten Verwandten genug. Ja, in ſeiner Häuslichkeit feſſelte ihn die Studierſtube dauernder, als es den Seinigen lieb war. In dem Sonett „Zwieſprach“ reflectiert er über die Veränderung, die in ihm, auch ſeiner Frau gegenüber, vorgegangen, wie die leidenſchaftliche Gluth ſich zu dem ruhigen Bewußtſein des Glückes geläutert, das er in ſeiner Frau, in ſeiner gelehrten und dichteriſchen Arbeit, in ſeinem Schulamt gefunden:

„Die Schlucht dort lieb' ich mit dem dunklen Wald.“
Wohl, Liebe. — „Sie gemahnt mich voriger Stunden,
Da, Neuvermählte, wir uns da befunden.“ —
Ich denke dran. — „Und dennoch ſtumm und kalt?“ —

Wer widerſteht der ruhigen Gewalt,
Die, wenn ſie löſ't, was lange uns gebunden,
Schon wieder hat ein andres Band gewunden,
Die von Geſtalt uns leitet zu Geſtalt?

Die Sehnſucht floh, die Luſt der Waldesnacht,
Und mächtiger lockt die einſam lichte Zelle,
Wo der Gedanke in der Bruſt erwacht,
Und, wo er wirkt und ſchafft, die andre Stelle.
Doch wo es ſei, vom Laube überdacht,
Wie von den Ziegeln, du mir treu und helle.

Am nächsten stand ihm außerhalb der eigenen Häuslichkeit Hasselbach, der Bruder seiner Frau. Giesebrecht erzählt von diesem Verhältniß: „Er war der Aelteste in der Familie und fühlte sich gern als solchen; er kam jedem unter uns, wo die Gelegenheit sich bot, hülfreich entgegen und war besonders dem jüngeren Geschlechte, das um ihn her aufwuchs, Freude zu bereiten, väterlich, ja mütterlich bemüht. Von Zeit zu Zeit versammelte er die ganze Familie bei sich zum Abendessen; dann war niemand glücklicher, als er selbst. Die Tafel wurde in dem großen Zimmer seiner Amtswohnung gedeckt, wo er seine reichhaltige Bibliothek in sauber gearbeiteten Repositorien aufgestellt hatte; aus dem Keller wurden die Rheinweine herauf geholt, die er für solche Festtage sparte. Heiteres Gespräch von Jungen und Alten zog sich um den Tisch; rückten aber die Männer näher zusammen, so wurden auch wissenschaftliche Aeußerungen laut, um bald wieder in die leichtere, allgemeine Unterhaltung überzugehen. Für Familienfeste, wie die angegebenen, mahnte Hasselbach, müsse ich Lieder dichten; ich suchte dem Auftrage zu entsprechen. Lebendig wurden sie allerdings nicht, der Componist und die Sänger fehlten." Giesebrecht hat diese Poesien unter dem Namen „Lieder beim grünen Glase" in den zweiten Band seiner Gedichte aufgenommen. Ich theile eins von denselben mit:

Römerglas sei uns gewogen,
Sei uns hold gesinnt,
Du gehörst dem Philologen,
Römerrebenkind.

Einst des Venusiners Lieder
Hat dein Ahn durchglüht,
Und in deinem Geiste wieder
Sind sie aufgeblüht.

Scholiast im schattigen Keller,
Von dir lern' ich schon,
Du erklärst den Dichter heller,
Als Porphyrion.

und aus einem andern die Strophen:

Und es grünelt drinnen —
Das ist Lenzes Duft —,
Treibt in allen Sinnen —
Das ist Lenzes Luft.

Blaht es, oder schneiet?
Darnach frag' ich nicht,
In mir, in mir maiet,
In mir ist es licht.

Ob die Hitze schwebet,
Ob der Regen naß,
Geistes Frühling webet
Um das grüne Glas.

Diesen letzten Gedanken, daß dem Weingenuß aller Werth fehlt, wenn sich dabei nicht in angeregter inhaltvoller Unterhaltung Geist an Geist entzündet, hat er auch in einem andern Gedicht noch schöner und klarer ausgesprochen:

Wasserkrug bei stiller Kerze
Nur ein Menschenherz dazu!
Füllt den Krug mit bitterm Schmerze,
Nur ein Menschenherz dazu!
Nur daß Freundes Augen winken,
Daß der Blick der Liebe lacht,
Und Begeisterung will ich trinken
Selber aus der Todesnacht.

Aber einsam, arg und ärger
Schmeckt dem Trinker jedes Glas,
Rapwein und Johannisberger
Sind ihm ein betrübtes Naß.
Geist des Weins, für sich alleine,
Dürftiger Schatten, der nur gleißt,
Menschengeist und Geist vom Weine,
Die vereint sind reicher Geist.

Die Verse gehören dem Buche des Weines im zweiten Bande der Gedichte an. Dasselbe Buch enthält noch andere vortreffliche, wie „Weinleben", eine überaus schöne und gedankenreiche Parallelisierung mit dem Menschenleben, wie „die Kellnerin", ein Gedicht,

in welchem in sehr anmuthiger Erzählung der Mißbrauch des Weines seinem edlen, maßvollen Gebrauch gegenüber gestellt wird; dazu gehört auch aus dem zweiten Buch des Hauses das Gedicht „Wir werden doch ein Paar", in welchem in geistvoller Weise an der Zusammengehörigkeit von Duft und Geschmack im Weine die Thorheit des einseitigen Idealismus und des einseitigen Realismus überhaupt im Menschenleben und mit besonderer Anwendung auf die Ehe spottend veranschaulicht wird. Leider verbietet mir der Raum sie mitzutheilen; wer durch die bisherige Darstellung von dem großen Werth der Giseberchtschen Dichtungen überzeugt ist, wird sie beim Dichter leicht finden. Aber ein kürzeres Gedicht aus dem Buche des Weines kann ich mir nicht versagen, hierher zu setzen, weil es nicht nur an sich schön ist, sondern zugleich den Dichter selbst charakterisiert, zumal es eine Stimmung zu klarem Ausdruck bringt, die sich in andern Liedern nur selten ausspricht.

Ich klage sehr, und ist mir leid,
Daß ich so viel geklaget,
Und mich mit eitler Traurigkeit
Gar manchen Tag geplaget.

Ich war ja rüstig, frisch und frei
Und hatte nichts zu sorgen,
Und dennoch nimmer froh dabei,
Am Abend wie am Morgen.

Nun unter Lebensmüh und Last
Sing ich mir heitre Lieder,
Und habe endlich meine Rast,
Die lang verlorne, wieder.

Mein Haupt, erhellt vom Mondenschein,
Kann mit sich selbst ins Klare,
Ach, wie viel Jammer kommt allein
Von dichtem, braunem Haare.

So lebensfrisch und heiter war seine Stimmung nicht immer. Bald war es häusliches Leid, das ihm die Seele trübte, wie der frühe Tod jener Kinder; zuweilen, doch schnell vorübergehend, verdunkelte sein Gemüth auch eigne Unpäßlichkeit; bald war es

Sorge um das Allgemeine, damals besonders um die Gestaltung des Unterrichtswesens, was ihn bekümmerte, auch trübe Erfahrungen in seiner amtlichen Stellung. So schrieb er im Jahre 1840: „Welche Reformen wird uns Altensteins Tod zu Wege bringen? Wir könnten wunderliche Dinge erleben, wenn das geistliche Ministerium in unrechte Hände kommt." Seine bange Ahnung wurde erfüllt; denn daß Eichhorn bei all seinen unbestreitbaren Verdiensten auf andern Gebieten das ihm anvertraute Unterrichtswesen nicht gefördert, sondern geschädigt hat, war natürlich Giesebrechts Ueberzeugung, wie die jedes mit Besonnenheit nach freier Bewegung ringenden Mannes. Und wenn er nun diese Ueberzeugung rückhaltlos gegen seinen Bruder Adolf, der in den vierziger Jahren Provinzialschulrath war, aussprach, und dieser die Maßregeln seines Ministers lebhaft vertheidigte, so mußte das natürlich gelegentliche Verstimmung unter den Brüdern hervorrufen. Erfüllt von solchen Eindrücken, die ihm vorübergehend seine amtliche Thätigkeit verleideten, schrieb er im Jahre 1846: „Unser Gymnasium hat schon wieder eine Revision erfahren, die handgreiflich auf mich gemünzt ist. Und während die mich verfolgen, beweist mir der König persönlich Huld und Anerkennung, ohne daß ich sie suche: darin scheint auch eigentlich mein Verbrechen zu bestehen. Eines andern weiß ich mich nicht schuldig. Genug von der Misere." Ja, bis zur Lebensmüdigkeit konnte sich diese trübe Stimmung steigern. So lehnte er eine Einladung, nach Berlin zu kommen, um dieselbe Zeit mit folgender Begründung ab: „Je älter ich werde, je mehr überfällt mich die Scheu vor der großen Stadt und ihrem Menschengewühl, darin ich doch früher Jahre verlebt habe, und glückliche Jahre, wie kaum anderswo. Aber es ist schon so, ich kann es nicht eng und still genug um mich her haben, bis sie mich hineinlegen werden in das engste, stillste Bretterhaus unter der Erde." Diesen Worten fügt er aber hinzu: „Es sind Gedanken, wie sie das Wintersolstitium weckt und wieder einschläfert", ähnlich der fröhlichen Zuversicht, die er in einem bald darauf geschriebenen Briefe ausspricht: „Ein klarer Tag kommt nicht immer aus einem

ſchönen Morgenroth, oft auch aus aſchgrauen Wolken, und man ſpürt, daß er da iſt, eh' er kommt". So ſchöne, klare Tage verlebte er oft in Jaſenitz, wo er ſich in den Sommerferien erholte, wo er z. B. nach der Beendigung ſeiner Wendiſchen Geſchichten vierzehn Tage lang, nach ſeinem eigenen Ausdruck, „herum gelungert und faſt gar nicht gearbeitet zu ſeiner Verwunderung". „Das ſüße Nichtsthun", ſchrieb er ſcherzend, „lernt ſich doch leichter, als ich gedacht hätte". Ganz unthätig war er aber ſelbſt in ſolcher Zeit nicht. Er machte beiläufig Studien über das Haus, in welchem er lebte, und deſſen Geſchichte und lernte, wie das immer ſeine Art geweſen, aus dem Speciellſten das Allgemeinſte. Der Kreuzgang nämlich des alten Auguſtiner Chorherrnſtiftes (gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Jaſenitz gegründet) macht einen Theil des Wohnhauſes der Gutsherrſchaft aus. Später ließ Friedrich der Große das Gebäude für die leichtſinnige Gemahlin des Prinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., die von dieſem geſchieden und in die Feſtung Stettin verwieſen war, als Sommeraufenthalt einrichten.

Auf dieſen Thatſachen ruht folgendes ſchöne Gedicht:

Hier unten hatten vormals ihre Zellen
Geſtrenge Chorherrn, die der Welt entſagt;
Von Liebe nicht umjauchzt und nicht umklagt,
Trat keines Weibes Fuß auf dieſe Schwellen.

Und oben hat einſt auf hochgehenden Wellen
Der Sinnenfreude, keck und unverzagt,
Ein fürſtlich Weib es mit der Welt gewagt;
Auch ſie drang nicht bis zu der Liebe Quellen. —

Nun in dem untern mönchiſchen Gebäu
Seh ich als Hausfrau meine Tochter walten
Mit Mann und Kindern, liebend und geliebt,
Und oben iſt das Gaſtgemach des Alten.
Entweicht der Vorzeit Schatten und zerſtiebt!
Allleben wogt: Schloß Jaſenitz ward neu.

Gegen Ende des Jahres 1846 zog er aus ſeiner alten Amtswohnung in der Mönchenſtraße, in welcher er beinahe dreißig

Jahre als Junggeſell und verheirathet Liebe und Leid erfahren hatte, in eine andere, am Königsplatz gelegene. Er ſiedelte gern dahin über, ſeine Frau wurde durch den Abſchied von der alten Stätte wehmüthiger geſtimmt. Er ſchreibt darüber: „Es iſt hier ruhiger, luftiger, und ſo nahe bei der Schule, der ich ja doch auf Lebenszeit verſchrieben bin. Ich hauſe hier ſtill und abgeſchieden; die Fenſter meines Arbeitszimmers liegen nach Süden, wie ein alter Menſch es gern hat, und wenn der Sommer kommt, rankt ſich der Wein um ſie her: hier werde ich wohl mein Leben beſchließen. Das Bewußtſein macht mir die Stätte überaus heimlich."

Die nächſten Jahre aber ſollten ihm keineswegs in friedlicher Ruhe verfließen. Zuerſt hatte der Kampf auf kirchlichem Gebiet, an dem Gieſebrecht regen Antheil nahm, für ihn Folgen, die ſein amtliches Leben nicht unberührt ließen, und ſpäter riſſen ihn die politiſchen Stürme des Jahres 1848 ein Jahr lang aus ſeiner pädagogiſchen und wiſſenſchaftlichen Thätigkeit ganz heraus.

Auf dem pommerſchen Provinziallandtage (1845) war die Frage nach dem Recht der Geiſtlichkeit, vom Abendmahl auszuſchließen, zur Sprache gekommen. Die Stände führten Beſchwerde gegen den Miniſter Eichhorn und wurden im Landtagsabſchiede zurückgewieſen. Bei dem literariſchen Streit, der durch jene Petition veranlaßt in der Stettiner Zeitung ſich erhob, betheiligte ſich Gieſebrecht im Sinne des Landtags. Er wies mit Nachdruck darauf hin, daß der Apoſtel geſagt hat: der Menſch prüfe ſich ſelbſt; dem Geiſtlichen konnte er das Recht der Entſcheidung über Würdigkeit nicht zugeſtehen. Auch der Anſicht Luthers entſprach nach ſeiner Ueberzeugung die miniſterielle Theorie nicht; Ausſchließung vom Abendmahl war dem Reformator untrennbar verbunden mit der Ausſchließung von der Kirche, mit dem Bann.

„Wer die Kämpfe des Lebens kennt und vor ihnen nicht zurück ſchrickt, — ſo ſchrieb er ſpäter (Dam. 1861, 239) — weiß, daß er Zeiten der Vereinſamung durchmachen muß, er wird auch den Bann tragen können, der ihn von der ſichtbaren Kirche ausſtößt, wenn ihm nur die Gemeinſchaft mit Chriſto, deshalb auch mit

der unsichtbaren Kirche bleibt. Luther selbst ist ja über zwanzig Jahre im Bann gewesen. Aber wie der Pfarrer, der Bischof oder sei es die Synode einer evangelischen Gemeine, die mich als ihr Glied anerkennt, den Anspruch soll erheben dürfen, in mein innerstes Leben mit und in dem Heilande hemmend einzugreifen, mich von seinem Sacrament auszuschließen — in der That, ich fasse das nicht. Das ist eben dein häretischer Subjectivismus, wird man mir antworten. Möglich, aber das apostolische Zeugniß tritt für mich ein."

Ja, er ging später noch weiter (Dam. 1864, 283) und behauptete, daß nach der Ordnung des Herrn eigentlich der christliche Hausvater das Abendmahl in dem Kreise der Seinen zu vertheilen hätte, nicht wie es später üblich geworden, der Geistliche. Denn die christliche Kirche habe keinen andern Auftrag, als zu lehren und zu taufen.

Als gegen diese Ansicht Widerspruch erhoben wurde, rechtfertigte er sie in dem folgenden, dem letzten Jahrgange der Damaris (1865, 17):

„Es ist Anstoß daran genommen, daß diese Zeitschrift das Sacrament des heiligen Mahles, seiner ursprünglichen Bedeutung nach, gleich dem Passah, bei dem es gestiftet wurde, als Gott geweihtes Familienmahl, den christlichen Hausvater als dessen eigentlichen Spender behauptet hat. Man widerlege meine Ansicht aus dem neuen Testament, denn es handelt sich einfach um eine geschichtliche Thatsache. Ueberführt man mich des Irrthums, so werde ich widerrufen. Aber bis dahin gilt es, allen Ernstes jenes heilige Hausvaterrecht geltend zu machen, gegenüber den Lebensbildern des Piscator, einem Tendenzromane, in dem von neuem der Anspruch erhoben wird, welcher vor bereits zwanzig Jahren unsere Stadt und unser Land in Aufregung brachte. Evangelische Geistliche maßen sich, wider das Evangelium, die Befugniß an, vom Sacrament auszuschließen. Was ist nun gesetzliche Ordnung in unserer Landeskirche? Wie es scheint, das Belieben des Pfarrers. Das ist ein bedauerlicher Zustand, für den Geistlichen so traurig, wie für die Gemeine. ‚Woher soll da Ver-

trauen kommen? Aber der Independentismus hat keine Freude an den kirchlichen Wirren der Gegenwart, er steht so wenig zu den Clericalen, als zu den Laicalen, erwartet überhaupt von der Kirchenverfassung kein Heil; so verlangt er auch nicht, daß jeder Hausvater in seiner Familie wirklich das Mahl des Herrn spende, wohl aber daß sein Recht von der Kirche anerkannt werde, daß der Geistliche wisse, er vertheile das Sacrament als der Mandatar der christlichen Hausväter seiner Gemeine."

Er konnte eben die Kirche nicht als alleinige Trägerin des Heiles der Welterlösung anerkennen; sie galt ihm nur als eine Erscheinung des Gottesreiches, als andere Erscheinungen desselben und mit der christlichen Kirche auf gleichem Grunde stehend und gleichen Inhalts mit ihr der christliche Staat, die Familie, die allgemeine Cultur, die unter einander und von der Kirche nur der Form nach verschieden seien. Wer den Unterschied in den Inhalt setze, der befinde sich auf dem Princip der Römischen Kirche (Tam. 1865, 3).

Darnach begreift es sich leicht, daß er den Zeitbestrebungen, die man kirchliches Leben nennt, entschieden abgeneigt war; sie schienen ihm für das religiöse Leben nicht blos unfruchtbar, sondern gradezu hinderlich zu sein. Ihm schien es unerläßlich, daß der Familie wie der Schule fernab bleibe der todte Formalismus, das Bemühen alle in das Kirchenjahr, in äußerliches Christenthum, in die Religion des Scheines hinein zu gewöhnen. Wer heut zu Tage freier und zugleich evangelischer Bildung in Wissenschaft und Kunst zustrebe, könne nur Independent sein (D. 1865, 20).

So wird es nicht befremden, daß er von der im Jahre 1846 zusammenberufenen Generalsynode keine großen Erwartungen hegte. In einem Briefe vom 29. Juli dieses Jahres spricht er sich so darüber aus: „Auf das äußerliche Kirchenthum lege ich keinen großen Werth, so erwarte ich auch von der Synode nicht allzu viel; was sie bisher gegeben hat, hat wenig genug auf sich. Aber eine Kirchenverfassung wird sie bringen, was man so eine freie nennt, ein Gebräu von Consistorium, Synode, Presbyterien, vielleicht auch etwas Episcopat: daran zweifle ich nicht, und als

Kappzaum für die Hierarchie iſt die Gabe auch nicht zu verſchmähen. Nur dem tiefern, religiöſen Bedürfniß der Zeit iſt damit nicht geholfen. Die Rheinländiſchen und Weſtphäliſchen Synodalen wollen im Dogmatiſchen das Poſitive feſthalten. Ich möchte nur fragen: was iſt das Poſitive? Meines Erachtens, niemand als Chriſtus ſelbſt. An dem ſich feſt zu halten iſt allerdings jedem Einzelnen und der ganzen Chriſtenheit das Eine, Nothwendige, aber ihn feſt zu halten, damit er nicht wackle oder umfalle, die Mühe kann die hochwürdige Synode ſich ſparen, er ſteht feſter als ſie. Oder ſoll unter dem Poſitiven das menſchliche Zeugniß von Chriſtus verſtanden werden, das, von ſeinem Geiſte getrieben, aber doch immer in menſchlicher Schwachheit die Reformatoren vor drei Jahrhunderten abgelegt haben, das in den Symbolen enthalten iſt; ſo iſt das Feſthalten dieſes Poſitiven auch ein ganz unfruchtbarer Verſuch. Was menſchlich iſt, was der Zeit angehört, trägt den Charakter der Vergänglichkeit, den ihm Niemand nehmen kann. Oder iſt unter dem Poſitiven das Zeugniß der Evangeliſten und Apoſtel von Chriſtus zu verſtehen, wie es in den Schriften des N. T. enthalten, ſo hat auch dies Poſitive ſeine menſchliche Seite; es iſt geſetzt durch Chriſtenthum und Kirche, die vor ihm und ohne es da waren. Aber es wird deſſen ungeachtet keinem, der in der Kirche ſteht, einfallen, dieſe älteſten Zeugniſſe von Chriſtus bei Seite werfen zu wollen. Das iſt gar nicht die Frage, ob das N. T. in der Kirche ſoll feſt gehalten werden oder nicht, ſondern wie Exegeſe und Kritik ſich dagegen zu verhalten haben. Will die Synode das durch einen Machtſpruch entſcheiden, ſo hat alle Theologie ein Ende: das Beginnen wäre bei dem jetzigen Zuſtande der Wiſſenſchaft ganz vergeblich.

Das wahrhaft Poſitive bedarf alſo des Feſthaltens der Synode nicht, und was man das Poſitive nennt, kann nicht feſt gehalten werden; auf die Weiſe kommen wir nicht weiter. Es geht nicht anders, wir müſſen muthig und gottgetroſt auf der Bahn der theologiſchen Speculation vorwärts, welche Schleiermacher und Hegel eröffnet haben. Daß es dabei ohne Wirrungen, ohne Schwankungen nicht abgeht, kann niemand befremden, der die

menſchliche Natur kennt, aber ein Irrthum wird abfallen nach dem andern, und wir werden zu einer wahrhaften, chriſtlichen Gnoſis gelangen, wie ſie der Bildung des Jahrhunderts Noth thut."

Ja, in einem im Jahre 1850 geſchriebenen Briefe an Ed. Böhmer, mit dem er, ſchon bevor ſich beide zur Herausgabe der Damaris verbanden, viel über religiöſe und philoſophiſche Fragen correſpondierte, fordert er das Zerfallen der Kirche in einzelne Gemeinen. Das neue Teſtament wiſſe von keiner äußern Kirche, es wiſſe und wolle nur die unſichtbare Kirche. Und daß die Proteſtanten Glaubensbekenntniſſe hätten, ſei eine völlig unbegründete Behauptung. Man ſolle nur einmal in jeder beliebigen Gemeine nachfragen, wie viele Gemeineglieder von dem Inhalt der Auguſtana etwas wiſſen. Und ein Bekenntniß, von dem unter tauſend Proteſtanten kaum einer etwas wiſſe, ſolle das Bekenntniß der Geſammtheit ſein! „Es iſt eine völlig unberechtigte kirchenrechtliche Fiction, von Glaubensbekenntniſſen der proteſtantiſchen Kirche zu ſprechen; und an das lügenhafte Bekenntniß zu Glaubensformeln, die von der großen Mehrheit nicht einmal gekannt werden, bürgerliche und politiſche Vortheile zu knüpfen, das iſt abſcheulich, das heißt der Heuchelei, der Depravation Thür und Thor öffnen. Die allgemeine Belehrung durch Gott, das allgemeine Prieſterthum aller Gläubigen, das ſind die unerſchütterlichen, im Evangelium ruhenden Grundſäulen meines Glaubens und meines Syſtems, und all das gemachte, äußerliche Kirchenthum, das ſich ſpreizt und innerlich hohl iſt, widert mich an. Es iſt der Jammer unſerer Zeit."

Solche auf ein äußerliches Kirchenthum gerichteten Beſtrebungen machten ſich im Jahre 1847 auch ihm und ſeiner amtlichen Wirkſamkeit gegenüber in bedauerlicher Weiſe geltend. Ein Amtsgenoſſe Gieſebrechts, der Oberlehrer Dr. Friedländer, ein in ſtrengſter Orthodoxie befangener und für kirchliches Leben im Eichhornſchen Sinne ungemein thätiger und rühriger Mann, ließ ſich durch Leidenſchaft hinreißen, in dem Giebichenſteiner „Volksblatt für Stadt und Land" das Stettiner Gymnaſium, an dem er ſel-

der unterrichtete, und dessen Director als unchristlich anzuklagen; zur Begründung sollte auch eine Anzahl Liederstrophen dienen, die von Giesebrecht gedichtet und bei den Schulfesten gesungen waren, unter ihnen das oben S. 67 mitgetheilte schöne Gedicht, das innige feierliche Gebet mit dem Refrain:

Du Geist und ew'ge Kraft,
O, wahre uns und hüte
Der Menschheit Kranz und Blüthe,
Hochheilige Wissenschaft.

Giesebrecht antwortete auf die Beschuldigung in der edelsten und würdigsten Weise, indem er dem Wiederabdruck seines Liedes folgende zwei Strophen hinzufügte:

So sprach ich einst, und vom Gesang getragen,
Hob sich das Wort in unserm Saal empor;
Nun tritt ein Andrer her, mich anzuklagen:
Ein Frevel war das Lied! stürmt er hervor.
Und ich, was soll ich dem Verkläger sagen?
Du, heil'ge Wissenschaft, leih mir dein Ohr,
Wie laut der Unverstand auch um mich brause,
Du bergest still bei mir in enger Klause.

Du hast, du treue Hüterin des Knaben
Mit ernstem Ruf mein junges Herz erregt,
Du hast dem Manne deine Wundergaben
Stets reicher, unerschöpflich dargelegt,
Du neigst dich noch, du Sternen gleich erhaben,
An diese Brust, die dir entgegenschlägt:
Die Schemen draußen sinken oder steigen,
Hochheil'ge Wissenschaft, dir bin ich eigen.

Das Lehrercollegium wandte sich mit einer ausführlichen Beleuchtung und Widerlegung der einzelnen Punkte jener öffentlichen Anklage an den Minister Eichhorn, Hasselbach beantragte gegen den Urheber derselben die Einleitung eines fiskalischen Processes. Der Minister schwieg auf die Eingabe, sandte aber eine Untersuchungscommission — den Gymnasialdirector Kramer und den Kammergerichts-Assessor Hertel — nach Stettin; die Religionslehrer wurden auf Grund vorher niedergeschriebener Fragen ein-

zeln protokollarisch vernommen, ihre Lectionen besucht, Hasselbach hatte bei seiner protokollarischen Vernehmung Auskunft zu geben über die Anordnung des Ganzen. Inzwischen hatte das Stettiner Oberlandesgericht dahin erkannt, daß der Angeklagte wegen Beleidigung durch Pasquill mit einer Geldbuße zu bestrafen sei. In Folge des Commissionsberichts jedoch verfügte der Minister mit Königlicher Autorisation, daß Hasselbach (der in keiner Classe den Religionsunterricht ertheilt hatte) unter Belassung des etatsmäßigen Gehaltes seines Amtes enthoben und zur Disposition gestellt werde; gegen die Lehrer, welche den Religionsunterricht ertheilt hatten, erging kein Wort der Rüge oder der Weisung. In dem Stettiner Publikum erregte dieses Verfahren gegen Hasselbach die lebhafteste Mißbilligung, die sich auch in der Presse kund gab; durch einen großen Fackelzug suchte man dem Gekränkten die allgemeine Theilnahme an den Tag zu legen; niemand hinderte diese Demonstration. Magistrat und Stadtverordnete wandten sich ohne Säumen in einer Immediatvorstellung an den König; dasselbe geschah von dem Lehrercollegium in einer Eingabe, deren Verfasser Giesebrecht war, auch von andern Männern, die sich durch ihre Stellungen näher dazu veranlaßt fanden. Auf keine dieser Vorstellungen ging ein Cabinetsbescheid ein. Als aber einige Wochen später in Berlin die Märzunruhen ausgebrochen waren, und Eichhorn und Eilers aus ihren Stellungen weichen mußten, setzte Eichhorns Nachfolger, der Graf von Schwerin, Hasselbach sogleich wieder in sein Amt ein.

Giesebrecht vergleicht das Vorgehen gegen die von Hasselbach geleitete Schule mit dem gleichzeitigen Verfahren gegen Diesterweg. In einem viel später geschriebenen Aufsatze in der Damaris (1862, 90) blickte er auf jene Maßregeln zurück, in pietätsvoller Weise dabei den König, dem er ja persönlich auf das Innigste zugethan war, entschuldigend und zugleich freimüthig die eigene Berufsehre wahrend: „Wie das Berliner Seminar als der Heerd des Pestalozzianismus der Volksschule betrachtet wurde, den man in Diesterweg beseitigte, so galt dem Minister Eichhorn das Gymnasium in Stettin als der Hauptsitz des gleich verderblichen Hegelianismus.

Das war ein Irrthum. Philoſophiſche Bildung fand ſich in dem Lehrercollegium, aber das Syſtem Hegels hatte hier ſo wenig ausſchließlich, als unbedingt ſeine Anhänger, unchriſtlich war die Geſinnung auch nicht, aber im Einklang mit der kirchlichen Anſicht, welche der Landtagsabſchied zu Tage gelegt hatte, war nur einer von den Lehrern. Der Ausgang der Sache war, daß der Director Haſſelbach in ähnlicher Weiſe, wie der Berliner Seminardirector, unter Belaſſung ſeines etatsmäßigen Gehalts zur Dispoſition geſtellt wurde.

Ungewöhnlich waren dieſe Schritte allerdings, aber blicke ich jetzt, nach länger als einem Jahrzehend, auf ſie zurück, ſo kann ich ſie doch nicht ungerecht, nicht einmal inhuman nennen, das treue, menſchenfreundliche Herz des Königs gab ſich vielmehr auch in ihnen kund. Die abſolute Monarchie beſtand noch zu Recht, und ein gewiſſenhafter Herrſcher, der ſich überzeugt hielt, die rechten, heilſamen Principien für die Leitung des Staates und der Kirche gefunden zu haben, mußte ſich wohl verpflichtet erachten, daß er ſie, ſchonend zwar gegen abweichende Anſichten, aber doch mit allem Nachdruck zur Geltung bringe. Nur daß der Schulmeiſter auch ſeine Berufsehre hat und darauf hält, das ſcheinen die Götter der Erde nicht zu wiſſen oder nicht zu wollen. Sie nennen das wohl Hochmuth. Charakterloſe Lehrer ſollen ihre Schüler zu Charakteren bilden, aber nur für außergewöhnliche Zeiten, da es ſolcher Leute bedarf, in gewöhnlichen, ruhigen Jahren ſind Charaktere unbequem. So iſt der Lauf, ſo iſt die Forderung der Welt."

Auch in dieſer viele Jahre nach den aufregenden Ereigniſſen geſchriebenen Darſtellung klingt deutlich genug der Unmuth durch über die Behandlung, welche die Schule erfahren hatte. Mußte er ſich doch, wenn auch kein Wort des Tadels über ſeinen Religionsunterricht ihm gegenüber verlautete, mehr als die andern alle durch jenes Vorgehen berührt finden, da ihm ja nicht unbekannt war, daß er in den Augen des Miniſterialraths als das „eigentliche bewegende, gegen die beſtehenden Autoritäten gerichtete Princip" der Schule galt. Ueber das Unrecht aber, das ihm durch

die „Frömmigkeit der Frommen par excellence“ widerfahren, tröſtete er ſich mit Bewußtſein ſeiner glücklichen Häuslichkeit. So ſchrieb er um dieſe Zeit an ſeinen Neffen Wilhelm: „Ich bin, Gott ſei Dank, unter meinen Kindern ein glückſeliger Mann; darauf hin ertrage ich ſchon etwas Ungemach, iſt doch auch das für die Wahrheit und das ewige Recht.“

Aus dem ſtillen Frieden des Hauſes, aus ſeiner gelehrten und pädagogiſchen Arbeit riß ihn jedoch ſehr bald das Jahr 1848, riß ihn mitten hinein in die hochgehenden Wogen der politiſchen Bewegung. Seine Mitbürger wählten ihn in Stettin, ohne ſeine Bewerbung, zum Abgeordneten für die Frankfurter Nationalverſammlung. Sie wußten, daß er ſich mit deutſcher Geſchichte auf das Eindringendſte und Ernſtlichſte beſchäftigt hatte, ſie durften ihm zutrauen, daß er überall zum Recht ſtehen, überall mit vollſter Unabhängigkeit ſeine Ueberzeugung vertreten würde. Ob er in den beſonderen politiſchen Fragen, die zur Sprache und zur Entſcheidung kommen ſollten, immer dem Willen und den Hoffnungen ſeiner Wähler gemäß abſtimmen würde, konnte damals, im Anfange des politiſchen öffentlichen Lebens unſeres Staates, niemand wiſſen, wußte auch er nicht; lag doch über dem Verfaſſungswerk ſelbſt, welches in Frankfurt zu Stande kommen ſollte, noch tiefes Dunkel.

Von ſeiner früheren politiſchen Ueberzeugung iſt ſchon oben vorübergehend (S. 110 ff.) die Rede geweſen. Er war den Beſtrebungen zu Gunſten des Conſtitutionalismus keineswegs geneigt und konnte die unbedingte Verwerflichkeit der abſoluten Monarchie durchaus nicht zugeben. Und auch als die conſtitutionelle Monarchie in Preußen längſt gegründet war, hat ſich der unabhängige, charakterfeſte Mann, der zur Zeit der abſoluten Monarchie als ein gefährlicher Feind aller Autorität galt, nicht geſcheut, mit Nachdruck im Gegenſatz zu der damaligen Strömung darauf hinzuweiſen, wie viel Preußen ſeinen abſoluten Herrſchern von jeher zu verdanken gehabt hat. Die Rede, welche er am 22. März 1863 im Gymnaſium gehalten, begann er mit folgenden Worten: „Es iſt der Brauch unſeres Landes, neben dem Tage der Krone

auch den Geburtstag des Gekrönten feſtlich zu begehen, ja dieſen feſtlicher, als jenen. Darin giebt ſich das Bewußtſein, das tiefe Gefühl unſeres Volkes kund, daß der ſtaatsrechtliche Begriff und deſſen Symbol, ſo wichtig und bedeutend ſie ſind, dennoch das Untergeordnete, da[illegible]höher als ſie die ſacroſancte Perſon, in welcher die Staatsgewalt [illegible]endig und wirkſam wird. Und der Gedanke iſt wahr, er iſt im Einklang mit der Geſchichte. Wie viele Kronen ſind in den Staub geſunken, weil die Gekrönten nicht fähig, nicht würdig waren, ſie zu tragen! Wie viele Kronen ſind aus der Unſcheinbarkeit und Niedrigkeit zu den Höhen irdiſcher Größe aufgeſtiegen durch die Perſönlichkeit ihrer Träger! Könnten wir Preußen das jemals vergeſſen? Aus dem Süden des Deutſchen Landes iſt das Geſchlecht der Hohenzollern in unſern Norden gekommen; wir haben uns mit ihm zuſammen gefunden, enger und enger haben wir beide uns an einander geſchloſſen, durch unſre Fürſten, mit ihnen ſind wir geworden, was wir ſind. Das hat nicht menſchliche Klugheit bewirkt: das iſt die Ordnung einer höheren Macht. Wohlan, was Gott zuſammen fügt, das ſoll kein Menſch ſcheiden! Rufen wir dies heilige Wort in dieſer Anwendung heute mahnend hinein in unſre Zeit.

Warum? wird man mich fragen; niemand denkt an eine Scheidung. So rüttle man auch nicht an der Eintracht der Nation und des Königs, an dem Vertrauen beider zu einander! Geiſtige Wunden, wie leibliche, werden leichter geſchlagen, als geheilt. Man hat lobpreiſend an das Wort eines Süddeutſchen Königs erinnert: Ich will Friede haben mit meinem Volk; wäre es minder ruhmwürdig, wenn ein Norddeutſches Volk, wie aus einem Herzen, durch den Mund aller ſeiner Vertreter, nicht eines Hauſes allein, das ſchöne Wort ſpräche: wir wollen Friede haben mit unſerm Könige"?

Und dieſelbe Rede ſchließt er mit den Worten: „Um unſern König ſammeln wir uns mit ganzem, vollem Vertrauen.

Alſo zurück zur abſoluten Monarchie? fragt man.

Der König hat die Verfaſſung beſchworen, wir auch, und er und wir alle ſind unſres Eides eingedenk. Aber vor Preußi-

ſchen Männern, welche die heimiſche Geſchichte kennen, darf man von der abſoluten Monarchie, wie ſie anderthalb Jahrhunderte bei uns beſtanden hat, nicht anders, als mit Achtung, mit Dankbarkeit reden: ſie hat dem Lande viel Gutes gethan, bei weitem mehr, als wir bis jetzt den Vertretern des Volkes nachſagen können. Hoffentlich wird ein ſpäteres Geſchlecht auch von ihnen oder von ihren Nachfolgern, wenn die unklare und ungeduldige Haſt des Beſſernwollens geſtillt iſt, Ruhmwürdiges zu berichten haben. Die Gegenwart zieht uns hin zu unſerm Könige. Auf ihn hoffen wir; ihm unſere ehrerbietige Liebe, ihm auch an dem heutigen Tage unſer Segenswunſch, für ihn unſer Gebet zu dem König der Könige."

Als nun in den vierziger Jahren das Verlangen nach Conſtitutionalismus immer lauter und allgemeiner wurde, waren ihm anfangs dieſe Regungen nicht zur Freude; er ſuchte ſie abzuwehren, wenigſtens von ſich, ſo viel er konnte. Er mißbilligte den lauten Streit,

das eiſernde Geſchrei
Um Fürſtenrecht und Unterthanenrechte,
Als wäre Treue nur bei feigem Knechte,
Als wäre nur am Thron die Tyrannei.

Von der Forderung der Oeffentlichkeit der Verhandlungen wollte er damals nichts wiſſen; in Verſen, wie in Proſa ſprach er ſich dagegen aus. So in dem kleinen Gedicht:

All öffentlich! Oeffentlich, öffentlich all!
So geht durch die Lande ein brauſender Schall,
Und in mir ſinget mein deutſches Gemüth,
Von der Heimathluft ewigem Frühling umblüht:
„Kein Feuer, keine Kohle thut brennen ſo heiß,
„Wie heimliche Liebe, die niemand nicht weiß."

und in einem Briefe aus dem Jahre 1841:

„Unſern Landtagsangelegenheiten ſehe ich mit Theilnahme zu, obwohl ſich noch nicht erkennen läßt, was dabei heraus kommen wird. Die Adreſſen an den König garantiren noch wenig. Die Hauptſache ſcheint mir, daß die von der Regierung in Vorſchlag gebrachten permanenten Ausſchüſſe der Provinzialſtände von dieſen

angenommen werden. Geſchieht das, ſo halte ich eine Kriſis für überwunden, und ſollte eine zweite eintreten, ſo wäre aus jenen Ausſchüſſen leicht eine tribunicia potestas zu entwickeln, die in den Staatsrath aufgenommen die legislative Gewalt ungetheilt in den Händen der Regierung ließe und doch den Regierten eine ſchließliche Rückwirkung einräumte, falls ihnen nicht an der vorbereitenden genügte, welche ſie durch die Gutachten der Provinzialſtände bereits üben. Nur zwei Kammern und das Theatergepränge öffentlicher Verhandlungen möge uns der Himmel fern halten. Die Neigung dazu regt ſich hie und da; es iſt die politiſche Gallomanie der Zeit. Sogar die Stettiner Stadtverordneten ſind um die Erlaubniß eingekommen, ihre Sitzungen öffentlich zu halten. Das Geſuch wird ſchwerlich genehmigt werden. An ſich iſt die Sache unwichtig, aber ſie könnte zur Exemplification gebraucht werden. Eine vermittelte Oeffentlichkeit der Verhandlungen, amtliche Mittheilung der Protokolle, kann heilſam ſein, die unmittelbare Oeffentlichkeit wird Prunkreden und mit ihnen Aufregung und unruhige Leidenſchaften hervorrufen; überlaſſen wir die auf allen Stufen des öffentlichen Lebens den Franzoſen."

Als es ihm aber immer deutlicher wurde, daß die abſolute Monarchie nicht mehr zeitgemäß, daß der Wille der Nation entſchieden gegen ſie ſei, da wurde auch er von der Nothwendigkeit einer Umgeſtaltung überzeugt; denn daß nur die Regierung ein ſittliches und rechtliches Fundament habe, welche dem Geſammtwillen des Gemeinweſens Ausdruck gibt, war von jeher ſein politiſches Credo. Was ſollte aber in die Stelle der abſoluten Monarchie treten? Ihm ſchien es der Nation würdig, daß ſie aus ſich ſelbſt eine neue Form der Verfaſſung herausbilde. Der engliſche wie der franzöſiſche Parlamentarismus hatte zu Entſetzliches in ſeinem Gefolge gehabt, als daß er in ihm ein Vorbild für Preußens Neugeſtaltung ſehen konnte:

Soll uns der Temple, uns Whitehall belehren!
Fluchwürdig Angedenken, weiche fort!
Nicht Frankreich wird, nicht England wird uns klären,
Das Morgenroth entſtrömet reinerm Ort.

Aufwärts die Herzen! Frei und unbethöret
Von Furcht und Zweifel, Leidenschaft und Lust!
In euch die Klarheit; in euch, in euch höret
Die Gottesstimme in des Volkes Brust.

Der Staatsmann, zu dessen Einsicht und Besonnenheit verbunden mit unerschütterlichem Mannesmuth er das größte Vertrauen hatte, war Graf Max von Schwerin-Putzar. Schon durch seine Thätigkeit im pommerschen Provinzial-Landtage hatte Schwerin Giesebrechts Aufmerksamkeit rege gemacht; in ihm sah er den Führer der mit Besonnenheit nach freier Entwickelung Strebenden. In dem Sinne richtete er an ihn bei Eröffnung des vereinigten Landtages in dem „Wächter an der Ostsee", einer damals in Stettin erscheinenden politischen Zeitschrift, die Verse:

Nun an Max ergeht die Frage,
Ob dem Kurt er gleichen mag,
Ruhig kühn am Molwitztage,
In den Tod getreu vor Prag.

Fragt ihr, ob das Herz ihm walle?
Schweigend, klar, sich selber nah
Tritt er in die Königshalle;
Die Schwerinenzeit ist da.

Schwerin antwortete zustimmend in demselben Blatte:

Dem König treu und treu dem Lande!
Das war schon unsrer Ahnen Art.
So ist bei uns von jedem Stande
Stets Ehr' und deutsches Recht gewahrt.

Drum wollen so wir ferner streiten
Mit freiem Wort und kühner That,
Dann wird Gott Segen uns bereiten
Auch aus der großen Zukunft Saat.

Der Pommer kennt der Wogen Branden
Wie's wild oft seine Kusten schlägt; —
Muth läßt ihm nicht das Schifflein stranden,
Besonnenheit zum Port es trägt.

Und während des vereinigten Landtages waren es besonders Schwerins Worte, die in Giesebrecht sympathisch wieder klangen.

Als daher nach dem Schluß desſelben ſeine Verehrer in Pommern und beſonders in Stettin dem Grafen als Anerkennung ſeiner politiſchen Thätigkeit ein Ehrengeſchenk überreichten, war dieſes von einem Gedicht begleitet, welches man von Gieſebrecht zu dieſem Zweck erbeten hatte. Es ſchließt mit folgenden Worten, welche die begeiſterte Antwort geben auf die in dem erſten Gedicht aufgeworfene Frage:

Zu dir hat ſich der Pommern Herz gefunden,
Für eine Freiheit innig tief verbunden:
Mann unſrer Liebe, vorwärts, hochgemuthet!
Du trägſt das Banner, darauf Kurt verblutet.

Als nun nach wenigen Monaten die Revolution in Berlin ausbrach, ſah Gieſebrecht, ſo weit er die Vorgänge aus der Ferne beobachten konnte, in ihnen „zu Anfang wohl genug des Rohen und Ungeſchlachten, doch nichts gerade zu Verderbliches, das ſich nicht hätte ins Gleiche bringen laſſen.“ So urtheilt er über die Märztage in den Anmerkungen zu der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte, im Jahre 1867. Im Juli des Jahres 1848 ſelbſt, als er bereits in Frankfurt war, äußerte er ſich brieflich darüber in folgender Weiſe: „Daß im März d. J. im Preußiſchen Staat das frühere Syſtem der Regierung umgeworfen und ein neues aufgerichtet iſt, die Thatſache unterliegt keinem Zweifel. Will man das Ereigniß eine Revolution nennen, ſo habe ich nichts dagegen, der Name ſchreckt mich nicht, nur iſt es dann eine Preußiſche und nicht eine Berliniſche. Sie war am Morgen des 18. März ganz und vollſtändig ausgeführt. Der ſpätere, unglückliche Barrikadenkampf, den man die Berliner Revolution genannt hat, hat zu dem bereits Erlangten nichts hinzugefügt. Ich kann dies Ereigniß nur beklagen; es hat unſägliches Unglück über das Vaterland gebracht und ſeine verderblichen Wirkungen dauern noch immer fort. Ueber die Sittlichkeit des Kampfes erlaube ich mir kein Urtheil, denn ich vermag ſeine Motive noch nicht vollſtändig zu überſehen. Daß anarchiſche mitgewirkt haben, ja daß ſie ihn zuerſt entzündet haben, daran zweifle ich keinen Augenblick: die Sprecher des demokratiſchen Congreſſes haben ſich ja ſelbſt ihrer

wühlerischen Thätigkeit gerühmt. Aber eben so gewiß ist, daß ehrenhafte Männer in den Kampf hinein gerissen sind, welche bona fide sich im Zustande der Nothwehr meinten. Ueberhaupt bin ich der Meinung, die Katechismusmoral, richtig verstanden und angewandt, reiche aus auch zur Beurtheilung des sittlichen Werthes politischer, weltgeschichtlicher Thaten."

Die Proclamation des Königs, die Erhebung der deutschen Fahne waren ihm willkommene politische Erscheinungen, welche in ihm ihren Widerhall fanden. Die freudige Stimmung über diese beiden Ereignisse hat er auch poetisch gestaltet in den beiden Gedichten „Dank dem Könige" und „die deutsche Fahne." Ich theile das erstere mit:

Einen Lenz hab' ich gesehen, die Erinnrung schwellt mein Herz,
Dichte Eisesrinden brachen, es zerbrach ein bittrer Schmerz;
Damals blühten dunkle Rosen, wohl in deutsches Blut getaucht,
Doch der Freiheit Balsamodem lag darüber hingehaucht.
Was du sahst mit Jugendaugen, merke auf, mein graues Haupt,
Sieh noch einmal solchen Frühling, der die deutsche Flur belaubt,
Siehe, weiße Rosen heben nun die jungfräuliche Brust,
Wieder haucht der Duft der Freiheit und am Vaterland die Lust.
Wieder steht auch Hohenzollern blüthenfroh in Blüthenzeit,
Alle Zweifel sind gefallen, unser Hoffen ihm geweiht;
Was der Vater groß begonnen, endet herrlich nun der Sohn:
Freie Völker, freie Fürsten! Flammenschrift an Preußens Thron

So reiste er denn am 14. Mai mit frohen Hoffnungen auf eine baldige politische Wiedergeburt Deutschlands nach Frankfurt. Aber schon die Eindrücke auf seiner Durchreise durch Berlin, das er seit zwölf Jahren nicht gesehen hatte, waren ihm keine erfreulichen. Zwar war die Stadt in der Zeit viel schöner geworden; aber die Volksreden, die er hörte, die Plakate, die er sah, waren nicht nach seinem Geschmack: auf der einen Seite fand er fieberhafte Aufregung ohne festes Ziel, auf der andern Furcht und Verzagtheit. Auch die ersten, allerdings sehr tumultuarischen, vorbereitenden Versammlungen in Frankfurt selbst, wo man sich über allerlei Nebendinge erhitzte, ohne zu Beschlüssen zu kommen,

konnten ihm wenig behagen. So ſchrieb er in ſeinen erſten Frankfurter Tagen: „Ob mich nun dieſes neue Leben befriedigt? Zum Vergnügen bin ich ja nicht hier; wenn ich nur helfen kann, daß etwas Vernünftiges geſchieht, dann habe ich meine Befriedigung. Ich fürchte, es wird viel geredet werden, mehr als gut. Die Süddeutſchen, die am meiſten parlamentariſche Bildung haben ſollten, hören ſich beſonders gern ſprechen. Die Worte fließen ihnen glatt und leicht von den Lippen, aber es iſt ein immerwährendes Bedeutunglegen auf unbedeutende Gegenſtände.“ Dennoch hatte er Hoffnung, das Werk werde in den richtigen Gang geleitet werden. Die deſtructiven Elemente, die zwar in der entſchiedenen Minorität, aber unermüdlich thätig waren, davon war er von Anfang an überzeugt, konnten durch Ueberzeugung nicht gewonnen, ſondern mußten überſtimmt werden.

Auch als nun die Verſammlung eröffnet war, vermißte er ſchmerzlich Würde und Ordnung in den Verhandlungen. Zwar an äußerem Glanz fehlte es nicht. Die Zeil war bunt von ſchwarzrothgoldenen und rothweißen Fahnen, wie ein ungeheures Tulpenbeet, und unter Glockengeläut und Kanonendonner zogen die Abgeordneten nach der Paulskirche; aber wie jammerhaft war dieſe erſte Sitzung. Es war der polniſche Reichstag, ein wüſtes durcheinander Schreien, zum großen Theil in Folge der Unfähigkeit des Präſidenten, der, alt und ſchwach, ſelbſt ſeine Stimme nicht vernehmbar machen konnte.

Anders wurde es, ſeit Gagern der Verſammlung präſidierte. Die erſten Verhandlungen unter ſeiner Leitung, die Berathung über den Zitzſchen und Raveaux'ſchen Antrag verſetzten Gieſebrecht in große Aufregung; während der Debatten ſchlug ihm das Herz abwechſelnd vor Unwillen und vor Freude.

Von den drei Fractionen, in welche ſich die Nationalverſammlung ſchied, die, welche die Reichsverfaſſung einſeitig von Frankfurt aus decretiert wiſſen wollten, die, welche eine Verſtändigung mit den Einzelſtaaten wollten, aber die endliche Beſchlußfaſſung der Nationalverſammlung vorbehalten, die endlich, welche die Reichsverfaſſung aus einem Vertrage zwiſchen der conſti-

tuierenden Nationalversammlung und den Regierungen oder Landtagen der Einzelstaaten wollten hervor gehen lassen — von diesen drei Hauptfractionen schloß er sich der dritten an; er gehörte zum rechten Centrum, der sogenannten Casinopartei, der zahlreichsten und mächtigsten der Versammlung.

Den Grundsatz, den das linke Centrum aufrecht erhielt, man müsse die Minorität, die Radikalen, nicht despotisieren, sondern ihr jede mögliche Concession machen, konnte er nicht gut heißen; es schien ihm sehr zweifelhaft, ob mit diesem Schönthun irgend etwas gewonnen werde.

In der ersten Zeit, da die nicht zu den Ausschüssen gehörenden Mitglieder der Versammlung von den parlamentarischen Arbeiten wenig in Anspruch genommen waren, ging er gegen seine sonstige Gewohnheit viel spazieren, machte auch in den letzten Wintertagen einen Ausflug nach Mainz, wo er Gutenbergs Standbild sah, zu dessen Einweihung sein Oratorium mitgeholfen hatte. Die Abendstunden verbrachte er regelmäßig in einem politischen Clubb, machte mancherlei neue Bekanntschaften und erneuerte alte. Ueber Jahn erzählt er in einem Briefe Folgendes: „Der alte Jahn, der nichts vergessen, nichts gelernt hat, begrüßte mich, da ich ihn zuerst anredete, mit der Erklärung, die Pommern seien aus der Art geschlagen, seien feudal-pietistisch, aber er habe sich vorgenommen, künftigen Sommer nach Pommern zu kommen und die Bauern aufzuregen, daß sie die Edelleute todtschlügen. Es sind urkundlich seine Worte." Doch weder dies geistig-politische Treiben, noch die Spaziergänge und Ausflüge konnten ihm sein Leben füllen. Da er nun keine Bücher bei sich hatte, „ging er den schönen Künsten nach." In das Städelsche Institut ging er daher, so oft er konnte, und freute sich herzlich an den schönen Bildern, an den Gypsabgüssen der bedeutendsten Antiken. Auch das schöne Relief von Thorwaldsen über der Gruft der Familie Bethmann-Hollweg zog ihn wiederholt nach dem Frankfurter Kirchhof. In einsamen Stunden arbeitete er an politischen Aufsätzen; so schrieb er an einer Abhandlung über Volkssouveränetät, Fürstensouveränetät, Staatssouveränetät. Ob sie vollendet worden,

weiß ich nicht; in seinem Nachlaß hat sich nichts davon vorgefunden.

Befriedigung fand er in dieser Art zu leben nicht. Voll von dieser Empfindung schrieb er am 1. Juni an seine Familie: „Ich bin hier eine Ziffer, nichts mehr, ich helfe zu einer Majorität; ich würde noch weniger, würde ein Hinderniß am Fortschreiten unseres Werkes sein, wollte ich mich vordrängen und Reden halten. Es ist des Redens schon viel zu viel. . . . . Liebe Kinder, ich habe Heimweh nach Euch, nach meinen Schülern, meinen Büchern, nach meiner Wirksamkeit. Da bin ich doch ein Mensch, von dem eine Kraft ausgeht, eine lebendige Seele voll Lieb und Leid. Aber nehmt Euch das nicht zu Herzen, ich bin nicht immer so gestimmt; der trübe Regenhimmel nach den schönen Tagen, die wir gehabt haben, macht mich wetterlaunisch." Ueber die unzeitige und unfruchtbare Redseligkeit vieler Abgeordneten spricht er noch in einem späteren Briefe (vom 21. August): „Die Verhandlungen über die kirchlichen Angelegenheiten haben heute ihren Anfang genommen. Der große Sylvester Jordan von Marburg hat eine Rede gehalten, die wenigstens von Vielen mit Beifall aufgenommen ist; ich würde mich schämen, dergleichen Zeug über die Lippen zu bringen. Am Schluß der heutigen Sitzung war die Tribüne von Deputirten wie von einem Bienenschwarm, umlagert, lauter Redner, die sich einschreiben ließen: was werden wir noch hören und ausstehen müssen, bis die Ungeduld und der Ueberdruß ihr verzweiflungsvolles Schluß! Schluß! brüllen werden! Und wie glücklich das Loos dieser Redner, die vor gähnenden oder plaudernden Zuhörern, theilweise vor leeren Bänken ihre Weisheit darlegen! Sie kommt doch in die stenographischen Berichte und die große deutsche Nation vernimmt sie. Ach, warum ist doch überall in der Welt so viel leerer Schein!"

So wurde er von den verschiedensten Eindrücken berührt. Hoffnung und Besorgniß stürmten wechselnd durch seine Seele. Daß ihm da auch Stunden des Ueberdrusses, der Sehnsucht nach Hause kamen, ist begreiflich und verzeihlich. Große Erfrischung

gewährte es ihm, wenn sein Sohn Felix, der damals in Bonn studierte, später auch seine Tochter Emma ihn besuchten und er mit ihnen Ausflüge in die Umgegend machte.

Sehr erregt war seine Stimmung, als über die Wahl des Reichsverwesers verhandelt wurde. Obwohl durch und durch preußisch gesinnt, sah er doch ein, daß die kleinen deutschen Staaten sich auf Oesterreichs Seite neigten und daß Preußen jetzt werde folgen müssen. „Thun wir es ohne Widerstreben", schrieb er, „sonst ist alle Hoffnung verloren, wenn definitiv über die deutsche Krone bestimmt wird." Zwar gegen die einseitige Wahl des Reichsverwesers, den kühnen Griff Gagerns, mußte er seiner politischen Ueberzeugung gemäß stimmen, als es sich aber um die Person des zu Wählenden handelte, stimmte er natürlich für den Erzherzog Johann. An demselben Tage schrieb er an seine Frau: „Ich habe einen großen Tag erlebt. Es war ein ergreifender Augenblick, als die Stimmen gezählt waren, und der Präsident feierlich den Erzherzog Johann zum Reichsverweser erklärte. Die ganze Versammlung erhob sich und brachte dem Gewählten ein dreimaliges Hoch. In demselben Augenblick begann draußen das Glockengeläut von allen Thürmen, und da wir aus der Paulskirche traten, wehte wieder die Reichsfahne hie und da von den Häusern herab." Wenige Tage später schrieb er mit Bezugnahme auf die Beförderung Gierkes, seines Verwandten, zum preußischen Minister scherzend über seine Mitwirkung bei der Wahl des Reichsverwesers: „Gierke ist Minister geworden, ich Kurfürst; aber der Kurfürsten sind heuer viel. Zur Zeit der goldenen Bulle waren sieben; später sind immer mehr gekommen und sind alle wieder verschwunden, bis auf einen, den von Hessen. Nun sind wir am 29. Juni unser 548 Kurfürsten gewesen, aber der Hesse war nicht dabei, nur einige seiner Unterthanen, die vielleicht nicht für ihn durchs Feuer gehen. Das ist wieder ein Beweis, daß die Erde sich dreht."

Auch mit Gagerns berühmten Worten, welche die überaus verwirrte Frage zur Entscheidung gebracht hatten, söhnte er sich später aus, wie denn in ihm die größte Hochachtung vor dessen

Persönlichkeit lebte. „Gagern ist zum Regieren geboren“; schrieb er schon am 2. Juli, „an wen auch das Kaiserthum kommen mag, der Regent Deutschlands wird Gagern sein, und vielleicht in wenigen Jahren wird er einen Einfluß in Europa haben, wie ihn Metternich nie gehabt hat. Er wird regieren durch die Klarheit und Ruhe seines Geistes, durch die Wahrheit seines Charakters. Napoleon hat durch die Revolution, Metternich durch die Reaction die Welt aufgerüttelt und geängstet, Gagern wird der Mann des Friedens und der Versöhnung sein. Ich bin böse auf ihn gewesen wegen seines „kühnen Griffs“; aber er hat doch Recht gehabt. In der Ordnung war das Verfahren auch ohne Zweifel nicht, aber es ist heilsam gewesen.“

Die Tage vor der Wahl waren für die Abgeordneten überaus anstrengend gewesen. So klagt er in demselben Briefe: „Ohne gerade schon vor geistiger Thätigkeit zu sein, bin ich doch durch die langen, zum Theil sehr aufregenden, zum Theil ermüdenden Sitzungen in betäubend schwüler Luft und durch die Besprechungen in den Clubbs, welche bis spät in die Nacht dauerten und am Ende doch fast gar nichts gewirkt haben — also ich bin dadurch körperlich matt geworden, wie ein gehetztes Thier.“

Doch bald erholte er sich wieder und sah den Verhandlungen über die Schulangelegenheiten mit Spannung entgegen. Dann würde er ja wieder „mitten in seinem Handwerk sein, mitten in seiner Heimath.“ Und oft genug nahmen seine Gedanken den Weg dahin. Seinen Primanern schickte er wiederholt Grüße aus Frankfurt. An sie wurde er oft erinnert, und wenn er ihrer gedachte, so war es „das Andenken der Liebe und des Dankes für ihren letzten Gruß auf dem Stettiner Bahnhofe.“ Wenn ihn aber auch in mancher Stunde nach seiner friedlichen Häuslichkeit, seiner gelehrten Arbeit, seiner Schulthätigkeit verlangte, so unterschätzte er, auch abgesehen von der Erfüllung der ihm auferlegten politischen Pflicht, die mannigfachen Anregungen nicht, die ihm als Historiker in Frankfurt geboten wurden. „Gern wäre ich daheim,“ schreibt er, „aber ich lebe hier in Geschichtsstudien, wie ich sie nie gemacht habe und nie machen konnte;

längſt vergangene Jahrhunderte werden mir klar, nicht bloß die nächſte Gegenwart. An Unruhe und Beſorgniß fehlt es freilich nicht, doch überwiegt der Zug hier zu bleiben und die Entwickelung der Ereigniſſe mit zu erleben; es ſei denn, daß meine Gegenwart in Stettin durchaus nothwendig werde." Ueber den Aufruhr in Sachſenhauſen beruhigte er am 9. Juli ſeine Familie mit folgenden Zeilen: „Wenn Ihr etwa in den Zeitungen leſen ſollet, was ich heute im Frankfurter Journal finde, daß in Sachſenhauſen ein Aufruhr geweſen und daß es in der Judengaſſe (dort wohnte Gleichbrecht) unruhig hergegangen, ſo beunruhigt Euch darüber nicht. Es war ein ganz gemüthlicher Krawall. Ich habe ruhig aus dem Fenſter geſehen, wie das Militair vorüber marſchirte, habe mich dann zu Bette gelegt und friedlich geſchlafen. Die Frankfurter und Sachſenhäuſer ſind viel zu wohlthätig und gutmüthig, um zu rebelliren. Am jenſeitigen Ende der Mainbrücke war eine Barrikade errichtet, am andern Morgen ſagten die Sachſenhäuſer Frauen, das ginge nicht an, ſie müßten mit Milch und Gemüſe zur Stadt, und die Männer haben das eingeſehen und die Geſchichte weggeräumt. Vor neun Uhr war ich an der Stelle, es war nichts mehr von einer Barrikade zu ſehen, man brachte das aufgeriſſene Straßenpflaſter wieder in Ordnung."

Als am 5. September über den Malmöer Waffenſtillſtandsvertrag verhandelt wurde, ſtimmte er gegen deſſen Verwerfung, nicht, daß er mit dem Inhalt des Vertrages einverſtanden geweſen wäre, aber er hielt die Verwerfung für ein politiſches Unglück, für eine arge Verletzung des Völkerrechts. Sein Herz war nach der Abſtimmung voll ſchwerer Sorge, es ſchien ihm nicht weniger als alles auf dem Spiele zu ſtehen. Entweder ſei die Nationalverſammlung, wenn ſie bei dem Beſchluſſe verharre, dem Auslande gegenüber treubrüchig, oder wenn ſie, wie er allerdings hoffte, den Vertrag noch nachträglich genehmigen ſollte, wenn ſo der Riß leidlich wieder zuſammengeflickt würde, ſo werde ſie als unzuverläſſig erſcheinen, als eine Körperſchaft, die nicht wiſſe, was ſie wolle.

Von dem Aufruhr, welcher der definitiven Abſtimmung über

den Malmöer Waffenstillstandsvertrag am 16. September folgte, gab er in einem Tage darauf an seine Frau geschriebenen Briefe folgende Schilderung:

„Ich habe Entsetzliches erlebt, aber ich lebe und bin gesund, auch Felix, und die Gefahr ist vorüber.

Am Sonnabend ward in einer elfstündigen Sitzung von neun Uhr Morgens bis Abends acht Uhr die Waffenstillstandsfrage zu Ende gebracht. Die Verwerfung des Stillstandes wurde von der Majorität zurück gewiesen, der Antrag der vier Schleswig-Holsteiner mit 258 Stimmen angenommen gegen 237.

Schon während der Abstimmung hatten sich Volksmassen in der Nähe der Paulskirche zusammen gerottet, hatten Hecker hoch leben lassen und geschrien, aber als ich aus der Kirche trat, fand ich alles ruhig, ging ungehindert nach Hause und von da die Zeil entlang nach dem Casino, um noch dem langen Fasten mir etwas zu Essen zu suchen. Ich fand nur noch einen meiner Collegen dort, der in gleicher Absicht gekommen war. Mit ihm ging ich eine halbe Stunde später abermals die Zeil entlang nach Hause. Ueberall die tiefste Stille. Gegen Mitternacht hörte ich wohl Lärm und Geschrei, aber dergleichen ist mir seit mehreren Nächten nichts Neues mehr. Ich achtete nicht darauf. Am Sonntag Morgen ging Felix aus und kam mit der Nachricht zurück, im Englischen Hofe, dem Casino gegenüber, seien in der Nacht von den Demokraten alle Fenster zerschlagen, Westendhall sei noch ärger verwüstet. Bei weiterer Erkundigung ergab sich dann, daß es von der wüthenden Menge vornämlich auf Heckscher abgesehen gewesen. Ihn hatte man in seiner Wohnung gesucht und nicht gefunden; man hatte dort alles zerstört und war dann weiter gegangen. Im Englischen Hofe fand man ihn auch nicht, wohl aber eine Anzahl anderer Abgeordneten, die von dem Wirthe durch die Pferde auf dem Hofe nach dem Hirschgraben hinaus gelassen, ungehindert ihres Weges gingen. Die Bürgerwehr, obwohl vom Senat aufgeboten, versammelte sich in sehr geringer Zahl, von regulärem Militär lag nur ein Bataillon Hessen in der Stadt, das sich gleichfalls sehr unthätig verhielt und nur am

Russischen Hofe, wo die Menge gleichfalls eindringen wollte, sich ihr entgegenstellte und sie wirklich zurückhielt.

Sonntags Mittag ging ich mit Felix und einigen Pommerschen Abgeordneten wie gewöhnlich nach Westendhall zum Essen. Der Greuel der Zerstörung war arg genug, doch fand sich eine freilich nicht große Tischgesellschaft zusammen, darunter auch Heckscher, der sonst in der Regel nicht dorthin kommt. Er war todtenbleich, ungewöhnlich still und sichtbar in höchster Angst.

An den Straßenecken in Frankfurt war überall ein Plakat angeschlagen, wodurch von den hiesigen Demokratenvereinen zu einer großen Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Bornheim aufgefordert wurde, wie es hieß, in Folge der Abstimmung der Nationalversammlung in der Waffenstillstandsfrage. Wir sahen, da wir von Westendhall nach Hause gingen, Turnerschaaren mit ihren Fahnen und sonstige Volksmassen hinaus ziehen; doch sind das hier so gewöhnliche Erscheinungen, daß ich darauf kein Gewicht legte. Felix und ich fuhren unbesorgt nach Offenbach und kamen gegen sechs Uhr von unsrer Parthie ohne Fährlichkeit zurück. Ich blieb zu Hause, Felix ging ins Theater und kam um 9 Uhr zurück mit der Nachricht, es sei schon wieder Tumult auf der Straße und am Montage solle das Parlament von den Demokraten gestürmt werden. Mir schien der Einfall noch immer fabelhaft, ich glaubte nicht daran. Als ich aber des andern Morgens nach der Paulskirche ging, war der Platz vor dieser mit Oesterreichern und Preußen besetzt, zwei Bataillone, welche auf die Erklärung des Frankfurter Senats, es vermöge die Nationalversammlung nicht mehr zu schützen, durch den Reichsverweser noch in der Nacht von Mainz hierher beordert waren. Während wir nun in der Paulskirche verhandelten, führten die Demokraten bereits in verschiedenen Straßen der Stadt Barrikaden auf. Eine Deputation derselben forderte Eintritt in die Versammlung. Er wurde ihr von den Thürstehern verweigert, und da sie laut lärmend hereinbrechen wollten, fuhren die Soldaten mit den Bajonetten dazwischen, einer von den Unruhstiftern soll durch den Schenkel gestochen sein. Das Eindringen wurde also verhindert,

aber die Adresse gelangte an den Präsidenten und wurde durch diesen der Versammlung mitgetheilt. Sie kündigte uns an, daß die 258 Abgeordneten, welche für Aufrechthaltung des Waffenstillstandes gestimmt, von den Demokraten auf der Pfingstweide für Landesverräther erklärt seien. Daß alle diese Vorgänge die Aufmerksamkeit auf die eben vorliegende Debatte über die Schulangelegenheiten sehr schwächte, ist wohl zu begreifen, doch wurde verhandelt, gesprochen und gehört wenigstens theilweise mit ziemlicher Ruhe. Gegen halb zwei Uhr, da bekannt wurde, die Soldaten auf dem Platz, die seit ihrer Ankunft ununterbrochen unter dem Gewehr gestanden hatten, seien hungrig und müde, beschloß man die Verhandlung zu vertagen. An der Thür des Hauses fand ich Felix. Ich wollte meinen gewöhnlichen Gang durch die Schnurgasse nehmen; sie war verbarrikadirt; ich ging über den Liebfrauenberg nach der Dönngesgasse, um zu meiner Wohnung zu gelangen, auch da eine Barrikade. Es ging mir nicht besser, als ich durch eine Seitengasse mich nach dem Graben wandte; ich mußte nach der Schulgasse, um von da auf die Zeil zu kommen suchen. Auch diese war schon größtentheils verbarrikadirt, nur an der Seite fand sich eine Oeffnung, durch welche Felix und ich die Zeil endlich erreichten. Als wir zum Eingang der Fahrgasse gelangten, wurden auch hier schon die Steine des Straßenpflasters aufgerissen, doch war der Eingang noch nicht versperrt. Wir kamen nach Hause. Zehn Minuten später war die Barrikade fertig. Bewaffnete Demokraten zogen hin und her durch die Straße. Meine Wirthin hatte Laden und Hausthüre zugeschlossen; sie wurde gezwungen zu öffnen, alle Vorderzimmer des Hauses, auch das meinige, mußten auf Befehl der Demokraten ausgeräumt werden. Man trug große Steine in mein Zimmer, um im Nothfalle von da aus sich zu vertheidigen. Felix und ich wurden von unsrer Wirthin einstweilen in einem Zimmer nach dem Hofe hinaus untergebracht. Auf der Straße ging das Schießen an, aber unregelmäßig; ein geordneter Angriff von Seiten der Truppen geschah nicht.

Nach einigen Stunden verschwanden die Demokraten, welche

sich zu Herren in unserm Hause gemacht hatten. Die Straße ward leer, die Barrikade ohne Vertheidiger. Ueber sie hinaus sah ich von einem Fenster aus einige Deputirte mit weißen Tüchern schwenkend zwischen den Barrikaden und den Truppen hin und her gehen. Es war klar, sie parlamentirten. Bald hörte auch der Kampf auf; alles ging ungehindert durch einander.

Schon meinte ich, die Sache sei ausgeglichen; es mochte etwa sechs Uhr Abends sein. Im Vertrauen darauf machte ich mich mit Felix auf den Weg. Wir kletterten ungehindert über die Barrikade nach der Zeil, um uns die Lage der Sache anzusehen.

Die Zeil, die größte und breiteste Straße in Frankfurt, läuft am Ostende in drei viel schmalere Gassen aus, ostwärts in die Allerheiligengasse, südlich die Fahrgasse, nördlich die Friedberger Gasse. Die letztere war frei. Die Eingänge in die Fahrgasse und in die Allerheiligengasse waren mit Barrikaden verbaut, die dicht an einander stießen. Letztere fanden wir noch von den Schützen der Demokraten besetzt, während die erstere schon unvertheidigt war. Aber niemand hinderte uns. Es war Waffenstillstand. Wir gingen westwärts die Zeil entlang. Vor der Constablerwache, dem Eckhause der Fahrgasse und der Zeil, stand Hessische Infanterie, weiterhin Preußen, die ihre Gewehre zusammengesetzt hatten und müde auf der Straße saßen oder lagen; es waren dieselben, die uns am Morgen vor der Paulskirche gedrängt hatten. Die Hauptwache am Westende der Zeil war von Hessen besetzt; auf dem Rossmarkt Oesterreichische Infanterie und Hessen-Darmstädter. Eben rückte auch eine Schwadron Hessischer Cavallerie und eine lang erwartete Batterie, gleichfalls Hessen, ein. Sie wurde von den Truppen mit Freudengeschrei begrüßt und fuhr die Zeil hinunter. Felix und ich folgten ihr; als wir die Constablerwache erreichten, hielten dort schon zwei oder drei Kanonen. Wir kletterten eiligst wieder über die Barrikade in die Fahrgasse und sahen und hörten von meinem Fenster aus den weiteren Verlauf an. Hessische Officiere traten an die Barrikade vor der Allerheiligengasse und suchten die Aufrührer zur Besin-

nung zu bringen. Alles Reden war umsonst. Da wurde die Trommel gerührt zum Zeichen, daß der Waffenstillstand ein Ende habe. Die Offiziere gingen zu ihren Geschützen. Wir hörten zum Abprotzen kommandiren; sehen konnten wir so wenig die Kanonen, als die Barrikade. Dann war tiefe Stille auf Seiten der Truppen; die Demokraten forderten mit lautem Wuthgeschrei heraus: Schießt, ihr Lumpe, auf eure Deutschen Brüder! Feuer! Feuer! Wir wollen Blut sehen!

Endlich erfolgte der erste Schuß. Die Kartätschen mußten gut getroffen haben; wir hörten das laute Wehgeschrei. Noch einige Schüsse, dann hörte das Artilleriefeuer auf, das kleine Gewehrfeuer wurde vernehmbar, und mehr und mehr sich entfernend, schwieg es am Ende ganz, nur einzelne Schüsse fielen hie und da.

Die Fahrgasse wurde zuerst von Hessen, dann von Preußen besetzt. Ein Trupp der letztern, 40 bis 50 Mann stark, lagerte sich unter unsern Fenstern; sie waren von den Anstrengungen des Tages erschöpft. Meine Wirthin begab sich von Felix begleitet unter sie und theilte Branntwein unter sie aus, denn der Abend war kalt.

Vier Erschossene, von den Demokraten, lagen eine Weile meinem Fenster gegenüber auf der Straße, mehrere schwer und leicht Verwundete habe ich auf der Zeil tragen und führen sehen.

Das Beispiel meiner Wirthin regte auch die Nachbarn an. Rothschild ließ Brod und Wein vertheilen, ein benachbarter Bäcker schickte gleichfalls Brod. Unsere Landsleute werden wenigstens ihren Hunger gestillt haben.

Gegen zehn Uhr Abends war es so still in der Stadt, daß ich mich schlafen legte, in der Ueberzeugung, es sei nun alles vorüber. Aber um 1 Uhr erwachte ich wieder von Kanonenschüssen und kleinem Gewehrfeuer. Ich stand auf. Sehen konnte ich nichts, und allmählich ward es wieder still.

Heute Morgen war alles ruhig. Die Stadt ist ganz in der Gewalt der militärischen Macht, sie ist schon gestern

vom Reichsverweſer in Belagerungszuſtand erklärt. Soldaten auf allen Straßen gelagert; es ſind 12000 Mann hier beiſammen. Die Barrikaden ſind weggeräumt, das aufgeriſſene Straßenpflaſter wird überall wieder hergeſtellt.

Die Einzelheiten des Kampfes werden mehr und mehr bekannt. Fürſt Lichnowsky und General Auerswald ſind umgekommen, nicht im Gefecht, ſondern von den Republikanern meuchlings ermordet; der Greuel von Kandern hat ſich nicht nur wiederholt, er iſt überboten. Heckſcher iſt entflohen, iſt in Höchſt nur dadurch den Händen der Meuchelmörder entkommen, daß der Stadtrath ihn verhaften und dann heimlich aus dem Gefängniß entließ. Er hat hoffentlich Mainz erreicht, wo die Garniſon ihn ſchützen wird."

Als am nächſten Tage Frankfurt wie ein Kriegslager ausſah, Soldaten auf allen Straßen gelagert oder hindurchziehend, und er die näheren Umſtände der Ermordung der beiden Abgeordneten erfuhr, da erinnerte ihn dieſer „mit kannibaliſcher Grauſamkeit ausgeführte Meuchelmord an die ſcheußlichſten Scenen der franzöſiſchen Revolution". Ruhe und Sicherheit war zwar ſchnell in Frankfurt hergeſtellt, aber es war ihm ein „unheimliches Gefühl mit den wohl bekannten intellectuellen Urhebern aller dieſer Frevel in einer Verſammlung ſitzen zu müſſen. Mitten unter ſolchen politiſchen Stürmen wurde in der Paulskirche über die Angelegenheiten der Schule verhandelt; diesmal ließ auch Gieſebrecht ſich als Redner einſchreiben, kam aber nicht zum Worte. Ueber dieſe Verhandlungen ſchreibt er am 26. September an ſeine Frau Folgendes: „Es iſt in der Sache ſehr viel dummes Zeug geſprochen mit großer Prätenſion, wenig Geſundes, und geſtern iſt bei der Abſtimmung ein Beſchluß zu Tage gekommen, der ſeines Gleichen an Unſinn ſucht. Glücklicher Weiſe wird er ſo noch nicht Geſetz, er unterliegt einer zweiten Redaction und Beſchlußnahme. Wenn Erneſtine ſich fernerhin ſollte gelüſten laſſen, ihren Kindern das Abc beizubringen, ſo wird ſie vorher der betreffenden Behörde nicht bloß ihre wiſſenſchaftliche, ſondern auch ihre moraliſche Befähigung dazu nachzuweiſen haben, ſonſt

vergeht sie sich gegen die Grundrechte des deutschen Volkes, denn unser Gesetz lautet:

> Unterricht zu ertheilen, so wie Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen, steht jedem Deutschen frei, wenn er seine moralische und wissenschaftliche resp. technische Befähigung der betreffenden Staatsbehörde nachgewiesen hat.

Ich habe keinen Antheil an dieser pädonomischen Weisheit. Ihr Vater ist Bürgermeister Golz aus Brieg, ein sehr kluger Mann, und meine guten Freunde von der Rechten haben das mißgestalte Kind in ihre pflegenden Arme genommen."

Und über dasselbe an Hasselbach wenige Tage später: „Man hat in die Rechte der Familie auf eine Weise eingegriffen, wie sie unerhört ist seit der Zeit des Lykurgus; das Bevormundungssystem, die trostlosen Examina, die kein Resultat geben, sind statt beschränkt, vielmehr erweitert worden. Vielleicht — ich mag kaum sagen: hoffentlich — ändert die zweite Berathung noch etwas an dem ersten Beschluß. Aber was uns wahrhaft förderlich für die Schule ist, wird schwerlich von Frankfurt ausgehen, ich erwarte es von der preußischen Regierung. Schlägt auch die Hoffnung fehl — am Ende, was liegt daran? Die Herren am grünen Tisch regieren die Schule doch nicht, wie sehr sie sich spreizen; wer mit Hingebung an ihr arbeitet, der Schulmeister, bleibt Meister der Schule trotz allen Ephoren, Scholarchen, Schul- und anderen Räthen, wie trefflich sie auch einem rechtschaffenen Menschen das Leben verbittern können."

Lebhaft wurde er gerade in dieser Zeit an seine eigene Schulthätigkeit durch ein Schreiben der Abiturienten des Stettiner Gymnasiums erinnert, die dem abwesenden hochverehrten Lehrer, dem sie vor ihrem Abgange auf die Universität persönlich ihren Dank nicht sagen konnten, brieflich ihre pietätsvolle Gesinnung ausdrückten. Seine Antwort schloß mit den Worten: „und wie Sie Ihren alternden Lehrer geliebt haben, lieben Sie so unser immer junges Vaterland und das ewig unwandelbare Recht, das aus Gott ist."

Je unfreundlicher die Herbsttage wurden, desto mehr verlangte es ihn nach Hause und nach seiner gewohnten Thätigkeit. „Ohne Politik", schrieb er, „mag ich nicht leben, aber ausschließlich der Politik leben, ist noch viel weniger nach meinem Sinn. Was hier neben der Politik zur Sprache kommt, befriedigt mich nicht." So stöberte er in den Läden der Frankfurter Antiquare umher, um für seine einsamen Abende Lectüre zu haben. Die Psychologie von Carus, die Theodicee von Leibnitz, Berangers Lieder, Fichtes Anweisung zum seligen Leben, Foscolos Jacopo Ortis bezeichnet er in seinen kurzen Tagebuchnotizen selbst als solche Bücher, die er in jener Zeit gelesen hat, — Bücher freilich, deren Inhalt seiner politischen Thätigkeit so fern stand, wie möglich. Es verlangte ihn eben offenbar danach, auf Stunden wenigstens in einer ganz anderen Welt zu leben. Ueber seine Lectüre des Foscolo, als in komischer Weise contrastierend mit der Arbeit in der Paulskirche, hat er selbst einmal mit einem alten Jugendfreunde vom grauen Kloster her, den er in Frankfurt getroffen, auf das herzlichste gelacht. An seine Frau schrieb er darüber: „Denke dir einen alten Parlamenter (wie die Leute hier sagen), der einen äußerst sentimentalen italienischen Roman liest."

Seitdem er sich eingewintert hatte, lebte er dort fast eben so zurückgezogen wie in Stettin, obwohl mitten in dem politischen Gebrause; nur bei weitem nicht so behaglich. Des Nachts kein Federbett, des Tages keinen Kachelofen in der Stube, eine Küche, an die sein Magen nicht gewöhnt war, und dazu dieser Wechsel von Aufregung und Unthätigkeit. Ihm gerade, noch viel mehr als anderen, fehlte die sorgende Hand der Frau; zur Einrichtung einer einigermaßen behaglichen Junggesellenwirthschaft mangelte ihm jede Begabung. Es ist rührend zu lesen, wie er in den Briefen an seine Frau diese, die auch in weiter Ferne für ihn sorgte, wie sie irgend nur konnte, mit schalkhaftem Humor über seine kleinen Haushaltungsleiden zu beruhigen suchte.

Die Wanderungen nach der Westendhalle stellte er mit dem Herannahen des Winters ein, aß Mittags zu Hause, trank Abends seinen Thee zu Hause, ließ sich die Zeitungen ins Haus bringen.

Nur Morgens wanderte er in die Paulskirche, wo ihm freilich „in Folge der Freizügigkeit der Zug höchst unangenehm in den Nacken blies", ging Abends nach dem Casino in den politischen Clubb oder an einem Tage in der Woche in den Freihandelsverein.

Bei den Verhandlungen über die Novembervorgänge in Berlin, die Verlegung und Vertagung des Landtags, stand er natürlich auf Seiten der preußischen Regierung. „Darüber ist mir kein Zweifel", schrieb er am 18. November, „die preußische Krone ist gegenwärtig das Palladium der ganzen deutschen Nation; wird sie entwürdigt, so ist keine Rettung vor der Anarchie. Deshalb würde ich auf des Königs Seite stehen, auch wenn ich mit dem, was geschehen ist, nicht einverstanden wäre. Aber ich hoffe, der König, der viel geschmähte, wird bald gerechtfertigt da stehen, und ganz Deutschland wird wissen, was es an ihm hat."

Wie tief erregt er sein mußte, als es sich um die Annahme des Gagernschen Programms handelte, läßt sich begreifen; er hoffte die Oestreicher bald los zu werden, die „verwirrenden Gäste." „So Gott will", schrieb er, „bringen die Schwalben mit dem Frühling auch die deutsche Krone für den König." Doch zunächst war die Aussicht dazu eine sehr geringe. Seine eigene Hoffnungslosigkeit spricht sich deutlich genug aus in einem bitter spottenden Briefe vom 3. März 1849: „Ich bin gesund und äußerst vergnügt, denn es geht uns äußerst schlecht. Die Oestreicher und Baiern sind des Teufels und machen uns das Leben ungemein sauer; wir versüßen es ihnen allerdings auch nicht, und sie werden uns vermuthlich nicht weniger zu Berlzebubs Garde zählen. Das kommt aber alles nur von der innigen Liebe aller Deutschen zu einander; sie möchten sich gegenseitig vor Zärtlichkeit auffressen und nichts übrig lassen als die Zöpfe, Perrücken und Fuchsschwänze, die der Nachwelt unentbehrlich bleiben. Gott gebe uns bessere Tage und zu dem Ende vor allen Dingen Krieg. Der Wirrwarr läßt sich nicht anders lösen."

Da kam wenige Tage darauf der Welckersche Antrag. Jubelnd schreibt er darüber sogleich an seine Frau: „Eine große, glückliche Wendung ist eingetreten. Allen unerwartet hat heute Welcker, bis

jetzt der heftigste unsrer Gegner, in der Nationalversammlung den Antrag gestellt, man solle den Verfassungsentwurf, wie er jetzt zur zweiten Lesung vorliegt, ohne Discussion in Bausch und Bogen annehmen, die darin ausgesprochene erbliche Kaiserwürde sofort dem Könige von Preußen übertragen und diesen durch eine Deputation um die Uebernahme ersuchen. Der Antrag wurde begreiflich von den Kaiserlichen mit stürmischem Beifall begrüßt; die Aufregung war so groß, daß niemand weiter auf die Redner hörte; alles schwirrte durch einander und der Präsident mußte schon um 11 Uhr die Sitzung schließen. Allem Ansehn nach wird der Antrag angenommen werden. Selbst die Linke ist ihm nicht abgeneigt, nur knüpft sie ihre Zustimmung an das Zugeständniß, daß auch das Wahlgesetz, so wie es aus der ersten Berathung hervorgegangen ist, mit angenommen werde, was große Bedenken hat, obwohl dies Gesetz kein integrirender Theil der Verfassung, und daher späterhin leichter abzuändern ist. Die nächsten Tage werden also die Entscheidung bringen. Lebe wohl. Vielleicht bin ich bald wieder bei Euch."

Und als nun am 28. März der König von Preußen zum Kaiser der Deutschen erwählt war, glaubte er das Werk der constituierenden Versammlung auf das glücklichste zu Ende geführt und hoffte sehr bald mit gutem Gewissen nach Stettin zurückkehren zu dürfen. In folgendem Briefe meldet er seiner Frau das ihn so hoch beglückende Ereigniß:

„Eben komme ich aus der Paulskirche. Wir haben einstimmig — denn unsere Gegner enthielten sich der Wahl — den König zum Kaiser der Deutschen erwählt. Die Nachricht ist jetzt vermuthlich schon durch den Telegraphen nach Berlin gelangt und kommt morgen unbedenklich von dorther zu Euch. Doch schreibe ich Euch, um Euch zu sagen, daß mein altes Herz glücklich, überglücklich ist. Ich kann nicht glauben, daß der König die Kaiserwürde ablehnen wird; es wäre das ein unabsehbares Unglück. Aber auch an Euch denke ich, ihr Lieben. Die Versammlung hat sich für permanent erklärt bis zum Zusammentritt des ersten ordentlichen Reichstages; ich möchte nun am liebsten ganz

ausscheiden, aber ich kann es begreiflich meinem Stellvertreter nicht zumuthen, daß er auf diese kurze Zeit noch hierher geht; mein Gedanke ist also, so bald als möglich, wenn es sein kann, Urlaub zu nehmen und nach Hause zu gehen. Wann ich komme, kann ich noch nicht sagen, aber wenn keine andere Nachricht von mir eingeht, so schreibt mir nach Empfang dieses Briefes von dort aus nicht mehr."

Während der Zeit der gespannten Erwartung, wie in Berlin die Kaiserdeputation aufgenommen werden würde, machte er mit seinem Sohn Felix einen Ausflug ins Neckarthal über Heilbronn bis nach Stuttgart. Von dieser Excursion zurückgekehrt, schrieb er: „Wenn der König eine recht feste entschiedene Antwort giebt, versteht sich, eine bejahende, dann bin ich bald wieder zu Hause, dann habe ich hier nichts weiter zu thun. Den Kaisereid kann die Reichsversammlung ihm ohne mich abnehmen, und weiter ist etwas von Bedeutung, so weit die Verhältnisse bis jetzt sich übersehen lassen, für uns nicht zu schaffen. Wird aber in Berlin nicht rasch und entschlossen zugegriffen, so kann die Sache noch sehr bunt werden. — Von den diesmaligen Abiturienten habe ich zu meiner großen Ueberraschung und Freude wieder ein herzliches Abschiedsschreiben erhalten. Es kam gerade an, da es bei uns trübe aussah. Um so mehr hat es mich erquickt. In der Stettiner Jugend lebt doch noch eine rechtschaffene Pietät. Hier, meinen die Schulmeister, sei nichts der Art mehr zu bemerken."

Auf die Zeit der bangen Spannung, der unsichern Nachrichten über die ablehnende Haltung des Königs folgte bald genug die klare Kunde über seine Entscheidung. Gieſebrechts tiefer Schmerz darüber spricht sich unverhohlen und mit Bitterkeit in folgendem Briefe an die Seinigen aus: „Die Antwort des Königs an die Deputation der Nationalversammlung, die Erklärungen der Deputation und des Ministerpräsidenten in der zweiten Kammer sind Euch bekannt. Die Actenstücke lassen keinen Zweifel mehr übrig: die Hoffnungen der deutschen Nation sind bitter getäuscht. Wird das ein gutes Ende nehmen?

Die Reichsversammlung kann die Ansicht des Königs nicht

zu der ihrigen machen, sie hat nicht zu vereinbaren, der Bundesbeschluß vom 7. April v. J. hat sie schon vor ihrem Zusammentritt ausdrücklich als eine constituirende bezeichnet, ihr ist durch den Bundesbeschluß vom 30. März desselben Jahres der Auftrag geworden, das deutsche Verfassungswerk zwischen den Regierungen und dem deutschen Volk zu Stande zu bringen. Die letzte Entscheidung steht bei ihr, sie allein hat das Recht, sich aufzulösen, die Gewalt dazu hat jeder der deutschen Staaten, der keine Scheu vor dem Recht hat. Und die Gewalt wird sich geltend machen, ich zweifle nicht daran. Armes Vaterland! Armer König, verstrickt in dem Netz seiner Idiosynkrasien!

Also, liebe Kinder, als Hochverräther werde ich heimkehren, der grauköpfige Poet des Hohenzollerliedes! Vor Jahr und Tag war ich ein Ketzer und Verführer der Jugend. Was habt Ihr doch für ein Scheusal unter Euch! Und Ihr habt mich lieb? Wie schlecht sorgt Ihr doch für Euren guten Ruf. Freilich mit meinen Schwiegersöhnen mag es nicht viel besser stehen, als mit mir. Und vollends Gierke!

Was nun hier weiter werden soll, sehe ich nicht ab, und so weit ich höre, weiß Niemand es zu sagen. Die Deputation ist diese Nacht zurückgekehrt, oder wird heute zurückkommen — ich habe darüber noch keine sichere Nachricht. Wir erwarten von ihr Mittheilungen, nach denen die nächsten Schritte der N.-V. sich zu bemessen haben. Eine Verwahrung in dem Sinn wie die der Deputation wird vermuthlich eingelegt werden: was ist aber damit gethan? Die Linke wird vermuthlich zu einer neuen Kaiserwahl drängen: die Unmöglichkeit liegt am Tage. Auseinander gehen, hieße seine Sache selbst aufgeben; bleiben und mit untergeordneten Verhandlungen die Zeit tödten, machte uns zum Gespött. Die nächste Sitzung am 11. d. M. wird, fürchte ich, sehr stürmisch ausfallen; möge es nur gelingen, ungesetzliche und unbesonnene Maßregeln zurückzudrängen, die unbedenklich werden beantragt werden."

Dennoch gab er die Hoffnung auf eine günstige Wendung noch nicht auf. Die Reichsversammlung, meinte er, werde die

königliche Antwort nur als eine aufschiebende betrachten; damit sei dann die Brücke geschlagen, auf welche man von Berlin her einlenken könne, wenn man sonst nur wolle. Aber sein Hoffen war vergeblich. Am 29. April schrieb er an seine Frau: „Mit uns geht es noch immer schlecht, vielleicht schlechter als je. Der letzte Beschluß der Nationalversammlung ist den Regierungen nicht recht, so schonend sie auch behandelt sind. Preußen und Hannover haben durch die Auflösung ihrer Ständekammern rasch genug geantwortet; die linke Seite unseres Hauses aber ist noch viel grimmiger gegen uns. Gehängt müßten wir werden, darüber ist sie einig, aber ob nach einander mit einem Strick oder alle zugleich jeder mit einem besondern, das ist fraglich. Man ist der Meinung, jeder Einzelne sei den Strick nicht werth."

Und am 5. Mai: „Die Preußische Regierung sucht uns durch Noten voll Eigenlob und scheinbarer Mäßigung todt zu machen. Aber Eigenlob stinkt bekanntlich, und die Mäßigung ist beim Lichte besehen nicht weit her: Radowitz, der hier als der Verfasser jener Aktenstücke genannt wird, hat früher bessere Arbeit gemacht. Die Regierung sucht die Nationalversammlung durch Drohungen zu schrecken, aber bange machen gilt nicht. Man sucht die Nationalversammlung in Mißcredit zu bringen, indem man behauptet, sie sei eigensinnig, sei vom Souveränitätsschwindel ergriffen. Umgekehrt: das Ministerium Brandenburg ist von jenen moralischen Krankheiten befallen, so stark, daß einem angst und bange wird: es weiß nicht mehr von Recht und Gerechtigkeit. Die Nationalversammlung hält ruhig und fest an dem Mandat, das ihr durch die Bundesbeschlüsse vom 30. März und 7. April v. J. zu Theil geworden, sie kann es nicht aufgeben, ohne ihre Pflicht zu verletzen. Auch liegt es gar nicht mehr in ihrer Hand, Aenderungen an einer Verfassung zu machen, für welche bereits die Regierungen und die Regierten von 30 deutschen Staaten einstehen, und die außerdem an vielen Orten mit Ungestüm von dem Volke gefordert wird. Die Aufregung ist im südlichen und westlichen Deutschland so hoch gestiegen, daß Preußen wohl bedenken sollte, was es thut. Heut und morgen haben die Abge-

ordneten der Märzvereine aus ganz Deutschland hier ihren Congreß, sie werden die Bewegung schüren. Gleichzeitig der Städtetag in Köln, in der Bairischen Rheinpfalz die Revolution in vollem Gange. Will man das Alles durch die gewaffnete Macht niederhalten, so erleben wir Scenen, wie Prag und Wien sie im vorigen Jahre gesehen haben. Sollte auch die Schmach noch über Preußen kommen!

Der gestrige Beschluß der Nationalversammlung wird Euch bereits durch die Zeitungen bekannt sein. Er ist nur mit zwei Stimmen durchgesetzt. Noch ist es gelungen, die extremen Anträge, die ihm gegenüber standen, zu beseitigen; aber die Galerien tobten, und Aeußerungen des Mißfallens empfingen uns, als wir aus der Paulskirche traten. Wie lange wird es möglich sein, den anschwellenden Strom zu dämmen!

Du meinst, ich sei in diesen Tagen wohl recht einsam gewesen und traurig und verzagt dazu. Traurig wohl zu Zeiten, vielleicht auch verzagt: es war wohl Anlaß dazu; aber einsam nicht. Es ging aus einer berathenden Versammlung in die andre, bald im Casino, bald im Weidenbusch, oft bis tief in die Nacht.

Beckerath ist bereits ausgetreten. Er wird vermuthlich Nachfolger finden; so wird die Zahl der Conservativen immer geringer, und wenn die Majorität bei der Linken ist, wer kann alsdann noch bleiben? Ich fürchte, der Zeitpunkt ist nicht mehr ferne."

Mit seinem Austreten zögerte er nur noch, weil er wo möglich an dem beabsichtigten Austritt in großer Zahl Theil nehmen wollte, von dem er einen größeren moralischen Eindruck erwartete, als von einem zersplitterten Austreten. Der Aufenthalt in der Paulskirche war ihm unheimlich geworden. Als aber Tage darüber vergingen, ehe seine Parteigenossen zur Entscheidung kamen, zeigte er am 13. Mai seinen Austritt aus der Nationalversammlung dem Präsidenten und zugleich der politischen Fraction, welcher er angehört hatte, an. Das Schreiben an die letztere lautet: „Der Gesellschaft Abgeordneter im Casino habe ich die Ehre, meinen Austritt aus der Nationalversammlung ergebenst anzu-

zeigen. Gerne hätte ich mich dem in Aussicht gestellten gemeinschaftlichen Ausscheiden der ganzen Partei angeschlossen, da aber dieses sich verzögert, da sogar die Hoffnung erwacht ist, durch Bleiben noch etwas zum Heil des Vaterlandes wirken zu können; so sehe ich mich genöthigt, meinen Weg allein zu gehen. Denn jene Hoffnung, welche auch mich gestern mit fortgerissen hat, erscheint mir doch, näher betrachtet, als unhaltbar; meines Erachtens wäre nichts wünschenswerther, als die schleunigste Auflösung der Nationalversammlung, bevor sie zum Heerde verderblicher Agitation für alle deutschen Lande gemißbraucht wird. Bessere Männer, als ich, sind anderer Ansicht, ich weiß es; aber mir liegt ob, meiner Ueberzeugung zu folgen. Ich thue es, indem ich scheidend meinen bisherigen Genossen aufrichtigen Dank sage für jeden Beweis des Wohlwollens, für alle Belehrung, die mir in ihrer Mitte zu Theil geworden."

Gebrochenen Muthes kehrte er von Frankfurt zurück. Die politischen Verhältnisse im Innern wie nach außen hin waren traurig genug, und mit bangem Herzen sah er in eine noch trübere Zukunft. Gerade weil er seinem König so innig zugethan war, schmerzte ihn dessen Entschluß, „die schönste, reinste Krone auf dem Erdenrund" abzulehnen, doppelt und dreifach. Vom bittersten Weh erfüllt, voll schwerer Sorge vor russischen Plänen sah er Knechtschaft und Schande für Deutschland voraus; das ganze Leben wurde ihm öde und leer:

Was leb ich gramvoll und gebrochen,
Da meines Landes Ruhm entwich.

Einen sehr energischen Ausdruck gab er dieser Stimmung in zwei Gedichten, welche er Russenlieder nannte; eins davon ist nur gedruckt mit der Ueberschrift „die Russen nahn". Die erste Strophe lautet:

Fliegt, Vöglein, fliegt zum grünen Walde,
Ihr nistet schlimm an unserm Dach;
Die Russen nahn, wer weiß, wie balde
Der Brand aus diesen Giebeln brach.
Denkt, die Verderblichen zerstörten

Auch euch und eure junge Brut. — —
In eurer Hut
Die Schwalben bleiben hier, sie hörten
Von deutscher Männer treuem Muth.

Von dem zweiten Gedicht theile ich folgende Stellen mit:

Colonnen vorwärts, vorwärts da und hier:
Auf Deutscher Erde schwärmen schon Kosacken,
Und Recht und Sitte wenden sich von ihr,
Joch der Barbaren naht dem Deutschen Nacken. —

Stirb, Alter, stirb! Die Welt ward morsch und faul,
Der Ruhm des großen Friedrich ist vergessen!
Deutschland und Preußen, Frankfurt und Sanct Paul
Dem Zar gestellt zu gnädigstem Ermessen! —

Auch dem Könige gegenüber, der im August 1849 nach Stettin kam, sprach er männlich und unumwunden aus, was sein Herz bewegte (vgl. S. 131 f.). Daß die begeisterte Hoffnung des deutschen Volkes auf Errichtung eines starken deutschen Reiches so kläglich gescheitert war, maß er nicht nur dem ungestümen, ja verbrecherischen Vorwärtsdrängen der republikanischen Partei, sondern auch der zaghaften Politik des Königs und seines Ministers bei:

Kein Glauben auf dem Throne,
Kein Glauben in dem Troß,
Am Absturz Reich und Krone,
Der Reiter sammt dem Roß:
Das sind ja bange Zeichen!
Beginnt der Welten Brand?
Still, Herz, du darfst nicht weichen
Vom Recht, vom Vaterland

Und als der König zwei Jahre darauf sein Mißfallen über eine schwarz-roth-goldene Fahne äußerte, die bei Stettin von dem Rumpf des unvollendet gebliebenen deutschen Kriegsschiffes wehte, prägte Giesebrecht seinen Schmerz darüber in folgendem Sonett aus:

Der König blickt vom Schlosse auf die Stadt,
Blickt auf die Schiffe, die im Hafen liegen,

Sieht vieler Länder Flaggen bunt ſich wiegen
Um ſeine Flagge. Iſt das Auge ſatt?

Iſt jedem Wunſch genügt? — Vereinzelt, matt
Will dort ein Banner ob dem Rumpfe fliegen,
Deß Rippen noch ſich auf dem Stapel biegen,
Das ſchwarzroth-goldene, ein herbſtlich Blatt.

Der König zürnt, er mag es nicht mehr ſehn,
Das ſeine Hauptſtadt, vor drei Jahren kaum,
Sah, laut aufjubelnd, vor ihm her getragen;
Auch nicht auf armem Wrack darf es noch wehn,
Darf nicht mehr nach der deutſchen Flotte fragen:
O Reich der Deutſchen, o du goldner Traum!

Aber nicht bloß in ſo klagenden, ernſten Tönen, auch in bitterem Spott gab ſich dieſe Stimmung der Verzweiflung kund:

Die Wimpel da oben flattern
Und werden des Plauderns nicht ſatt,
Mir iſt, als hört' ich ſie ſchnattern,
Und klingt mir doch alles ſo platt.

Und unten wühlen und ſchlagen
Die Wellen entſetzlich frei;
Ich hörte die Wimpel ſagen:
Das iſt die Umſturzpartei.

Der Compaß auf dem Schiffe
Iſt leider ganz doctrinär;
Es brandet um alle Riffe:
Wo kommt der Steuermann her?

Und da ſie alle verſtummen,
Der Alte im Himmel ſpricht:
Ich bin der Vormund der Dummen,
Getroſt und fürchtet euch nicht.

Er ſuchte, nicht ohne tiefen Schmerz, die Politik ſich ganz aus dem Sinn zu ſchlagen, er las in jener Stimmung kein Zeitungsblatt, ſelbſt die geſchichtlichen Forſchungen hatten allen Reiz für ihn verloren. So ſchrieb er im Jahre 1851 an Wilhelm von Gieſebrecht: „Von der Freude am öffentlichen Leben muß

man heut zu Tage absehen. Ich dichte still für mich, was das klagende und hoffende Herz bewegt, unbekümmert um die Welt, wie die Welt sich nicht um mich bekümmert. — Mitunter bin ich wohl recht lebensmüde, aber meine Söhne können meiner Hülfe noch nicht entbehren." Und wenige Wochen später: „Meine geschichtlichen Studien sind bei Seite geschoben; die Geschichte, die Lieblingswissenschaft meines früheren Lebens, widert mich an. Meine Freude, mein Leid ist die Schule, die Lyrik in ihr, die Lyrik der Reflexion und des Gefühls. Die finde ich in den deutschen Aufsätzen der Primaner und Secundaner, in einem Musik- und Gesangverein, den ich in Gang gebracht habe, und dem ich eben nach dem Wunsch meiner Jungen einen Redeverein beigesellt habe. Daneben dichte ich mir selbst Lieder des subjectivsten Inhalts. Was ist mir die Außenwelt? Ich habe nichts als „des Herzens heilig stille Räume."

Wie trostlos aber auch die Gegenwart sein mochte, die Hoffnung auf eine schönere, freiere Zukunft erstarb in ihm nicht; und in der treuen Erfüllung seines Lehramts glaubte er am besten für diese arbeiten zu können. Wie nur auf diese damals all sein Sinnen und Sehnen gerichtet war, hat er in dem schönen Gedicht „des Lehrers Wahl" ausgesprochen. Es handelt von denen, die im Gefühle der Unerträglichkeit der deutschen Zustände diesen zu entfliehen suchen. Jede Strophe schließt mit dem Refrain „die Freiheit ruft, ich wandre aus." Die Republikaner suchen sie in Amerika, die vornehme Welt, die in der gährenden Zeit den Umsturz alles Bestehenden fürchtet, in Rußland, die Frommen, voll banger Sorge um den Unglauben, der in Gottes Haus stürmt, unter ihnen klare Gesichter, aber auch dumpfe Stirnen ohne Licht, wandern aus zu neu bekehrten Heiden; der Dichter möchte vor der öden Wirklichkeit in das Reich der Phantasie flüchten, aber die Mannes- und Bürgerpflicht heißt ihn für die Zukunft arbeiten, die Jugend erziehen für eine schönere Zeit, die er selber nicht mehr zu erleben hoffen darf, in der aber auch er dann Friede und Freiheit jenseits des Grabes gefunden hat. Ich beschränke mich auf Mittheilung der drei letzten Strophen:

Der deutschen Freiheit edle Früchte,
Mit euch erwuchs wie bittre Saat!
Zwietracht, wohin der Blick sich flüchte,
So hier, als da, so früh, als spat!
Wann werden Haß und Neid verklingen,
Wann grünt der Friedensmaienstrauß?
Mir, Phantasie, mir deine Schwingen!
Die Freiheit ruft, ich wandre aus.

Nein, wenn das Vaterland in Ketten
Des Wahnes und des Zornes liegt,
Sollt' ich mir weich in Träumen betten,
Von bunten Liedern eingewiegt?
Für eine Zukunft will ich thaten
Die Knospe drängt zum Licht heraus:
In jungen Seelen meine Saaten!
Die Freiheit ruft, ich wandre aus.

Ob es ein Menschenalter währte,
Bis das Geschlecht des Haders schwand,
Wenn dann die Jugend, die ich lehrte,
Gereift dem freiern Vaterland,
Steh' ich, wie auf dem Nebo Mose,
Im Thal bereit mein letztes Haus,
Und jauchze meinem Friedenstoose:
Die Freiheit ruft, ich wandre aus.

Indessen in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus Frankfurt versuchte er auch noch öffentlich durch dichterisches Wort für Versöhnung der schroffen politischen Gegensätze zu wirken. Im Feuilleton der Neuen Stettiner Zeitung nämlich vom 15. Juni war anonym ein Sonett erschienen „An die Besonnenen“:

Ihr überlegt und zaudert fort und fort,
In Stille prüfend, redlich und besonnen,
Ihr schöpfet einsam aus dem tiefsten Brunnen,
Darin manch goldner, manch geseilter Hort

Und unterdessen ist die Frucht verdorrt,
Der Frühlings hohe Wasser sind zerronnen, —
O wer nicht wagt, der hat noch nie gewonnen,
Rasch muß die That sein, rascher als das Wort!

Bei Gott! ſeid unbeſonnen auch einmal,
Laßt eures Zweifels Grübelei'n bei Seite,
Seid wieder jung, und kommt zu unſ'rem Mahl!

Es drangt der Geiſt hin zu lebend'gem Streite,
Wohlan! ergreift den wogenden Pokal,
Und ſchauet kühn und muthig in die Weite!

Gieſebrecht antwortete darauf einige Tage ſpäter mit folgendem Sonett:

Wär' es nur um den „wogenden Pokal",
Wär' es nur um ein „Schauen in die Weite":
Wir ſäßen jüngern Freunden gern zur Seite
Und ſchwärmten auch, wir Aelteren, einmal.

Doch — hört ihr nicht? Es hallt von Thal zu Thal
Geſchützes Donner. Seht ihr auf der Breite
Mann gegen Mann in ſchonungsloſem Streite?
In's Herz des Bruders dringt des Bruders Stahl.

Vom Melibokus bis zum Bodenſee
Ein blutig Schlachtfeld, überdeckt mit Leichen:
Genug, zu viel des Vaterlandes Weh! —

Hoch flattre, weithin, der Verſöhnung Zeichen,
Die weiße Fahne, leuchtend wie der Schnee!
Gott ſei mit ihr! Wollt ihr die Hand uns reichen?

Später aber, die funfziger Jahre hindurch und darüber hinaus, bis zu den preußiſchen Erfolgen im däniſchen Kriege, die ſein Herz wieder mit neuen Hoffnungen erfüllten, ſuchte er ſich die Politik ganz aus dem Sinne zu ſchlagen und zu ſtiller Reſignation zu gelangen. Selbſt die deutſche Kaiſergeſchichte ſeines Neffen, die er ſpäter und bis zu ſeinem Tode mit der regſten Theilnahme verfolgte, hatte damals für ihn nur Intereſſe, weil ſie die Arbeit des ihm ſo eng verbundenen Verwandten war. So ſchrieb er an dieſen vor dem Erſcheinen des erſten Bandes: „Deutſchland in der Kaiſerzeit! Lieber Gott, das iſt auch eine Tragödie, vielmehr das Fragment einer Tragödie: die verſöhnende Kataſtrophe, der Chorgeſang, der die Erde an den Him-

mel knüpft, fehlen noch.“ Und als er den ersten Band erhalten: „Ich habe mich hineingelesen, aber deutsche Geschichte, Geschichte der Kaiserzeit, der Ludolfinger — es will nicht gehen, mir wird schwer und wehe dabei. Halte das einem Frankfurter Schiffbrüchigen zu gut. Ich schlage mir die Politik aus dem Sinne geflissentlich; ist sie doch jetzt nicht mehr meines Amtes.“ „Vom Gottesreiche will ich hören.“

Wenn er aber auch von der Politik sich möglichst fern zu halten suchte, so berührten doch die Tagesereignisse schmerzlich sein Gemüth. Die Bonapartischen Gewaltstreiche waren ihm ein trauriges Zeugniß von dem inneren Zustande der französischen Nation und des ganzen europäischen Continents: „Wir verfallen dem Militärdespotismus,“ schrieb er, „weil wir seiner würdig, weil wir reif für ihn sind.“ Und als sich Preußen vor Oesterreich in Olmütz so tief demüthigte, war seine politische Meinung, lieber mit Ehren unterzugehen, als die Schmach noch einmal zu erleben. In Bezug auf die inneren politischen Verhältnisse in den funfziger Jahren theilte er im ganzen die Ueberzeugungen, die Graf Schwerin verfocht, in welchem er seinen Führer gefunden, seit er den Forderungen der Zeit nachgebend die Nothwendigkeit des Constitutionalismus für Preußen eingesehen hatte. Den Conservativen, den Trägern und Bewahrern der Ueberlieferungen, stand er eben so fern, wie der „maßlosen fiebernden Dialektik der Demokratie, welche keiner Tradition mehr achtet.“ Beiden gegenüber galten ihm die Constitutionellen als die Träger der gemessenen politischen Dialektik. Demgemäß konnte ihn die Richtung der preußischen Politik in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV. nur mit Schmerz erfüllen; aber die innige Anhänglichkeit, die pietätsvolle Liebe für seinen König bewahrte er mit unwandelbarer Treue. Sein Gemüth war aufs tiefste bewegt, als die unheilbare Krankheit diesen überfiel. „Es ist ein Jammer,“ schrieb er an Wilhelm von Giesebrecht, „daß ein so hoch begabter Geist, ein so schöner Charakter so verdunkeln muß.“ Zum Andenken an ihn hielt er bei einer Trauerfeierlichkeit im Gymnasium eine ergreifende Rede, in welcher er zugleich seiner

politischen Ueberzeugung wie seinem Gefühl für den Entschlafenen klaren Ausdruck gab. So besonders in folgender Stelle (D. 1861, 37): „Der würdige Gedanke des Königs, durch Gegenüberstellung eines conservativen Ministeriums und eines constitutionellen Hauses der Abgeordneten die Parteien einander zu nähern, sie auszugleichen, erfüllte sich nicht. Auf die Wahlen wurde von oben her im Parteiinteresse eingewirkt, ihre Freiheit gelähmt; bald bestand die Mehrheit der Abgeordneten nicht aus Constitutionellen, wie das Recht es forderte, sondern aus Conservativen, ja in dem Lager dieser wurde schon eine Stimme laut, die Verfassung sei beschworen, nicht die Verfassungsurkunde; die beiden aber seien ganz verschieden von einander und die Urkunde ohne Werth. Der Mißmuth im Lande wuchs. Sollte der König noch einmal die sauerste aller Lebensproben bestehen? Dem enthob ihn die allmächtige Fügung Gottes. Krankheit kam über ihn, er legte die Regierung in treue, brüderliche Hände, ihnen überließ er es, die neuen Verwickelungen zu lösen. Um ihn selbst aber breitete die Krankheit immer dichtere Schatten, sie verdeckten ihm die Zeitlichkeit, deren Schwüle er drückend genug empfunden hatte. Der Geprüfte ist nun ganz in die Ewigkeit eingegangen und unseren Augen entrückt. Wir sind nicht zu seinen Richtern bestellt, aber wenn der Tadel hie und da den Ausspruch gethan hat, es habe ihm nicht an menschlichen, wohl aber an königlichen Tugenden gefehlt, so darf die Liebe fragen, ob diese mit jenen in Widerspruch. Es hat Herrscher gegeben, die Geschichte bezeugt es, die, aller menschlichen Tugend baar, um so reicher waren an der des Königstigers. Sie hat unserm Entschlafenen ganz gefehlt, darum fließen Menschenthränen im Andenken an ihn. Friede, Gottes Friede über den Verklärten!"

Als am Ende der funfziger Jahre in der Nation das Verlangen nach einem starken, einigen Deutschland, nach einer Centralgewalt mit Parlament wieder besonders lebendig wurde, wurde auch Giesebrechts Herz aufs Neue von dieser Sehnsucht erfüllt, aber es war nur ein schwermüthiges Hoffen auf eine ihm sehr fern scheinende Zukunft, keine freudige Zuver-

ſicht auf eine baldige Verwirklichung. Auch ihm galt es als ein ſchönes Ziel, würdig des Verlangens deutſcher Herzen, aber ſchwer erreichbar. Wer konnte auch die Kriegsereigniſſe, welche in wenigen Jahren die Erfüllung brachten, damals vorausſehen. Seine Anſichten über den Conflict zwiſchen der Regierung und der Volksvertretung werden am beſten durch einige briefliche Aeußerungen charakteriſiert. Im October 1862 ſchrieb er an Wilhelm von Gieſebrecht: „Die inneren Wirren Preußens nehmen Deine lebhafteſte Theilnahme in Anſpruch. Meine gar nicht und, ſo viel ich um mich her wahrnehme, auch anderer Leute nicht, die Zeitungsſchreiber ausgenommen, aber das iſt ein erſchrecklicher Sturm in einem Glaſe Waſſer. Daß bei uns das Haus der Abgeordneten verfaſſungsmäßig das unbeſchränkte Steuerbewilligungsrecht nicht hat, daß dem Herrenhauſe ein Veto zuſteht, daß es davon Gebrauch machen wird: daran iſt Keinem ein Zweifel. Und ſind die Steuern nicht bewilligt, die Verwaltung des Staates kann doch nicht ſtille ſtehen, dann bleibt es beim Alten, und die Regierung geht ihren Weg, wenn es ſein muß, die ganzen drei Jahre bis zu einer neuen Wahl der Abgeordneten. Verlaß Dich darauf, dann bekommen wir eine andere Majorität, denn mit der verfahrenen Rechthaberei iſt niemand gedient. Von Bismarck weiß ich ſo wenig Gutes, als Böſes. Mit Oeſterreich wird kein Preußiſcher Miniſter ſich einigen, der nicht den Vertrag von Olmütz erneut, wovor uns Gott bewahren möge."

Im Juni 1863 an Eduard Böhmer: „Mit der Preß-Ordnung bin ich nicht ganz ſo unzufrieden. Eine außerordentliche, wenn Du willſt, eine gewaltſame Maßregel iſt ſie gewiß; dafür wird ſie auch wohl von den Miniſtern ſelbſt gehalten werden. Aber heraus müſſen wir aus dem ſchmachvollen Zuſtande, in dem wir uns befinden. Kommt der Landtag wieder zuſammen, ſo wird verfaſſungsgemäß die Preßordnung vorgelegt werden, die Abgeordneten werden ſie natürlich verwerfen, das Herrenhaus ſie beſtätigen, und darauf hin wird ſie in Kraft erhalten werden. Schlägt das Abgeordnetenhaus, wie vorher zu ſehen iſt, die Lärmtrommel — ich meine mit Reden — ſo wird

man es entlassen und in der Weise weiter, bis seine Wahlperiode abgelaufen ist. Vielleicht hat das Land mittlerweile eingesehen, daß zwei harte Steine schlecht mahlen, und wählt andere Leute, mit denen die Regierung zu einem Compromiß gelangen kann, vielleicht thut auch der König ihnen einen Schritt entgegen und modificirt sein Ministerium; auf eine völlige Aenderung ist nicht zu rechnen. Das ist meine Ansicht der Sache; sie ist sehr antidemokratisch: Lieber, ich bin alt."

Schon vorher in demselben Jahre, am Geburtstage des Königs, hatte er sich in einer im Gymnasium gehaltenen Rede, derselben, in welcher er die bei aller Verfassungstreue in ihm überaus lebendige monarchische Gesinnung entschieden betont hatte (vgl. S. 256 f.), in ähnlicher Weise gegen das Auftreten der Fortschrittspartei geäußert, natürlich der Situation angemessen von allgemeinen Gesichtspunkten aus: „Die Nation steht hinter uns! höre ich wieder einmal; ich habe die Phrase seit vierzehn oder funfzehn Jahren schon oft gehört, und sie hat sich nie als wahr erwiesen. Sie hat auch heute keine Wahrheit. Die Nation unter den Waffen, das Heer, steht gewiß nicht hinter den zuversichtlichen Sprechern, ebenso wenig die besonnenen Politiker, die, gewarnt durch die Erfahrungen der französischen Revolution, sich den geschichtlichen Boden unter ihren Füßen nicht wollen fortreißen lassen. Diejenigen, welche sich selbst die Männer des Fortschritts nennen, sind also nicht mehr als eine Partei, die eine Zeit lang bei Vielen Anklang gefunden hat. Aber die öffentliche Meinung ist wandelbar, und der Zustand, in den wir hineingerathen sind, ist so schmachvoll, daß die Erinnerungen an frühere Größe ihn nicht verdecken können, daß sie ihn nur noch unerträglicher machen, daß in jedem, der das Vaterland liebt, das brennende Verlangen entstehen muß nach einer würdigeren Zeit, als die Gegenwart."

Im September 1863 wandte er in einem Briefe an Eduard Böhmer auf die Politik des Ministeriums das horazische Iustum et tenacem propositi virum an und fügte hinzu, das sei ja

ſonſt viel bewundert worden; es werde dem Miniſterium geſtattet ſein, auch einmal dem gemäß zu handeln.

Sehr intereſſant ſind ſeine im September 1863 niedergeſchriebenen Aeußerungen in einem Briefe an Wilhelm von Gieſebrecht über den Conſtitutionalismus in Preußen und Oeſterreich und den weſterreichiſchen Bundesſtaat, auf den er damals ſchon viel zuverſichtlicher hoffte, als vier Jahre vorher: „Oeſterreich kann, meines Erachtens, nie ein conſtitutioneller Staat werden. Will es den Conſtitutionalismus, ſo wird es die Einheit aufgeben müſſen, und umgekehrt. Höchſtens kann es ſich zu einem conſtitutionellen Bundesſtaat geſtalten, und wer weiß, ob es dahin gelangt, ob es nicht vielmehr ein Staatenbund wird. Preußen dagegen hat offenbar den Beruf, eine conſtitutionelle Monarchie zu ſein und zu bleiben, ſo daß der Nachdruck auf der Monarchie liegt. Dem Demos ſoll ſein Recht bleiben, aber zur Herrſchaft ſoll er bei uns nicht gelangen. Eine Ariſtokratie haben wir ihm nicht gegenüber zu ſtellen; an deren Statt tritt bei uns das Heer, darin haben wir unſre Comitia centuriata, die Stelle der Comitia tributa nimmt unſer Landtag ein. Es befremdet mich alſo gar nicht, daß bei der Militärreorganiſation der Zwieſpalt ausgebrochen iſt, es iſt mir eben ſo klar, daß die demokratiſchen Beſtrebungen müſſen gebrochen werden. Ob das bei der nächſten Wahl vollſtändig geſchehen wird, weiß ich nicht, wenigſtens verſtärken wird ſich das royaliſtiſche Element. Ich habe kein beſonderes Intereſſe an irgend einem der gegenwärtigen Miniſter, aber ich freue mich, daß der König die Prärogative der Krone feſten Muthes aufrecht hält. Ihm allein ſteht, nach der Verfaſſung, die vollziehende Gewalt zu; er ernennt und entläßt die Miniſter. Die Progreſſiſten wollen ihn dahin drängen, daß er ein Miniſterium nach ihrem Sinn ernenne. Nichts davon! Wir wollen nicht die Affen der Engländer ſein. Nehmen uns das die Conſtitutionellen im übrigen Deutſchland übel, ſo ſind ſie ſehr kurzſichtig. Widerſtehen wir nicht, ſo reißt ein wüſter Republikanismus alle Inſtitutionen nieder, die ihnen werth ſind und vielleicht retten wir noch mehr, als ſie. — — Nicht weil

Preußen will, ſondern weil es geſchichtliche Nothwendigkeit iſt, wird in ihren Grundzügen die Frankfurter Reichsverfaſſung ins Leben treten müſſen, ob früher oder ſpäter, darauf kommt es nicht an. Ein Weſterreichiſcher Bundesſtaat, Deutſcher Nationalität, wird einem Oeſterreichiſchen Staatenbund gemiſchter Nationalität gegenüber treten, und beide durch ein Bündniß geeinigt ſein, das ſie einander ſo nahe bringt, als es möglich iſt, ohne die Individualität der Verbündeten in ihrer Entwickelung zu hindern. Oeſterreich iſt noch immer, ſeinem Charakter nach, eine deutſche Mark, die germaniſiren muß; die nördlichen Marken ſind damit ſo gut, als fertig, ſie ſind ein integrirender Theil, ja der größte Theil des Deutſchen Reiches geworden: das ſind geſchichtliche Thatſachen. — — Preußen ſteht zu den Deutſchen Verbündeten anders als Oeſterreich, es kann und wird ſich dieſem nicht unterordnen, und die Parität im Präſidium des Bundes, ſelbſt wenn ſich Oeſterreich dazu entſchlöſſe, iſt ein Wort ohne Inhalt. Somit legen alle Experimente, die gemacht worden ſind, und die vielleicht noch kommen, nichts weiter zu Tage, als die Mangelhaftigkeit des Bundes, dem durch kein Altflicken zu helfen iſt, er muß zum Bundesſtaat werden und die Zeit wird kommen."

Ueber Bismarck ſchreibt er im December 1863: „Bismarck iſt eine Coriolanusnatur, der den Progreſſiſten ſeine Verachtung gründlich kund giebt. Daran thut er vielleicht unklug, aber die Charakterſtärke und die unverkennbare diplomatiſche Umſicht, die er zu Tage legt, gefallen mir." Die in demſelben Jahre aber erlaſſene miniſterielle Verordnung über das Verhalten der Beamten bei der Wahl konnte der unabhängige Mann natürlich nicht gut heißen; mit Recht befürchtete er, daß ſie ſehr böſes Blut machen würde. Ueber Bismarck indeſſen ſchrieb er im folgenden Jahre während des Waffenſtillſtandes im däniſchen Kriege an Eduard Böhmer noch anerkennender. Er lobte ſeine Tapferkeit, daß er unverzagt eingetreten für das verfaſſungsmäßige Recht der Krone, die Miniſter zu ernennen, gegen eine Partei, welche das Recht an das Abgeordnetenhaus bringen wolle. „Und tapfere Thaten finde ich auch in der auswärtigen Politik des Miniſter-

präſidenten. Iſt er es nicht, der die Schmach von Olmütz abgewaſchen und Preußen die ihm gebührende Stellung unter den europäiſchen Mächten wieder errungen hat? Mögen die politiſchen Verhältniſſe ihm günſtig geweſen ſein, er hat ſie doch ſcharf zu erkennen und klug zu benutzen gewußt. Was ich von ſeinen politiſchen Handlungen weiß, muß ich billigen; ich finde das Unrecht ganz entſchieden auf Seiten ſeiner Gegner."

So kann es denn nicht befremden, wenn er am 6. Juni 1866 ſchrieb: „Unſere Fortſchrittspartei äußert ſich wie im Wahnſinn. Vielleicht iſt kein anderes Rettungsmittel, als das altrömiſche, die Diktatur. Ich wünſche es nicht, ſchrecke aber auch davor nicht zurück."

Und als nun nach glorreicher Beendigung des Krieges die preußiſche Regierung für die Verwaltung ſeit 1862 Indemnität nachſuchte, ſchrieb er im September an Eduard Böhmer: „Bismarck ſchien mir früher dem Coriolan vergleichbar; verſtehe ich ihn recht, ſo ſchlägt er nun den Weg des Perikles ein." Was aber die Zerſetzung und Confuſion der politiſchen Parteien in Preußen angehe, ſo halte er es für kein Unglück; eine Neubildung ſei nöthig und ſie werde erfolgen.

Man mag über ſeine Auffaſſung des Conſtitutionalismus rechten, man mag das Verhalten der Regierung während des Conflictes nicht ſo energiſch in Schutz nehmen wollen, wie er: das aber geht unwiderſprechlich aus der Mittheilung ſeiner Aeußerungen hervor, daß er in ſeinen politiſchen Meinungen durchaus ſelbſtſtändig und ſich immer treu geblieben iſt. Von der Nothwendigkeit des Uebergangs der Regierungsform aus einer abſoluten in eine conſtitutionelle war er ſchon vor 1848 feſt überzeugt; aber eine conſtitutionelle Regierung nach engliſchem Vorbild hat er von Anfang an perhorresciert (vgl. S. 259). Zu den Bewunderern Bismarcks hat er gehört, als über deſſen despotiſches Verfahren auch bei den gemäßigt Liberalen, zu denen er ohne Zweifel immer gehörte, Entrüſtung ſich kund gab; nicht erſt der ruhmvolle Feldzug des Jahres 1866 hat ihn, wie ſo unzählig viele, zu ſeinem Anhänger gemacht.

Preußens glänzende Siege in den Jahren 1864 und 1866 begeisterten ihn zu poetischen Schöpfungen; die inneren politischen Wirren boten dem Dichter freilich keinen Stoff zu Gesängen. In einer 1865 gedichteten Cantate zur Jubelfeier der Schlacht von la belle Alliance gedenkt er auch der kriegerischen Ereignisse des vorhergehenden Jahres. Es ist ein vortreffliches schwungvolles Gedicht, in welchem besonders das eilige Heranziehen der Preußen und ihr entscheidendes Eingreifen in den Kampf meisterhaft geschildert wird:

Erster Halbchor.

Sie kommen durch Lachen, von Regen geschwellt,
Sie kommen auf schlüpfrigen Pfaden daher,
Da sinkt das Geschütz, da leucht das Gespann.
Nichts hält sie zurück. Die Freunde in Noth —
Durchfliegt es die Glieder, — sie harren auf uns!
Eh erschöpft ihre Kräfte, dem Schlachtfeld zu!
Das sind die Besiegten von Ligny.

Recitativ.

Es neigte der Tag, die Schatten wurden länger schon,
Und schwächer ward des englischen Heeres Widerstand.
Der Feldherr sah es, und er sprach besorgten Muths:
Käm' uns der Preußen Hülfe, oder wär' es Nacht.

Erster Halbchor.

Schon rücken sie ein, neu erstarket der Kampf. —
Sieh, Frankreichs Adler gewendet! Sie fliehn —
Zerstreut — entschaart! — Durch die Mondscheinnacht
Der Verfolgenden Trommel, ihr jagendes Horn,
Der Rosse Gewieher, Trompetengetön!
Das sind die Besiegten von Ligny.

Recitativ.

Und Blücher rief den Mannern zu, die er geführt:
Niemals wird Preußen untergehn, wenn das Geschlecht,
Das nach uns kommen mag, euch gleichen wird.

Erſter Halbchor.

Sie gleicht ihren Vätern, die Jugend von heut!
Dieſſeit, jenſeit an dem Alſener Sund
Hat ſie froh ſich bewährt im Dulden, im Thun.
Niemals wird Preußen den Untergang ſehn!
Was war, was iſt, verbürget was ruht
Unter ſchattendem Mantel der Zukunft.

Das Gedicht ſchließt mit folgenden Worten:

O bleibe bei uns in der künftigen Zeit, bei uns und den ſpäſten Geſchlechtern!
Laß uns tapfer und treu, weil geſegnet durch dich, die Grenze der Deutſchen bewachen,
Wo von Frankreich hier und von Rußland dort die Kaiſeradler herein ſchau'n
Und vom Alpengebirg und vom Adriameer zur Nordſee herab und zur Oſtſee:
Das walte du, König auf himmliſchem Thron, in dir unſre Hülfe und Hoffnung

Am Abend vor der Schlacht bei Königgrätz ſprach er in einer vor den Gymnaſiaſten des Jagetenfelſchen Colleginms (eines mit dem Gymnaſium verbundenen Alumnats) gehaltenen kleinen, aber inhaltreichen Rede die Worte: „Ja, wir dürfen hoffen, was Jahrhunderte hindurch von der göttlichen Weltregierung vorbereitet iſt, wird nun zu ſeiner Erfüllung gelangen, wird nicht wieder, wie im Jahre 1849, ein Phantaſiegebilde bleiben, das nicht zum Leben und zur Wirklichkeit durchdringen konnte."

Und als nun die Kunde von dem gewaltigen Siege gekommen war, dichtete er die Strophen:

Ob ſie ſtürmen, ob ſie drängen,
Sicher in den ſtarken Fängen
Hält der Adler ſeinen Sieg:
Unſre ſorgenvollen Fragen
Löſ'ten ſich in wenig Tagen,
Bis der letzte Zweifel ſchwieg.

Und wir ſchauen nun, wir ahnen:
Hohenzollern, deinen Fahnen
Schlieht ſich an die neue Zeit:
Was getrennt war, ſollſt du binden,
Was verloren, wieder finden,
Deine Scheitel iſt geweiht.

Und nach der Gründung des norddeutſchen Bundes:

Wohl, Hohenzollern, Wiederbringer
Des deutſchen Reiches, ſchreite fort,
Feſt auf der Bahn der Ludolfinger,
Von Gau zu Gau, von Ort zu Ort!
Dir winken Sieg und Siegeskränze,
Laß freudig deine Fahnen wehn —
Nicht nach Italien. An der Grenze
Heiß unſre Schaaren ſtille ſtehn.

Sein amtliches Leben ſeit ſeiner Rückkehr aus Frankfurt brachte ihm in den erſten Jahren mancherlei Widerwärtigkeiten. Er erzählt ſelbſt davon in den Anmerkungen zu ſeinen Gedichten: „Als ich im Mai 1849 von Frankfurt zurückkehrte, tief betrübt über den Ausgang des Mühens der Reichsverſammlung, fand ich es auch daheim trauriger, als bei meiner Abreiſe. Das conſtitutionelle Centrum, das mich gewählt hatte, war verſchwunden, es gab nur noch eine Rechte und eine Linke, nach der letztern Seite neigte Haſſelbach mehr, als mir lieb war, wir konnten uns nicht mehr ſo leicht einigen, wie früher. Die Primaner und Secundaner, deren treu anhängliche Briefe mir nach Frankfurt gefolgt waren, bewillkommneten mich aufs herzlichſte; als ich aber meine Arbeit unter und mit ihnen anfing, bemerkte ich bald, das wiſſenſchaftliche Intereſſe war in ihnen bedeutend geſchwächt, das politiſche hatte auch ſie ergriffen und Viele in die Bierhäuſer geführt, die Sprachſäle der demokratiſchen Schwätzer. Dem mußte abgeholfen werden: der Entſchluß geſtaltete ſich bald; aber es kam' auf die That an. Ein entſchiedenes repreſſives Vorgehen, wie ich es beantragte, fand im Lehrercollegium keinen Anklang. Da verband ich mich mit meinem Freunde Calo zu anderer Abhülfe. Der Scheibertſche Geſangverein war nach und nach er-

ſtorben, ſeitdem deſſen Stifter das Gymnaſium verlaſſen und das Directorat der neu gegründeten Friedrich-Wilhelms-Schule übernommen hatte. Wir erneuten jenen und ſammelten bald eine Anzahl Schüler um uns, welche mit Luſt dieſe muſikaliſchen Uebungen trieb, welche dann auch dichteriſche Vorträge verlangte. Wir gewährten ihnen, was ſie wünſchten. Das Publicum unterſtützte uns; es fand ſich zahlreich und theilnehmend zu den Productionen der Jugend ein. Das gefiel dieſer, die Bierhäuſer und die Bierhauspolitik geriethen in Vergeſſenheit."

Daß auch unklarer Dilettantismus mit dabei war, leugnet Gieſebrecht nicht; aber eben ſo wenig iſt in Abrede zu ſtellen, daß der Jugend durch dieſe Uebungen ſehr Werthvolles geboten wurde. Manche dichteriſche Schöpfung wurde ihnen lebendiger und anſchaulicher, in ihre Herzen ſenkten ſich würdige Gedanken, vor ihre Phantaſie traten ſchöne Gebilde. Die declamatoriſchen Leiſtungen waren zum Theil vortrefflich; ich denke noch gern zurück an eine Aufführung der Antigone, zwar ſchlicht und prunklos, ohne Coſtüm und Action, nur Rede und Geſang, aber beides in einer der großen Dichtung würdigen Ausführung. Was Gieſebrecht von dieſen Uebungen hoffte, hat er in dem oben (Seite 217) mitgetheilten Prolog zu Wallenſteins Lager und in dem Sonett „des Alten Zuverſicht" ausgeſprochen:

Im Faſſe gährt der Moſt; er wird ſich klären,
Ob trüben Anſehns, ob er fade ſei.
Kommt heimlich leiſe dann ſein Jahr herbei,
Da ſteht der Römer duftig, klar, in Ehren.

So ihr. Das Leben ſpür' ich wiederkehren,
Und eure Geiſter werden langſam frei,
Die an die Erde, gleich dem trägen Blei,
Gebannt der Sinne Trägheit und Begehren.

Muſik hat eure Herzen angezündet,
Ein ſinnig Flämmchen in der Sinnlichkeit;
Ob einzeln noch und flackernd, es verkündet
Den Anbruch einer lebensvollern Zeit:
Eins iſt die Seele, Kraft in Kraft gegründet,
Erwacht die eine, wacht es weit und breit.

Durch die Thätigkeit für diesen Redeverein kam Giesebrecht mit seinem Collegen, dem Professor Ferdinand Calo, in den lebendigsten geistigen Verkehr und die herzlichste Gemeinschaft. Calo, ein Mann von wunderbarer Vielseitigkeit, von umfassenden Kenntnissen auf sehr vielen Gebieten des menschlichen Wissens und für keines ohne Interesse, überaus gewandt in der Unterhaltung mit den verschiedensten Naturen, wie geschaffen für das gesellschaftliche Leben und dennoch mit der ganzen stahlharten Energie seines Willens nur auf die amtliche Thätigkeit gerichtet, dem Idealen immerdar zugewandt wie Giesebrecht, aber ihn sehr weit übertreffend an praktischem Geschick, ein Lehrer, der auf das Gemüth der meisten Schüler einen bestrickenden Zauber ausübte, dem zu all seinen reichen Gaben auch ein ungewöhnliches Talent des declamatorischen Vortrages zu Gebote stand, ein solcher Mann war freilich überaus geeignet für den Redeverein den festesten Halt zu bilden. Doch zu der innigen Freundschaft, wie sie zwischen ihm und Giesebrecht bis zu Calos Tode bestand, hätte diese gemeinsame Thätigkeit Beide nicht geführt, wäre nicht Calo, als einer der begeistertsten Schüler und Bewunderer Giesebrechts, für diesen mit der allertiefsten Pietät erfüllt gewesen, hätte nicht Giesebrecht von dem jüngeren Manne die mannigfachste Anregung erhalten, hätten nicht Beide von einander gewusst, daß das gewöhnliche Menschentreiben zu ihren Füßen lag, daß ihre Seelen nur Befriedigung fanden in angestrengtester Berufsarbeit oder im reinen Genuß künstlerischer Gebilde.

Von seinem Verkehr mit Calo und Löwe, von dessen Verhältniß zu Giesebrecht oben (S. 85 ff.) erzählt worden, giebt dieser in seinem Gedicht „Treiblatt am Jungbrunnen" eine phantasievolle Darstellung. Der Gedanke des Gedichts ist der, daß Calo, bei dem sie sich zusammenfinden, eine fruchtbare Idee im Gespräch hinwirft, Giesebrecht sie zum Liede gestaltet und Löwe dasselbe mit Melodie umkleidet. Der Dichter drückt das allegorisch so aus, daß der jüngste von den Dreien schöpfend aus dem Wunderbrunnen, der ihm gehört, den Becher erst dem älteren, dann dem andern darreicht:

Sein ist der Wunderbrunnen,
Ihm rauscht die Quelle so,
Die Bäume alle klopfen
Mit ihm auf du und du.

Der Jüngste von uns Dreien,
Der leichte, klarste Sinn,
Schöpft er mit goldnem Becher
Und reicht dem Aeltsten hin.

Der trinkt, und Nebel steigen
Um ihn durch das Gefild,
Er sinnet, greift und formt,
Es wird ein lustig Bild.

Der Dritte hört das Brausen,
Das Rinnen lange an,
Spricht dann: nun laßt mich trinken,
Mich sehen, was ich kann.

Dann öffnet er die Lippen,
Die Stimme ist Gesang;
Und leiser wird der Eltern,
Des lauschenden Klaffers Klang.

Das Nebelbild des Alten
Fliegt im Gesange hin;
Und spricht der Dritt am Brunnen:
Das ging nach meinem Sinn.

Der Redeverein wirkte auch mit bei der Feier des Amtsjubiläums des Directors Hasselbach im Jahre 1852. Hasselbach selbst war der Feier ausgewichen. Das Fest, dessen Ordner Giesebrecht war, wurde Abends in der erleuchteten Aula begangen; es begriff drei Haupttheile. Der erste gedachte des Pädagogen. Er begann mit dem Vortrage von Schillers Glocke durch mehrere Schüler der Anstalt; die letzten Verse des Gedichts begleitete Löwe mit einer Composition glockenähnlicher Klänge. Daraus wuchs, von Giesebrecht gedichtet und von Löwe in Musik gesetzt ein Gesang „Ferne, ferne Glockenschläge" hervor, zur Erinnerung an das Geläut, unter dem zwanzig Jahre früher die Schule feierlich aus ihrem alten Hause in der Mönchenstraße in das neue am Marienplatz einzog. Es danach folgende Decla-

mation von Strophen, die wie alle übrigen von Wiesbrecht gedichtet waren, nahm hierauf Bezug, dann Gesang zum Preise der schönen, mit Bildern und Büsten geschmückten Aula, endlich gesprochene Strophen, in welchen der Mann der Feier liebend charakterisiert wurde. Der zweite Theil des Festes galt dem Philologen, „welcher alte und neue Sprachen, Sprache und Poesie, Poesie und Nationalität, diese mit der Humanität und dem Christenthum in seinem Geiste immer zusammen faßte." Demgemäß enthielt dieser Theil Gesangsvorträge von Liedern verschiedener Nationalität, verschiedener Zeiten,

Lieder aus der Völker Grabe,
Aus dem Lebensdrang von heut,

so einen Chor aus dem Oedipus auf Kolonos, das durch Sueton überlieferte Spottgedicht auf Caesar Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem etc., ferner Lieder zur Charakteristik der Franzosen und Engländer, endlich Luthers Choral: Ein feste Burg ist unser Gott, einleitend und von einem Gesangvortrage zum anderen hinüberleitend Strophen, theils vom Ordner, theils von Schülern gesprochen. Die Einleitung zu dem Chor aus Oedipus und den Uebergang zu dem Bilde aus der römischen Welt enthielten folgende Verse:

Horch, die Nachtigall im Haine,
Die Kolonos Höhn umirrt!
Griechenstimme, das, die reine,
Die der Menschheit Traum entwirrt,
Griechenlied in deutscher Zunge,
Tod auf deutschen Klingen siegt,
Wie die Tochter sich, die junge,
An die hohe Mutter schmiegt.

Arndt aus der heil'gen Enge,
Ach, sie war so hehr und weit,
Hab' ich dem Triumphgedränge,
Römerstimmen nach dem Streit
Cäsars Legionen singen,
Ueber Alpen, Nil und Rhein:
Er befiehlt, die Römer siegen,
Er ein Gott, sie — spotten ihm,

Und auf das französische und englische Lied*) folgten zwei Strophen, in denen sich der tiefe Schmerz des Dichters über den damaligen Zustand Deutschlands kund gab:

Thatenkühne Lieder schallen!
Ach, der Deutschen Stimme schweigt
Ihre Krone ist gefallen,
Ihre Stirnen sind geneigt
Vormals Ludolfingertage,
Vormals Hohenstaufenzeit,
Aber jetzt die bange Klage
Um zerrißnen Volkes Leid

Lange, dichte Schaaren ziehen
Unablässig über Meer;
Schwer ist, aus der Heimath fliehen,
In der Heimath bleiben schwer
Ja, wenn sie nicht Muttererde
Wäre, nicht der Väter Grab,
Wer entsagte nicht dem Heerde,
Greifend nach dem Wanderstab?

Da ertönen die Accorde aus Mendelssohns Oedipus auf Kolonos noch einmal, und der Ordner spricht:

Hörst du, in der Abendkühle,
Von Kolonos den Gesang?
Wende aus dem Weltgewühle,
Deutsche Seele, Blick und Gang!
Eile, dich in dir zu fassen,
Und was draußen, werde Spott!
Wenn die Götter dich verlassen,
Deine feste Burg ist Gott

Der dritte Haupttheil war die Rede des Festordners, in welcher nicht nur ein Bild von Hasselbachs Persönlichkeit gegeben wird, sondern in Verbindung damit Gedanken erörtert werden, die für den Sprechenden selber charakteristisch sind. Gegenüber

*) Aus Halevy Charles VI: La France a l'horreur du servage etc. und Rule Britannia etc.

der Pädagogik Hasselbachs, die als eine mütterliche bezeichnet wird, entwickelt er seine eigene Ansicht in folgender Darlegung: „Wer möchte die Würde und Reinheit, wer die Fruchtbarkeit dieser Pädagogik verkennen? Aber auch Bedenken liegen nicht fern. Weis't doch die Natur selbst darauf hin, daß der Geist der Väterlichkeit in der Erziehung sein Recht hat neben dem Geiste der Mütterlichkeit. Ist doch der Zögling nicht bloß ein Individuum für sich, dessen Eigenthümlichkeit hervor zu locken die Hauptaufgabe des Erziehers wäre. Vielmehr wollen die Traditionen der Familie, der Nation, der Menschheit, des Gottesreiches an die junge, ihnen allen eingepflanzte Seele gebracht sein, nicht nur als Beispiele und Muster, um nur allgemein anzuregen, sondern als bestimmt gefaßte Vorstellungen und Gedanken, aus denen die Jugend sich aneigne, was sie bedarf, um nicht fremde zu sein, wo sie daheim ist. Ja erst aufsprießend aus einem so bearbeiteten Boden und jenseits der dem Erzieher zugemessenen Zeit erscheint ein wirklich Eigenthümliches des Einzelnen möglich, das früher nur als unentwickelter Lebenskeim, oder, will es mehr gelten, als Schein und Schatten da sein kann. Denn alle geistige Production, die höchste gleich der niedrigsten, ruht, wie dem Beobachter nicht entgehen kann, auf Reproduction der Gedanken und Phantasiegebilde früherer Menschengeschlechter. Und in ethischer Hinsicht, wie geneigt man sein kann, dem Strebenden auf der Bahn der Pflicht jede Stütze zu gönnen, die ihm seinen Gang erleichtert, darf der Zögling mit mütterlichem Sinne daran gewöhnt werden, das Gute nur dem Erzieher zu Liebe zu thun? Soll dieser nicht das Pflichtgebot auch und allermeist in seiner strengen, erhabenen Majestät geltend machen und die Jugend anhalten, das Rechte zu thun, weil es Recht und Gottes Ordnung ist, auch wenn es der Todfeind gebietet?"

Mit Beziehung auf den Vorwurf der Ungläubigkeit, der Hasselbach gegenüber von Einzelnen gemacht war, unterscheidet Giesebrecht zwischen den conservativen und den weiter forschenden Theologen in folgender Weise: „Die Einen wollen irgend eine einmal gewonnene Fassung der Glaubenslehre für alle Zeiten fest

machen; daß auch diese geworden, daß andre ihr vorher gegangen sind, wissen oder beachten sie nicht. Aber finden sie so für sich den Frieden der Seele, wer wollte sie tadeln, wer ihnen den Segen ihrer heiligen Beschränkung mißgönnen? Neben ihnen hin gehen andere Christen, welche das Dogma immer tiefer einzusehen, immer vollkommener in Worten auszudrücken bemüht sind, nicht aus eigenem eitlen Gelüst, denn die Arbeit ist schwer und unruhvoll, sondern getrieben von dem Geiste, der mancherlei Gaben zum gemeinsamen Nutzen austheilt. Drängen diese zu neuen Gestaltungen, mögen jene dann verzögern; sie dienen auch so dem göttlichen Reiche. Nur zu Richtern dessen sind sie nicht gesetzt, was im Innern ihrer strebsameren Genossen vorgeht, sie nicht, denen der Seelenschmerz des nach Licht schmachtenden Denkers, denen das Wonnegefühl unbewußt ist, wenn es wie Lerchengesang durch alle Höhen und Tiefen des Geistes jubelt: ich habe gefunden. — — Aber wenn nun am Ende auf das besonnene, vermittelnde Wort nicht mehr gehört wird, wenn so weit das Auge reicht, nichts mehr zu sehen ist, als hier dürrer Nationalismus, den ein Caput mortuum von Gedanken befriedigt, dort erstarrter, abgestandener Supernaturalismus, der wieder in sich gespalten um Worte und Aeußerlichkeiten zankt, wenn überall das tönende Erz und die klingende Schelle, die der Liebe nicht haben, lauter und immer lauter vernehmbar werden — was bleibt alsdann uns Alten, die wir frömmere, christlichere, anspruchlosere Zeiten erlebten, als die gegenwärtigen? Was bleibt, als uns zurückzuziehen auf den unchristlichen, von dem Weltheilande selbst angeordneten Cultus des Gebetes im Verborgenen, im verschlossenen Gemach? Darin besteht, so viel ich sehe, der Unglaube, darin die Unchristlichkeit, die meinem Freunde vorgeworfen sind."

Die Hasselbachfeier trug für Giesebrecht bittere Früchte. Die vorgesetzte Behörde tadelte ihn in scharfer Weise, daß er die Spottverse der römischen Soldaten auf den Triumphator habe singen lassen, weil sie eine Obscönität berührten; deshalb liege in der Wahl ein befremdender Mißgriff, der mit allem Nachdruck zu rügen sei. Ein zweiter Anstoß liege in den polemischen Bezie-

hungen politischer Natur. Da nun bereits bei einer ähnlichen Gelegenheit ihm eröffnet worden sei, daß die Behörde solche Hinweisungen und Anspielungen auf die politischen Verhältnisse des Vaterlandes für ganz ungeeignet halte, so werde ihm jetzt die Vermeidung derartiger Beziehungen zur ernstesten Pflicht gemacht, widrigenfalls dagegen mit rücksichtsloser Strenge eingeschritten werden müsse.

Gegen den ersten Vorwurf rechtfertigte sich Giesebrecht damit, daß nach seiner Auffassung Suetons unsauberer Commentar zu den um ein Jahrhundert früher entstandenen Spottversen gar keine Glaubwürdigkeit verdiene; er sei offenbar aus der allertrübsten Quelle, aus Roms Lästerchronik geschöpft. Ohne Suetons Commentar sei aber nicht der allermindeste Anstoß in den gesungenen Versen.

Rücksichtlich des zweiten Vorwurfes, der wiederholten Polemik rechtfertigt er sich so: „Im vorigen Herbst ist mir durch den Herrn Director mündlich die Weisung des Königl. Provinzialschulkollegiums zugekommen, ich möge die Rede, welche ich am 15. Octob. in der Aula gehalten, nicht dem Druck übergeben. Ich bin dem pünktlich nachgekommen. Warum das von mir verlangt werde, habe ich nicht gefragt und nicht vernommen. Die verehrte Verfügung vom 3. Mai belehrt mich zum ersten mal, jener Vortrag habe politische Polemik enthalten. Von historischer Polemik in ihm gegen die Betrachtung der Reformation in Leos Universalgeschichte weiß ich, auch von pädagogischer gegen Schleiermachers Erziehungslehre, die den Gymnasien den Religionsunterricht nehmen will, aber was als politische Polemik darin zu bezeichnen sein möchte, ist mir nicht klar. Royalist in jedem Blutstropfen, gebunden an des Königs Majestät nicht nur durch die allgemeine Unterthanentreue und durch meinen besondern Amtseid, sondern auch durch unvergeßliche Huld und Wohlthat, die mir eigens von meinem gnädigen Herrn zu Theil geworden, habe ich, gehoben durch die Feier des Tages, mein Gefühl, meine Wünsche, meine Hoffnungen für ihn und durch ihn für das gesammte Deutsche Vaterland mit Nachdruck vor meinen Schülern und vor

Gott ausgebreitet. Das kann ich nicht für Polemik halten, ja nicht für Politik, denn die Liebe zum Könige und zu der eigenen Nation steht meines Erachtens als ein heiliges, ethisches Gemeingut über allen politischen Sympathien und Antipathien. Was aber in der Jubelfeier am 26. April Politisches könne vorgekommen sein, darauf habe ich mich lange besonnen. In meinem Vortrage, der Charakteristik des Jubilars, ist auch nicht ein Hauch der Art. Ich vermuthe, daß die Strophen gemeint sind, welche den Uebergang vom Rule Britannia zu dem Lutherischen Choral machten. Aber sie enthalten unbestreitbare Thatsachen der älteren und neueren Deutschen Geschichte, die frei von aller Polemik gegen irgend jemand, wie gegen irgend etwas gehalten und nur dazu erwähnt sind, um das Gemüth aus dem Schmerze der Zeitlichkeit hinüber zu weisen in den Frieden des Ewigen. Das ist Philosophie der Geschichte, aber Politik ist es nicht."

Daß Giesebrecht durch solche Erfahrungen auf das Tiefste verstimmt werden mußte*), begreift sich leicht: einem Manne von so imponierendem sittlichem Ernst die Einflechtung eines frivolen Liedes in eine Schulfeier, einem Manne von hingebendster Pietät für seinen König, von reinstem und glühendem Patriotismus aufreizende Polemik in einer Schulrede mit scharfer Zurechtweisung vorzuwerfen, mußte demselben allerdings die Freude an seinem Berufe verleiden, in den er gerade nach den bittern Frankfurter Enttäuschungen, nach ruhiger und zugleich erfolgreicher Arbeit sehnlichst verlangend, hineinflüchtete, wie in ein friedenreiches Asyl. Und als nun zwei Jahre später Hasselbach sein Amt niederlegte und dessen Nachfolger Peter, der Verfasser der römischen Geschichte, den Geschichtsunterricht in der obersten Classe ihm entzog, weil er ihn für sich selber beanspruchte, glaubte er darin eine gehässige, gegen ihn persönlich gerichtete Maßregel sehen zu müssen, „durch welche man ihm sein Amt verleiden und ihn zum Rücktritt von demselben bestimmen wolle". So hat er sich noch

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß sein Bruder Adolf damals nicht mehr Mitglied der Behörde, sondern in seine Stelle Provinzialschulrath Wendt eingetreten war.

dreißig Jahre später, in den Anmerkungen zu seinen Gedichten, darüber grämlich. Dieses Urtheil über die Motive ist aber ein befangenes, durch den Verdruß über jene Entziehung des Geschichtsunterrichts getrübtes. Peter, ein gelehrter Historiker und eine wissenschaftliche Autorität wie Giesebrecht, aber auf einem Gebiete, das dem Gymnasium näher liegt, dazu schwerlich einverstanden mit der von jenem befolgten Methode, die er aus dem Lehrbuche und dessen Vorrede ohne Zweifel kannte, glaubte eben für die Sache besser zu sorgen, wenn er den Unterricht selber ertheilte. Das ist sein einziges Motiv gewesen. Es ist zu bedauern, daß die beiden, bei aller weitgehenden Verschiedenheit gediegen Interessen, doch so gleichartigen Männer während der kurzen Zeit ihres amtlichen Zusammenwirkens sich nicht haben näher treten können. Denn wie die unbeugsame Festigkeit, der stolze unabhängige Sinn, die rücksichtslose Entschiedenheit in der Verfolgung des erkannt als das Rechte erkannten, Eigenschaften, die beide unverhüllt in ihren Worten und Handlungen zeigten, wenig dazu geeignet waren, sie im Anfange einander zu nähern, so würde ohne Zweifel die Klarheit und Treue ihrer immer nur auf die Sache gerichteten Bestrebungen sie bei längerem Verkehr zu einem herzlichen Einvernehmen geführt haben. Erinnere ich mich doch einer Aeußerung Peters in den sechziger Jahren, in welcher er mir gegenüber anerkennend seine Anerkennung von Giesebrechts pädagogischer Wirksamkeit aussprach und hinzufügte, wie er wohl begreifen könne, daß derselbe so mächtigen Einfluß auf viele Schüler geübt habe*).

Von Hasselbachs Abgang von der Schule war niemand mehr übrig von dem Lehrercollegium, in das Giesebrecht vor beinahe vierzig Jahren eingetreten war, und als man um dieselbe Zeit Cato eine größere Reise nach Italien, Griechenland und dem

*) Ich glaube wohl berechtigt zu sein, über das Verhältniß Peters zu Giesebrecht so urtheilen, da ich unter dem Ersteren nicht bloß während seines Stettiner Directorats, sondern auch später sechs Jahre lang an Schulfeiern Reden an der von ihm geleiteten Schule zu halten hatte.

Orient angetreten hatte, fühlte er sich sehr einsam und verlassen. Den Redeverein, an welchem er so große Freude gehabt, von dem er so viel für die Veredelung der Jugend gehofft hatte, ließ er eingehen. Er zog sich noch mehr als sonst in sich zurück. Wiederholte Einladungen nach Berlin lehnte er ab. „Was mir wehe thut," schrieb er an W. von Giesebrecht, „wird am besten in der Stille abgeworfen; ich kann, ich mag nicht hinaus, ich möchte mich dichter einschließen, als je." Und in einem anderen Briefe mit Beziehung auf die unerquicklichen politischen Verhältnisse: „Sähest, fühltest Du den Zustand meiner Seele, Du fändest es begreiflich, daß ich die Einsamkeit suche. Nach innen gewandt bin ich mein Leben lang gewesen, und jetzt, wa' sehe ich draußen, an dem ich Freude haben könnte. — An den Kunstwerken in Berlin könnte ich mich freuen, aber hinterher ist mir, als thäte ich Sünde, mich den heitern Eindrücken hinzugeben in dieser Welt der Trauer. Wozu der Zwiespalt? Es ist am besten, ich bleibe allein. Du so wenig, als irgend ein Anderer, verliert etwas dabei."

Friede und Heilung für sein verwundetes Gemüth fand er in angestrengter wissenschaftlicher Arbeit, welcher er schon kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus Frankfurt sich wieder zugewandt hatte. Freilich die archäologischen Untersuchungen, mit denen er sich gerade beschäftigte, als ihn die politischen Stürme aus seiner gelehrten Thätigkeit herausrissen, nahm er zunächst nicht wieder auf und kam auch in späterer Zeit nur noch einmal auf solche Forschungen zurück; ihn beschäftigte seit dem Anfang der funfziger Jahre lebhaft die Geschichte seiner engeren Heimat, die Geschichte seiner Familie. Er sammelte mancherlei Familienpapiere, gedruckte und geschriebene, machte Aufzeichnungen aus eigener Erinnerung, auch mit Rücksicht auf einen Commentar, den er zu einer schon damals beabsichtigten zweiten, vermehrten Ausgabe seiner Gedichte zu schreiben gedachte. Doch auf eine Hauschronik allein hatte er es nicht abgesehen. Welches Ziel ihm damals vor Augen schwebte, sagt er in einem Briefe an seinen Neffen Wilhelm: „Es kam mir zunächst der Gedanke, die Jahre seien

für mich da, in denen ich auf mein Leben zurückblicken und etwas davon aufschreiben möchte. Aber indem ich damit mich trug, ergab sich mir bald, ich könne mich nicht so von allen isoliren, mit denen ich durch Bande des Blutes, der Liebe, der Pietät verbunden sei, Vorwelt und Mitwelt seien die Träger meines individuellen Lebens, in dem vielleicht schon ein Schein der Nachwelt vorahnend sich zeigen möge. Das hat meinen ersten Plan erweitert zu Mirower Lebensgeschichten (so wird man es vielleicht nennen können), die mit der Gründung meines Geburtsortes durch die Johanniter beginnen. Rittercommende und Priestercommende erstehen neben einander; nach der Reformation und nach dem Westphälischen Frieden tritt der Fürstenhof in die Stelle der Rittercommende, das Pfarramt folgt der Priestercommende. Den Fürstenhof löst die Fürstengruft ab, während jener das Geschlecht, das er geboren und erzogen, nach Nahe und Fern aussendet. Im Pfarramt lösen zwei in einander verflochtene Familien sich ab, zuerst die Westfalen, die Binnenländischen Büddemann*) und Leithäuser, dann die Familie von der Meeresküste Giesebrecht Vater und Sohn. Auch das Pfarrhaus schickt seine Sendboten aus wie der Fürstenhof. So ungefähr wird das Ganze sich ordnen. Da finden wir sämmtlich, denke ich, unsre Stelle. Das Detail läßt sich erst machen, wenn das erforderliche Material beisammen ist."

Während der Vorarbeiten zu dieser Schrift, von der er glaubte, daß sie, wie seine letzte, so auch seine beste werden würde, schrieb er an W. v. Giesebrecht: „Manches, was ich anfangs Lisch geglaubt habe, stellt sich, da ich die Sache genauer ansehe, ganz anders; doch kann ich im Allgemeinen den Plan festhalten, wie ich ihn Dir früher mitgetheilt habe. Modificationen bleiben begreiflich nicht aus. Geschichten a u s Turne, denke ich, wird nun die Arbeit heißen müssen. Turne ist nämlich der Name des Landstriches von der Müritz östlich bis zum Useriner See und

*) Leithäusers Vorgänger im Pfarramt zu Mirow und ein entfernter Verwandter desselben; übrigens vgl. oben S. 5.

zum Labus; seine Geschichte ist eine ganz andere, als die des übrigen Meklenburg-Strelitz, das früher die Herrschaft Stargard hieß. Das schlagende Herz in dem Leben des kleinen Landes ist aber seit dem Anfang der deutschen Colonisation von 1227 an der Johanniterhof in Mirow. Der soll in meiner Darstellung im Vordergrunde stehen, im Hintergrunde die Umrisse der Ordensthätigkeit in Palestina, Cypern und Rhodus, bis die Balei Brandenburg zwischen beide tritt, den Hintergrund mehr und mehr zudeckt, bis die Reformation ihn ganz verschwinden macht, aber nach und nach auch Commende und Balei auflöst. Die Gruppirung ist im Grunde nur die Entwickelung eines Knabengefühls. Ich wußte, daß mein Geburtsort dem Johanniterorden gehört hatte: Beckmanns Beschreibung war unter den Büchern meines Vaters, der größte Theil des Buches für mich damals völlig ungenießbar, doch entnahm ich genug aus ihm, um meine Einbildungskraft anzuregen. In welchen Phantastereien habe ich mich ergangen, wie mannigfach den See Genezareth mit dem Mirower See, Jerusalem und Mirow mit einander verknüpft: auf dem Altarbilde in der Kirche sah ich ja Golgatha vor mir und die heilige Stadt in der Ferne." Der ursprünglich weit und sehr eigenartig angelegte Plan wurde aber mehr und mehr in engere Grenzen gezogen, wie aus folgendem Briefe erhellt: „An den Geschichten aus Turne arbeite ich mit Lust und Liebe fort, so mühsam das Material auch zusammen zu suchen ist. Mit dem Heimbacher Vergleich von 1382 werde ich abschließen: das giebt einen Band von vielleicht zwanzig Druckbogen. Für das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert müßte ich nicht bloß das Sonnenburger, sondern auch das Schweriner Archiv benutzen können mit genügender Muße; darauf muß ich also verzichten. Es ist auch vielleicht so gut. Gönnt mir Gott noch einige Jahre Gesundheit und Lebensmuth, so lasse ich den Geschichten aus Turne, mit denen ich noch in diesem Jahr oder spätestens zwischen hier und Ostern fertig zu werden hoffe, Mirower Geschichten folgen, die mit dem Westfälischen Frieden, d. h. mit der Auflösung der Komthurei beginnen. Dazu finde ich außer dem, was gedruckt ist, in den Mi-

rower Kirchenbüchern und, wie Adolf mir noch eigener Ansicht gesagt hat, in den dortigen Amtsbüchern treffliche Nachrichten."

Die „Geschichten aus Turne" in dem Umfang, wie in diesem Briefe angegeben ist, befinden sich druckfertig in Giesebrechts literarischem Nachlaß; gedruckt sind sie nicht. Dagegen hat er Mirower Geschichten aus dem achtzehnten Jahrhundert veröffentlicht in dem Programm des Gymnasiums von 1863 unter dem Titel „Der Fürstenhof in Mirow während der Jahre 1708—1761." Im Anfang der kleinen Schrift wird das Verhältniß Friedrichs des Großen zu den „Mirokesen," wie dieser während seines Lebens in Rheinsberg seine Nachbarn scherzend nannte, behandelt und der Mirower Fürstenhof gegen die übereilten Schlüsse, die man aus einzelnen Briefen Friedrichs gezogen hat, pietätsvoll und zugleich mit historischer Unparteilichkeit in Schutz genommen; im weiteren Verlauf der Darstellung verflicht sich die Schilderung der Persönlichkeit seines Großvaters, des Hofpredigers Leithäuser, mit der Erzählung der Geschicke des mecklenburgischen Fürstenhauses. Giesebrecht sagt am Schluß der einleitenden Worte von seiner Arbeit, es seien kleine Ereignisse, die er zu berichten habe, aber es sei ein Stück deutschen Lebens, und das Genrebild habe sein Recht neben dem Schlachtgemälde. Der Historiograph Preuß schrieb an den Verfasser Folgendes über seine Abhandlung: „Es ist gewiß sehr schwer, einen kleinen deutschen Hof zu Anfange des vorigen Jahrhunderts historisch und noch dazu theilweise polemisch zu schildern. Sie haben beides in Liebe zu dem Gegenstande mit großem Geschick vermocht."

Auch an der Schulthätigkeit hatte er wieder seine Freude, nachdem der erste Verdruß über die Entziehung des Geschichtsunterrichts überwunden war. Die Religionsstunden und die philosophische Propädeutik boten ihm reichen Ersatz. Es kam ihm vor wie eine providentielle Fügung, daß er in theologischen und philosophischen Studien den Sabbath seiner Lebenswoche halten sollte. In jenen war es ihm aber nur um die heilige Geschichte und die heiligen Ideen zu thun, nicht um theologische Gelehrsam-

keit und kirchliche Streitfragen der Gegenwart; er konnte und wollte nichts anderes sein, als einer der Stillen im Lande. „Ob ich ein Häretiker bin," schrieb er an Ed. Böhmer, „weiß ich nicht; mehr oder weniger sind es wohl alle."

Sehr eifrig war er von der ersten Hälfte der funfziger Jahre an auch mit pädagogisch-geschichtlichen Studien beschäftigt, er arbeitete Schulbücher alter und neuer Zeit durch und die erste Frucht dieser Beschäftigungen war eine Abhandlung über den deutschen Aufsatz in Prima, der ursprünglich für das Programm des Gymnasiums von 1854 bestimmt, vom Provinzial-Schul-Collegium aber wegen zweier Stellen, die dasselbe für ungeeignet erklärte, zurückgewiesen, später in der Zeitschrift für Gymnasialwesen (1856) abgedruckt und von Giesebrecht in etwas anderer Gestalt, verkürzt wie erweitert, in den zweiten Jahrgang der Damaris aufgenommen worden ist.

Oft war er innerlich so mit Arbeit beschäftigt, daß er sich zu nichts anderem brauchbar vorkam. „Ich habe früher geglaubt," schrieb er an W. v. Giesebrecht, „die Arbeit mindere sich mit dem Alter; aber ich komme dahinter, es ist gerade umgekehrt." Auch für die deutsche Kaisergeschichte desselben gewann er lebendiges Interesse, meinte aber, er könne in dem Buche nur als Dilettant lesen, denn aus der mittelalterlichen Geschichtsforschung sei er so herausgekommen, daß er über die Quellen kein Urtheil mehr habe. Und an eine gelehrte theologische Untersuchung des andern Neffen, Eduard Böhmers, anknüpfend schrieb er diesem: „Wäre ich jünger, ich schriebe eine römische Geschichte der Zeit vom ersten Triumvirat bis zum Ende der Kaiser Flavischen Geschlechtes, in ihr die Geschichte des Herodianischen Geschlechtes, in dieser und doch im Gegensatz gegen beide die evangelische Geschichte; aber nun muß ich mir das vergehn lassen." Als Ed. Böhmer diesen Gedanken lebhaft ergriff und ihn dringend bat, die Arbeit dennoch zu unternehmen, lehnte er es ab, weil dazu viel mehr Zeit, viel mehr Studium und ein viel größerer Vorrath von Büchern gehöre, als ihm in Stettin und neben seinem Schulamt zu Gebote stehe.

Diese Arbeit unterblieb also; dagegen machte er eingehende Studien über Kunstgeschichte, durch den lebendigen Verkehr mit Calo und dessen sehr reichhaltige Sammlungen angeregt, und beschäftigte sich wieder mit spanischer Litteratur, indem er zunächst (im J. 1858) Cervantes Novellen las, dieselbe Lectüre, mit welcher er vor funfzig Jahren seine Studien in dieser Sprache angefangen hatte. Als um diese Zeit Ed. Böhmer eine Reise durch Spanien machte, schrieb er an dessen Mutter, er könne ihren Sohn darum beneiden, daß er jetzt in Sevilla und Madrid die schönen Bilder von Murillo sehe. Auch dem dichterischen Schaffen wandte er sich von neuem zu. „Der Poet wacht wieder in mir auf;" schrieb er, „Phantasie hat meine Jugend getragen, sie scheint auch die freundliche Gefährtin meiner letzten Lebensjahre werden zu wollen. Das ist freilich ein anderer Ausgang als der, den ich erwartet habe; doch ich bin Gott von Herzen dafür dankbar."

All dies Sinnen und Schaffen, diese Contemplationen und Arbeiten concentrierten sich seit dem Jahre 1860 in der Damaris, einer Zeitschrift, deren Aufsätze in den drei ersten Jahrgängen ihn allein zum Verfasser haben.

Ueber den Zweck der Zeitschrift spricht er sich in der kurzen Vorrede zum ersten Heft so aus: „Was eine Schrift will, die den Namen der ersten Athenischen Jüngerin des Apostels Paulus annimmt, kann schwerlich zweifelhaft sein. Christliche Kunst, christliche Wissenschaft sind oft gefordert, und eben so oft ist die Forderung mit Ungestüm, ja mit Hohn zurückgewiesen. Damaris wird die lichten Zwillingsschwestern sich nicht nehmen lassen, aber deren Charakter möchte sie deutlicher erkennen helfen. Für den Zweck scheinen ihr zunächst drei psychologische Gegensätze vor andern von Wichtigkeit. Der erste ist den Theologen und allen gläubigen Christenseelen wohl bekannt; er heißt Natur und Gnade. An den zweiten hat Jean Paul zu Anfang unseres Jahrhunderts dringend gemahnt*). Umsonst, wie aus den didak-

*) Levana S. 141—144.

tischen Wirren der Gegenwart ersichtlich. Er heißt: Gedächtniß und Erinnerung. Der dritte scheint, so nahe er liegt, noch weniger beachtet. Aber wenn schon der Meister deutscher Sprachforschung in übermäßigem Preise der Sprache sich ergeht*), wenn das Echo verstärkt aus dem Munde der Jünger widerschallt, wenn endlich gar die Zumuthung laut wird, die Philosophie sollte ihre Wahrheiten nirgend anders schöpfen, als aus Homonymen und Conjugaten, dann ist es doch wohl an der Zeit, daß der Gegensatz des aussprechlichen und des unaussprechlichen Geisteslebens erwogen werde. Indem die Mahnerin jene drei in ihren mannigfachen Bewegungen wider einander und zu einander hin verfolgt, hofft sie über das Wesen der christlichen Kunst und Wissenschaft hie und da Licht zu verbreiten, wäre es auch nur das Streiflicht eines flüchtigen Morgenroths, und — ein Tag lehrt den andern. Die Aufsätze, welche das erste Heft, auch das zweite, bietet, wurden in bestimmten Freundeskreisen vorgetragen, es zeigt sich daher an ihnen die Farbe des Gelegentlichen: diese zu verwischen, war kein Grund. In spätern Mittheilungen wird sie von selbst schwinden. Aber, ehe die Forschung beschlossen, ein System darzulegen ist nicht beabsichtigt; es gilt zunächst, die innere und äußere Erfahrung um Aufschluß anzusprechen. Demnach wird auch, wie jetzt im Beginn, so im weiteren Fortgang das Umherschweifen in verschiedenen Gebieten des Geisteslebens nicht ausbleiben können. Damaris ist eine Deutsche, heimathlos in der Heimath."

So die schöne, inhaltvolle, aber dadurch in einzelnen Punkten fast ängmatische Vorrede, deren Sinn im Folgenden meinen Lesern sich hoffentlich zu größerer Deutlichkeit entfalten wird. Der prosaischen Vorrede ist ein dichterisches Motto vorangestellt, ähnlichen Charakters. Sein Inhalt ist ein Preis des Christenthums, das die Menschheit zum Frieden geführt aus wilder Begier nach irdischer Lust, aus der verzehrenden Sehnsucht nach dem unbekannten Heil, das aus unschreibarem Anfang zur Herr-

*) Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1, S. 5.

ſchaft über die ſtaatlichen und geſelligen Ordnungen gelangt ſei; zwar leuchte der Nacht des Barbarenthums gegenüber die helleniſche Kunſt wie klares Sonnenlicht, doch die ewige Wahrheit des Chriſtenthums überſtrahle allen irdiſchen Glanz, auch den herrlichſten; aber der ſchönſte Triumph ſei ihm gerade dadurch geworden, daß es dieſe Perle der Menſchheit, griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft in ſich aufgenommen und durch ſeine Kraft geheiligt habe. Daß dies der Sinn des Gedichtes iſt, liegt am Tage, aber der ſprachliche Ausdruck im Anfange der zweiten Strophe erſchwert beim erſten Leſen das Verſtändniß.

Mächtig Roma, das Trutz und Loben,
Das die ſtille Klage ſchweigt,
Das der Knechtsgeſtalt entheben
Sich in Kraft der Throne zeigt.
Wo du ſtrahleſt, Siegesfeld,
Und dein Herold iſt die Welt.

Wahn der rohen Völker zügelnd,
Tag, der aus dem Dunkel bricht,
Aber Hellas überflügelnd
Biſt du mehr als Tageslicht,
Wie dein Bild dem Conſtantin
Ueber Sonnenglanz erſchien.

Schöner deiner Siege jener,
Als dich Cecrops Stadt empfing,
Als der Erſtling der Athener
Aus dem heil'gen Waſſer ging:
Freude ſoll auf Erden ſein,
Daß der Menſchheit Perle dein.

Das erſte Heft enthält folgende fünf Abhandlungen: Vom Schweigen, Philipp Champagne und Stephan Murillo, Die Poeſie und die Sprache, Ueber die Gitanilla des Cervantes, Maſaccio's Darſtellungen aus der Leidensgeſchichte des Herrn.

Die Neue evangeliſche Kirchenzeitung begrüßte das Heft „mit aufrichtiger Freude.“ In einer ausführlichen Beſprechung (1860, Nr. 21) heißt es, daß die von der Tamaris übernommene

Aufgabe nur durch die Vereinigung bedeutender Gaben gelöst werden könne, und daß nicht Viele gefunden werden dürften, welche diese Gaben zu so wohlthuender Harmonie in sich vereinigen, wie Giesebrecht. Neben der Ehrfurcht vor der heiligen Schrift, die er überall bekunde, offenbare sich auch hier wieder, wie in allem, was er schreibe, der hohe Standpunkt des Historikers, die Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit des Denkers und, was gewiß für diese Aufgabe nicht fehlen dürfe, das innige Verständniß wahrhaft künstlerischen Strebens. Demnach erhebt der Beurtheiler Bedenken gegen das Verhalten Giesebrechts, nur aus dem eignen Schatze zu schöpfen und alle Arbeit allein zu übernehmen. Die Zeiten seien vorüber, in denen ein Einzelner, und hätte er den umfassenden Blick eines Leibniz, eine Zeitschrift allein zu schreiben vermöge. Auf die „Abhandlung vom Schweigen" eingehend, ist der Recensent zwar nicht mit allen gewonnenen Resultaten einverstanden, rühmt aber auch in diesem Falle die contemplative Natur des Autors, in welcher poetische, religiöse und philosophische Anlagen sich zu seltener Harmonie geeinigt hätten. Was solche Naturen sagen, meint der Recensent, pflege das Nachdenken mehr anzuregen, als es zu befriedigen; doch auch solche Anregung sei verdienstlich. Die Abhandlung über die Poesie und die Sprache wird als fein gedacht und meisterhaft ausgeführt bezeichnet, die über die Gitanilla des Cervantes eine geistvolle Studie genannt und der Leser mit der Versicherung auf sie hingewiesen, daß er daran Freude haben werde. Besonders aber lobt der Beurtheiler die Besprechung der Rafaelischen Gemälde, in welcher der Genuß des christlichen Kunstwerks mit der Erbauung identificiert wird, als einen durch Klarheit, Würde und Gediegenheit der Darstellung viel verheißenden Schluß des ersten Heftes. Auch in einer andern Recension (in der protestantischen Kirchenzeitung 1860 Nr. 29) wird diese Abhandlung als die glänzendste unter allen bezeichnet; die Fülle der Gedanken, die in den Rafaelischen Compositionen liege, die Tiefe der Empfindung darin, die innere Zusammenstimmung und Vollendung ihrer Formen, sei wohl noch nie meisterhafter als hier zum Verständniß gebracht.

Gieſebrechts Aufſätze in der Damaris ſind ſehr mannigfaltigen Inhalts; den Reichthum der in ihnen enthaltenen Gedanken darzulegen, würde weit über die Aufgabe hinausgehen, die ich mir geſtellt habe; nur von der großen Ausdehnung des Gebiets, welches er überblickte, darf ich andeutend berichten, nur die Gedanken in der Kürze mittheilen, welche für ihn beſonders charakteriſtiſch ſind.

Die Damaris enthält philoſophiſche Erörterungen und geſchichtliche Darſtellungen; doch iſt den letzteren faſt immer ein reflectierendes Nachwort angefügt, entſprechend der Abſicht des Verfaſſers aus Beſonderm Allgemeines, aus Phänomenen das Weſen zu entwickeln. Auf philoſophiſchem Gebiet hat er vorzüglich logiſche, pſychologiſche und religionsphiloſophiſche Probleme behandelt, zum großen Theil mit Rückſicht auf einzelne philoſophiſche Autoren, wie Kant, Hemſterhuys, Hamann. Zur Geſchichte der Dichtung, alter wie neuer, deutſcher und ausländiſcher, giebt er viele Beiträge: Poeſien von Virgil und Perſius, von Calderon und Cervantes, die Anfänge der dramatiſchen Poeſie in Deutſchland und Triſtan und Iſolde, Göthe'ſche und Schiller'ſche Dichtungen werden beſprochen; auch kunſtgeſchichtliche Studien, außer den im erſten Heft enthaltenen, werden dem Leſer geboten, ſo in dem Aufſatz über Otto Philipp Runge. Dazu gehört auch die archäologiſche Abhandlung über das erſte Gallehuſer Horn. In mehreren Aufſätzen wird ein ausführliches Lebensbild der Fürſtin Gallitzin gegeben und des Kreiſes, der ſich um dieſe Frau bildete. In die praktiſche Theologie gehört die Abhandlung über die Grenze der evangeliſchen Familie und der evangeliſchen Kirche, in die theoretiſche eine Arbeit über die Geneſis, in der Form eines Briefes an Ed. Böhmer. Pädagogiſche und didaktiſche Fragen werden theils gelegentlich erörtert, theils in ſelbſtändiger ausführlichen Darſtellungen.

Für die beiden letzten Jahrgänge der Damaris verband ſich Gieſebrecht mit Eduard Böhmer zu gemeinſchaftlicher Herausgabe. Dieſer ſtand ihm nicht nur verwandtſchaftlich nah; zwiſchen Beiden war ein inniges Herzensverhältniß und trotz mancher Unter-

ſchiede in wiſſenſchaftlicher Auffaſſung theologiſcher und philoſophiſcher Fragen eine große Gemeinſamkeit gerade in den geiſtigen Intereſſen, die Gieſebrecht ſeit ſeiner Rückkehr aus Frankfurt bewegten. So konnte Gieſebrecht an ihn ſchreiben: „Ich habe Dich lieb, wie meinen Sohn.“ Gieſebrecht wußte ſich mit ihm „im Wiſſen unterſchieden und eins, im Glauben eins.“ Und ihre gemeinſame Arbeit an der Damaris erſchien ihm als das ſchließliche Reſultat aller Beſtrebungen oder Führungen ſeines Lebens. Von Eduard Böhmers Feder enthalten dieſe beiden Jahrgänge werthvolle Beiträge zur Geſchichte der Myſtik, Arbeiten über Dionyſius Areopagites, Hugo de Sancto Victore, Meiſter Eckart und Andere.

Im letzten Jahrgang iſt auch eine Arbeit von Gieſebrechts Zwillingsbruder Friedrich über den gemeinſchaftlichen Hausgottesdienſt. So verbanden ſich die beiden Brüder noch in ihrem dreiundſiebzigſten Jahre zu gemeinſamer Thätigkeit. Wohl mit Rückſicht darauf ſchrieb Gieſebrecht im Jahre 1866 wenige Wochen vor ſeinem Amtsjubiläum an Wilhelm von Gieſebrecht: „Es ziehen jetzt allerlei Erinnerungen durch meine Seele, auch an den Verkehr, in dem wir ſeit Jahren ſtehen. Wir haben manche Wechſel mit einander erlebt, doch kaum ſo tief greifende, wie mein Zwillingsbruder und ich. Und nun ſtehen er und ich ſo eines Sinnes neben einander, wie ich kaum gehofft. Es muß jenſeit des Grabes wohl viel Friede ſein, ſchon dieſſeit, je näher ich ihm komme, je ſtiller wird es um mich und in mir.“

Seit ſich Gieſebrecht mit Ed. Böhmer zur Herausgabe der Damaris verbunden hatte, ließ er von Zeit zu Zeit auch Gedichte in ihr erſcheinen. Darüber ſagt er in der Vorrede zum Jahrgang 1864: „Es ſind acht und zwanzig Jahre verfloſſen, ſeitdem die Sammlung meiner Gedichte ans Licht trat. In der Zeit wurde mein Leben, ſo zurückgezogen es war, dennoch von Außen, mehr noch im Innern durch mancherlei Erfahrungen bewegt, die ſich den dichteriſchen Ausdruck geſucht haben. Was von dieſen Dichtungen dem Gedankenkreiſe der Damaris angehört, wird in ihr von Zeit zu Zeit ſeine Stelle finden, damit nicht

bloß das Weſen chriſtlicher Poeſie beſprochen werde, ſondern auch ihre Erſcheinung, wie ſie mir aufgegangen iſt, dem Leſer begegne."

Einzelne von dieſen Poeſien, die er ſämmtlich in die zweite Ausgabe ſeiner Gedichte aufgenommen hat, ſind ſchon im Verlaufe der Darſtellung von mir mitgetheilt worden, um ihn zu charakteriſieren; noch häufiger habe ich mich beziehen müſſen auf ſeine Abhandlungen in der Damaris, dennoch bleibt von Gedanken, die für ihn charakteriſtiſch ſind, ein reiches Material übrig, ſo reich, daß ich mich auf das Hervorragendſte und beſonders Eigenthümliche beſchränken muß.

Mit Nachdruck und zugleich mit ſiegreicher Klarheit weiſt er hin auf das Unausſprechliche, als auf ein weites und reiches Gebiet im Geiſtesleben. „Laſſen wir uns dadurch nicht irren," ſagt Gieſebrecht Dam. 1860, 4, „daß die Vorſtellung von unausſprechlichen Gefühlen und Gedanken durch verkehrten Gebrauch in Verruf gekommen iſt, und daß Hegel dictatoriſch erklärt, ohne Worte denken zu wollen ſei Unvernunft, und das Unausſprechliche ſei in Wahrheit nur etwas Trübes, Gährendes, das erſt, wenn es zu Worte zu kommen vermöge, Klarheit gewinne. Es giebt dennoch ein Denken, das ſich nicht in Worte faſſen läßt; alles ſinnliche Wahrnehmen iſt ein ſolches, die Muſik und alle bildenden Künſte zeugen von dem Unausſprechlichen. Das Verſtummen des überführten Verbrechers iſt nur der Form nach verſchieden von dem geſprochenen Eingeſtändniß der Schuld; das Verſtummen des Wehrloſen, dem mit vorgehaltener Waffe zugerufen wird: Kein Wort, oder du biſt des Todes! ſteht ſeinem Inhalte nach dem lauteſten Hülferufe gleich, das Verſtummen in der Ueberlaſt des Schmerzes dem unerſchöpflichen Jammer. Alles Verſtummen der Art iſt gebotenes, unfreies Schweigen, wie beredt es ſei. Iſt es frei, ſo läßt es ſich nicht mehr Verſtummen nennen, dann iſt es einfach beredtes Schweigen. So iſt das Schweigen des Trotzes, der Verachtung, des Hohnes."

Und in weiterer Ausführung in Bezug auf die Entſtehung der Kunſtwerke (a. a. O. 46 ff.): „Wer ſich an die Propyläen

erinnert, an das Parthenon, an die Dome in Straßburg und in Köln und an wie viele andre Werke der Art, der kann unmöglich meinen, sie seien gedankenlos geworden, was sie geworden. Und warum haben denn die Baumeister und die Bauherren mit so viel Arbeit, so viel Aufwand jene Gebäude errichtet, wenn nicht deshalb, weil die unaussprechlichen Gedanken der Urheber nur so konnten geäußert werden. Eben so, könnte der Bildhauer Statuen aus Worten formend dem Drange seines Geistes genügen, er sparte sich die mühsame Behandlung des Steines oder des Metalls. Wer ließe sich malen, wenn seine Paßkarte die Stelle des Portraits vertreten könnte? Und warum hätte Michel Angelo in einsiedlerischer Stille, versenkt in sich selbst, mit harter Arbeit, mit unverdrossenem Fleiß seine wunderbaren Gemälde an der Decke und auf der östlichen Wand der Sixtinischen Kapelle ins Leben gerufen, wenn er, was seine große Seele bewegte, in der Form des Sonettes hätte darstellen können, welche ihm so geläufig war? Nur als Sonettist hätte er gedacht, als Maler und Bildhauer wäre er in dem Vorhof des Denkens stehen geblieben!*) Nicht anders der Musiker. Auch er ergreift und ballt und bildet die flüchtigen Töne nur weil er nicht anders kann, weil die Sprache dem Geistesdrange in ihm den entsprechenden Ausdruck versagt. Und wenn nun derselbe Meister jetzt ein gleichgültiges Gespräch führte über Wind und Wetter, so dächte er, wie andre vernünftige Menschen, wenn er aber dann auf seinem Instrument phantasirte oder componirte, so dächte er nicht, sondern sein Geist wäre in einen Zustand vor dem Denken, und niedriger, als dieses zurückgegangen? Das läßt sich niemand einreden.

Rings um die ausgesprochene und aussprechliche Gedankenwelt her und sie vielfach durchbrechend liegt ein unabsehbares

*) Im Gegensatz zu J. Grimms Meinung, daß die Sprache der volle Athem der menschlichen Seele sei, erzählt Giesebrecht (Dam. 1860), 154), daß der Maler Otto Runge, wenn er über seine Compositionen um Aufschluß gebeten wurde, lächelnd geantwortet habe: „Wenn ich das sagen könnte, so hätte ich nicht nöthig gehabt, es zu malen."

Meer unausſprechlichen Geiſteslebens ausgebreitet. An Werth ſteht dieſes jener mindeſtens gleich, an Umfang übertrifft es ſie in dem Maaße, wie die weite Waſſerfläche ſich zu zerſtreuten Klippen, Inſelgruppen, Sandbänken und dem ſchwimmenden Seetang verhält, welche ſich darüber erheben.

Und nun die Stellung der Poeſie, der ſchaffenden, nicht der reproductiven, zu jenen beiden geiſtigen Regionen. Sie iſt an die Sprache gewieſen, kann auch zum Theil ſich dadurch äußern, aber hier iſt ſie doch gleich dem Mädchen aus der Fremde; ihre eigentliche Heimath iſt das Gebiet des Unausſprechlichen. Will die Poeſie Gefühle darſtellen, ſie findet dazu in der Sprache nichts, als eine Anzahl Interjectionen. Und verwendet ſie die mitunter in ergreifender Weiſe, ſo iſt doch leicht einzuſehen, daß nur die Situation jenen unbeſtimmten, vieldeutigen Ausrufen die eine Bedeutung giebt, welche der Dichter kund geben will. Hat er Affecte und Leidenſchaften zu äußern, die Sprache bezeichnet nur Begriffe durch Wörter. Aus ihnen mag er Urtheile und Schlüſſe aufbauen und in der Weiſe die Gedanken ausſprechen, um welche das Gewoge der Leidenſchaft fluthet: dieſes ſelbſt bleibt unausſprechlich. Charaktere, alſo innere Wahrnehmungen der Phantaſie wollen der Phantaſie des Hörers nahe gebracht ſein; die Sprache hat keine Zeichen für Wahrnehmungen. Da gilt es Beſchreiben, Umſchreiben, Vergleichen, da werden Tropen und Figuren herbeigezogen; man betrachtet wohl gar dieſe Künſte als poetiſchen Schmuck, ſie ſind in Wahrheit nichts als Aushülfen, zu denen das Bedürfniß geführt, Unausſprechliches andeutend auszuſprechen."

Weiterhin erinnert er an die Göthiſchen Worte:

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geiſt,

und fährt dann fort: „Damit iſt das Verhältniß des Dichters zu der Sprache bezeichnet. Auf ihre Launen, Unarten, auf alle ihre Wunderlichkeiten zu lauſchen, in ihnen beſondere Weisheit zu ſuchen, die abgöttiſche Verehrung frommt ſo wenig ihm als ihr. Aber eine Braut iſt ſie ihm, die er liebt, die er zu ſich empor

hebt, die er mit Manneskraft und Mannesmuth beherrscht; und sie schmiegt sich an ihn und will es nicht anders. Und es kann nicht anders sein. Zum Bildner der Sprache ist der Dichter gesetzt, und weiter und weiter gebildet zu werden, das ist ihre Bestimmung: die Geschichte der Sprachen bezeugt es. Wiederum, wenn die Sprache in liebendem Selbstvergessen die Gedanken des Dichters in sich aufnimmt, nur dann ist sie ihm die treue Geliebte, deren er bedarf, nur dann werden dem herrlichen Paar Kinder geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe."

Besonders lag nach seiner Ueberzeugung das Glaubensleben in der Region des Unaussprechlichen, die kein Auge erreicht, keine Lippe verkündet. Wie das unaussprechliche Geistesleben wahrhaftes Denken, so sei der unaussprechliche Glaube gotterfülltes heiliges Denken. Doch einen Zusammenhang zwischen diesem heiligen Denken und dem Menschenwort hat er nie geleugnet; nur daß man nicht meinen sollte, dieses sei für jenes der adäquate Ausdruck. In diesem Sinne sagt er (Dam. 1862, 51): „Gewiß der Gläubige *empfindet* vor allem Gott und Gottes Gnade und nimmt sie aufmerkend innerlich wahr, und wie der Begriff durch ein Wort bezeichnen läßt sich die Empfindung so wenig als die Wahrnehmung; doch kann diese unter einen Begriff subsumirt, durch fortgesetzte Determination annähernd beschrieben, jene durch Vergleichen mit andern Empfindungen oder durch Angabe der Situation, in der sie entsteht, annähernd angedeutet werden. Und die Begriffe Gott, Gnade ꝛc., sei es, daß sie aus dem Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit durch ein Gewoge heiliger Empfindungen und Wahrnehmungen wie von der Tiefe her aufgestiegen sind, und dann erst als Gesammtempfindung, als Gesammtwahrnehmung das bezeichnende Wort gefunden haben, oder daß die Ueberlieferung zuerst dieses, mit ihm einen unbestimmten, dunkeln Begriff in das Bewußtsein gebracht hat, der durch innere Wahrnehmungen und Empfindungen hell und inhaltreich geworden ist — sie schweben dem Gläubigen als aussprechliche Symbole über unaussprechlichen Erinnerungen."

In einem Briefe vom Jahre 1870 an den Superintendenten

Hasper, einen seiner ältesten Schüler, der ihm besonders während der Krankheit seiner Frau nahe getreten war, spricht er sich nachdrücklich dahin aus, daß es eine begrifflich zu fassende Erkenntniß von Gott nicht gebe, daß es aber trotzdem des Menschen Vermögen und Pflicht sei, Gott zu denken, wenn auch die menschliche Wissenschaft sein Wesen nie erschöpfe: „Wenn die Philosophie sich vernehmen läßt," schreibt er, „Gott habe nothwendig die Welt erschaffen müssen, um einen Leib für seinen Geist zu haben, oder um sich selbst an seinen Werken wie in einem Spiegel zu erkennen, so scheint mir eine solche Behauptung lächerlich, weil sie ganz aus menschlicher Analogie heraus genommen ist. Schelling sagt, Gott sei nicht ohne Schranke zu denken — ein hartes Wort und doch wahr, wenn Gott gedacht werden soll. — Aber wer sagt denn, daß Er zu denken sei? Ist denn das Unbegreifliche je begriffen, das Unerklärbare je erklärt, das Unnennbare je genannt und das Unvergleichbare je verglichen worden? Da liegt der faule Fleck. Uns selbst nehmen wir zum Maßstab, setzen Gott in die Form unserer Kategorieen und unsrer Ideen und beschenken ihn mit unserm Superlativ, und so erscheint er denn bald als Ungrund, bald als unendliche Selbstaffirmation, bald als absolute Indifferenz zweier einander entgegen gesetzter Principien ꝛc. Es gilt hier das, was Haller von der Ewigkeit sagt: „ich häufe Zahl auf Zahl, um dich zu messen; jedoch umsonst. Ich tilge sie und du liegst ganz vor mir." Sehen Sie, Freund, das ist nach meinem Herzen gesprochen, und doch vielleicht zu strenge, denn göttlichen Geschlechtes, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, ist der Mensch bei alle dem, er kann und soll auch Gott denken, wie fühlen, aber im weiten Meeresschooß des Unaussprechlichen liegt auch mir die glückselige Inselgruppe der Wissenschaft."

Gieſebrecht hat sich selbst als Mystiker bezeichnet, als einen der mystischen, nicht der dogmatischen Gemeinde Angehörigen. Er sagt in der Damaris (1860, 170 ff.): „Die Mystik ist nicht gerade wohl berufen. Ließe sich ein Unmusikalischer beikommen, die Musik und die Freude an ihr als leere Einbildung, als

Schwärmerei zu bezeichnen, die Antwort wäre sofort bei der Hand, er urtheile über eine Sphäre geistigen Lebens, dahin er nicht gedrungen; schilt aber der Ungläubige den Glauben — die Mystik ist Glauben — Schwärmerei, Verrücktheit ꝛc., so wird das in der Ordnung gefunden, und doch steht jener zu diesem nicht anders, als der Unmusikalische zur Musik. Darüber kein Wort. Allein selbst in christlich gesinnten Gemüthern regt sich das Bedenken: die Mystik setzt das gläubige Gefühl, das unaussprechliche, über das ausgesprochene, geoffenbarte Wort. Gewiß ohne eine Wiederholung des Pfingstwunders in sich zu erfahren, erkennt niemand die Bibel als von Gott eingegeben; keine äußere Autorität, kein Zeugniß als das des heiligen Geistes im Menschengeiste hält dem Zweifel und der Anfechtung Stand. In diesem Stadium des Glaubens steht also allerdings das unaussprechliche Gefühl, das seinen Grund in Gott hat, über dem ausgesprochenen Wort; aber von da an ist das beglaubigte Gotteswort die Norm des Gefühls. Dennoch hat sich der mystische Subjectivismus verirrt, die Geschichte lehrt es; sie lehrt dasselbe von dem dogmatischen Objectivismus. Die Gefahr wird auf beiden Seiten gleich, deshalb, ihr zu begegnen, der Gegensatz nothwendig sein. Stehe jeder treu zu seiner Fahne und ehre das Recht des andern. Solcher Gegensätze bedarf das Christenthum, damit es den vollen Reichthum seines Inhalts entfalte. Der christliche Künstler und der Mann christlicher Wissenschaft aber werden in der Regel nach der subjectiven Seite hin sich wenden. Sie können nicht anders, denn ihre Aufgabe ist nicht, in die Wissenschaften und Künste kirchliche Dogmatik hie und da einzuschalten, sondern vielmehr Ahnungen, Gefühle, Gedanken in mannigfacher Abstufung, den ganzen Lebenshauch des Christenthums in jene hinüber zu leiten.“ — „In der Tiefe aber, als Grund des nach außen drängenden Denkens und Wollens, bliebe ein mystisches Geistesleben, das für sich keinerlei Seelensprache sucht, sondern still beschaulich zu Gott gewandt, in Gott befriedigt ist, der verborgene Mensch des Herzens in stetem, sanftem und ruhigem Geist, welcher köstlich ist vor Gott.“

Dieſer Standpunkt des myſtiſchen Subjectivismus tritt auch deutlich hervor aus einem Gedichte, das in der Zeit entſtanden iſt, als unter Altenſteins Nachfolger auf das äußerliche Bekenntniß zu Dogmen Gewicht gelegt wurde.

Ich hätte nicht gefunden?
Wer hat euch das geſagt?
Ich hab' in heil'gen Stunden
Manch heilig Wort erfragt.
Und nennt ihr das ein Finden,
Das alles Suchens leer?
Heißt nicht ſich Gott verbinden
Ihn ſuchen immer mehr?

Kalt wie die Steine ſchauen
Mich eure Formeln an;
Und darauf wollt ihr bauen
Des Gottesreiches Plan?
Darein wollt ihr uns ſchmieden?
Erwägt ihr, was ihr treibt!
Ich weiß: der Streit im Frieden,
Die ew'ge Myſtik, bleibt.

So war ihm das Ringen nach Wahrheit mit allen Schmerzen und Dunkelheiten, die ſich daran hängen, ſogar mit dem Widerſtreben gegen das Evangelium äne beachtenswerthe Erſcheinung (Dam. 61, 95); gegen beſondere Seelſorge von Seiten des Geiſtlichen verhielt er ſich ablehnend, eingedenk der goldenen Worte des bekannten Morgenliedes wollte er mit Gottes Beiſtand ſelber für ſeine Seele ſorgen, ſeinen Weg mit Chriſto allein gehen (D. 62, 346). Dieſem unmittelbaren Verhältniß zu Gott zu entſagen, um ein vermitteltes einzugehen, ſei es noch ſo ſchön, dazu ſah er keinen Grund, ja es erſchien ihm als Undank gegen den Allheiligen, der ſich zur nächſten Lebensgemeinſchaft mit dem ſündigen Menſchen ſelbſt darbietet (a. a. O. 331). Dieſe Geſinnung hat er auch dichteriſch ausgeſtrochen:

„Unglücklicher, mich jammert deiner Seele.
Schließ mir dich auf, ſag an, wo dir es fehle;

Seelſorgend, führend bin ich jederzeit
Jedwedem Irrenden zu Dienſt bereit."

Hochwürdiger Herr, viel Dank und guten Morgen!
Für meine Seele wird ihr Schöpfer ſorgen.

Nichts lag ihm mehr am Herzen als die Glaubenslehre vom Glauben auf das deutlichſte zu ſondern: „Man verwechſelt," ſagt er, „nicht ſelten chriſtlichen Glauben und chriſtliche Glaubenslehre. Dieſe iſt eine Wiſſenſchaft, iſt fortwährender Veränderung unterworfen, gleich andern Wiſſenſchaften: die Dogmengeſchichte bezeugt es. Die Glaubenslehre wird von Menſchen gelehrt, gelernt, gewußt; man kann ſie gründlich und umfänglich wiſſen, ohne Glauben; man kann wenig, ſelbſt Irriges, von ihr wiſſen und reich an Glauben ſein. Denn *er* iſt keine Wiſſenſchaft, ſondern ein Zuſtand der Seele, den Gottes Geiſt ſchafft, dem der Menſch widerſtreben, den er aber nicht hervor bringen kann: Glauben iſt perſönliches, durch Chriſtus vermitteltes Einswerden des endlichen und des unendlichen Geiſtes. Der den Glauben wirkt, vermag alſo allein untrüglich über Glauben und Unglauben der Menſchen zu richten; wir vermuthen nur aus Aeußerungen, die wir wahrnehmen."*) „Von oben herab kommt ein göttlicher Lebensſtrom, der die Menſchenſeele erfüllt und weiht, der von da zu ſeiner Quelle zurückkehrt, um den ſegensreichen Lauf fort und fort wieder zu beginnen. *Gnade* nennen wir den Strom, wenn er vom Himmel niederfließt, *Glaube*, wenn er heilend und beſeligend in uns waltet, *Gebet*, wenn er aufſteigt, woher er gekommen, denn in Gott leben, weben und ſind wir"**).

Dieſe deutſche Innerlichkeit gegenüber der anglomanen Kirchlichkeit betonte er ſtets auf das Nachdrücklichſte, ohne daß er ſich vom öffentlichen Gottesdienſt fern gehalten hätte. In früherer Zeit beſuchte er Jahre lang regelmäßig in Stettin Riquets Predigten, in den letzten Jahren die des Jaſenitzer Paſtors

*) Rede bei der Haſſelbachfeier. Gedd. Bd. II, 63.
**) Rede beim Abgang von der Schule. Gedd. II, 135.

Wegener; in der langen dazwischen liegenden Zeit war sein Verhalten dem öffentlichen Gottesdienst gegenüber wohl ein ungleiches, wechselndes, ganz entfremdet aber auf längere Dauer hat er sich ihm schwerlich. Aber andere Menschen danach in Bezug auf ihre christliche Gesinnung zu beurtheilen, aus Unkirchlichkeit auf Unglauben, aus fleißigem Besuch der Kirche auf ein inniges Glaubensleben zu schließen, das lag himmelweit ferne von ihm.

Sehr entschieden hat er in der Damaris wie in seinen Gedichten das Recht des Hauses der Kirche gegenüber gewahrt. „Unter uns evangelischen Deutschen," sagt er (Dam. 65, 12), „ist im Allgemeinen von der strengen Kirchlichkeit des Hauses wenig zu erwarten. Sie wird entweder, nach einer Seite hin, durch Uebersättigung der jungen Seelen mit Wahrheiten, für welche sie noch nicht empfänglich sind, von Stufe zu Stufe, Gleichgültigkeit, Ueberdruß, Widerwillen hervorrufen, oder, nach der andern Seite zu, — ich gebrauche einen Ausdruck Bengels — Maulchristenthum." Die Hausandacht, als äußerliche Sitte, galt ihm nicht allein als unnütz, sondern als verderblich. „Was wir bedürfen, ist Christenglaube; dafür giebt es kein Surrogat, man darf auch niemand einreden, daß ein solches vorhanden (D. a. a. O. 10)."

So war er auch ein Gegner der Privatbeichte, nicht als hätte er sie unbedingt verworfen, sie könne, meinte er, manchem zu manchen Zeiten ein tiefes Bedürfniß sein. „Aber sie ist keine kirchliche Handlung, sondern gehört, wie ihr Name besagt, dem christlichen Privatleben an. In ihr steht dem Freunde der Freund gegenüber; befindet sich der Pfarrer zu den Mitgliedern seiner Gemeine, allen oder einigen, in einem solchen Verhältniß, warum sollten diese ihm nicht ihr Herz ausschütten, warum er ihnen nicht tröstend und rügend antworten? Doch, wo das Vertrauen fehlt, kann die Privatbeichte nicht gefordert werden; wendet es sich einem andern Gemeingliede zu, einem Manne oder einem Weibe — denn in Christo ist kein Mann, noch Weib — so ist es, kraft des allgemeinen Priesterthums aller Gläubigen, der

Privatbeichtiger derer, die ihm vertrauen. Dagegen als kirchliches Sündenbekenntniß ist nur die allgemeine Beichte die rechte: das meine Ueberzeugung.

Da entgegnet mir etwa der Mund eines Weltlichen: du hast dich mit Geschichte und Politik beschäftigt, du erkennst den kirchlichen Staat und dessen Zusammenhang mit der christlichen Kirche an, du hast eingeräumt, die Förderung des Gehorsams gegen Gott sei die gemeinsame Aufgabe der Kirche, des Staates, der Schule und der Familie: siehst du denn nicht, daß die Privatbeichte ein sehr geeignetes Mittel, die Gemeinen zum Gehorsam zu erziehen?

Zum Gehorsam gegen den Beichtiger, nicht zum Gehorsam gegen Gott.

Das hängt genau zusammen. Autorität nicht Majorität! Von menschlicher zu göttlicher Autorität! Hierarchie mit ländlicher Aristokratie des Adels, städtischer des Magistrats machen die einschließenden Mauern des Gebäudes, von ihnen getragen das herrliche Dach, die Monarchie, das Königthum von Gottes Gnaden, und darüber hoch bis in die Wolken ragend, der Thurm mit dem weithin leuchtenden Kreuz, die Theokratie.

Das ist wohl sehr geistreich, phantasiereich, wie soll ich es nennen; allein man pflegt sonst das Fundament zu unterst des Gebäudes zu legen, nicht oben, über dem Dachstuhl. Der Eckstein aber, auf dem allein der christliche Staat, wie die christliche Kirche, sich erheben kann, ist Jesus Christus. Also nicht von menschlicher Autorität zu göttlicher, sondern umgekehrt, von dieser zu jener (Dam. 62, 338)."

Auch mit der Forderung des täglichen Tischgebetes war er nicht einverstanden, wenigstens als allgemeine, unerläßliche Christenpflicht konnte er es nicht anerkennen. In seinem elterlichen Hause daran gewöhnt, hat er es doch in seine eigene Häuslichkeit nicht eingeführt. Warum er es nicht gethan, sagt er in der Damaris (65, 16), wo er von einem darauf bezüglichen Gespräch mit Frau Redepenning (vergl. S. 34 ff.) erzählt: „Einst da ich als Gast in der Familie zu Tische gewesen war, redete die Hausfrau

mich an, ich möge mich gewundert haben, daß kein Tischgebet stattgefunden. Es war im Hause meiner Eltern üblich, antwortete ich; eine Wirkung davon habe ich so wenig an mir, als an meinen Geschwistern bemerkt, wir waren zerstreut, Augen und Gedanken auf die Speisen gerichtet. Das ist es, erwiderte sie, Kinder sind nie weniger zum Gebet gestimmt, als wenn es zum Essen geht. So begegneten wir uns. Als ich später selbst einen Hausstand gründete, habe ich es gehalten wie meine Freundin."

Daß aber der, welcher in seinem Hause das Tischgebet nicht halte, die irdischen Gottesgaben nicht mit Danksagung empfange, erklärt er (Dam. 62, 344) für eine traurige Insinuation. „Sailers Gebetbuch," sagt er, „enthält den Dank im Morgengebet und im Abendgebet, aber ein Tischgebet findet sich nicht darin, auch das Gebet beim Mittagläuten denkt an die Menschwerdung des göttlichen Sohnes, an sein Leiden, Sterben und Auferstehen, an seine Wiederkunft zum Gericht, an seine Anbetung, kein Gedanke an Essen und Trinken. Es ist auch in der That schwer abzusehen, warum unter allen Gottesgaben zur Erhaltung des leiblichen Lebens gerade auf die Speise soll der Nachdruck gelegt werden. Der Grund, durch den Luther dazu bestimmt wurde*), existirt nicht mehr; und dann sollte man doch wohl die Luft, ohne welche der Mensch keine Minute sein Dasein haben kann, für eine größere Gabe halten, als die Speise, deren er nur von Zeit zu Zeit bedarf. Ist nicht das Leben mehr als die Speise?

Auf das stille, einsame Gebet lege ich allerdings das höchste, ja wenn man will, alles Gewicht. Es ist der ursprüngliche, von dem Sohne Gottes selbst gestiftete, durch das Wirken des heiligen Geistes getragene, christliche Cultus, aus dem jeder andere, auch

*) „Den klösterlichen Cölibat wollte der Reformator nicht als eine höhere Stufe christlichen Lebens, das Fasten nicht als ein besonders gutes Werk angesehen wissen; im Gegensatz zu ihnen war es also erforderlich, der Familie und in ihr dem Familienmahl eine erhöhte Stellung zu geben: daher die Tischliturgie. Sie hatte geschichtlich ihr gutes Recht." Dam. 1852, 343

das Sacrament, hervorquillt, zu dem jeder zurückſtrömt. Es iſt die Gemeinſchaft mit Chriſto, ohne welche die Gemeinſchaft der Heiligen ſo wenig ſein kann, als jene ohne dieſe. Die eine iſt ſo geiſtig, wie die andre. In Wahrheit, es iſt ein großes Bewußtſein, mit allen Gläubigen jenſeits des Grabes und dieſſeits an allen Orten der Erde zu einer Gemeine, zu einem Leibe verbunden zu ſein; ich bin auch nicht geſonnen, das ſchwache Abbild von ihr, das ſich vor dem Altar und um die Kanzel her verſammelt, gering zu achten, vielmehr mir iſt heilig wohl in dieſer Verſammlung, die mich an jene vollkommnere erinnert; aber Kirchentage, Guſtav Adolfstage, Miſſionstage ꝛc. zu beſuchen, dazu finde ich in mir keinen Beruf. Meine Schule, meine Familie, meine Studien bieten mir hinreichende Gelegenheit, mein chriſtliches Gemeinbewußtſein zu bethätigen, mich zu Chriſto zu bekennen.

Sei es an dem Geſagten genug. Die ſichtbare Kirche iſt in unſerm Lande, ſo viel ich ſehe, der Anſicht, Gemeinſchaft ſei das vornehmſte, wenn nicht alleinige Hülfsmittel der Gottſeligkeit. Dem entgegen habe ich das Recht der Einſamkeit geltend gemacht, des verborgenen Menſchen des Herzens, der köſtlich vor Gott. So ſind die Gegenſätze beſtimmt heraus geſtellt."

Aus ſeinen Gedichten theile ich folgende Strophen mit, welche dieſelben Gedanken, daſſelbe Gefühl ausdrücken, wie dieſe proſaiſchen Darlegungen:

Sonſt hat der Klang der Glocken mich gelabt,
Gelockt mich nach dem chriſtgeweihten Raume;
Jetzt ſtehn wir an der Schreckenszeiten Saume,
Da Kirchenleben ſich für Glauben ſetzt.

Hör' ich Gelaut, wie ſich mein Auge netzt!
Ich bin kein Roß, ihr lenkt mich nicht am Zaume;
Nicht wachend nur, im Schlaf, im tiefſten Traume
Vor euren hohlen Larven graut mir jetzt.

Die Feiertage und die hohen Dome
Sind todt für mich; erwecke niedres Haus,
Erwecke mein Gebet, ſtill dunkle Nacht.

— — — — —

Sie baun des Herren Haus; belebt die Sproſſen
Des Baugerüſtes, das den Bau verdeckt,
Ich ſeh' es ja, ich höre die Genoſſen,
Wie einer Stimme Ruf die andre weckt.

Doch mir, ach mir nur eine ſtille Klauſe,
Tief in der Wüſte ein verborgnes Zelt,
Da ich mit meinem Gott ſtumm betend hauſe
In ſeinem Reich, das nicht von dieſer Welt.

— — — — — —

Der Kirche neig' ich mich, der unſichtbaren,
Die ſichtbar, wirkſam durch das treue Haus;
Doch tritt ſie ſelbſtiſch in die Welt heraus,
Mit herriſchem, mit mönchiſchem Gebahren,

Dann gilt es feſt, des Hauſes Heil zu wahren,
Des deutſchen Lebens reichſten Blüthenſtrauß,
Dann ſoll kein Kirchenrecht, wie wirr und kraus,
Des Hauſes heil'gen Frieden uns zerfahren.

Was Gieſebrecht in der Vorrede zur Damaris mit dem pſychologiſchen Gegenſatz von Gedächtniß und Erinnerung meint, in deſſen Auffaſſung er der Terminologie von Jean Paul mit theilweiſer Anlehnung an platoniſche Philoſopheme folgt, wird am beſten klar werden aus dem Abſchiedsgedicht an Haſſelbach, das eben dieſes Gedankeninhalts wegen ich hier erſt mittheile:

Gehſt du? ich bleibe zurück. Und alle nun, alle geſchieden,
Die ich eintretend begrüßt noch in ein früheres Haus?
Schweigen in mir. Was hab' ich gewollt, was hab' ich errungen,
Irrend, geirrt, geſchmäht, mehr auch als nöthig gelobt?
In mich ſelber hab' ich geſchaut, Erinnrung, Gedächtniß
Sondern gelernet in mir, was ich gelernet, gelehrt;
Habe Erinnern unendlichen Geiſtes, den Glauben, geſondert
Menſchengedächtniß von dir, welches die Formel bewahrt;
Habe des endlichen Geiſtes Erinnern und Weben,
Dem die Gedanken entſtehn, welches im Inneren lernt,
Von dem Gedächtniß zu löſen geſucht, das auswendig lernet,
Das in dem Zeichen, dem Wort Fülle und Mangel ſich häuft,
Heilſam ſchaffend auch ſo. Wird jedes aufs Höchſte doch das nur,
Was es zu werden vermag. Ach, ich erfuhr es ja wohl. — —
Einen Händedruck noch! Wir wanderten lange mitſammen:
Sieh, da theilt ſich der Weg. Treuer Gefährte, Ade!

Unerwähnt darf ich bei dieſer, wenn auch nur ſehr unvollſtändigen Darlegung der Gedankenwelt der Gieſebrechtſchen Aufſätze in der Damaris nicht die Ueberzeugungen und Hoffnungen laſſen, welche er für eine künftige Blüthe der deutſchen Nationalliteratur hegte. Zurückblickend auf die Zeit Göthes und Schillers ſagt er (D. 60, 37): „Die Männer von Weimar und ihre Genoſſen haben einſt Großes geleiſtet. Auf chriſtlichem Grunde ruhen allerdings ihre Dichtungen meiſtentheils nicht; ſie ſind aber auch nicht heidniſch, ungeachtet Göthe ſich wohl ſelbſt einen Heiden genannt hat. Chriſtliche Gedanken, ein Ahnen des Gekreuzigten, ein Sehnen nach ihm, zum Theil mit dem Spott der Unwiſſenheit, des Leichtſinns, des Frevels gemengt, klingen durch in dieſen philoſophiſch-poetiſchen Gebilden. Je mehr ſie in die Vergangenheit zurück treten, je mehr wir im Stande ſind, ſie unbefangen zu betrachten, deſto lehrreicher wird der Blick in die wunderbar verſchlungene Gedankenwelt, die ſie vor uns aufthun. Aber zurück in jene labyrinthiſchen Bahnen kann und will die Gegenwart nicht, ſpätere Geſchlechter werden es noch weniger können, wollen. Mit dem äußerlichen Verſuchen und Herumtappen will auch nichts Neues werden: wir haben es erfahren. Und die Poeſie kann doch nicht ganz in der Nation erſterben. Wohin ſoll ſie ſich wenden?“

Die Wege, die man ſeitdem eingeſchlagen, bezeichnet er (a. a. O. 15) als nicht zum Ziele führende: „Wir haben es ja erlebt, daß Dichter, die nach Göthe und Schiller gern auch etwas Bedeutendes geleiſtet hätten, ſich ſelbſt mißmuthig als die Epigonen bezeichnet, die Einen durch eine abenteuerliche Lebensweiſe, die Andern durch Reiſen in fremde, ſelbſt wenig gekannte Länder, noch Andre durch Beſchäftigung mit abſonderlichen Studien und mit entlegenen Literaturen den Stoff, wie die Kraft zu ganz neuen, unerhörten poetiſchen Schöpfungen haben zu erhaſchen geſucht; und wenn das Alles nichts fruchtete, ſind ſie in Europamüdigkeit und Weltſchmerz, der Abwechſelung halber auch in Hohn alles Heiligen verfallen. Solche Erfahrungen zeigen, daß der Jungbrunnen der Kunſt anderswie und anderswo zu ſuchen iſt.“

Nach Gieſebrechts innigſter Ueberzeugung quillt dieſer Jungbrunnen nur in der glaubensvollen Seele (D. a. a. O. 37): „Nicht durch äußerliches Heranziehen neuer Stoffe erneut, verjüngt ſich die Kunſt, welche von ihnen es ſei, ſondern durch Vertiefung des Künſtlers in ſich und vor allem in Gott. Der Glaube iſt es, der in der Seele des Glaubenden einen Reichthum fruchtbarer Gedanken und, iſt ihm die Naturgabe der Phantaſie verliehen, eine Fülle neuer Geſtalten und Gruppirungen weckt, dergleichen auch die größte Mannigfaltigkeit äußerer Anſchauungen dem Künſtler nicht zuführen kann."

Von ſolcher Vertiefung erwartete er für unſere Literatur eine neue Blüthe, herrlicher noch, als ſie einſt in Weimar ſich aufſchloß: „Wie einſt im Mittelalter von der religiöſen Bewegung in Aſſiſi ſich neues Leben in die dichtende und bildende Kunſt Italiens ergoß, ſo hoffe ich, aus den Erweckungen im evangeliſchen Deutſchland ſeit dem Kriege von 1813 werde eine ähnliche Frucht erwachſen, ein Hinausgehen ſelbſt über die Leiſtungen der Heroen von Weimar. Für eine ſolche Zukunft zu wirken, ſo viel oder ſo wenig es ſei, halte ich für eine mindeſtens eben ſo würdige chriſtliche Thätigkeit, wie die äußere oder innere Miſſion. Soll aber *das* Werk gelingen, ſo iſt unerläßlich, daß der Familie wie der Schule fernab bleibe der todte Formalismus, das Bemühen, alle in das Kirchenjahr, in äußerliches Chriſtenthum, in die Religion des Scheines hinein zu *gewöhnen*. Dante war tief katholiſch und doch kein Guelfe, ſondern ein ſehr entſchiedener Ghibelline; wer heut zu Tage freier und zugleich evangeliſcher Bildung in Wiſſenſchaft und Kunſt zuſtrebt, kann nur Independent ſein."

Das Mitgetheilte muß genügen, um auch durch die Aufſätze in der Damaris eine Anſchauung von Gieſebrechts Perſönlichkeit zu geben; als Darlegung des Inhalts dieſer Zeitſchrift wäre es unzureichend, auch wenn man die Stellen, auf die ſchon früher, um ihn als philoſophiſchen Denker, als Pädagogen, als Politiker zu charakteriſieren, hingewieſen wurde, mit hinzunimmt.

Die Damaris, obgleich von der Kritik mit großer Achtung begrüßt und wegen ihres gediegenen Inhalts ſehr hoch geſtellt,

hat doch keinen großen Leserkreis gehabt. Gieſebrecht hat ſie als Zeitſchrift bezeichnet. Mit Unrecht. Eine Zeitſchrift muß, wenn ſie, wie es ihre Aufgabe iſt, auf größere Kreiſe wirken will, eine ausgeſprochene Parteifarbe haben, einer beſtimmten Partei dienen. Die Damaris iſt aber für keine Partei ein adäquater Ausdruck ihrer Beſtrebungen, ſie trägt das Gepräge einer einzelnen eigen gearteten, wiſſenſchaftlich und ſittlich ſehr bedeutenden Perſönlichkeit. Das gilt auch für die beiden letzten Jahrgänge; denn auch Ed. Böhmer hat in der Damaris aus nahe liegenden Gründen nur ſolche wiſſenſchaftlichen Arbeiten veröffentlicht, in denen er ſich mit Gieſebrecht im Weſentlichen eins wußte; er hat auf deſſen ausdrücklichen Wunſch gerade die Geſchichte der Myſtik zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen und Darſtellungen gemacht.

So haben die Aufſätze der Damaris keinen Parteizwecken — das Wort in ſeiner weiteſten Ausdehnung genommen — dienſtbar ſein können, ſie können es auch für die Zukunft nicht. Die darin ausgeſprochene Lebensauffaſſung iſt für die Gouvernementalen zu unabhängig, für die Liberalen zu monarchiſch, für die Philoſophen zu phantaſiereich und zu myſtiſch, für die Gefühlsmenſchen zu verſtändig, für die Unkirchlichen zu gläubig, für die Kirchlichen in bedenklicher Weiſe den Independentismus vertretend. Seine Lebensanſchauung iſt hier für dieſen unverſtändlich, dort verletzt ſie jenen; mit ſich ſelber ſteht Gieſebrecht nie in Widerſpruch. Kaum mit früheren Ueberzeugungen. Denn die wenigen Wandlungen, die er durchgemacht hat, vom gefühlsinnigen Puritanismus zum myſtiſchen Independentismus, vom entſchiedenen Monarchismus zum beſonnenſten Conſtitutionalismus, ſind Entwickelungen und Entfaltungen eines urſprünglich vorhandenen Keims; kein Niederreißen eines alten Gebäudes und Aufbauen eines neuen mit neuer Fundamentierung. Der Independent hat nichts, gar nichts von der Glaubensinnigkeit, der conſtitutionelle Staatsburger nichts von der Pietät für das Herrſcherhaus verloren. Wie wenige Menſchen, welche eine ſo lange Zeit wie er, welche gerade dieſe Zeit durchlebt haben, mag es geben, die ſo ſich gleich und treu geblieben ſind, wie Gieſebrecht.

Die Damaris ist keine Zeitschrift; weil sie aber den Ausdruck einer rückhaltslos wahrhaftigen Persönlichkeit, die Arbeiten eines scharf denkenden, umfassend gelehrten, phantasievollen, für alles Hohe und Heilige begeisterten Mannes enthält, so bleibt diesen in classisch edler Sprache geschriebenen Aufsätzen ihr Werth für alle Zeiten.

Seit im Jahre 1856 der gegenwärtige Director des Marienstiftsgymnasiums*), Prof. Heydemann, das Directorat übernommen hatte, und ungefähr um dieselbe Zeit der Provinzialschulrath Wehrmann als Mitglied in die Stettiner Behörde eintrat, wurde auch das amtliche Leben für Giesebrecht eine Zeit stillen Friedens, wie er sie kaum noch erwartet hatte. Zwar der geschichtliche Unterricht wurde ihm nicht zurückgegeben, aber er machte auch keinen Anspruch darauf; er fand reichlichen Ersatz in dem in weiterer Ausdehnung ihm überwiesenen Religionsunterricht.

Sein häusliches Leben floß seit seiner Rückkehr aus Frankfurt bis zu seinem Amtsjubiläum meist ruhig und gleichmäßig dahin; freilich kamen Zeiten, in denen sich dunkle Schatten über das Glück der Familie breiteten, als erst der eine Schwiegersohn nach kurzer Krankheit starb, wenige Jahre später der andere durch den Sturz vom Pferde das Leben verlor. Auch sein Bruder Adolf, seine Schwestern Luise Dulitz, Auguste Probsthan, Ernestine Böhmer, endlich Henriette, die zuletzt in Halle in dem Hause ihres Neffen, des Gymnasialdirektors Adler, lebte, starben alle während dieser Jahre; der älteste Bruder, Karl, war schon lange vorher, im Jahre 1832, gestorben.

Zu dem Schmerz über die Todten kam bange Sorge um die Lebenden. Seit sein zweiter Sohn, Albert, Seemann geworden war, drückte ihn, wie begreiflich, sehr oft die quälende Ungewißheit um dessen Ergehen. Wohl freute er sich, wenn der Sohn

*) Im Jahre 1869 schied die Stadt Stettin aus dem Compatronatsverhältniß, in dem sie bisher zu dem Vereinigten Königl. und Stadt-Gymnasium gestanden hatte, und gründete wieder ein eigenes Gymnasium unter dem Namen Stadtgymnasium. Die ältere Schule erhielt den Namen Marienstiftsgymnasium.

„erſtarkt, gebräunter Wange“ aus fernem Lande zurückkehrte, aus Indien, das ſchon der Urgroßvater geſucht, aber nicht erreicht hatte. Aber wenn er dann wieder von ihm geſchieden, wieder dem gefahrvollen Leben zurückgegeben war, erwachten von neuem bange Beſorgniſſe um das geliebte Kind, das er ſo fern von ſich wußte, ſo viele Wochen lang, ohne Kunde von ihm zu haben. Dann geſtalteten ſich die Erzählungen, die er aus ſeinem Munde gehört, die herzlichſte Sehnſucht nach ihm, ſein feſtes Gottvertrauen zu rührenden Liedern:

Noch wird ſein Schiff, noch im la Plata liegen,
Und wohin weiter treibt es dann der Wind?
Kein Brief bringt Kunde. Eingehüllt, verſchwiegen
Die Nacht um mich, des Himmels Lichter blind,
Nur leiſe in mir die Gedanken quellen:
Mein Kind iſt Gottes, Gottes Wind und Wellen.

— — — — — —

Er auf den Waſſerwogen,
Ich auf des Geiſtes Fluth,
Wir werden fort gezogen,
Uns zieht der eigene Muth.

Du nur, der ewig Eine,
Der jedem ſo ſich giebt,
Als wär' er es alleine,
Den ſeine Seele liebt,

Du kannſt, du willſt uns halten,
Auf wilder See mein Kind,
Und mich daheim, den Alten,
Der in ſich ſucht und ſinnt.

Dir beug' ich Herz und Kniee,
Lenk' unſer Beider Lauf;
Du willſt, mein Gott, und ſiehe,
Der Hafen thut ſich auf.

Oder er freute ſich wehmüthig an den Muſcheln, die der Sohn aus allen Himmelsgegenden mitgebracht hatte, und blätterte in

den von demſelben geführten Schiffsjournalen, ja vertiefte ſich mitunter darin.

Mochten ſo ſeine Gedanken in den fernſten Ländern und auf dem weiten Ocean umherſchweifen, er ſelber verließ Stettin nur ſelten, nur um die Töchter in Jaſenitz und Krakow, die Geſchwiſter in Mirow, die beiden Neffen in Berlin und Halle zu beſuchen. Und in Stettin zog er ſich faſt ganz in ſein Haus zurück; er hatte dort ſeine feſte einfache Lebensordnung, bei der er ſich geiſtig und körperlich wohl fühlte. Er ſchrieb ſelbſt über ſein Familienleben in den funfziger Jahren: „Es iſt wie das Rauſchen des Baches und das Klappern der Mühle, eintönig, und wer es einſam im Walde hört, dem bewegt es doch das Herz.“ Den Verkehr mit Anderen, zumal mit ſolchen, die eine weſentlich verſchiedene Lebensanſchauung hatten, mied er, ſo viel als möglich; er wußte ſich als eine reizbare Natur und haßte alle Aufregungen, die ihn von ſeinem ſtillen Dichten und Sinnen abzogen, ohne ihm etwas Beſſeres dafür zu bieten, was ihn oder Andere förderte. Mittheilſam war er wenig; waren doch die Gedanken, die beſtändig in ihm wogten, kein geeigneter Stoff für gewöhnliche geſellige Unterhaltung. „Wo nichts iſt,“ ſchrieb er im J. 1858 an ſeine Schweſter Erneſtine, „da hat der Kaiſer ſein Recht verloren, und ich bin nichts, das ſich mittheilen könnte und möchte. Die Art habe ich ſchon lange, und je älter ich werde, deſto eigener wird ſie mir. Für eine Tugend halte ich das gerade nicht, aber vergeben kann es doch wohl werden.“ Im engſten Kreiſe war er aber zu Zeiten recht fröhlich, liebte den harmloſen Scherz, mochte er ſelbſt in gutmüthiger Neckerei ſich ergehen, mochte er herzlich ein treffendes derbes Witzwort Anderer belachen. Außer ſolchen Geſprächen war ihm eine willkommene Erholung das regelmäßige allabendliche Schachſpiel mit ſeiner Frau. Mit ſeinen Arbeiten begann er in früher Morgenſtunde, und in den Jahren der vollen Manneskraft arbeitete er bis ſpät in die Nacht hinein; in der letzten Zeit vermied er das nächtliche Studium.

Seine Geſundheit war bis zum Jahre 1864 ohne erhebliche

Erſchütterung. Aber auch bei kleinen Anſtößen, die ſeiner Umgebung gar keine Beſorgniß erregten, kamen ihm leicht Sterbegedanken. Im Anfang des Jahres 1864 aber wurde er ernſtlich krank. Ihn quälte ein andauernder Huſten, der mit Blutauswurf verbunden war, und erweckte in dem Siebzigjährigen die Ueberzeugung, daß er nur noch wenige Wochen zu leben habe. „Kommt bald," ſchrieb er ſeinen Neffen Eduard und deſſen Frau einladend, „ſonſt findet Ihr mich nicht mehr." Nur die Arbeit in der Schule hielt ihn noch friſch und aufrecht; kam er aus ihr zurück, ſo war die Kraft erſchöpft. Auch den Mai hindurch, der leider das von ihm ſo herzlich erſehnte Frühlingswetter nicht brachte, ging es nur langſam zur Beſſerung; es war ein ſchwaches Vegetieren, frei von körperlichem Schmerz wie von körperlichem Wohlgefühl; ſelbſt die Herzensfreude, die er über den Beſuch ſeines Bruders aus Mirow und ſeines Sohnes Albert empfand, half ihm nicht auf. Als dann endlich Mitte Juni ſchöne, warme Tage kamen, fühlte er ſich innerlich bedeutend wohler, wenn ihm auch die noch nicht gehobene Krankheit Unbequemlichkeit genug machte. Da er nun damals auf völlige Geneſung nicht hoffte, dachte er bereits an Emeritierung, ſchon zu Michaelis des Jahres, um dann nach Jaſenitz zu gehen und dort recht ſtill und einſam zu leben und vielleicht an der Damaris weiter zu arbeiten. Das letzte Stadium ſeines Lebens glaubte er eingetreten. Doch bald verſchwanden die Krankheitserſcheinungen ganz, und er entſchloß ſich ſein Amt fortzuführen. Die Sterbegedanken freilich verließen ihn auch da nicht; wurde er doch durch den Tod Haſſelbachs, durch die ſchwere Krankheit Löwes von neuem daran erinnert. So lehnte er auch die Einladung ſeines Neffen Wilhelm, zu den Sommerferien nach München zu kommen, mit der Begründung ab, er müſſe in der Nähe bleiben und ausruhen; am Ende der Ferien erſt werde ſich abſehen laſſen, ob es mit ihm zum Leben oder zum Sterben gehe. Den Anfang der Ferien verlebte er in Jaſenitz und „ſchwelgte dort in Roſenduft." Und ſo wohl bekam ihm der Aufenthalt dort, wo es ihn ſchon wie Seeluft anwehte, daß er in denſelben Ferien noch einmal dahin

ging. Als die Schulthätigkeit wieder begann, nahm er unverzagt und frohen Muthes seine Arbeit wieder auf und hoffte nun noch sein Amtsjubiläum zu erleben. Seien ihm dann noch ein paar Jahre beschieden, schrieb er an Wilhelm von Giesebrecht, so möchte er sie ganz still und verborgen in Jasenitz verleben. „Das hat mir seit Jahren im Sinn gelegen; neuerdings blätterte ich im Horaz, das carmen seculare fiel mir in die Hand. Da haben mich die Worte: Di senectuti placidae quietem beinahe bis zu Thränen gerührt, und sie summen mir, wie das ganze Gedicht, das ich nun erst recht lieb gewonnen habe, noch immer durch den Sinn. In Jasenitz hoffe ich die Erfüllung meiner Sehnsucht zu finden."

In der nächsten Zeit kehrten die Krankheitserscheinungen sporadisch zwar wieder, er mußte schlaflose Nächte unter Schmerzen zubringen, verlebte in Folge davon einzelne matte Tage, aber im ganzen war doch die Gewalt der Krankheit gebrochen. Nur das Gehen wurde ihm sauer, die Bewegung verursachte ihm heftiges Herzschlagen. Auf seinem Arbeitszimmer aber fühlte er sich frisch und wohl und versenkte sich in weitschichtige Studien. Der Arbeit könne ein Menschenkind doch nicht entbehren, meinte er; und wenn er ruhig zu Hause sitze, habe er noch Kraft und Lust genug zu geistiger Thätigkeit. So ging der Winter hin; und als der Frühling (1865) ihm „näher auf den Leib rückte," als er schon eine Nachtigall schlagen gehört hatte, legten sich auch die Schwerathmigkeit und die Beängstigungen, die er bei der Bewegung empfunden hatte.

Im Herbst reichte er beim Patronat sein Gesuch um Pensionierung ein. Sein Bruder Friedrich in Mirow, bei dem er mit seiner Frau im Sommer zu Besuch gewesen war, hatte die pfarramtlichen Geschäfte bereits abgegeben. Ihm selber stand noch ein halbes Jahr amtlicher Arbeit bevor, und ihm bangte vor diesem Winter, obwohl seine Gesundheit kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Mit dem Rücktritte von der Schule wollte er dann auch der literarischen Thätigkeit entsagen und deshalb mit diesem Jahrgang die Damaris schließen. Es sollte keine

Zeile mehr von ihm in die Druckerei geben. Doch war das kein fester Entschluß, nur vorübergehende Stimmung; denn als ihn Eduard Böhmer aufforderte, ein Schlußwort zur Damaris zu schreiben, ging er nicht darauf ein, da er sich gern die Möglichkeit offen halten wollte, die Sache noch einmal wieder aufzunehmen. Die Besorgniß vor dem Winter war keine ungegründete; die Krankheitsanfälle des vorigen Winters wiederholten sich, verschwanden aber viel schneller.

In den ersten Tagen des Januar (1866) waren es funfzig Jahre, daß er nach Stettin gekommen. Die Erinnerung an die ersten Stunden, die er in seiner zweiten Heimat verlebt hatte, wurde in ihm lebendig: wie er in dem Maurerkruge am Roßmarkt, den ihm der Schirrmeister als einen guten Gasthof empfohlen, die Nacht auf der Bank der von Bier und Tabak duftenden Schenkstube hatte zubringen müssen, und als eben vom Kriegsleben heimgekehrter Husar, der keine großen Ansprüche macht, auf dem harten Lager fest geschlafen; wie er dann am Morgen sich nach Hasselbachs Wohnung hingefragt und dort eine gastlichere Aufnahme gefunden. Den Unterricht am Gymnasium hatte er wenige Tage später begonnen, seine Vereidigung erfolgte am 5. Mai. Als ihm nun sein Gesuch, ihn schon zu Ostern zu pensionieren, vom Patronat in ehrenvollster Weise bewilligt war, hoffte er einem officiellen Jubiläum, von dem nach seiner Meinung nur am 5. Mai die Rede sein könnte, zu entgehen; er werde sich also, schrieb er an Ed. Böhmer, wie ein stiller Mensch von seinen Collegen und seinen Schülern verabschieden und seines Weges ziehen, nicht nach Jasenitz, wie er früher gewünscht, sondern nach Grünhof (nahe bei Stettin), seiner Frau zu Liebe, die sich schwer von den Stettiner Verhältnissen trenne.

Da aber sein Nachfolger in seiner alten Stellung noch den Sommer über gebunden war, glaubte er sich der Bitte des Patronats, so lange noch im Amte zu bleiben, nicht entziehen zu dürfen, da er sich nicht als körperlich unfähig bezeichnen könne.

Am 5. Mai wurde das Jubiläum des hochverdienten Lehrers in würdiger Weise gefeiert. Vertreter des Magistrats und

der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde begrüßten ihn im Conferenzzimmer des Gymnasiums mit ehrenden Ansprachen, mit Worten des Dankes für alles, was er für die Bildung der Jugend und für die Wissenschaft geleistet*). Der Provinzial-Schulrath Wehrmann übergab ihm hierauf den von dem Könige ihm verliehenen Adler der Ritter des Hohenzollern-Ordens**). In der Aula hatten sich inzwischen die Schüler versammelt, auch eine große Anzahl von früheren Schülern. Lieder von Giesebrecht wurden gesungen und gesprochen. Die Festrede hielt Director Heydemann; „er hob die Bedeutung der seltenen Feier hervor, schilderte die Eigenthümlichkeit des Gefeierten und seine Verdienste um die Anstalt, und gab dem Danke, den ihm dieselbe für seine funfzigjährigen treuen und segensreichen Dienste schuldet, Ausdruck." Die Schüler brachten ihm werthvolle Geschenke dar, unter ihnen eine Sammlung von Kupferstichen Kaulbach'scher Bilder. Darauf übergab ihm der Provinzial-Schulrath Wehrmann ein Glückwunschschreiben der Behörde, in welchem die Verdienste des Jubilars in ehrendster Weise anerkannt wurden. Zuletzt überreichte ihm eine Deputation früherer Schüler das Statut eines mit seinem Namen bezeichneten Stipendiums für bedürftige Studierende, dessen Capital sich etwa auf 2000 Thaler belief. Auf jede Ansprache antwortete Giesebrecht in würdiger und ergreifender Weise.

Nachträglich (im Juni) erhielt er noch von der theologischen Facultät in Greifswald das Doctordiplom***), eine Gabe, auf die er besonderen Werth legte, nicht aus Eitelkeit, sondern weil eine

*) Die Gesellschaft widmete ihm zu seinem Ehrentage das zweite Heft des Jahrgangs XXI. der baltischen Studien. Außerdem wurden ihm folgende Schriften zugeeignet: Ueber Dantes Monarchie von E. Böhmer, Ueber Schlaf und Tod von F. Splittgerber, Quaestionum grammaticarum specimen von O. Klotz, Johann Schefflers Cherubinischer Wandersmann von F. Kern.

**) Im Jahre 1861 bei der Krönung des Königs hatte er schon den Rothen Adler-Orden erhalten.

***) Die philosophische Facultät in Königsberg hatte ihn bereits im Jahre 1862 zum Doctor honorarius ernannt.

„so hoch geachtete Genossenschaft unerwartet für ihn Zeugniß ablegte, dessen Gläubigkeit, dessen Religionsunterricht von dieser und von jener Seite angefochten war.“ Der Decan der Facultät begleitete das Diplom mit einem Schreiben, in welchem er dem Jubilar die große Werthschätzung ausdrückte für die vielen Verdienste, die er sich durch ein funfzigjähriges rastloses Wirken im Dienste der Wahrheit, die aus Gott ist, um Wissenschaft, Kunst, Schule und Kirche, insbesondere auch um die Kirchengeschichte Pommerns erworben[16]).

So herzlich sich aber Giesebrecht auch über die bedeutende Gabe freute, dem Puritanismus, der ihn vor beinahe funfzig Jahren abgestoßen, blieb er auch jetzt fern. Christliche Wissenschaft, christliche Kunst zu pflegen, erkannte er als seinen Beruf, dagegen die äußere und die innere Mission, und was sonst das evangelische Pfarramt als seine Domäne betrachtet, das alles ließ er mit seinen Vorzügen und Mängeln auf sich beruhen; man mochte auch eine Beisteuer für dergleichen Zwecke von ihm entnehmen, seine Thätigkeit ging nicht nach dieser Richtung. Die Gefühle, die ihn bewegten, als er das Diplom erhalten, ergoß er in folgende Strophen:

Das große Blatt liegt vor mir ausgebreitet,
Die Meister sprachen, meine Lippe schwieg.
Wer ist es denn, der jetzt noch für mich streitet,
Da meine Seele nichts mehr weiß vom Krieg?
Den ich vor Jahren mir ersehnt, er schreitet,
Er neigt sich nun zu mir, der frohe Sieg,
Der Sieg des Friedens. Wohl, so laßt mich schweigen,
Stumm meines Herzens Dank gen Himmel steigen.

Nun wirst du ganz der Kirche dich ergeben,
Du liebst sie ja von deiner Jugend an.
Ich liebe sie, ob auch ihr jetzig Streben
Nicht, wie es war, da ich sie lieb gewann:
Ich richte nicht. Doch mein Beruf, mein Leben
Sind anders, als die ihren, angethan:
Sorgt sie und müht im niedern Erdenthale,
Pflanz' ich das Kreuz im Land der Ideale.

Von den Verwandten, die ihn an seinem Ehrentage nicht persönlich begrüßen konnten, von früheren Schülern und Collegen trafen zum 5. Mai Briefe ein, die ihm zeigten, wie viel Liebe, welche tiefe Hochachtung er sich in vielen Herzen erworben hatte. Die Briefe sprachen von der großen, geistigen Gemeine, die er gestiftet, von dem Eindruck der Hoheit und sittlichen Vollendung, den seine Persönlichkeit gemacht. Auch in den Schülerinnen war die Erinnerung an seinen geistvollen, anregenden Unterricht lebendig geblieben. Sie schenkten ihm eine schöne Mappe, darin Widmungsblatt und Gedenktafel mit den Namen der Geberinnen, das Ganze begleitet von folgendem sinnigen, geschmackvollen Gedicht*):

Auf freier Höh', umstrahlt vom Abendgold,
Legst du des Lehrers schweren Stab zur Ruh,
Und blickst zurück den mühevollen Pfad,
Den unbeirrt, in Treue, Schritt vor Schritt
Ein halb Jahrhundert du hinan gestiegen.
Und unter dir liegt frisch und grün ein Wald
Von jungen Männern in der Manneskraft,
Ein deutsches, zähes, markiges Geschlecht,
Das du gebildet, dem du vorgeschritten
Mit edlem Streben, voller Gottvertrauen,
Mit ernstem Wissen und mit sinn'gen Liedern.

Und heute rauscht es laut in allen Zweigen,
Dem theuern Lehrer Lob und Dank zu weihn.
Da dringt ein leiser Duft zu dir empor,
Und blaue Blumen flüstern aus dem Thale:
Auch wir, o Freund, gedenken treulich dein!
In deiner Obhut durften wir erblühn,
Du führtest uns, in voller Jugendfrische,
Ins wunderbare Reich der Poesie,
Daß sie uns jung erhielt im ernsten Leben,
Mag Gruß und Bitte dir ein Zeugniß sein:
O sammle auch für uns in diese Schaale
Die lichten Perlen deiner Dichtung ein.

*) Die Dichterin lebt in Stettin; sie bezeichnete sich unter einem früher an Giesebrecht gerichteten Gedicht als dessen dankbares Schulkind Julie.

Gieſebrecht beantwortete den poetiſchen Gruß mit einem Gedichte, in welchem er den Jubiläumstag mit ſeinem Geburtstag vergleicht, an dem in früherer Zeit, als er noch Lehrer an der Blume'ſchen Schule war, dieſelben, die als Frauen ihm jetzt ihre Glückwünſche darbrachten, ihn als junge Mädchen feſtlich begrüßt hatten:

Am fünften Mai? Zu früh! Am fünften Juli,
Wenn meine Lilien und Roſen blühn,
Dann kommen, wandelnde Blumen, meine Mädchen
In mein umbautes Gärtchen grüßend her. — —
Und doch, es iſt ja wahr. Der kleine Garten
Iſt längſt nicht mehr der meine; die in ihm
Vormals geblüht, wo ſind die Mädchenblumen?
Ich ſelbſt — ganz recht, ich ſteh' im fünften Mai.
Sie kommen heut nicht ſelbſt, doch ihre Grüße
Von nah und fern, als Bild, als Lied geformt.
Auch andre Namen! Sind denn das dieſelben,
Die ich am Schultiſch ſonſt um mich geſehn?

Dieſelben. Was in erſter Jugend Anmuth
Prophetiſch ihr Geſicht verkündigte,
Ob auch nicht jedem Auge gleich verſtändlich,
Das hat als ſtilles, liebetreues Thun
Am frommen Heerde, in der Kinderſtube,
Von andern Mädchenblumen friſch umblüht,
Am Krankenbette, auch im Dienſt der Muſen
Sich da und dort, wie heimlich, nun erfüllt:
Denn Schönheit iſt der Güte Morgenſchimmer.

Dieſelben. Ja ſie denken noch an mich
Am fünften Mai, wie ſonſt am fünften Juli,
Sie wiſſen, daß der Alte ſie geliebt,
Gelehrt in ihrem Kinderparadieſe.
Iſt das verſchwunden, ſind wir weit verſtreut?
Das Paradies der Alten eint uns alle
Lebt wohl! Auf Wiederſehn! Und tauſend Dank!

Nach ſeinem Jubiläum zog er nach Grünhof. Er fühlte ſich behaglich in der ländlichen Zurückgezogenheit, ſaß Stunden lang auf dem Balkon, las und arbeitete, und wenn er aufblickte,

lagen die grünen Gärten und Saatfelder und dahinter der Dammſche See vor ihm. Sein freundliches Stillleben wurde aber bald dadurch geſtört, daß ſeine Frau zu kränkeln anfing. Daß die Krankheit einen verhängnißvollen Ausgang nehmen könnte, kam ihm zunächſt gar nicht in den Sinn, und als es im Juni ſcheinbar zur Geneſung ging, faßte er den Entſchluß, während der bevorſtehenden Sommerferien mit ihr zu den Geſchwiſtern nach Mirow zu reiſen. Als ſie aber von dort zurückgekehrt waren, wurde der Zuſtand ſeiner Frau ſehr bedenklich, und ſchon am 19. Auguſt erlag ſie ihrem Leiden, im ſiebenundvierzigſten Jahre ihrer Ehe. „Es war ein angſtvolles, aber heiliges Sterbelager;“ ſagt Gieſebrecht in den Anmerkungen zu ſeinen Gedichten, „obwohl ſchon leidend, blieb ſie doch thätig, ſo lange die Beſorgniß um die ſchwer erkrankte Schwiegertochter, die Frau unſeres Felix, ſie in Spannung erhielt. Aber ſie mußte ihre Bertha ins Grab ſenken ſehen. Das war ihr letzter Ausgang. Sie legte ſich in ſo beſtimmtem Vorgefühl ihres Todes, daß ſie es ablehnte, mit mir ſich zum Gebet um ihre Geneſung zu vereinigen. Bei vollem Bewußtſein ertrug ſie die zunehmenden Schmerzen und Beängſtigungen mit kindlicher Geduld und Gottesergebung, immer nur die Mühe bedauernd, die ſie den Töchtern, ihren Pflegerinnen, mache. Mir iſt bange, ſprach ſie zu mir, ob mich Gott auch zu Gnaden annehmen wird; und als ich ihr erwiderte: er hat Dich längſt angenommen, wandte ſie mir ein, ſie könne doch nicht beten, wie ſonſt, könne nur flehen: vergieb mir meine Schuld. Meine Antwort, daran ſei es auch ganz genug, ſchien ſie nicht völlig zu beruhigen; ſie mochte annehmen, es ſei allein meine Liebe zu ihr, die mich ſo ſprechen laſſe. Um ſo tröſtlicher war es ihr, daß mein treuer Freund, der Geiſtliche, dem meine Gedichte gewidmet ſind*), den ſie nicht ſo befangen glauben konnte, bei ſeinen Krankenbeſuchen ſich mit andern Worten, doch in gleichem Sinn gegen ſie äußerte. Sie verlangte noch einmal das Sacrament zu genießen. Hasper theilte es, auf meine Bitte, uns

*) Der Superintendent Hasper, von dem ſchon oben (Seite 324) die Rede war.

beiden aus. Die Kranke war sehr bewegt. Etwas später sagte sie zu mir: nun hat der Herr mir alle meine Sünde vergeben; daß ich mich nur nicht durch Ungeduld von neuem versündige. Sie schien zu fühlen, daß ihr noch Schweres bevorstehe. Und es geschah so. Schmerzen, Beängstigungen, Fieber steigerten sich die Nacht und den folgenden Tag, kein ungeduldiges Wort kam über die Lippen der Leidenden, aber manches liebreiche für die Ihrigen, die sich um ihr Lager einfanden, mancher tröstende Blick, wo sie Thränen sahe. Deine Hand ist so fest und so weich, sagte sie zu ihrer Tochter Hedwig, du sollst mir die Augen zudrücken. Im Nebenzimmer hing ein Kupferstich, ein Christuskopf, der seit Anfang unserer Ehe bei uns gewesen war, über dem sie immer einen Kranz von frischen Blumen oder von Immortellen gehabt hatte: das Bild ließ sie herbeiholen und sich gegenüber aufstellen. O mein Gott, komm! komm! seufzte sie. Und als die Sonne sich zum Untergange neigte, sank auch der Kopf der Sterbenden zurück, der Puls stand still, Hedwig that, was ihr aufgetragen war. Die Leiche wurde von den Töchtern eingesargt, keine fremde Hand sollte sie berühren; aber Blumen und Kränze wurden ihr von vielen gebracht, sie lagen am Fußende über sie hin gebreitet, in ihrer Rechten der Palmenzweig, den ein Freund des Hauses ihr gesandt hatte, auf dem erkalteten Angesicht der Ausdruck tiefen Friedens. Hasper sprach an dem offenen Sarge, dann mein Abschied. Dann schlossen sie den Sarg, und der Leichenwagen nahm ihn auf."

Seinen Schmerz über die Trennung, seine Stimmung an ihrem Grabe, sein Gefühl der Vereinsamung drückte er in folgenden tief empfundenen Liedern aus:

Anmuthig Mädchen du zu meiner Seiten,
Als wir die Ringe tauschten, ich und du,
Wie anders jetzt! Ach es sind bange Zeiten,
Im Sarge liegst du da, in stummer Ruh.

Wohl, himmlisch schön! Ja du bist noch die Meine,
Liegt auch die Palme schon in deiner Hand.

Noch einen Kuß auf deine Stirn, die reine!
Nun lebe wohl, du lebst in schönerm Land.

Liegst du da, bedeckt mit Kränzen,
Dich bedeckt auch tiefer Schnee,
Wie die Sterne droben glänzen,
Du bist — Grab, und kalt und weh.

Ach du redest mir vergebens,
Machst die Seele mir nicht mild,
Das ist nicht des warmen Lebens,
Ihrer frommen Liebe Bild.

Anders, anders, wenn im Traume
Mir die Freundliche sich zeigt,
Wenn sie, wie dem Meeresschaume,
Der Erinnrung mir entsteigt.

Da ist Liebe, da ist Leben,
Da ihr Auge still und klar,
Und Gedanken in mir beben,
Und Gebete heilig wahr.

Die Thräne fällt, doch nicht des Scheidens,
Du bist ja nicht von mir getrennt,
Die Thräne fällt, doch nicht des Leidens,
Ich weiß die Seele, die mich kennt.

Du kommst kein Geist von deinem Grabe,
Du trittst hervor aus meiner Brust,
Ich weiß, daß ich in mir dich habe,
Bewußt und halb und nicht bewußt.

Die Thräne fällt nur um dein Schweigen.
Vernähm' ich deiner Stimme Ton!
Die Nacht ist da, der Sterne Reigen,
Dein Wort der Liebe mir entflohn.

Es war ihm nun eine wehmüthige Freude, die Papiere der Entschlafenen zu durchmustern. Er schreibt darüber: „Sie hatte jedes Blatt von meiner Hand, jedes Briefchen, das ich während

längerer oder kürzerer Abwesenheit, mitunter aus einem Hause der Stadt in das andere, ihr geschrieben hatte, sorgfältig aufbewahrt; ich suchte meine eigenen Schubladen nach und fand auch da noch die meisten ihrer Antworten. Die Correspondenz ordnete ich und las sie durch, um mir die früheren Zeiten zu vergegenwärtigen. Der Sachinhalt meist nicht von Bedeutung, aber derselbe Hauch der Liebe in den verschiedenen Jahren, derselbe in Scherz und im Ernst: ich freute mich der Einigkeit, in der wir gelebt hatten. Aber in schlaflosen Nächten, wenn die Erinnerung mir das Vergangene zurückrief, trübte sich meine Freude, ich fand, daß ich mir manche im Innern zurückgehaltene, wohl auch manche geäußerte Aufwallung vorzuwerfen hatte, ich habe mich selbst angeklagt und gerichtet." Auch diese Stimmung hat er poetisch dargestellt in dem S. 44 mitgetheilten Sonette.

Seine Kinder baten ihn, nun wieder in die Stadt zu ziehen, damit sie ihn besser pflegen könnten. Da er es zunächst ablehnte, zog seine Enkelin Therese Zitelmann, Ernestinens Tochter, zu ihm, um für den Großvater zu sorgen. So viel sein Schulamt, das er noch den Sommer über zu verwalten hatte, ihm Zeit ließ, verwandte er auf eine neue Sammlung seiner Gedichte. Dreißig Jahre waren vergangen, seit er die erste aus einem Bande bestehende Sammlung hatte erscheinen lassen. Bei der Durchsicht derselben hatte er wenig zu ändern, fügte aber den Gedichten dieses Bandes, wie den neu hinzugekommenen des zweiten Bandes Anmerkungen hinzu, um den in der Wirklichkeit liegenden Hintergrund, aus dem all sein Dichten aufgestiegen, anzudeuten, so weit sein Erinnern reichte*). Die neue Ausgabe widmete er seinem Freunde Hasper mit folgender poetischen Zuschrift:

Dir hab' ich meinen Jammer ausgeweint,
Als sich mein Weib der Erde abgewendet,
Du hast uns beiden, das uns ewig eint,

*) Die beiden Bände erschienen als zweite vermehrte Ausgabe seiner Gedichte im Jahre 1867 in Stettin bei Th. von der Nahmer.

Das Mahl des Herrn zum letzten Mal gespendet,
Hast Sie gesegnet, als des Lebens Feind
Den Todespfeil in ihre Brust gesendet;
Mein Freund am Sterbebett und Leichentuch,
Dir bring' ich, Alter, meines Lebens Buch.

Die Welt wird mich und meine Lieder richten,
Auch wohl ein Frommer tritt heran und wägt;
Sie mögen prüfen, mögen strenge fichten,
So wird das Korn gereinigt und gefegt;
Nur wenn sie meine Arbeit ganz vernichten,
Wenn mich der Uebermuth zu Boden schlägt:
Dann sei mein Zeuge du und sprich dies Eine:
Er hing dem Herrn doch an und der Gemeine.

Aus dem zweiten Bande habe ich im Verlauf meiner Darstellung, um Giesebrecht zu charakterisieren, schon eine große Anzahl von Gedichten mitgetheilt. Ueber den Inhalt dieses Bandes sagt der Dichter selbst: „In ihm fehlt ein Buch des Dichters, es bedarf keiner neuen Einleitung, ein Buch des Jugendtraums, die Jugend mit ihren Träumen ist vorüber, ein Buch des Kriegers, der Dichter ist mitten in friedlicher Thätigkeit, auch für ein Buch der Liebe und der Märchen findet er in seinem Lebensalter keinen Raum mehr." Das Apostatenbuch ist fortgesetzt als Buch des Independenten, das Buch des Meeres hat sich zum Buch des jungen Seemanns gestaltet. Neue Stoffe bringen die Bücher, welche von seinem Leben in Jasenitz, von seinem Verhältniß zu Hasselbach, ebenso die vier, welche er als Buch des Weines, des Nordens, des Grals und der Heimgegangenen bezeichnet hat. Auch prosaische Stücke enthält dieser zweite Theil: die Rede zur Hasselbachfeier, seine Abschiedsrede, die Rede über Löwe's Bedeutung für Stettin, die Ansprache an die Jugend am Tage vor der Schlacht bei Königgrätz und eine Dichtung in ungebundener Rede unter dem Namen „Kindheits-Evangelium." Drei schöne Gedichte, unter der Bezeichnung „Dichterkind" zusammengefaßt, rühren, wie er selbst in den Anmerkungen angiebt, nicht von ihm, sondern von seiner Tochter Anna her.

Epische Dichtungen enthalten besonders die Fortsetzungen des

Buches der Welschen, der Griechen, der Hebräer, Oratorien das Buch des Grals. Der Hauptwerth auch dieses Bandes liegt in den lyrischen Gedichten, die ebenso, wie die im ersten Theile, ein klarer Spiegel seiner Seele sind. Er hatte wohl Recht dazu, seine Gedichte, als er mit einem Exemplar derselben ein Geschenk machte, mit folgenden Worten zu begleiten:

Dies Buch bin ich. Aus weit entfernter Zeit,
Eh dich, mein Kind, der Mutter Arm getragen,
Kann dir dies Ich von Menschenleben sagen,
Von Menschenfreude und von Menschenleid.

In dem Buch des Hauses werden nicht nur Vorkommnisse der eigenen Häuslichkeit, der eigenen Familie, engeren wie weiteren, poetisch behandelt; es enthält auch manche Gedichte, die sich auf das Leben seiner Collegen und Freunde beziehen, unter ihnen zum Theil vortreffliche.

Mit dem Schlusse des Sommersemesters war seine Arbeit an der Schule beendet. Die inhaltreiche Rede, mit welcher er am 21. September für alle Liebe, die er in seinem Berufsleben erfahren, dankend Abschied nahm, schloß mit den Worten: „Und wer hätte höheren Anspruch auf meinen anbetenden Dank als Gott, der mich durch Trauer und Freude bis hierher geleitet hat; aber — das ist unser heiliges Geheimniß, des Allmächtigen und des Staubgeborenen. Ich schweige, ich gehe: meine Klause ist bereitet."

Tags darauf reiste er nach Jaseniz, kehrte aber nach wenig Tagen nach Grünhof zurück; ihn verlangte sehnlich nach den Räumen, in welchen seine Frau ihre letzten Tage verlebt hatte. „Da bin ich kein Wittwer;" schrieb er, „da ist mir manchmal, wenn ich bei der Arbeit sitze, als lege sie mir die Hand auf die Schulter. Ich wende mich um, und wenn ich das Angesicht auch nicht sehe, sie ist es doch gewesen."

Seine Wohnung in Grünhof, die im Sommer sehr freundlich war, erwies sich aber bei den Herbststürmen als sehr kalt und unbehaglich. Dazu hatte er nicht den leichten Verkehr mit Anderen,

wie in der Stadt und war doch auch nicht in ſtiller Einſamkeit. Die Beſuche bei ihm drängten ſich mitunter ſo, daß er zu keiner Arbeit kam. So kehrte er ſchon im December in die Stadt zurück, wo er ſeine Wohnung in dem Hauſe ſeines Schwiegerſohnes, des Juſtizrath Zitelmann nahm: ſeine Tochter Erneſtine umgab den geliebten Vater mit zärtlichſter Sorge.

Körperlich fühlte er ſich wieder viel wohler, als in den letzten Jahren ſeiner amtlichen Thätigkeit, und geiſtig blieb er von wunderbarer Friſche und Regſamkeit. Er verfolgte mit dem lebendigſten Intereſſe neue Erſcheinungen der theologiſchen Literatur, beſchäftigte ſich eifrig mit Dante, wendete aber auch die geſpannteſte Aufmerkſamkeit den politiſchen Ereigniſſen zu. So ſchreibt er im Januar 1867 an Wilhelm von Gieſebrecht: „Ich habe das Deutſche Reich, ſo kümmerlich es war, als Knabe noch geſehen, habe ſeinen Untergang erlebt, ich hoffe auch deſſen Wiedergeburt noch zu erleben, ſchöner und würdiger, als es in ſeiner letzten Geſtalt war. Warum machen doch die Mittelſtaaten und die Kleinſtaaten ſo viel Umſtände, das Kriegsrecht und die geſammte äußere Politik, die ſie immer nur dem Namen nach, nie in Wirklichkeit gehabt haben, in die Hände der Großmacht zu legen, die allein beides mit Nachdruck üben kann? Selbſt der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz ſucht davon zu retten, was er kann. Als ob ſein Bataillon irgend etwas entſcheiden könnte! Und wenn ſie verzichten, wie viel bleibt auf andern Gebieten für jene Regierungen zu thun und zu ſchaffen, was Preußen nicht wirken kann? Was hat der Großherzog von Weimar ſeiner Zeit gethan, indem er wenigen geiſtvollen Männern, den Bildnern des ganzen Deutſchlands, ihr Neſt baute! Ich denke für die Zukunft zunächſt an Baiern. Friedrich Wilhelm IV. lebt nicht mehr; die Pflege des Heeres überwiegt jetzt, und ich tadle das nicht, es bedarf deſſen zumeiſt zu dem äußern Beſtehen Deutſchlands; aber die idealen Intereſſen ſollen uns doch, ſo Gott will, nicht abhanden kommen. München wird immer mehr die Stätte und der Heerd der Germaniſchen Wiſſenſchaft werden, der entgegen ſtehende Pol von Berlin, hier der Realismus, dort der Idealismus.

Ich habe große Erwartungen von München, und es treibt mich, mit eigenen Augen zu ſehen, was davon ſchon zu ſehen iſt. Und blicke ich weiter, was wird König Johann, als Protector des Dantevereins werden können, wenn er will! Wie viel läßt an den Verein ſich anknüpfen: Dresden kann der Heerd der Romaniſchen Wiſſenſchaft und Kunſt werden, wie München der Germaniſchen. Der König iſt alt; aber in wenigen Jahren ließe ſich noch manches einleiten. Und ich Alter habe die Freude, daß hier wie dort meine Söhne mitten in der Bewegung ſtehen, denn als meine Söhne darf ich Dich und Eduard doch wohl betrachten. Gott helfe Euch beiden und laſſe Euch viel Freude an Eurer Arbeit ſehen." Und ähnlich in einem wenig ſpäter an Ed. Böhmer geſchriebenen Briefe: „Von Preußen erwarte ich auf dem Gebiete deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft wenig oder nichts, nicht allein deshalb, weil hier, was ich für nothwendig halte, das militäriſche Intereſſe, mit ihm das materielle auf lange Zeit, wenn nicht für immer überwiegend ſein wird, ſondern auch um des Ganges willen, den die kirchliche Bildung bei uns Evangeliſchen genommen hat. Der Leſer weiß, daß Gieſebrecht damit das Hinwenden zum Puritanismus meint. „Von ſolchem Puritanerthum," fährt er fort, „hält die Römiſche Kirche ſich in der Regel fern, die Kirchengeſchichte zeigt es. Nach dem Süden, dem katholiſchen Deutſchland hin werden alſo chriſtliche Kunſt und Wiſſenſchaft ſich ziehen müſſen, um von der kirchlichen Engherzigkeit in Preußen frei zu bleiben, ſie werden es können, ohne daß der Evangeliſche ſeinem Glauben untreu wird, denn das Chriſtliche, was in ſeinen Gebilden zum Ausdruck kommt, findet wohl auch in der katholiſchen Welt Anklang. Für uns Preußen aber wird allem Anſehn nach der Beginn politiſcher Größe zugleich der Beginn idealer Verarmung ſein; die Empfänglichkeit mag bei Vielen bleiben, die hervorbringenden Kräfte werden wie die Zugvögel nach Süden wandern. Darum habe ich nun einen Trieb nach München, ich möchte mit eigenen Augen und Ohren vernehmen, ob und wie weit das Neſt für die Zugvögel bereitet iſt."

Als W. v. Gieſebrecht im Jahre 1862, dem an ihn ergan-

genen Rufe folgend, von Königsberg nach München zu überſiedeln im Begriff ſtand, hatte er dieſen eingeladen, die Reiſe über Stettin zu machen. „Denn," ſchrieb er, „ob wir uns noch einmal wieder ſehen, wenn du in München biſt, ſcheint mir ſehr zweifelhaft. Du wirſt keine beſondere Veranlaſſung haben, nach dem Norden zu kommen, und ich ſtehe in meinem ſiebenzigſten Lebensjahre." Und nun, fünf Jahre ſpäter, zog es ihn unwiderſtehlich dorthin.

Auf der Hinreiſe beſuchte er Böhmers in Halle. Sein Neffe Eduard und deſſen Frau waren glücklich, den geliebten und hochverehrten Onkel einige Tage bei ſich zu haben, und er fühlte ſich von Herzen wohl in dem kurzen Zuſammenleben mit ihnen. In dem erſten Briefe aus München ſchrieb er, bewegt von der Liebe, die er in Halle, die er in München, im Hauſe ſeines Neffen Wilhelm, gefunden, und voll von den Eindrücken, welche die Reiſe durch Baiern und ſchon die erſten Tage in München auf ihn gemacht hatten, an Eduard Böhmer und deſſen Frau: „Mein Leben neigt ſich zum Untergang, aber Gott hat mir doch ein wunderbar ſchönes Abendroth beſchieden." Und mit beſonderer Beziehung auf Hedwig Böhmer: „Du gehörſt auch hinein in mein Abendroth, es flammt um Dich, um Euch Beide her."

Durch ſeine Reiſe drangen ſo viele neue Vorſtellungen auf ihn ein, daß er glaubte, ſie erſt dann, wenn er ſtill wieder in der Heimat ſei, alle zuſammenbringen und in die alten einfügen zu können. Schon in Bamberg hatte er zum erſten Male einer ſtillen Meſſe beigewohnt; er fand dieſe Cultusform köſtlich: es ſei verbundenes und zugleich einzelnes verborgenes Gebet der Gemeinde, wie es nach dem Gebot Chriſti ſein ſolle. Münchens Kunſtſammlungen und Kirchen bewegten ſein für Schönheit ſo empfängliches Gemüth aufs tiefſte. Sein Neffe Wilhelm machte ihn mit vielen bedeutenden Perſönlichkeiten Münchens bekannt, auch mit Döllinger, deſſen klarer Verſtand und große Gelehrſamkeit ihn mächtig anzog. Faſt täglich wanderte er mit Wilhelm und Dorothea von Gieſebrecht nach dem engliſchen Garten oder ging durch die Straßen der Stadt, auch die alten, zum Theil engen und krummen,

um sich möglichst zu orientieren. Auch mit der Geschichte von München suchte er sich bekannt zu machen, so weit es ohne tiefere Studien, zu welchen er die Zeit nicht hatte, möglich war. Gleich zu Anfang machte er einen Ausflug nach Salzburg und ins Tiroler Land und ging in den ersten Tagen des August auf mehrere Wochen nach Kufstein, an den nördlichen Eingang der Straße, auf der seit zwei Jahrtausenden die Völker diesseit und jenseit der Alpen in Krieg und Frieden verkehrt haben. Er erquickte sich an der herrlichen Gebirgsnatur, die „von allen Seiten, durch alle Poren sich an ihn drängte." Ja, der Fünfundsiebzigjährige ließ es sich nicht verdrießen auf den Thierberg zu steigen, um von dort ins Innthal tief hineinzusehen, um die Gestalt des Landes sich verständlicher zu machen. Anfang September begab er sich mit seinem Sohne Felix, der ihm nachgekommen war, auf die Rückreise, besuchte seine Geschwister in Mirow und war am 20. September wieder in Stettin.

Die Reise hatte ihm außerordentlich wohl gethan. Voll dankbarer Rückerinnerung schrieb er an W. v. Giesebrecht: „Ich habe von München nicht wenig erwartet; ich habe viel mehr gefunden, als ich erwartete. Die Bestimmung der Stadt Berlin gegenüber ist mir während meines Aufenthalts noch gewisser und deutlicher geworden. Und ich habe Dir und Deiner Frau ins Herz gesehn, wie nie zuvor. Der Sommer, den ich bei Euch verlebt habe, bleibt mir fort und fort gegenwärtig."

Nach der Reise fühlte er sich frisch und gesund, sich selbst zum Erstaunen, und konnte den ganzen Tag über literarisch thätig sein. So erwachte in ihm denn das Verlangen, auch im nächsten Jahre fortzureisen und zwar nach Jerusalem. Es war das kein flüchtiger Einfall, sondern ernste Absicht, ja ein bereits bis in Einzelheiten wohl überlegter Plan, der nur deshalb nicht zur Ausführung gekommen ist, weil es ihm an einem Reisegefährten fehlte, so sehr er sich auch darum bemühte. Vor der Unbequemlichkeit des Alleinreisens wäre er nicht zurückgeschreckt, auch nicht vor dem achtstündigen Ritt von Jaffa bis Jerusalem, den ja, wie er meinte, ein alter Husar wohl noch zu Stande bringen werde,

wenn er auch seit länger als einem halben Jahrhundert kein Pferd unter dem Leibe gehabt habe; aber „eine bekannte Seele möchte ich doch um mich haben," schreibt er, „die, falls ich unterwegs stürbe, den Meinigen von meinem Tode Nachricht gäbe, denn als ein Verschollener zu enden, wünsche ich nicht; es muß doch alles seine Ordnung haben." Zunächst und vorzugsweise hatte er auf Wilhelm von Giesebrecht, als den ihm willkommensten Gefährten gehofft. Diese Hoffnung drückte er im Januar 1868 in folgendem Gedichte aus, welches auch von dem hohen Interesse klares Zeugniß gibt, das er längst wieder an deutscher Geschichte und besonders an der gelehrten Forschung seines Neffen gewonnen hatte:

Staufenthat und Staufenſage
Richten Dir ſich auf, ſie ſtehn:
Ob nach Saladin die Frage,
Ob nicht Palmen Dich umwehn?
Sieh aus Lichtglanz ſich erheben
Akkon und die heil'ge Stadt!
Sind das Nebel, die verſchweben?
Zeigt die Wolke uns den Pfad?

Uns. Der Dich im Geiſt begleitet
Sechs und dreißig Jahre lang,
Dem Dein Thun das Herz geweitet,
Dem Dein Sieg wie Jubel klang,
Mit Dir zieht hinaus der Alte,
Lockt ihn doch ein hoher Lohn,
Daß er ſeinen Sabbath halte,
Wo vollendet Gottes Sohn.

Und Du, Forſcher, Deinen Staufen
Folgend auf der fernſten Spur,
Wirſt Begeiſterung Dir erkaufen,
Und dem Geiſt dient die Natur;
Alſo fügt ſich Stein zum Steine,
Bis Dein deutſcher Dom gebaut
Und auf Berge, Fluren, Haine
Schweigend, ſinnend niederſchaut.

Die Sehnsucht nach Jerusalem drückte er in derselben Zeit noch in anderen Gedichten aus, auch das Gefühl, daß es ihm vielleicht beschieden sei, auf dieser Reise sein Lebensziel zu erreichen:

Wird mein Grab auf Meeres Grunde,
Wird es sein am Meeres Saum,
Führt mich heimwärts Gottes Stunde —
Erdenschatten, Erdentraum!
Geht mein Leben doch zur Rüste,
Staub vom Staub, was säumest du?
Ruft es, Edens ewiger Küste
Lichter Schwingen flieg ich zu.

Als die Hoffnung, mit W. v. Giesebrecht zu reisen, sich zerschlagen hatte, als dann andere Hoffnungen aufgetaucht und wieder vereitelt waren, vertiefte er sich während des Winters in wissenschaftliche Studien und in dichterische Arbeit. Für den Sommer (1868) erhielt er wieder eine Einladung nach München. Er nahm sie gern an; seien ihm doch, wie er schrieb, nur blasse Erinnerungen von den Bildern der Pinakothek geblieben; es sei nichts mit einer so alten, absterbenden Phantasie. Scherzend wies er aber seine Verwandten darauf hin, wie wenig er ihnen für ihre Liebe und Sorge bieten könne. Er schrieb: „Was wollt Ihr mit mir altem, mundfaulem Menschen, der alle Mühe und Unbequemlichkeit nicht einmal durch ein erheiterndes Gespräch vergelten kann. Oft habe ich im Gefühl meiner eignen geselligen Nichtigkeit mich geschämt und geängstet und in ein Mauseloch gewünscht." Aehnlich in einem spätern Briefe: „Das Sprechen gelingt mir immer schlechter, je älter ich werde, weil ich häufig das rechte Wort nicht finden kann: das Bewußtsein macht mich scheu, ich schweige lieber und werde Anderen dadurch zur Last."

Diesmal reiste er über Augsburg, blieb den Juli über in München und fuhr nachher von Kufstein, wo er vier Wochen lang verweilt hatte, mit seinen Verwandten über den Brenner nach dem Garda- und Comer-See und über den Splügen und den Bodensee nach Augsburg zurück, von da allein nach Hause. Auch auf dieser Reise erhielt er viel neue, ihn innerlich tief bewegende Eindrücke,

ſo das Paſſionsſpiel in Erl; trotzdem aber blieb die Sehnſucht nach Jeruſalem in ihm wach. Voll von dem Gefühl ſchrieb er im November an W. v. Gieſebrecht: „Mir iſt, als ſei meine Lebensaufgabe noch nicht beſchloſſen, aber im heiligen Lande werde ich erſt finden, was mir Noth ſei. Welche Zerrüttung in der Kirche, in dem religiöſen Leben unſrer Zeit, wohin man den Blick wenden mag! Wer weiß da hindurch den Weg zu zeigen! Im heiligen Lande, meine ich, müſſe der Seele klar werden, wohin ſie ſich wenden ſoll. Die Quelle alles Lebens kennen wir auch im Occident, aber im Morgenlande iſt kein politiſches Geſchwirr, da in der Stille, um die Geburtsſtätte aller Religionen, um Bethlehem und Gethſemane, um Hebron und die Klageſtätte der Juden, um die Pyramiden und die Necropolis von Alexandria, da wird mir ein Labetrunk gewährt werden, wie ich ihn hier nicht finde, da werde ich die Lieder dichten können, die meinem Buche noch fehlen, und ohne die es unvollendet bleibt. In meinen Liedern aber iſt von meinem Erdenleben niedergelegt, was für die Erinnerung der Meinigen irgend einen Werth haben kann. Keiner von ihnen fühlt das mit mir, kann es mit mir fühlen. Ich habe geſagt, ich ſei ein reicher Mann, und das iſt wahr, aber ich bin auch ein armer Mann. Ja, das iſt es, warum bin ich ein Phantaſt in dieſer verſtändigen Welt?“

Der Reichthum, von dem er ſchreibt, war ihm ſo recht zum Bewußtſein gekommen, als er im Eingang deſſelben Briefes den Münchener Verwandten die Geburt einer Urenkelin gemeldet hatte. „Zehn lebende Kinder,“ ſchrieb er, „ſechs eigene und vier erheirathete; ferner 23 lebende eigene Enkel und zwei erheirathete, ſind 25 Enkel und eine Urenkelin. Summa Summarum: 36. Ich bin doch ein reicher Mann.“ Im Laufe des Winters (1869) wurde ihm die zweite Urenkelin geboren; er erhielt die Nachricht gerade, als er von dem Grabe ſeiner Frau zurückkehrte. Der Freude folgte aber bald das Leid, als eine Enkelin, Annas Tochter Luiſe ſchnell aus dem Leben ſchied.

Ihm perſönlich war es während des Winters ſehr gut gegangen, nicht der mindeſte Anfall von Unwohlſein beläſtigte ihn,

er lebte ruhig und frisch mit seinen Büchern und fühlte sich kräftiger als seit Jahren. So dachte er immer noch an die Pilgerfahrt nach Jerusalem, wie an einen hoch ersehnten Abschluß seines Lebens und machte ernstliche Pläne zu dieser Reise. Doch gab er den Vorstellungen seiner Kinder nach und verzichtete; verzichtete auch, als es ihm bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals an Begleitern nicht fehlte:

Weht vorüber Luftgebilde!
Wo der Markt sich drängt und ballt,
Wo die Stadt und das Gefilde
Vom Getöse widerhallt,
Da ist weder Ort noch Stunde
Für den alten Mann bestellt,
Der in stillem Seelengrunde
Einsam seinem Gott gesellt.

Lieber in die Klosterstille
Ruft mich Jasenitz herein:
Ruhe, läutre dich mein Wille!
Hier soll die Verwandlung sein.
Zion und Morija schwinden
Fern von meines Fußes Pfad;
Aber dich, dich werd' ich finden,
Gnadenreiche Gottesstadt.

Im Sommer reiste er wieder über Halle nach München, um von da weitere Ausflüge ins Gebirge zu machen. Wieder bot ihm der Verkehr mit den Hallischen und Münchener Verwandten, die Anschauung von Kunstwerken und das Leben in der herrlichen Gebirgsnatur reichste und reinste Freude. Nach der Reise ging er im September nach Jasenitz zu seiner Tochter Anna. Seine Dienerin heirathete nämlich, und so löste sich sein kleiner Hausstand auf. Ihm war dabei wehmüthig zu Sinn; war es doch die letzte blasse Erinnerung an ein Familienleben früherer schönerer Jahre. Doch ging er gern in die noch stillere Einsamkeit bei den Aussichten, die ihm in seinem hohen Alter vorschwebten.

In Jasenitz genoß er einer Ruhe, einer Einsamkeit ohne Gleichen, die er jeden Augenblick mit dem Leben unter den Seinigen vertauschen konnte. Aus den Fenstern seines Wohnzimmers sah er unmittelbar in den Garten und weiter hinaus über Wiesen, durch welche zwei Arme der Oder sich hindurchwinden. Segelschiffe und Dampfer, der ganze Schiffsverkehr zwischen Stettin und Swinemünde, zogen an ihm vorüber; erst die Hügel auf dem jenseitigen Ufer begrenzen den Horizont. Eine norddeutsche Landschaft, aber sie that ihm wohl, obwohl er eben aus den Alpen gekommen war. Sah er doch von seinem Schlafgemach die Abendröthe so prächtig, wie in Kufstein, in der Klause das schönste Alpenglühen an der Felswand des wilden Kaisers. Es war ein feierliches Idyll um ihn her, wie er es sich für seine letzten Tage gewünscht hatte. Und wenn er im Winter nichts als Schneeebene weit hinaus sah und der Sturm draußen brauste, standen doch auf seinem Arbeitstisch blühende Hyazinthen, die an den kommenden Frühling mahnten.

Wissenschaftlich und dichterisch blieb er in Jasenitz unausgesetzt thätig, wie er es in den letzten Jahren in Stettin, ja zu Zeiten während seiner Reise gehalten hatte. Veröffentlicht hat er seit dem Jahre 1867 nur wenig: zwei gedankenreiche Vorträge, den einen über Schillers Bild in Stuttgart, den andern über das Wunder in der deutschen Geschichtschreibung. Aber handschriftlich ist noch manches vorhanden, theils unvollendet, theils vollendet, was von der ungewöhnlichen geistigen Regsamkeit und Klarheit, dem immer noch mächtig erregten Gefühlsleben des hochbetagten Mannes Zeugniß giebt. Außer vielen Gedichten, in denen er seiner tiefsinnerlichen Religiösität Ausdruck gab, in denen er die Zeitereignisse oder Glück und Leid in der Familie besang, in denen er Begebenheiten der Geschichte episch oder dramatisch gestaltete, schrieb er auch manche Abhandlungen nieder. So Parallelen aus der deutschen Kirchengeschichte des Mittelalters und der Gegenwart, Ueber das Passionsspiel in Tirol und die Möglichkeit seiner Verbreitung in das protestantische Deutschland, Der Anglicanismus und die innere Mission, Ueber die Gemälde im

Treppenhause des neuen Museums in Berlin. Ja, eine Kritik, die sich auf seine Wendischen Geschichten bezog, gab ihm Veranlassung, nach langer Zeit wieder die alten Studien aufzunehmen. Die Gegenschrift, die er in der ersten Zeit seines Jasenitzer Lebens verfaßte, ließ er in den Jahrbüchern der Gesellschaft für die Geschichte von Schleswig, Holstein und Lauenburg abdrucken.

Auch in der Frage wegen der Civilehe ließ er um dieselbe Zeit öffentlich seine Stimme hören. In der Neuen Stettiner Zeitung (1869 Nr. 527) steht ein Artikel von ihm, aus dem ich Folgendes mittheile: „Die Spenersche Zeitung behauptet neuerdings, die obligatorische Civilehe sei in den östlichen Provinzen Preußens bis heute nicht im mindesten populär, wie das jeder Kundige zugestehen werde. Woher weiß das jeder Kundige? Mich dünkt, was nicht ist, könne so wenig populär als nicht populär sein. Auch handelt es sich in diesem Falle gar nicht um Popularität, sondern um das Recht. Das Eherecht steht der Entscheidung des Staates zu, nicht der Kirche, daher die Forderung der Civilehe. Der Juristentag in Heidelberg hat wohl gethan, da er für sie sich entschieden erklärt hat. Die evangelische lutherische Theologie ist mit ihm durchaus gleichen Sinnes.

Der kleine lutherische Katechismus, das einzige unserer symbolischen Bücher, welches dem Volke bekannt ist, enthielt in seiner ursprünglichen Gestalt, wie sie von Luther ausging, und wie Professor Harnack in Erlangen sie bereits im Jahre 1865 mit diplomatischer Treue wieder hergestellt hat, als integrirenden Bestandtheil ein Traubüchlein, dessen Vorrede wörtlich also begann:

> So manches Land, so manche Sitte, sagt das gemeine Sprüchwort. Demnach, weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft ist, gebührt uns Geistlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt hierin ihren Brauch und Gewohnheit, wie sie gehen. Etliche führen die Braut zweimal zur Kirche, beide des Abends und Morgens, etliche nur einmal, etliche verkündigens und bieten sie auf, auf der Kanzel, zwo oder drei Wochen zuvor. Solches alles und dergleichen laß ich Herrn und Rath schaffen und machen,

wie sie wollen, es geht mich nichts an. Aber so man von uns begehrt, vor der Kirche oder in der Kirche sie zu segnen, über sie zu beten, oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig, dasselbige zu thun.

Also hat es im lutherischen Katechismus gestanden vom Jahre 1529 an fünf und zwanzig Jahre lang, und ist demgemäß die Jugend in unserem Lande unterwiesen bis 1554, acht Jahre nach dem Tode des großen Reformators. Da erst wurde auf einer Synode in Greifswald das von dem Generalsuperintendenten Knipstro verfaßte Hauptstück vom Amt der Schlüssel des Himmelreichs eingeschoben, dagegen das Traubüchlein sammt seiner Vorrede hinausgeworfen. Der lutherische Katechismus, wie er sich gegenwärtig in den Händen unserer Jugend befindet, ist also verfälscht. Dawider möchte eingewandt werden: Hatten die versammelten Geistlichen und im Einverständniß mit ihnen der Landesherr nicht das Recht, ja die Pflicht, an dem eingeführten Lehrbuch des Religionsunterrichts nach ihrer Einsicht zu bessern? Einen andern Katechismus einzuführen, das Recht stand ihnen unbedenklich zu; so hat auch der Kurfürst von der Pfalz gethan, als er den Heidelberger Katechismus in die Stelle des lutherischen treten ließ; aber in diesen Lehren einzuschwärzen, welche nicht Luthers Lehren waren, und auszustoßen, was Luther gelehrt hatte, das Recht hatten sie nicht, das kann niemand anders nennen, als Fälschung, ob auch der Herzog von Pommern und sein Generalsuperintendent sich daran betheiligt haben."

Mit Beziehung auf diesen Artikel schrieb er an Ed. Böhmer: „Man wird mich vielleicht fragen, ob die Augustana variata auch eine Fälschung sei, und ich antworte rund und klar: allerdings. Und doch steht die Sache ein wenig anders. Der Verfasser selbst ist der Veränderer; das stände ihm wohl zu, wenn er die Confession für sich allein verfaßt hätte; aber nachdem die protestirenden Reichsstände sie als in ihrem Namen gethan anerkannt und sie vor Kaiser und Reich vertreten hatten, gehörte sie ihnen; Melanchthons Aenderung kann ich nur eine Fälschung nennen. So bin ich lutherischer als die Lutheraner par excel-

lence. Sie wollen dem Staat das Eherecht, wollen, gestützt auf das gefälschte sechste Hauptstück des Katechismus, dem Einzelnen den Zutritt zum Sacrament entwinden: dem widerspreche ich im Namen Luthers, um die Familie vor ihnen zu schützen, denn die Familie ist der wahrhafte, erste Heerd christlichen Lebens, nicht die sichtbare Kirche. Schleiermachers Reden über die Religion sind mir in vieler Hinsicht ein köstliches Buch, aber in der Rede über die Kirche finde ich Sophistik an allen Enden. Die Kirchlichkeit, wie sie gegenwärtig sich breit macht, ist gewiß nicht im Sinne Schleiermachers, aber das läßt sich auch nicht leugnen, er hat Wind gesäet, und es ist Sturm aufgegangen."

Seine Lectüre richtete sich besonders auf Rothes Dogmatik und Ethik und auf Bunsens Schriften. Ueber Rothes Theologie schrieb er ausführlich in mehreren Briefen, berichtend und beurtheilend, an seinen Freund Hasper; er mußte sich aussprechen, mußte von sich thun, was ihm auf dem Herzen lag. Er fand sich zwar in diametralem Gegensatz zu dieser Speculation, doch fesselte sie ihn, weil sie ihm seine eigenen Ansichten bestimmter auseinander legen half. Das Absolute Rothes war ihm eine aschgraue Abstraction, die der Religion fremd sei. Er schreibt darüber an Hasper: „Rothes theologische Ethik habe ich noch nicht ganz gelesen, aber schon in der Grundlegung stoße ich an. Von dem Gottesgefühl, als dem Urdatum, will die Speculation ausgehen. Der weitere Schritt, fährt sie fort, ist sodann, daß der Denkende die Urgestalt seines frommen Bewußtseins in den Gedanken, näher den Begriff übersetzt, daß er ihr einen verstandesmäßigen Ausdruck giebt, und zwar, so weit er es vermag, einen ihr völlig entsprechenden, also daß er sie in einen vollkommen klaren und deutlichen Gedanken ausprägt, der ihren Gehalt vollständig und ausschließend befaßt. Wer denkt da nicht an Schillers:

Du ferkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der Freie wandelt im Sturme fort.

Und wie lautet nun der Begriff, der den Gehalt des Gottesgefühls vollständig und ausschließlich begreift? Antwort: Das

Absolute. Wie mag doch ein so frommes Gemüth, wie Rothe, sich einreden, diese schattenhafte, dürftige Bestimmung entspreche dem, was es fühlt! Sein Princip der Speculation und meines, das unaussprechliche Geistesleben, sind diametral entgegengesetzt. Sehr begreiflich, würde mir Rothe antworten, wenn er noch lebte, du reflectirst und ich speculire. Gewiß. Die Frage ist nur, auf welchem Wege der Wahrheit näher zu kommen ist." In einem etwas später geschriebenen Briefe an Ed. Böhmer unterschied er so zwischen dem historischen und dem mystischen Glauben: „Daß jener Ideen und Ideale der mannigfachsten Art zu seinem Object haben kann, leugne ich nicht,' das Objekt des rechtfertigenden oder, wie ich ihn seinem Wesen nach bezeichnen möchte, des mystischen Glaubens kann nur eine Person und nur eine Person sein, Christus. Dieser Glaube aber ruht nicht auf Gottesbewußtsein und Gewissen allein, welche beide nur die Grundlage aller Religion sind, der Glaube an Christus, die christliche Religion ist besondere Gottesgabe, die der Geist Gottes, der Geist Christi in uns wirkt. Der mystische Glaube an Christus ist keine Phrase, keine Einbildung oder Phantasterei, man wird der Gemeinschaft mit ihm im tiefsten Gefühl inne, und dies Gefühl kann in der menschlichen Seele klar und innig bleiben, während das Denken gleichzeitig sich in das Denkbare vertieft und seine Ergebnisse, so gut es geht, in der Sprache niederlegt, die nur Begriffe ausdrücken kann, Gefühle mangelhaft oder gar nicht. Rousseaus Behauptung, das Gefühl höre auf, wo das Denken anfange, ist ein Irrthum."

Nach dem harmonischen Einklang des gläubigen Gefühls und des gläubigen Verstandes hat er sein ganzes Leben lang mit innigem Ernst gerungen; „aber wer bleibt fortwährend auf dieser Höhe des Bewußtseins," ruft er in einem anderen Briefe aus dieser Zeit schmerzlich aus.

Neben eigener Production und wissenschaftlicher Lectüre wandte er sich noch in diesen letzten Lebensjahren zu didaktischer Thätigkeit. Er gab einem jungen Verwandten, der im Hause seiner Tochter die Landwirthschaft lernte, Unterricht in den Schul-

wiſſenſchaften, lehrte zwei junge Mädchen die italieniſche Sprache, ja er übernahm eine Zeit lang regelmäßig Lehrſtunden in der Dorfſchule. Die Schüler derſelben kamen zum Weihnachtsfeſt zu ihm und ſangen ihm Weihnachtslieder vor. Er entließ ſie dann reich beſchenkt.

Im Juni 1870 unternahm er noch eine größere Reiſe mit ſeiner Tochter Anna nach der Schweiz. Sein Hauptzweck war dabei, dieſe durch die vielen neuen Eindrücke von dem dunklen Gram über das ihr entriſſene Kind abzuziehen. Sonſt machte er nur noch kleine Reiſen zu ſeinen Verwandten, beſonders nach Stettin, ſtand aber, auch wenn er ſeine Kinder, oder dieſe ihn nicht beſuchten, in ſtetem ſchriftlichen Verkehr, zumal durch die mit ſeiner älteſten Tochter Erneſtine regelmäßig geführte Correſpondenz, in der ſich ſeine Geiſtesfriſche, ſein ſchalkhafter Humor noch immer deutlich offenbarte.

Als er mit ſeiner Tochter Anna zurückgekehrt war, erregten ihn die gewaltigen Kriegsereigniſſe auf das tiefſte. Dazu kam, daß er um drei ſeiner Enkel, die mit nach Frankreich gezogen waren, in lebhafteſter Spannung und Sorge war, daß gleichzeitig ſeine Enkelin Thereſe, die an den Gymnaſiallehrer Klotz in Stettin verheirathet war, an ſehr ſchwerer Krankheit litt, der ſie ſchon im Februar 1871 erlag. So ſchweiften ſeine Gedanken und Sorgen in weiter Ferne umher.

Als die Kunde von den erſten gewaltigen Siegen zu ihm kam, ſchrieb er: „Was habe ich erlebt! Wenn ich zurückſehe, es iſt mir faſt wie ein Traum.“ An die Wiedergewinnung von Elſaß und Lothringen dachte er anfangs nicht. „Eroberungen begehre ich nicht,“ ſchrieb er an W. von Gieſebrecht, „Elſaß und Lothringen ſind verwelſcht; wenn ſie kein Herz für uns haben, ſo mögen ſie Franzoſen bleiben.“ Aber nach der Schlacht von Sedan änderte er ſeine Anſicht, wie aus folgendem Gedichte hervorgeht:

Wo ſind nun die Millionen Stimmen,
Die dein Kaiſerthum dir neu verliehn?
Einen Strahl der Sonne ſahſt du flimmen,
Sahſt ihn ſchnell ſich mit Gewölk umziehn.

Statt der leicht verhallten Lobgeſänge
Höhnen, drohn ſie dir ins Angeſicht:
Spürſt du nun den Sold der blöden Menge,
Spürſt in ihm von oben das Gericht?

Die noch jüngſt an deines Thrones Stufen
Alles Heil, den Born des Lebens ſahn,
Hörſt du nun nach Freiheit, Freiheit rufen,
Und der freie Staat ihr neuſter Wahn.

Sieg und Siegespreis dem deutſchen Heere
Winden ſie wie leicht aus ſtarker Hand,
Als ob Freiheit zu erlügen wäre
Und das ſtolze Wort des Sieges Pfand.

Was ihr wart vor achtundſiebzig Jahren,
Seid ihr jetzt nicht, wir auch andern Sinns,
Einig, muthig alle deutſchen Schaaren,
Voll der Hoffnung freudigſten Beginns.

Wohl Paris, das Babylon des Scheines,
Habt es, eure Wonne, euer Glück,
Doch das deutſche Land jenſeit des Rheines
Fordern, nehmen wir von euch zurück.

Ihr verſagt. So kreuzen wir die Klingen,
Und zum Gottesurtheil wird der Sieg:
Langen Frieden wird dein Sohn dir bringen,
Vaterland, aus dem gerechten Krieg.

An ſeine Enkel ſchickte er zu der Zeit, da ſie vor Paris ſtanden, folgenden Gruß aus der Heimat:

Im Angeſicht von Notre Dame,
Auf wildem Jagdreviere,
Von meinem Blut, aus meinem Stamme
Lagern drei Grenadiere

Sie lauschten so, auf dunkler Wacht,
Mit Herzen, Augen, Ohren,
Vor Metz, eh deutsche Heeresmacht
Vordrang zu seinen Thoren.

Nun stehn sie wieder vor Paris,
Die Waffe fest im Arme,
Schon fällt der Reif, der Nordwind blies,
Man träte gern ins Warme;

Doch, meine Enkel, unverzagt!
Bald naht die Siegesstunde,
Dann wird nach keiner Noth gefragt,
Dann heilt wohl manche Wunde.

Und wenn ihr heimwärts zu uns kehrt,
Ja dann habt ihr erfahren
Ein Leben, das des Lebens werth,
Zeiten, die niemals waren.

Und als nun der heißersehnte Friede geschlossen war, schrieb er an seinen Neffen Wilhelm: „Die politische Entwickelung Deutschlands hat mich Gott vom Anfange des Rheinbundes bis zum ersten deutschen Reichstag in Berlin sehen und erleben lassen; dafür bin ich ihm von Herzen dankbar. Könnte ich auch die religiöse Gestaltung (die kirchliche mag ich sie kaum nennen) noch werden sehen, weniger im Sturm als im sanften Säuseln, es wäre schön, aber erwarten kann ich es nicht."

Im Sommer 1871 reiste er nach Mirow und fand dort manches verändert, das Pfarrhaus, in dem er geboren, nur noch in seinen Ringmauern das alte, übrigens stattlich ausgebaut, Hof und Garten anders und sorgsamer eingerichtet, als er es gekannt. Seine Schwester Friederike erschien ihm jünger, je älter sie geworden, den Zwillingsbruder fand er unverändert. Trotz des ungünstigen Wetters machte er weite Spaziergänge, um die alten Erinnerungen der Kindheit wieder aufleben zu lassen. Von der Reise zurückgekehrt, fühlte er sich in Jasenitz überaus behaglich, die warmen Tage thaten ihm wohl, er sonnte und fühlte sich unter der Linde im Garten, wie ihm eben zu Muthe war, und saß er arbeitend in seinem Zimmer, so drangen die Düfte von Rosen,

Jasmin und Nelken zu seinen Fenstern empor; aber wenn er auch von Krankheit und Schmerzen frei war, eine Abnahme seiner Kräfte spürte er dennoch. Deshalb lehnte er für dieses Jahr auch die herzlichen Einladungen nach dem Süden ab, bat aber um so dringender und wiederholt seine Hallischen und Münchener Verwandten, zu ihm zu kommen. Geistig blieb er frisch und thätig; auch die Gabe dichterischer Gestaltung seiner Empfindungen blieb ihm treu bis in das höchste Alter. Von seinen letzten lyrischen Gedichten theile ich zwei mit, welche wahrlich nicht auf erlahmende poetische Kraft schließen lassen:

Sie reden unabläßig fort,
Bekenntniß hier, Bekenntniß dort,
Ich weiß nicht, was sie sagen:
Wenn Christus sich zu mir bekennt,
Sein Feuer mir im Herzen brennt,
Was soll der Sturm, das Jagen?

Ich wandre meines Weges hin,
Ich fühle, daß ich in ihm bin,
Braucht denn die Welt zu wissen.
Daß mir das Herz so still, so weit,
Daß ich entrückt dem düstern Leid,
Das einst mein Herz zerrissen.

Ach Worte, Worte, kalt und arm,
Und unaussprechlich, selig warm
Das glaubenvolle Schweigen,
Laß du mich ruhig mit dir gehn,
Mich vor Pilatus mit dir stehn,
Herr Christ, ich bin dein eigen.

— — — — — — — — — —

In mir Treiben und Bewegen
Gleich der Flur nach warmem Regen,
Ob der Geist nun in mir schafft?
Darf ich nun den Herrn erkennen?
Wie, wie soll ich ihn benennen,
Gott von Wesen, Gottes Kraft?

Hätt' ich Spielmanns Kunst empfangen,
Mein Erkennen, mein Verlangen
Strömte klar ertönend hin;
Könnt' ich mit den Mahlern gehen,
Sollte da sein Bildniß stehen,
Wie mein Geist es faßt, mein Sinn.

Aber an des Aufgangs Pforte
Hat der Dichter nichts, denn Worte,
Um ihn her aufquellend Licht,
Ob's ihm Sinn und Seele füllet,
Nun entschleiert, nun verhüllet,
Was er schaut, begreift er nicht.

Dieses? Jenes? Keins der beiden?
Kann die Lippe sich entscheiden,
Wenn die Seele sinnend fragt?
Ja es klingt in beiden Worten
Von ihm an, so hier, so dorten:
Mein Empfinden ungesagt.

Keine Zunge kann es wagen,
Unaussprechliches zu sagen,
Oder Preis wird ihm zum Spott.
Nein, ich sinke dir zu Füßen,
Will nur beten, stammelnd grüßen:
Du mein Heil, mein Herr und Gott.

Auch an den Zeitereignissen blieb seine Theilnahme rege; so war er mit Falks Vorgehen gegen den katholischen Clerus durchaus einverstanden. Im Sommer 1872 machte er noch einmal einen Besuch in Mirow; er sagte, er müsse sich schon selber aufmachen, wenn er seine Geschwister, die beiden unbeweglichen Alten, noch einmal sehen wolle. Nach dieser Reise machte er in Jasenitz keine weiten Spaziergänge mehr, wie er sonst gethan, hielt sich aber desto mehr im Garten unter den Bäumen und Blumen auf. In dieses stille ländliche Glück lud er auch seinen Freund Calo ein, welcher um diese Zeit ernstlich erkrankt war. Unter den Blumen des Gartens, in der schönen frischen Luft, hoffte er, solle sich der Freund erquicken und genesen. Aber Calo starb noch in demselben Sommer, zum tiefsten Schmerz Giesebrechts, dem er

ſo unendlich viel geweſen war. Als nun der Winter mit ſeinen Stürmen nahte, erwachte um ſo lebendiger in ihm die Luſt, nach dem milderen Süden zu reiſen. So hoffte er im nächſten Frühjahr, wenn er es erlebe, nach Straßburg zu gehen, wohin Ed. Böhmer inzwiſchen von Halle übergeſiedelt war. Ja, er hatte noch weitere Pläne, er wollte mit ſeiner Enkelin Anna Pitſch, Emmas Tochter, nach Italien reiſen. Den Winter über beſchäftigte er ſich mit einer Biographie Calos, die unvollendet geblieben und, ſo weit er ſie niedergeſchrieben hat, dieſer Darſtellung ſeines eigenen Lebens angefügt iſt. Und wie er in Jaſenitz an die Arbeit ſeines kräftigſten Mannesalters, an die „Wendiſchen Geſchichten" wieder angeknüpft hatte, ſo ging er im letzten Winter ſeines Lebens noch daran, hiſtoriſche Stoffe, die ihn ſchon in früher Jugend zu dichteriſchem Schaffen gelockt hatten, dramatiſch zu geſtalten. Er ſchreibt darüber an W. von Gieſebrecht am 11. Februar 1873: „Bei der Lectüre Deiner Kaiſergeſchichte kommt mir wieder eine Jugendluſt, die Hohenſtaufengeſchichte, Lothar voran, dramatiſch zu bearbeiten. Dein Vater ſchalt, daß ich bei meiner Erweckung alles, was in meinen Händen war, verbrannt hatte. Habe ich nun im Lauf meines Lebens mich zum Independentismus durchgearbeitet, ſo ſchien es mir an der Zeit, die Arbeit meiner Jugend wieder aufzunehmen und das Erſte zum Letzten zu machen. Gott gab zu der Arbeit große Arbeitsluſt, und zwei Stücke ſind in dieſem Winter bereits fertig geworden. Was dabei herauskommen wird, weiß ich ſelbſt nicht, kümmert mich auch nicht; ich thue, was mir von innen heraus befohlen wird, damit genug."

Während des Februars zeigten ſich Krankheitsſymptome, die ihn wohl quälten, doch nicht ſonderlich ängſtigten; aber ſeine Stimmung wurde trüber. Die Sehnſucht nach ſeiner Frau und zugleich nach ſeiner Mutter wachte mit unbezwinglicher Gewalt in ſeinem Herzen auf. In einem Briefe an ſeine Tochter Erneſtine vom 12. Februar ſchrieb er: „Ach meine Amalie! Wo biſt du? Mein Herz iſt voll Sehnſucht nach Dir: es giebt ſolche Frauen nicht mehr auf Erden. Und meine ſüße Mutter, wie hold, wie gut war ſie. Ich

kann nur nach Euch ſehnen, nach Euch weinen. Wäre ich bei Euch!“ Und zwei Tage drauf an ſeine Tochter Emma: „Deiner Anna ſage nur, wenn ich die Reiſe nach dem Himmel vor mir hätte, ſo hielte ich mich entſchuldigt wegen der Reiſe nach Bellagio. Glückliche Mutter, die von den Kindern gequält wird, daß Du Dich zu ihnen ſetzen ſollſt! Mich quält niemand, und ich wünſche mir die Qual! Ich bin nichts als ein einſamer Wittwer.“

Mitte März wollte er nach Stettin, zum Geburtstage ſeiner Tochter Erneſtine. Er mußte es aufgeben, weil tiefer Schnee gefallen war und der Sturm gewaltig tobte. Wenige Tage darauf ſtarb er, am 18. März 1873 in der Morgenfrühe.

In der letzten Zeit vorher hatte er ſich wieder körperlich friſcher gefühlt und war am 17. Abends im Geſpräch mit ſeiner Tochter Anna und deren Sohn beſonders heiter und fröhlich bis gegen zehn Uhr. Sonſt wenn er in dieſem Winter Abends in ſeine Stube hinaufgegangen war, hatte ſeine Tochter für die Nacht wohl bange Beſorgniſſe ſeinetwegen gehabt; diesmal ging er von ihr, ohne daß ſie ſich im mindeſten beunruhigt hätte. Er arbeite'e noch an Calos Biographie bis gegen elf Uhr, ging dann zu Bett, ohne über irgend ein körperliches Unbehagen ſich zu äußern. Gegen zwei Uhr wird ſeine Dienerin durch heftiges Klingeln geweckt; ſie ſtürzt in ſein Zimmer, ſieht ſein verändertes Ausſehen und hört ſeinen bangen Ruf: ich ſterbe, ich kann nicht Luft bekommen. Unmittelbar darauf kommt die Tochter, zu der die Dienerin eilig gelaufen war, ſorgt und müht ſich um den Vater, um ihm durch bequeme Lage Erleichterung zu ſchaffen, und ſchickt ſofort zum Arzt. Er will es wehren, es gehe mit ihm zu Ende. Und als die Tochter ihn zu beruhigen ſucht, er werde es überwinden, wie ſchon früher, antwortet er mit Entſchiedenheit: „Nein, diesmal nicht. Ich bin ja auch bereit, mein Herr und Gott! Laß mich nur nicht ſo lange leiden; doch wie du willſt, mein Herr und Erlöſer! Wie du willſt.“ So betete er inbrünſtig und mit lauter kräftiger Stimme und ſagte Worte der Liebe und des Dankes der Tochter, die ihn mit ſo treuer Sorgfalt

gepflegt hatte. Der Arzt kommt, er hat keine Hoffnung. Als er zum zweiten Male nach dem Puls faßt, findet er zu seiner Ueberraschung ihn wieder kräftiger. Doch fast in demselben Augenblick haucht der Sterbende den letzten Athem aus. Ein reiches, reines, glückliches Menschenleben war durch einen leichten Tod beschlossen.

Anmerkungen.

[1]) Brief vom 22. Decbr. Das Sonett ist bisher ungedruckt.

[2]) Nur von dem längeren epischen Gedicht „der Indienfahrer" theilt G. mit, daß er diese Primanerarbeit später geglättet habe.

[3]) Sein Bruder Adolf schrieb (1827) an ihn über dieses Gedicht: „Ueber die Brautfahrt habe ich mir einmal einen wirklich scharfsinnigen Commentar gemacht, und es ist mir nachher ergötzlich gewesen, glaubwürdig zu vernehmen, daß Du Dir von allem, was ich darin gefunden habe, nichts dabei gedacht hast."

[4]) In dem Abgangszeugniß wird sein Betragen als sehr gut bezeichnet, seine Kenntnisse im Lateinischen: gut, im Griechischen: sehr gut, im Deutschen: vorzüglich, in der Mathematik und Physik: ziemlich gut, in der Geschichte: sehr gut, im Französischen: mittelmäßig. Er wurde entlassen „mit der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß er auf der Universität mit eben so rühmlichem Eifer fortfahren werde, sich zu seiner künftigen Bestimmung vorzubereiten." Unterzeichnet ist das Zeugniß von dem Director Joh. Joach. Bellermann, den Professoren E. G. Fischer, G. Köpke, C. G. T. Stein, Th. Heinsius, G. B. Walch, K. Giesebrecht.

[5]) Bisher ungedruckt.

[6]) In dem Abschiedsliede, von dem S. 27 eine Strophe mitgetheilt ist — ursprünglich umfaßte es 22 Strophen — kommen in dieser ersten Fassung die Worte vor:

Gott blies den Lebensodem
Mir ein auf deutschem Boden
Aus heilger deutscher Luft.

[7]) Durch sein Prüfungszeugniß (Berlin am 18. Decbr. 1816) wurde ihm die Befugniß zu unterrichten in der Geschichte und im Deutschen durch alle Classen, im Lateinischen bis Secunda, im Griechischen bis Tertia ertheilt. Auch daß er mehrere neuere Sprachen, besonders die italienische und spanische, mit Erfolg betrieben, wurde ihm darin bezeugt.

[8]) Oeffentlich gepredigt hat er in der Jacobikirche; er würde es häufiger gethan haben, wenn ihm nicht das Consistorium Schwierigkeiten bereitet hätte, die es ihm verleideten.

[9]) Briefwechsel I., 295. An G. Reimer aus Gnadenfrei im J. 1802.

[10]) G. erzählt davon in den Anmerkungen zu seinen Gedichten Band II., 458 f.

[11]) Adolf Gieſebrecht wurde 1815 in Neuſtrelitz Lehrer am Gymnaſium und Schulmeiſterſeminar, machte eine Inſtructionsreiſe durch die Schweiz und Süddeutſchland, leitete das 1820 in Mirow gegründete Seminar, wurde 1828 Conrector am Prenzlauer Gymnaſium, dann Gymnaſial-Director in Neuſtettin, ſpäter Provinzial-Schulrath erſt in Stettin, dann in Königsberg, wo er im J. 1855 geſtorben iſt.

[12]) Gymnaſialpädagogik S. 108.

[13]) Auch über alte Geſchichte hat er Forſchungen veröffentlicht. So über römiſche Verfaſſungsgeſchichte (Populus und Plebs) in den Abhandlungen der deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg.

[14]) Allgem. Geſchichte des Mittelalters. Nach der 7. Aufl. des Originals bearb. von Brühl. Bd. I., 48. Schaffhauſen 1852. Die Notiz verdanke ich dem Prof. Ed. Böhmer in Straßburg.

[15]) Vergl. die Citate Damaris 1861, S. 179.

[16]) Das Diplom bezeichnet ihn als iudicii nec non poeseos dotibus virtutis christianae constantia conspicuum eruditionis copia in historia et politica et ecclesiastica fontibus ex quibus religionis christianae in Pomerania propagatae cognitio hauriendi est aperiendis et indagandis vel maxime probatum de adolescentibus instituendis ad doctrinam evangelicam informandis tempore iamiam semisaeculari optime meritum.

Ferdinand Galo's Leben

erzählt

von

Ludwig Giesebrecht.

Ferdinand Friedrich Georg Calo wurde am 2. Juni 1814 in Stettin geboren, der Vater Justizcommissarius, die Mutter eine geborne Lobach. Die Eltern lebten in einem gewissen Wohlstande, wenn auch eigentlich ohne Vermögen, der Vater ernst und pflichtgetreu in seinem Beruf und darum meistentheils in seinem Arbeitszimmer, die Mutter eine heitere lebensfrische Frau Sie lebten nicht in der großen Welt, wie überhaupt die gegenwärtige, geräuschvolle Geselligkeit damals noch nicht stat fand; Freunde und Verwandte gingen aus und ein und wurden gastlich aufgenommen; es wurde gut gegessen, die Mutter verstand es, die Hausmannskost schmackhaft zuzubereiten.

Die erste Erziehung erhielten die jüngern Kinder des Hauses, zu denen Ferdinand gehörte, durch eine Tante, eine Schwester der Mutter, Karoline Lobach, die einen bedeutenden Einfluß auf sie ausübte, welcher bei unserm Freunde noch bis zur letzten Stunde seines Lebens zu erkennen war. Die Tante war unverheirathet und wohnte im elterlichen Hause, ohne an dem häuslichen Verkehr eigentlich Theil zu nehmen. Sie erschien selten oder nie bei den Eltern, desto mehr fanden sich bei ihr die Kinder ein, nicht bloß zum Unterricht, sondern auch um ihre Mußestunden bei der Tante zuzubringen, welche die Kinder gar angenehm zu unterhalten wußte.

Sie war eine stattliche, vornehme Erscheinung und trug auffallende, aber geschmackvolle Kleidung von besten Stoffen, erhob sich auch wohl über ihre Schwestern und Angehörigen, am wenigsten über Ferdinands Mutter. Sie war früh aus dem elterlichen Hause in die weite Welt nach damaligen Begriffen gekommen, war

in Kopenhagen, Rügen, Petersburg gewesen und hatte später Dresden mit seinen Kunstschätzen kennen gelernt. Sie verstand das Französische und Englische vorzüglich, unterrichtete in den beiden Sprachen ihre Neffen und unterhielt sich mit ihnen viel in jenen; englische und französische Ausdrücke gingen über in die Unterhaltung, welche sonst deutsch geführt wurde. Während der Belagerung verließ die Tante Stettin nicht, sondern blieb in dem Hause ihres Schwagers, der mit den Seinigen nach Neuwarp gegangen war.

Im Unterricht machte sie die Kinder mit Schiller und Göthe, mit Shakespeare, mit dem Telemaque, mit der Odyssee bekannt. Zu anderer Zeit ging sie mit ihnen spazieren, mitunter auf den ganzen Tag nach Frauendorf, wo frisches Brod, Butter und Käse zum Frühstück, Reis mit Milch gekocht Mittags auf dem Weinberge genossen wurden. Sie machte ihre Zöglinge auf alle Naturschönheiten aufmerksam, auch auf den gestirnten Himmel mit Hülfe von Bodes Anleitung. Die Kinder, auch sonst im Hause zum Gebet und zum Kirchenbesuch von Jugend auf angehalten, waren für alle ihre Ermahnungen und für die Mittheilungen aus ihrem Reiseleben empfänglich. Sie waren auch außerdem fröhliche Geschöpfe und, weil die Tante den Scherz liebte, ihr nicht bloß sehr zugethan, sondern auch aufmerksam auf fremde Schwächen, worüber sie sich gern lustig machten. Die Tante selbst wurde geneckt. Auf den Spaziergängen grüßte sie z. B. vornehm und herablassend unbekannte Leute, und die Kinder verleiteten sie zu solchen Begrüßungen, indem sie ihr entgegen kommende fremde Personen als bekannte im Voraus bezeichneten: darüber wurde gelacht, und die Tante lachte mit.

Sie hatte nur ein geringes Einkommen, war aber zum Wohlthun geneigt, und wie sie ihre Zöglinge auf Gott und den Heiland verwies, so öffnete sie auch ihre Herzen zum Wohlthun und zur Theilnahme an fremdem Leid. Unter den deutschen Gedichten, die sie auswendig lernen ließ, wurde besonderer Nachdruck gelegt auf Irin von E. von Kleist und darin auf die Ermahnung des Alten an seinen Sohn:

O bleib' der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Dem Armen. Hilf, so viel du kannst.

Diese Ermahnung legte sie der Jugend ans Herz. Auch die Mutter that viel Gutes und leitete dazu an.

Zu Michaelis 1824 trat Ferdinand, zehn Jahre alt, sein Schulleben auf dem Stettiner Gymnasium an, aber in allen Freistunden war er doch an das Wohnzimmer der Tante wie gebannt. Das galt wohl von allen Kindern, aber vorzugsweise von ihm und seinem jüngern Bruder Johannes, beide blieben ihr mit Herz und Sinn zugethan. Als sie das Haus ihres Schwagers verließ und nach Berlin übersiedelte, correspondirte sie englisch mit Ferdinand, klagte ihm ihr Leid über die Entfernung von Stettin und kehrte endlich dahin zurück.

Indessen hatte auch das Schulleben Ferdinands seine Bewegung gehabt. Die Patronate des Gymnasiums hatten den Entschluß gefaßt, statt des alten, wenig zweckmäßigen Gebäudes in der Mönchenstraße ein neues, auf der Ruine der vom Blitz getroffenen, abgebrannten Marienkirche, zu erbauen. Im Jahre 1830 war der Grundstein des neuen Hauses gelegt, zwei Jahre später, da unser Calo eben seine Laufbahn im Gymnasium beendet und die Abiturientenprüfung bestanden hatte, wurde es eingeweiht. Die Schüler zogen in festlicher Prozession aus dem alten Hause in das neue, und bei der Feier hielt Ferdinand eine Rede über die Frage: Wie ging aus der Klosterschule des Mittelalters die Schule unsers Jahrhunderts hervor?

Er war nun, nachdem er auf Einladung von Freunden das Seebad und die Seeluft in Swinemünde genossen, ein entwickelter frischer und stattlicher Jüngling, von dem seine bisherigen Lehrer zu rühmen wußten, sein zarter, für alles Gute offener Sinn und die daraus hervorgehende feinere Sitte habe zwischen ihm und seinen Lehrern stets das wünschenswertheste, je länger, je mehr sich befestigende Verhältniß des Vertrauens, der Liebe und Achtung herbei geführt. Auch gegen seine Mitschüler freundlich

und gefällig, habe er ungestört friedlich mit allen gelebt, ohne gerade allen sich näher anzuschließen. Ungemeine geistige Empfänglichkeit und Regsamkeit, verbunden mit strenger Ordnungsliebe in allem zu Leistenden hatten Anstrengungen bei ihm zur Folge, die nie des äußeren Antriebes bedurften und über das Maß des Legalen nicht unbedeutend hinaus gingen. Seinem, von glücklichen Anlagen begünstigten Streben habe der Erfolg entsprochen. Er habe in allen Unterrichtsgegenständen gleichmäßig so tüchtig sich ausgebildet, daß er auch für die Zukunft zu recht guten Erwartungen berechtige, namentlich zeichne er sich aus durch eine hervorstechende Geläufigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch des Lateinischen und Deutschen.

Von Stettin begab sich Calo nach Berlin und lag dort auf der Universität vier Jahre den Studien ob, bis zum Tode Schleiermachers (12. Febr. 1834) vornämlich dessen theologischen und philosophischen Vorträgen, später besonders philologischen und geschichtlichen: Immanuel Bekker, Boeckh, Droysen, Wilken seine Lehrer, daneben als Philosophen Trendelenburg und v. Sommer.

Zugleich wurde er bei dem Archäologen, Professor Levezow, bei dem Staatsrath von Stägemann und der Doktorin Meyer geb. Gedike eingeführt. Hier lernte er viele Männer von Bedeutung kennen, die ihn lieb gewannen wegen seiner Freundlichkeit, seines Humors, der Kenntnisse, die er gewonnen hatte, wie seines Interesse an allen Erscheinungen in Politik, Religion, Kunst und Wissenschaft und wegen der Wärme seines Gemüthes.

Von Berlin heimgekehrt, wurde er in Stettin Mitglied des dortigen Seminars für gelehrte Schulen und, nach der Einrichtung dieser Anstalt, zugleich Hülfslehrer am Gymnasium. Beide standen damals unter der Leitung des Directors Hasselbach. Calo hatte nun seine Lehrjahre als Pädagog durchzumachen. Wie es ihm damit gelang, geht aus dem Zeugnisse hervor, welches ihm Hasselbach im vierten Jahre nach seinem Eintritt in das Seminar (17. Juli 1840) ausstellte.

In seinen wissenschaftlichen Leistungen, hieß es hier von unserm Freunde, bewährte er nicht bloß bedeutenden Umfang und

Gründlichkeit gelehrter Kenntniſſe, ſondern auch eine ſehr rege Empfänglichkeit für allgemein geiſtige Richtungen und ein lebhaftes Eingehen auf Gebiete der Speculation. In ſeiner Lehrpraxis zeichnete ihn außer didactiſcher und methodiſcher Gewandtheit eine beſondere Gabe aus, die Eigenthümlichkeiten ſeiner Schüler aufzufaſſen und ihre Gemüther ſich auf das herzlichſte zugethan zu machen. Dazu bewies er die gewiſſenhafteſte Treue in Erfüllung ſeiner Berufspflichten und ſtets unverdroſſene Bereitwilligkeit auszuhelfen überall, wo ſeine Aushülfe in Anſpruch genommen werden konnte, aus welchem allen ſich ergiebt, daß das Seminarium, wie die Lehranſtalt, ihn nur ungern von ſich ſcheiden ſieht.

In Stettin lebten während der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts zwei durch den Charakter ihrer Bildung hervorragende Frauen. Die eine war die Tochter des Generalſuperintendenten Ringeltaube, die Frau des Bürgermeiſters Redepenning, eine äußerlich und innerlich ſaubere Herrnhuterin, die in manchen Verhältniſſen in Schleſien und Polen, namentlich in Warſchau, gelebt hatte, aber Gebet ihre Weisheit, Gebet und chriſtliche Liebesworte all ihr Thun, darum ihres Gottes gewiß. Die andere, Frau Tilebein, eines Commerzienrathes Wittwe, von der franzöſiſchen Colonie, erzogen in Paris, in der Nähe der Recamier, eine gewandte Frau, im Salon ausgezeichnet, die auch wohl auf Religion als Gegenſtand der Unterhaltung, aber nicht tief einging. Der erſteren hatte den Verf. dieſer Lebensbeſchreibung, ſchon da er in Stettin eintrat (1816), ſein guter Stern zugeführt; die letztere berührte um dieſe Zeit den Freund, der durch die erſten Eindrücke ſeiner Kindheit vielmehr in die Richtung der Herrnhuterin geleitet ſchien. Doch war die Berührung mit Frau Tilebein nicht umſonſt; durch den ſorgſamen Unterricht im Franzöſiſchen, wie ihn die Tante betrieben hatte, war mit jener ſogar eine äußerliche Handhabe vorbereitet.

Sofort ging unſer Freund, nach dem Vorbilde jener erſten Erzieherin, in die weite Welt, nur war die Welt, die er während ſeines Lebens in verſchiedenen Perioden durchwanderte, eine bedeutend weitere, als die von Tante Karoline geſehene.

Schon am 18. Juli 1840 ging er auf anderthalb Jahre aus Stettin fort, begab sich über Berlin nach Leipzig, verweilte hier bis zum 20. März 1841, reiste dann weiter nach Genf und im September desselben Jahres nach Paris, sahe dann Lille und Boulogne und kehrte im October nach Preußen zurück, hielt sich in Perleberg eine Weile auf und ging von da über Berlin nach Stettin. Was diese Reise in Ferdinand angeregt, wissen wir nicht, kein Blatt des Andenkens aus dieser Zeit hat sich erhalten; unlebendig aber, unwirksam in seinem Geiste blieb sie gewiß nicht.

Wenige Monate war er daheim, dann ging er nach Halle, um dort die gesetzliche Prüfung für das Lehramt zu bestehen. Das Zeugniß darüber (20. Aug. 1842) erkannte ein gebildetes Lehrtalent und eine lobenswerthe Fähigkeit, auf die Schüler einzuwirken und sie lebendig anzuregen, ertheilte ihm auch die unbedingte Lehrfreiheit an Gymnasien, welche näher dahin bestimmt wurde, daß er in der philosophischen Propädeutik, in der Geschichte und in der französischen Sprache in obern Klassen, in der griechischen und lateinischen Sprache in der Secunda und in der deutschen Sprache in mittleren, in der Mathematik und den Naturwissenschaften aber nicht unterrichten könne.

Bald nach seiner Heimkehr in Pommern sandte ihn das Schulcollegium der Provinz um Ostern 1843 nach dem neu gestifteten Pädagogium in Putbus, um das Amt eines zweiten Adjuncten interimistisch zu verwalten.

Unter den Schülern der Anstalt brachte seine Einführung eine ungewöhnliche Bewegung hervor. Sie beriethen eifrig die von ihm empfangenen Eindrücke, zugleich erwägend, ob sie auf ihn oder er auf sie einen größeren Einfluß ausüben würden. Die äußere Erscheinung des neuen Lehrers hatte etwas Imponirendes; eine hohe, kräftige Gestalt, ein großes graues Auge mit durchdringendem Blick machten einen angenehmen Eindruck, aber besonders auffallend war an dem äußern Erscheinen und dem ersten Auftreten ein Zug, der den meisten Lehrern abzugehen pflegt, weltmännischer Gewandtheit. Das kurz geschorene Haar, das

glatt rasirte Gesicht, eine äußerst große Sauberkeit in der äußern Erscheinung, der etwas phantastische Schnitt der feinen Kleidung, vor Allem das gewandte feine Wesen, das sichere Auftreten zeigten, daß Calo viel im Verkehr mit Menschen gewesen und nicht nur in der engen Studierstube gelebt und gelernt hatte.

Sein Vorgänger war von alle dem das Gegentheil gewesen und hatte unter den Schülern einen sehr schweren Stand gehabt, war zuletzt unmöglich geworden. Kein Wunder, daß die Schüler sich nicht gleich in die neue Persönlichkeit finden konnten und vermeinten, auch bei ihm mit ihren Tollheiten durchdringen zu können. In Tertia, der am schwersten zu regierenden Klasse, sollte der erste Versuch, die gegenseitigen Kräfte zu messen, gemacht werden. Calo setzte hier den Geschichtsunterricht seines Vorgängers fort; er fand, daß der siebenjährige Krieg, auf welchen bereits ein Vierteljahr verwandt, bei keinem einzigen fest saß und gab deshalb die Repetition desselben zur nächsten Stunde auf.

Vergebens. Niemand war gewohnt zu lernen; Niemand wußte etwas. Calo bedauerte das und gab wiederum dasselbe Pensum für die folgende Stunde. Dasselbe Resultat. Wenige Fragen wurden beantwortet. Calo dankte denen, die etwas wußten, bat diejenigen, die nichts wußten, und gab zum dritten Mal dasselbe Pensum. Aber auch das dritte Mal wußten die meisten nichts, nur wenige hatten sich durch das Lob anspornen lassen, fleißiger zu lernen. Calo dankte diesen noch wärmer, als in der vorigen Stunde. Dies Lob kränkte die übrigen mehr, als der wohlverdiente Tadel, sie wollten sich dies nicht länger gefallen lassen, und plötzlich fing die ganze Klasse, außer den drei ersten Bänken, und selbst von diesen einige, an zu trommeln. Calo war außer sich. Rasch ging er nach der Stelle, wo der heftigste Lärm war und rief mit flammenden Augen: Wer wagt hier so etwas! und setzte er gleich mit Ton und Miene der größten Verachtung hinzu: Pah! Sie kennen mich noch nicht.

Nicht die Worte, aber die ganze Art und Weise, wie sie gesprochen, hatten einen tiefen Eindruck gemacht, es war mäuschenstill bis zum Schluß der Stunde, und schon hoffte man, der

Vorfall möchte mit derſelben abgelaufen ſein. Dem war aber nicht ſo. Am andern Morgen fiel der Unterricht aus. Eine Conferenz ſämmtlicher Lehrer wurde abgehalten, und Calo hatte in ihr entweder ſofortige Entlaſſung oder Beſtrafung der Tertia nach ſeiner Angabe verlangt. Letztere wurde ihm bewilligt. Tertia wurde in ſeinen Lehrſtunden in drei Abtheilungen getheilt. In die erſte kamen diejenigen, die ihr Penſum einigermaßen gewußt und von denen er annahm, daß ſie nicht getrommelt, in die zweite kamen die, bei denen Wiſſen und Verhalten zweifelhaft geweſen; in die dritte endlich diejenigen, bei welchen Nichtwiſſen und Trommeln unzweifelhaft vorgekommen. Merkwürdig war die Richtigkeit der Eintheilung dieſer drei Abtheilungen; ſie zeugten von ſcharfer Sach- und Menſchenkenntniß. Calo erklärte, daß er ſich vorläufig nur mit der erſten Abtheilung beſchäftigen werde, mit der zweiten nur hin und wieder, mit der dritten gar nicht, und gab das betreffende Thema zum vierten Male auf. Jetzt ging alles wie am Schnürchen, keine Frage wurde in der erſten Abtheilung verfehlt, auch keine von den wenigen an die zweite Abtheilung gerichteten Fragen, und auch in der dritten wäre jede Frage beantwortet, wäre ſie nur geſtellt. Nach wenigen Stunden war die zweite Abtheilung mit der erſten verſchmolzen, nach Wochen auch die dritte. Die Entſcheidung war da: Calo hatte geſiegt. Es war die erſte und, ſo weit bekannt geworden, die einzige und letzte Strafe, welche er während ſeiner Amtsthätigkeit in Putbus verhängt hat.

Von jetzt ab machte ſich ſein Einfluß ſehr raſch und in immer weitern Kreiſen geltend; er war außerordentlich beſtimmt in ſeinen Anordnungen, aber ſtets in liebenswürdiger, entgegenkommender Form, und namentlich wußte er die Schüler zum Fleiß anzuregen durch die lobende und anerkennende Weiſe, mit welcher er das Geleiſtete entgegen nahm. Er forderte niemals die aufgegebenen Arbeiten; Jedem ſtand es frei, ob er ſie anfertigen wollte oder nicht, aber nur ſelten wagte es jemand, ſie ausfallen zu laſſen, und der Trieb, für Calo zu arbeiten, ſeine Zufriedenheit zu erwerben, war oft ſo groß, daß die andern

Lehrer darüber ſich beklagten, daß die Schüler nur für jenes Stunden, nicht für die ihren arbeiteten. Dieſe Klage war nicht unbegründet: es arbeiteten z. B. Schüler heimlich die Nächte hindurch oder während der Freiſtunden; Schüler lieferten freiwillig als franzöſiſche Ueberſetzung des dreißigjährigen Krieges in einer Woche neun Bogen. In Sekunda ward ſtatt alle drei Wochen in jeder Woche ein deutſcher Aufſatz geliefert, und ſo ging es in allen Unterrichtsgegenſtänden. Dieſe raſtloſe Thätigkeit beförderte auf der einen Seite den Fleiß und den eigenen Trieb bei den Schülern ungemein; aber das Geleiſtete nachzuſehen, auf die Fehler der Schüler aufmerkſam zu machen, überſtieg die Kräfte ſelbſt eines Mannes von Calos Arbeitskraft, und die Fehler, die einmal gemacht waren, kamen immer wieder zum Vorſchein; es fehlte an Zeit, theils nachzuſehen, theils das Nachgeſehene mit dem Schüler durchzugehn.

Dieſe hinreißende Beeinfluſſung der jugendlichen Gemüther verdankte Calo ſeiner glänzenden, oft in den glühendſten Farben ſich ergehenden Beredtſamkeit, der großen Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens, ſeiner vollen und rückſichtsloſen Hingabe für die Intereſſen der ihm anvertrauten Jugend.

Er hielt ſeine Vorträge ſämmtlich frei, ſo daß er nicht nur während des Unterrichts die geſpannteſte Aufmerkſamkeit unter ſeinen Schülern hervorrief, ſondern auch einen tiefen Eindruck auf die Dauer hinterließ, und häufiger kamen andre Lehrer (was ſonſt nur höchſt ſelten geſchah) in ſeine Stunden, ihm zuzuhören. In den franzöſiſchen Lehrſtunden überſetzte er franzöſiſche Schauſpiele zunächſt ins Deutſche, dann las er ſie noch einmal franzöſiſch in ſo vollendeter Weiſe, daß dieſe Stunden zu den genußreichſten ſeines Unterrichts gehörten. In noch höherem Maße trat ſein dramatiſches Talent hervor, wenn er in den Literaturſtunden dramatiſche Stücke vorlas, ſo daß er jede Scene, jede Perſon durch Ton und verſchiedene Stimmen zur lebendigſten Anſchauung brachte. So z. B. in den Vögeln des Ariſtophanes, wo er jeden Vogel mit der ihn charakteriſirenden Stimme las, ſo im Fauſt, in den Schillerſchen und Byronſchen Dramen ꝛc.

Auf das Auswendiglernen legte er in allen Disciplinen den größten Werth; es wurden daher lateiniſche und griechiſche Reden, dramatiſche Stücke der alten und neuen Literatur auswendig gelernt und declamirt, z. B. die Antigone, Medea, Wallenſteins Tod, wobei Calo immer in der anregendſten, liebenswürdigſten Weiſe mitwirkte. Don Carlos ward in einem engern Kreiſe ihm beſonders nahe ſtehender Schüler auf ſeinem Zimmer bei einer Erdbeerbowle, Wallenſteins Lager auf einer Inſel bei Putbus, im Walde, um das Feuer und einen mächtigen Keſſel mit Chocolade gelagert, zur Ausführung gebracht.

Die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens und die Zahl der Disciplinen, in welchen er unterrichtete, war ganz außerordentlich, er hat in Putbus unterrichtet im Lateiniſchen, Griechiſchen und Franzöſiſchen, im Deutſchen, in Geſchichte, Geographie und Mathematik, als Privatunterricht im Engliſchen, Italieniſchen und Hebräiſchen. Jeder, welcher Neigung dazu hatte, konnte Privatſtunden bei ihm nehmen, und Calo war ſo uneigennützig, daß er dafür nie eine Entſchädigung genommen. Als einmal die Eltern eines Schülers, welcher ihm vorzugsweiſe verpflichtet war, ihre Dankbarkeit durch ein werthvolles Kupferwerk auszuſprechen ſuchten, nahm er dies Geſchenk nur unter der Bedingung, daß er es ſogleich an die Schulbibliothek überweiſen dürfe. Calo gab den Schülern, welche Privatſtunden bei ihm nahmen, ſogar noch etwas dazu, denn ſobald ſie kamen, machte er ſchönen Thee, klingelte dem Diener und gab dieſem durch ſo und ſo viel hingehaltene Finger zu verſtehen, daß er für ſo und ſo viel Silbergroſchen Kuchen herbeiſchaffen möge.

Calo gab ſich dem Beruf der Jugenderziehung voll und ausſchließlich hin. Es beſtand die Einrichtung im Pädagogium zu Putbus, daß an jedem Tage der Woche ein Lehrer die Aufſicht über daſſelbe führte, von Morgens 5 Uhr, im Winter 6 Uhr bis Abends 10 Uhr, was für die außerhalb der Anſtalt wohnenden Lehrer recht läſtig ſein mochte. Calo nahm zunächſt dieſen Collegen die Aufſicht des Morgens, dann die des Abends, ſchließlich die ganze Tagesinſpection ab; dann auch den

jüngern Collegen und führte zuletzt die Aufsicht des Pädagogiums allein.

Hiedurch und durch die unendlich vielen Arbeiten, welche ihm von den Schülern geliefert wurden, war seine Zeit im ungewöhnlichsten Maße in Anspruch genommen, daß er keinen Verkehr außerhalb der Anstalt hatte, keine Besuche, es sei denn officielle, abstattete, noch an Gesellschaften Theil nahm; kam er aber in Verkehr mit Fremden, auch mit Damen, so war er der gewandteste und unterhaltendste Gesellschafter, wobei ihm seine Lebendigkeit, seine Vielseitigkeit und Fertigkeit in der Conversation fremder Sprachen sehr zu statten kam. Die Enkelsöhne des Fürsten Putbus wurden ihm zeitweise aufs Zimmer gegeben, um sich im Anstand und feiner Sitte zu üben. Spazieren ging er fast nie, es sei denn in Begleitung von Schülern, wobei er äußerst anstrengende Märsche machen konnte, die Inspektion der Anstalt machte ihm Bewegung genug. Im Essen und Trinken war er äußerst mäßig, trank nur Milch, keinen Kaffee oder Wein, aß kein Fleisch, sondern nur Gemüse, Brod und trank hierzu Wasser. Morgens stand er sehr früh auf, jede freie Minute nutzte er zur Durchsicht der Arbeiten, und regelmäßig arbeitete er bis tief in die Nacht hinein. Die deutschen Aufsätze, welche er in Secunda in jeder Woche anfertigen ließ, mußten spätestens bis Montag Abend, Schlag 8 Uhr auf dem Tische liegen; Dienstag Morgen um 8 Uhr mußten sie corrigirt zurückgegeben werden: da kam es denn oft, daß, wenn die Schüler aufstanden, Calo noch an seinem Tische saß, die letzten Arbeiten vor sich, er hatte die Nacht durch gearbeitet. Er ging so weit in seiner Selbstaufopferung, daß er einzelne Knaben, mit welchen gar nichts anzufangen, die durchaus auch ihm nicht gut thun wollten, und welche von der Schule entfernt werden sollten, für welche er sich aber interessirte, bei sich auf seinem Zimmer wohnen und schlafen ließ, um so den letzten Versuch mit ihnen zu machen.

Wie er unermüdlich und originell in seinem Verkehr mit der Jugend, so originell war er auch in seiner äußeren Lebensweise. Er schlief auf einer einfachen Seetangmatraze, nur mit

einer leichten Decke zugedeckt. Reinlichkeit trieb er bis aufs Aeußerſte, namentlich pflegte er ſeine weißen Hände mit langen blendenden Nägeln; gleiche Sorgfalt verwendete er auf ſeine Füße; je nach ſeiner Beſchäftigung kleidete er ſich um, aber jedes mal im Nu.

In den Stunden trug er gewöhnlich einen eleganten Tuchrock oder eine Art Paletot mit Schnüren beſetzt. Kaum war die Stunde beendet, ſo flog er mit leichten Sprüngen die drei Treppen bis zu ſeiner Stube hinauf, ſo löſte er ſchon das Halstuch und kleidete ſich in ſein Arbeitskoſtüm, Morgenſtiefel von feinem Leder, ſchwarz ſeidene Beinkleider und einen Schlafrock von Violetſammt; der große Hemdkragen war übergeklappt, an der Bruſt weit offen, die großen Manſchetten ebenfalls zurückgeſchlagen: ſo ſaß er auf einem hölzernen Lehnſtuhl mit hölzernem Sitz, den linken Arm auf ein kleines, ſeidenes Kiſſen gelegt, die Feder vorſichtig in der Rechten, und corrigirte die vor ihm und um ihn liegenden Stapel von Schulheften.

Für manchen Schüler hatte Calo ein beſonderes Intereſſe, war unermüdlich ſie zu fördern und ſich ihnen zu widmen. Unter dieſen waren es beſonders drei, welche, unter ſich eng befreundet, ihm nahe getreten ſind, Alfred von Boganowsky, Ernſt von Wangenheim und Franz Pogge, von denen wiederum Boganowsky der Liebling Calos war. Vom erſten Moment des Zuſammentreffens datirte die gegenſeitige Zuneigung, und je länger das Verhältniß dauerte, um ſo inniger ward es durch die Feſtigkeit in dem Charakter Boganowsky's, durch die Reinheit ſeines Weſens, durch ſeinen außerordentlichen Fleiß und durch die ſeltene Begabung nach allen Richtungen hin. Solche Anlagen bedurften einer ſolchen Anregung, wie ſie Calo bot, um ſich auf das herrlichſte zu entfalten, und Boganowsky leiſtete ganz Außerordentliches; ſein Fleiß war ſo groß, daß er manchmal des Morgens vor ſeinem Stehpult eingeſchlafen am Boden lag, wenn der Schlaf endlich die jugendliche Natur überwältigt hatte. Als er in Folge übergroßer Anſtrengung an nervöſem Kopfſchmerz erkrankte, und Calo indirekt Vorwürfe gemacht waren, daß er ihn überreize,

äußerte er sich gelegentlich vor der ganzen Klasse: Einer der tüchtigsten Schüler sei erkrankt und ihm gewissermaßen die Schuld daran beigemessen, als wenn er zu übergroßem Eifer angespornt; Andere würden sich vielleicht durch solche Vorkommnisse im Fleiß zurück halten lassen; er theile diese Ansicht nicht, der Geist müsse den Körper und seine Schwächen überwinden und vorwärts streben, sollte darüber auch das schwache Gefäß zu Grunde gehen; nur in diesem Sinn und dieser Kraft könnte das höchste Ziel des menschlichen Strebens erreicht werden. Boganowsky genas und ward aus einem Schüler Calos Freund; später als Student in Berlin betheiligte er sich an der Erhebung vom 18. März 1848, wurde bei seinem lebhaften Vorgehen schwer verwundet und starb, als die nervösen Kopfschmerzen aus früherer Zeit zu der Verwundung hinzutraten. Calo trauerte um ihn, wie um einen Sohn, und obgleich er keineswegs die politische Bewegung theilte, hing seitdem Alfreds Bild über seinem Arbeitstisch; mit wahrer Verehrung pflegte er das Andenken an den Verstorbenen; er sah in ihm das erfüllte Ideal des Sinnes und der Kraft, die nach dem als wahr erkannten Ziele strebt, wenn auch das schwache irdische Gefäß zu Grunde geht.

Inzwischen schrieb Calo noch während er nur interimistisch sein Amt verwaltete, im Auftrage des Direktors die Abhandlung für das Programm, das von der Anstalt ausgehen sollte: Ueber die Entwickelung des Absoluten bei Plato. „Es ist, sagte er darin, allerdings nicht mehr beliebt, Platonische Wissenschaft zu rühmen; die unvergleichliche Form, in welcher er sein Denken darstellte, je mehr sie anerkannt wird, um so weniger Tiefe will man den schönen Phantasien zugestehen; der schärfste wissenschaftliche Denker ist den Dichtern zugezählt, und dem formloseren Aristoteles gerade um solcher Kälte willen wird der Preis gegeben*).

*) So ist die Ansicht Hegels keineswegs, vielmehr Aristoteles habe in seiner Philosophie weiter geführt, was das Platonische Prinzip begonnen, sowohl in der Tiefe der Ideen, als nach deren Ausdehnung. Hegels Werke XIV. 20.

„Aber launenhaftes Ergreifen und willkührliches Fahrenlaſſen ſind in der Entwickelung der Wiſſenſchaft am wenigſten anzunehmen; das wiſſenſchaftliche Denken bringt nur zum Bewußtſein die Form, die Geſetze aller Denkbewegung und ſtellt ſie vor dem unbewußten, theils verkehrten, theils in Begeiſterung richtigen Wiſſen und Handeln; es wiederholt aber ein ganzes wahres Volk in ſeiner Wiſſenſchaft die Denkform des Einzelnen, in den Anſichten weniger Meiſter bezeichnend die Stufen, über welche das augenblicklich Scheinende hineilt: ſollte da die Geſchichte der Menſchheit, welche jetzt zurück blickend und vorahnend zu überſchauen wäre, nicht auch die Weiſe des menſchlichen Denkens aufweiſen, daß es eben Denken, d. h. Denken des Denkens wäre? Wäre dann in der orientaliſch-griechiſch-römiſchen Welt vorgebildet, was in der romaniſch-deutſch-amerikaniſchen mit dem Bewußtſein des Geweſenen belebt wurde; dann hätte die deutſche Wiſſenſchaft dieſelben Entwickelungsknoten aufzuzeigen, welche wir in der griechiſchen finden; daran mahnt die mattere Theilnahme am Platoniſchen Denken, welche einer Begeiſterung gefolgt iſt, die an die goldene Zeit der Medici und Eſte erinnerte; dieſe Sattheit bedeutet, daß, wenn der Meiſter auch noch fehlt, unſere Zeit für dieſe tiefſte Wiſſenſchaft reif geworden. Um die ſchwellende Frucht iſt der farbige Kelch erblaßt, da iſt es Zeit für die, welche ſich die Sendung nicht gegeben wiſſen, in dem reichen Wiſſen und allſeitigeren Leben der neueren Zeit jene ewige Form zu finden, bei dem alten Meiſter das Licht anzuzünden, das den neuen, wie Recht iſt, empfangen ſollte*).“

Wir entnehmen den einleitenden Worten der Abhandlung**) dieſe Gedanken, weil ſie ſpäter als Grund legende in der Denkweiſe unſres Freundes ſich zeigen werden.

---

*) Der Verf. iſt, wie man ſieht, einem einſeitigen, ſeltſam verquickten Platonismus zugethan.

**) Schuljahr 1843. Königl. Pädagogium zu Putbus. Oeffentliche Prüfung aller Klaſſen und Redeactus am 6. und 7. Octob., zu welchen Feierlichkeiten im Namen des ganzen Lehrercollegiums gehorſamſt einladet Dr. F. Haſenbalg. Putbus 1843. S. 1. 2.

Bald hatte er auch das wohlbegründete Vertrauen der Behörde gewonnen, daß er mit der, in dem bisherigen interimistischen Verhältniß bewiesenen rühmlichen Amtstreue auch ferner allen Obliegenheiten eifrigst zu genügen bemüht sein werde. Er wurde also fest angestellt und im Uebrigen von der Behörde angewiesen, dem Direktor der Anstalt Dr. Hasenbalg Folge zu leisten. (6. Octob. 1843.)

Einige Monate später, da vielleicht in der vorher erzählten Weise die gesammte Inspektion des Pädagogiums oder deren größter Theil in Calo vereinigt war, erfolgte durch den Provinzialschulrath Giesebrecht, einen Bruder des Biographen, genaueres Eingehen auf ein von dem Schulcollegium beabsichtigtes Unternehmen.

Die Treue — hieß es nun (24. Jan. 1844) — mit welcher Ferdinand eine glückliche Begabung für das Erziehungsgeschäft bisher zum Besten des Pädagogiums in Thätigkeit gesetzt habe, habe den Gedanken erweckt, diesem Streben, welches den Beifall der vorgesetzten Behörde verdient und erworben habe, einen freieren Wirkungskreis zu verschaffen und dadurch dem Pädagogium einen Vortheil zuzuwenden, dessen es bisher noch nicht im erwünschten Maße genieße. Es sei ohne Zweifel auch Calo häufig fühlbar geworden, was die Behörde nicht umhin gekonnt zu bemerken, daß das eigentliche positive pädagogische Bedürfniß der Alumnen der Anstalt nicht in dem Maße befriedigt werde, wie das didactische, wovon der Grund als in manchen zusammen wirkenden Umständen liegend angesehen werden müsse. Da diese nun einmal da seien, so scheine es nothwendig, durch bestimmte Einrichtungen zu erwirken, was sich allerdings erwünschter frei und als natürliches Ergebniß vereinigter Kräfte würde entwickelt haben.

Calo wurde daher ersucht, sich darüber zu erklären, ob er geneigt sein werde, auf einen Plan einzugehen, welcher ihn, bei verbesserter ökonomischer Lage der Anstalt, des größern Theiles seiner Lehrthätigkeit enthöbe, dagegen ihm eine stete Beaufsichtigung oder vielmehr freundliche Leitung der Alumnen außerhalb der Schul- und Arbeitsstunden zur Pflicht machte, und ihm da-

durch eine vorherrschend moralische Einwirkung auf dieselben verschaffte. Unser Freund wurde ersucht, diesen Gedanken reiflich zu erwägen, und sich dann theils darüber zu äußern, ob er die Ausführung desselben im Interesse der Anstalt liegend halte, theils ob er selbst dieselbe übernehmen und auf längere Zeit durchführen möchte. Auch etwanige Vorschläge, durch welche er den Plan individualisiren und dadurch zu seiner nähern Einleitung mitwirken könnte, würden erwünscht sein. Mit dem Director Hasenbalg, dem eine ähnliche Mittheilung zugehe, werde er sich ohne Bedenken über den Gegenstand benehmen können, hinsichtlich jeder dritten Person müsse aus nahe liegenden Gründen gebeten werden, denselben für jetzt noch als nicht zur Besprechung geeignet zu betrachten.

Es war also ein Versuch, Unterricht und Erziehung zu scheiden, wenn auch die Vereinigung beider als der höhere, natürliche Zustand angesehen wurde. Was ich dagegen einzuwenden habe, ist in der Damaris gesagt*); ich brauche also hier nicht darauf zurück zu kommen.

Calo entzog sich der von ihm geforderten Erörterung, indem er um einen Urlaub auf sechs Monate bat, der ihm auch vom 1. April 1844 gewährt wurde, mit dem Wunsch, daß er nach Ablauf der gedachten Frist mit erneuter Freudigkeit zu dem Berufe zurückkehren möge, den er gewählt habe und in welchem von seinem Eifer und seiner Gesinnung noch fernere gute Erfolge dürften erwartet werden. Die sechs Monate wurden abermals, nach dem Beispiel der Tante, zum Ausflug in die weite Welt verwandt. Das Nähere darüber berichtet einer von den drei Erkorenen unseres Ferdinand.

Auf Calos Veranlassung hatte Franz Pogge als Secundaner sich entschlossen, aus der Real- in die Gymnasialabtheilung der Anstalt überzutreten. Calo bemühte sich eifrig, ihn durch tägliche Nachhülfe im Lateinischen und Griechischen zu unterstützen. Um diese Zeit, im Frühjahr 1844, hatte Calo den Entschluß ge-

*) Damaris 1862. S. 373–392.

faßt, ein halbes Jahr Urlaub zu nehmen, um in Heidelberg, Lauſanne oder Rom ſeiner Alterthumsforſchung und ſeinen Studien obliegen zu können. Er ſah ein, daß während dieſer Zeit die mit Pogge mühſam erreichten Fortſchritte wieder verloren gehen würden, und da er wußte, daß derſelbe mit großer Liebe an ihm hing, ſo machte er ihm eines Abends ſpät den Vorſchlag, ob er ihn auf der Reiſe nach Rom, binnen acht Tagen anzutreten, begleiten wolle. Am andern Morgen war der Entſchluß gefaßt, an Pogge's Eltern geſchrieben, und nachdem dieſe die Zuſtimmung gegeben, Mitte April die Reiſe angetreten.

Während Calo in Stettin ſeine Vorbereitung zur Reiſe traf, hatte der damalige Oberpräſident von Pommern v. Bonin ihn dringend gebeten, auch ſeinen Sohn Otto mitzunehmen, und, obgleich er lebhafte Bedenken trug, zwei an Alter und Charakter wenig mit einander ſtimmende Knaben in ein ſo nahes und gebundenes Verhältniß zu ſich treten zu laſſen, ſo glaubte er doch, in Rückſicht auf mancherlei Verpflichtungen gegen den Oberpräſidenten, ſich dem Wunſche deſſelben fügen zu müſſen.

Die Reiſe ward über Dresden, Prag, Wien, Gratz, Trieſt, Venedig, Florenz zurück gelegt. Von dem Aufenthalt in letztgenannter Stadt hat ſich unter andern Papieren ein flüchtiges poetiſches Blatt erhalten. Es giebt, wie ſelten bei unſerm Freunde, genau Zeit und Ort.

Florenz d. 11. April 1844.

O Florenz, o Florenz!
Du allerſchönſte Stadt!
Ueber deine Mauern drängen ſich Roſen,
Grüner Lorbeer und Geißblatt.

Dich grüß' ich nach langem Sehnen
Mit allerſeligſter Luſt;
Da fliegt durchs Wagenfenſter
Dieſer Strauß mir an die Bruſt.

Mit dem breiten Rand ihres Hutes,
Mit ihren Locken ſpielte der Wind:
„Halt an deine ſchwebenden Schritte!
Blicke zurück, holdſeligſtes Kind!

Alle dieſe ſpaniſchen Scudi,
Dieſe Börſe mit rothem Gold
Für einen Blick!“ — Um die Ecke ſchwand ſie
Und ſang: Ti piange, piange il cor!

Uebrigens galt als Regel, an jedem Orte wird ein Tag als Aufenthalt genommen, um die Sehenswürdigkeiten, namentlich Kirchen, Kunſtſammlungen und Natur in Augenſchein zu nehmen. Am 18. Mai langten ſie in Rom an.

Calo hatte bis dahin kein Italieniſch getrieben, er benutzte die Reiſe dazu. Kaum war die Geſellſchaft 10 Minuten von Berlin mit der Eiſenbahn dritter Klaſſe gefahren (es waren damals offene Wagen mit unbequemen hölzernen Bänken), ſo holte er Philippis italieniſche Grammatik heraus und fing an, dieſelbe von vorne an durchzuarbeiten; er lernte die Ausſprache, überſetzte die Uebungsſtücke im Kopfe aus dem Deutſchen ins Italieniſche und umgekehrt und ſetzte dieſe Arbeiten unermüdet auf der Bahn, auf dem Dampfſchiffe, im Poſtwagen, im Wirthshauſe, Abends ſpät und Morgens früh mit ſolcher Energie fort, daß er, auf italieniſchem Boden angelangt, ſich bereits vollſtändig verſtändigen, nach kurzem Aufenthalt in Rom fließend Converſation führen konnte. Dabei war er auf der Reiſe nicht unempfänglich für die Umgebung; er gab ſich ihr zeitweiſe vollſtändig hin, wie er ſich ſpäter auch vollſtändig ſeiner neuen Sprache zuwandte. Merkwürdig leicht wurde ihm der Verkehr mit fremden Menſchen; wo er nur irgend wollte, war er bald durch ſeine Vielſeitigkeit, durch liebenswürdiges Weſen, Witz und gute Laune der Mittelpunkt der Geſellſchaft, aber er konnte auch eben ſo zurückhaltend und ſpöttiſch ſein.

Schlimm war für ſeine jugendlichen Begleiter, daß er gleiche Luſt und Energie zum Lernen von ihnen verlangte, wie von ſich; ſie ſollten, wie er die italieniſche, ſo die griechiſche und lateiniſche Grammatik zu ihrer beſtändigen Reiſelectüre und ihrem Studium machen. Es war dies eine faſt unmögliche Aufgabe für Knaben, welche zum erſten mal über die engen Grenzen ihrer Verhältniſſe hinaus kamen, welche unter den ſtets wechſelnden Eindrücken einer

vollständig neuen Welt, gleichsam wie in einem Taumel lebten und, von der Reise und dem Gesehenen ermüdet, Gott dankten, wenn sie Abends früh und Morgens spät ausschlafen konnten. Calo war hierüber verstimmt.

In Rom ward gleich ein Privatquartier genommen und an die Arbeit, d. h. für die Schüler ausschließlich die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache gegangen. Morgens sechs Uhr ward aufgestanden, das aus Milch und Semmel bestehende Frühstück verzehrt, dann bis zwölf Uhr gearbeitet, in einer halben Stunde das wieder nur aus Milch und Semmel bestehende Mittagbrod verzehrt, wieder gearbeitet bis vier Uhr, und dann Spaziergänge in der Stadt und um sie her gemacht bis zehn Uhr Abends. In einem Bäckerladen kaufte dann jeder für einen Silbergroschen Semmel, für zwei Silbergroschen, je nach der Jahreszeit, von dem wundervollen Obst, und mit innerem und äußerem Behagen ward dies Abendbrod verzehrt unter dem Portal einer Kirche, auf der umgestürzten Säule eines alten Tempels, einer Wasserkunst oder den sonstigen Ruinen einer großen, vergangenen Zeit.

Es war bei diesen Excursionen Princip, nie eine Droschke zu nehmen, noch jemand zu fragen, wie der Weg da und dahin gehe; man mußte sich nach dem mitgenommenen Plan orientiren, und während der ganzen Zeit sind alle Touren zu Fuß gemacht worden.

An jedem Montag und Donnerstag wurde der Nachmittag den Kunstsammlungen des Vatican, des Capitols ꝛc. gewidmet, der Sonntag regelmäßig dem Besuche der Kirchen, welche auch noch außerdem fast täglich in Augenschein genommen wurden.

Diese Lebensweise sagte Calo, aber weniger seinen Schülern zu; nach vier Wochen mußten sie einen Tag um den andern Fleischspeisen genießen, auf ärztliche Anordnung; nach weitern vier Wochen täglich; Calo blieb der gewohnten Lebensweise treu. Auch die ununterbrochene geistige Beschäftigung, namentlich bei dem warmen Klima, wirkte auf die Schüler mehr abspannend, als fördernd und hatte nicht den gehofften Erfolg, während er beständig seine

Studien fortsetzte, die Schüler beaufsichtigte und nur zeitweise auf den Bibliotheken selbst arbeitete. Dem Studium der Kunst gab er sich mit großem Interesse hin, und stundenlang konnte er vor einer Statue, einem Bilde sitzen, um sich ganz in die Aufgabe und Ausführung desselben zu vertiefen. Er mochte dabei nicht gestört, nicht in Begleitung seiner Schüler, sondern ganz allein sein; er sprach auch nicht über die empfangenen Eindrücke und den Werth der Gegenstände. „Es würde Ihnen das nichts nützen", sagte er einmal, „Sie würden nur das sehen, auffassen und nachsprechen, was ich Ihnen sagte, ohne sich ein eigenes Urtheil zu bilden, und nur dieses hat Werth für Sie."

Auch in den Kirchen trennte er sich sofort von seinen Begleitern, theils um die Bilder und Kunstwerke betrachten, theils um seiner Andacht ungestört folgen zu können, denn es war in ihm eine tiefe Verehrung der Religion, und vorzugsweise der katholischen, die er lebhaft vertheidigte gegenüber der nüchternen protestantischen Kirche. So schalt er stets auf die Protestanten, welche als Fremde dem katholischen Gottesdienst zuschauten, sich aus Neugierde in den Vordergrund gedrängt hatten und doch die Ceremonien nicht mitmachten; denn wenn auch die Römer bei dem großen Zufluß von Fremden an derlei Nichtbetheiligung ihrer Gebräuche gewöhnt, sich keineswegs dadurch in ihrer Andacht stören ließen, so glaubte Calo doch, diese Rücksicht dem fremden Cultus schuldig zu sein. Er verbeugte sich, fiel aufs Knie und zeigte die größte Andacht; eben so bezeigte er für die Jungfrau Maria, und sprach es aus, eine besondere Verehrung.

So waren drei Monate in gleichmäßiger, anziehender und anregender Weise verstrichen, es war der August herangekommen mit seiner für Fremde so ungesunden Witterung; fast alle Fremden hatten die Stadt verlassen, bis auf Calo und seine Begleiter.

Der Vorsicht wegen dachte auch er an eine Uebersiedelung nach Neapel, als er plötzlich selbst von dem Fieber befallen war. Seine Hauptsorge war dabei um die beiden, ihm anvertrauten Knaben, die er nicht sich selbst überlassen und kaum allein zurück

reiſen laſſen mochte: Es blieb jedoch nichts anderes übrig, und ſo faßte er den Plan, ſelbſt in ein Krankenhaus zu gehen, die Knaben nach Hauſe zu ſchicken. Dazu gehörten Päſſe, ſo wie mancherlei Viſa, und ungeſäumt ging er ans Werk, dieſelben zu beſorgen. In glühender Sonnenhitze ging er zu den, nur um dieſe Zeit geöffneten Büreaux, vom Vatican zum Capitol, zur Polizei und den Geſandtſchaften, um alle, damals nöthigen Formalitäten zu erfüllen. Von jedem Gange kam er aufs Tiefſte erſchöpft nach Hauſe und legte ſich, was ſonſt niemals vorkam, aufs Sopha; dabei war er im ſtarken Fieber, die Füße bis zu den Knieen wie abgeſtorben; aber kaum hatte er wieder einige Kräfte geſammelt, ſo ging er aufs Neue ſeinen Beſorgungen nach. Es war ein Kampf in ihm zwiſchen Geiſt und Körper, auf Leben und Tod, und es reizte ihn förmlich dieſen Kampf durchzuführen. Für diesmal ſiegte der Geiſt; nach drei Tagen, als alle Vorbereitungen zur Reiſe getroffen waren, war das Fieber überwunden, ohne irgend eine Medicin. Calo mochte aber ſelbſt zweifelhaft ſein über die Richtigkeit ſeines Princips, denn er ſagte: „Ich habe Ihnen in dieſen Tagen ein Beiſpiel gegeben, wie man es nicht machen muß, aber es giebt Lagen, in welchen man nicht anders kann, und glaubte ich, ſo handeln zu müſſen.“ Die Reiſe nach Neapel ward aufgegeben, aber, um Wiederholung des Fiebers zu vermeiden, ſofort nach Florenz aufgebrochen. Ein dreiwöchentlicher Aufenthalt daſelbſt ward ganz in gleicher Weiſe, wie in Rom, benutzt, dann die Rückreiſe angetreten über Mailand, den Comer See, München, Nürnberg ꝛc.

In Dresden nahmen die drei Reiſegefährten Abſchied von einander; die Schüler mit dem innigſten Dankgefühl, unter Thränen, für ihren Lehrer.

Ueberblickt man das Reſultat dieſer Reiſe für Calo, ſo kann man daſſelbe kein beſonders befriedigendes nennen; die Mitnahme der beiden Schüler hatte das enge Zuſammenleben vereitelt; die Aufſicht über die ihm Anvertrauten hatte ihn weſentlich gehindert, ſeine für ſich mit der Reiſe verknüpften Abſichten zu erfüllen, und die mit den Schülern erreichten Reſultate konnten ihn ebenfalls

nicht befriedigen; das Bewußtsein der treuesten Pflichterfüllung seinerseits, das Gefühl, in seinen Schülern den Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne geweckt und gestärkt und ihre Liebe und Verehrung für alle Zeit gewonnen zu haben, mußte für ihn der Lohn dieser Reise sein.

Mitte October ging Calo nach Putbus zurück, wohin auch Pogge ihm folgte.

Der unglückliche Gedanke des Provinzialschulrathes mußte wieder aufgenommen werden. Calo glaubte eine Erklärung abgeben zu müssen, welche in der Persönlichkeit des Directors Hasenbalg für die Zukunft ein Hinderniß des Gedeihens der Anstalt und des beabsichtigten Unternehmens bezeichnete. Er glaubte sich verpflichtet, die Erklärung dem Director mitzutheilen. Sogleich reiste dieser mit großem Aufsehn nach Stettin und führte Klage bei der Behörde. Der die Sache in die Verwirrung gebracht hatte, war also der Schulrath; indessen nach bureaukratischer Weise wußte er sich weiß zu waschen, und Calo mußte die Quälerei am Pädagogium dulden, bis ihm auf sein Gesuch der Austritt aus seiner Stellung bewilligt wurde (12. November 1845). Daß ihm dabei gelegentlich für die bewiesene Hingebung und Diensttreue, wie auch für die geleisteten nützlichen Dienste, welche die Behörde jederzeit gern anerkannt habe, gedankt wurde, war jedenfalls ein dürftiges Schmerzensgeld.

Damit schied unser Freund von Putbus, nicht ganz ohne Leid. Er hatte hier an seinem Collegen Baumgardt einen treuen Freund gefunden, mit dem und dessen Frau er seitdem in stetem Briefwechsel blieb. Die tiefsten, herzlichsten Angelegenheiten wurden darin besprochen. Er besuchte das befreundete Haus mehrmals, besonders da Baumgardt nach Potsdam versetzt wurde, und hatte seine Freude an den heranwachsenden Kindern.

Schon vor seiner Entlassung in Putbus hatte Calo sich eine andere Thätigkeit zu gründen gesucht: er hatte nach Hofwyl in der Schweiz geschrieben und Fellenberg seine Dienste angeboten. Er erhielt von da eine eigenthümliche Antwort:

Hofwyl, 24. September 1845.

Verehrter Herr!

Der Zufall hat es gewollt, daß Ihr Verehrtes vom 8. September gerade in einer Zeit hier ankam, wo ich auf einer längeren Reise begriffen war, so daß ich es erst vor wenig Tagen erhalten.

Das Zusammentreffen des Hinschieds meines Vaters mit den Wehen der eigenthümlichen Entwickelung unseres Schweizervolkes, welche Entwickelung ich überall in Deutschland mit so großer Unkenntniß des schweizerischen Volksgeistes und je nach dem Standpunkt des Beurtheilers so entgegengesetzt aufgefaßt gefunden habe, — dieses Zusammentreffen war auch ein harter Stoß für das Bestehen des Werkes, welches mein Vater mit einem so starken Glauben an die Wahrheit und Heilsamkeit seiner Ideen begonnen und durch so viele Gefahren hindurch zu einer merkwürdigen Anerkennung und Autorität erhoben hat.

Zwölf Jahre abwesend von der Heimath bin ich allen denjenigen, welche mit meinem Vater in Beziehung standen, nur dem Namen nach bekannt und habe das Vertrauen zu gewinnen gehabt oder noch zu gewinnen der Lehrer, meiner Mitarbeiter, und der Eltern der Zöglinge und des übrigen Publikums.

Ob mich nun dieses auch nicht beunruhigt, so lange ich den Grundgedanken treu und entschieden fest halte: so ist doch heut zu Tage dieses Vertrauen von Rechts wegen so selten, daß es gar nicht zu verwundern, wenn eine Anstalt, die allein auf dem Credit ihres Lenkers beruht, in übrigens so schwierigen Zeiten, auf die Zahl derjenigen Eltern und Lehrer sich reduciren muß, die ein unerschütterliches Vertrauen auf die Wahrheit der Sache besitzen, der wir dienen.

Diese Zahl von Tapfern ist auch sehr zusammen geschmolzen: die Frequenz der Anstalt ist gering und ihr Glanz ist mit der Persönlichkeit des Führers erloschen, und es liegt nicht in meiner Persönlichkeit ihr denselben wieder zu geben; die Sache selbst muß nun sprechen, das Bewußtsein der Lehrer, ja der Zöglinge selbst, daß sie ein hohes und göttliches Ziel verfolgen,

muß ſie aufrecht halten wie mich: und aus dieſem Bewußtſein muß ſich die Sache von innen heraus als neuer Stamm aus der Wurzel entwickeln. Die Befriedigung, eine Saat für die Ewigkeit auszuſtreuen, muß an die Stelle treten des Stolzes, einem großen Ganzen anzugehören und die Augen der Mitwelt auf ſich zu ziehen. Dieſer Tauſch iſt nicht jedermanns Sache. Manche, denen Hofwyl zur Staffel dienen ſollte, ſich höher zu heben, als mein Vater noch lebte, haben die Arbeit verlaſſen, als ſie ſahen, daß ſie dem Ruhm entſagen würden.

Nur dem, der in der hieſigen Arbeit die Saat der Zukunft erkennen mag und ſich ihr hingeben mag als ein einzelnes Glied der großen Kette von Urſachen und Wirkungen menſchlicher Entwickelung, zufrieden mit dem Bewußtſein, dem Schöpfer ähnlich unſcheinbar mitzuwirken und es in Ausprägung ſeiner Eigenthümlichkeit thun zu können, im Stillen und Kleinen ſeiner Welt ſich bildend, geräuſchlos aber auch ungeſtört — nur dem blüht hier ein ſtilles Glück und erwächſt aus der Geſammtwirkung ein freudiger Muth.

Meine Aufgabe in dem Allen iſt einem jeden die freieſte, eigenthümliche Ausprägung in dieſer Richtung zuzuſichern, damit von ihm auf die Zöglinge ja das edelſte und beſte übergehen könne, keiner dem andern ſeine Ausdrucksweiſe aufdringen oder zum Geſetz machen könne. So wird dieſe eigenthümliche Selbſtentwickelung auch jedem Zögling möglich und die Aufgabe der Geſellſchaft ſchon bei der Erziehung gelöſt, daß ein jeder aus dem ganzen Verein mit ſeiner ganzen Liebe und ſeiner ganzen Kraft, das ſeinige ſo vollkommen als möglich zum Ganzen beitragen könne, wie die Blätter an einem Baum. So dient jeder dem ganzen Verein und hört doch nie auf, nicht nur ſich ſelbſt Zweck, ſondern auch der Zweck des von Liebe durchdrungenen Ganzen zu ſein.

Die Mittel, dieſe Selbſtthätigkeit anzuregen und zu beſchäftigen, müſſen, wie die Form des Ganzen ſeinem Weſen entwächſt und entſpringt, eben ſo die natürliche Ausſtrömung jener Macht

ſein, die das Weltall bewegt und die in jedem Einzelnen Wunder ſchafft, wenn ſie zur Herrſchaft gelangt.

Aber eben wegen dieſem Geſetz der freien und doch gegenſeitigen Entwicklung lade ich einen jeden ein, der ſich unſerm Kreiſe anſchließen will, ſich in demſelben ſeine Stelle frei zu ſuchen und zu wählen nicht nur, ſondern auch zu ſchaffen; uns erſt kennen zu lernen und ſich kennen lernen zu laſſen ohne Sorge verkannt zu werden, noch etwas zu gelten, was er nicht iſt.

Theologie, Philoſophie, Philologie und ſolche Wiſſenſchaften, die nicht zum ſelbſtſtändigen Gebrauch des Menſchen, ſondern nur von einem andern überkommen werden, um ſie wieder auf einen andern zu übertragen, ohne verarbeitet zu werden und Bildung bei der Jugend zurückzulaſſen, ziehen wir möglichſt wenig in den Kreis der Jugend. Wohl dagegen Naturwiſſenſchaften und mathematiſche Wiſſenſchaften, als mit der Form auch Stoff für's Leben gewährend. Die Sprache dient uns wie den Griechen als Flügel des Gedankens, die müſſen wachſen, wie ſie dem jungen Vogel wachſen, an ihm ſelbſt und aus den Dingen, deren Benennungen ſie entnommen ſind. Die Kunſt iſt eine bis zur Nachbildung entwickelte Sprache. Deutlicher und vollkommener für die ſinnliche Auffaſſung iſt das gelungene Bild der Sache als ihre Beſchreibung; eindringlicher iſt das geſungene Lied, als der noch ſo ſcharf ausgeſprochene Gedanke. Das Gift iſt ein durch Scheidekunſt aus unſchädlichen Stoffen iſolirtes Abſtractum. Eben ſo wirkt die den Gedanken von der That beharrlich iſolirende Begriffswelt wie Gift auf die menſchliche Seele. Sie ſcheidet dieſelbe vor dem Tode von ihrem Begleiter und bringt das Wiſſen, den Zwieſpalt zwiſchen den Menſchen und der Natur, und der von der Mutter emancipirte Sohn verdorrt. Es kann ihm doch dazu nicht gewährt ſein, ſondern zu ſeinem Wohl. Daher liegt uns daran, mit der Erziehung und allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln den ganzen Menſchen zu ergreifen, ihn dabei ganz zu laſſen und den ganzen Menſchen auf ſeinen Zweck hinzuleiten, dann bleibt er froh, kräftig, geſund; dann allein wirkt

die ihm gegebene Erziehung in ihm fort, auch wenn er der Schule entwachsen ist; dann tritt er aus der Schule der Menschen in Gottes Schule ein, ohne Zwiespalt: ganz gehört er seinem Schöpfer an.

Auch dieses sind Abstractionen, wenn Sie wollen; ich mußte Ihnen in wenigen Formeln den innern Charakter unserer in jeder Beziehung Fleisch werdenden Erziehung herauskehren; Beispiele würden mich zu weit geführt haben; ich habe nur noch hinzuzufügen, daß so viel möglich dem Begreifen sich das Angreifen, die körperliche Arbeit beigesellt — in einigen Zweigen der in Berufsbildung übergehenden Elementarbildung sogar vorherrschend wird und nicht wenig dazu beiträgt, auch den Unterricht eindringlich zu machen — oder um mich eigentlicher auszudrücken, daß in der Arbeit z. B. bei der Landwirthschaft die Thätigkeit des ganzen Menschen in einen einzigen Fluß bringt, der dann er selbst ist.

Sie wissen somit nun, was Sie hier finden werden, wenn Sie auf dem Wunsche beharren, zu uns zu kommen. Ich widerstreite diesem Wunsche nicht aus einer Ursache: ein solcher Wunsch kann eine Berührung und eine Weisung vom Finger Gottes sein: indem ich Ihnen nun den Schlüssel zum inneren Leben Hofwyls zusende, glaube ich einer solchen Weisung von Oben, sollte sie es sein, welche Sie berührt hat, nichts entgegengestellt zu haben. Hülfe haben wir in diesem Augenblick nicht nöthig: es ist damit aber nicht gesagt, daß Sie uns bei der Erreichung Ihres Zweckes nicht doch eine von uns ungesuchte und unerwartete Hülfe leisten könnten.

Bei der jetzigen Lage der Anstalt und unserer Angelegenheiten halten nur Gottvertrauen und das Bewußtsein einer heiligen Sache unser Häuflein aufrecht: wir dürfen aber die Kosten der Anstalt nicht vermehren. Dies alles fühle ich mich noch gedrungen Ihnen zu sagen. Mit Hochachtung Ihr ergebener W. Fellenberg."

So stand vor unserm Freunde eine neue pädagogische Verworrenheit, da er der in Putbus kaum entflohen war. Eine

Schule, die aller idealen Bildung, die des Begreifens wollte enthoben sein und durch Naturwissenschaften und Mathematik, wie durch das täppische Angreifen, die Handarbeit allein, zum Ziel zu gelangen suchte. Seltsame Fratzen hier und dort. Calo konnte seiner ganzen Art nach in Hofwyl nichts erwarten, was ihm zusagte, doch ging er dorthin und blieb vielleicht kurze Zeit dort; ein Urtheil über die Anstalt habe ich nie aus seinem Munde gehört. Dagegen das Jesuitencollegium in Freiburg, von dem er auf dieser pädagogischen Fahrt gleichfalls Kenntniß genommen hatte, lobte er, im Sinne der katholischen Hierarchie, an der er in Rom einen Gefallen gefunden hatte. Ob er in der Nähe des Genfer Sees diesmal auch Lausanne und Genf besucht, steht dahin, bestimmte Angabe darüber liegt nicht vor, doch ist mir aus Gesprächen mit ihm gewiß, daß er in beiden Städten gewesen.

Zu Anfang des nächsten Jahres war er wieder in Stettin und wurde hier am 10. Mai 1846 zum ordentlichen Lehrer insbesondere der französischen Sprache am vereinigten Königl. und am Stadtgymnasium berufen. Das war die Anstalt, der er als Schüler angehört; der Director, die Lehrer kannten und liebten ihn. Hier hatte er Geschwister, Verwandte, Freunde, es war die Stadt, da er geboren und erzogen wurde. Hier fand er auch in seinem Lehramt die Befriedigung, die er überhaupt finden konnte. Hier hatte er keine besondere, irgend wie bevorzugte und darum beneidete Stellung, er war allen seinen Amtsgenossen gleich, unterrichtete und erzog wie sie, aber er hatte innerhalb der allgemeinen Schranken die friedliche Freiheit, sich selbst unter seinen Schülern eine Wirksamkeit zu schaffen, wie sie seinem Herzen und seiner Einsicht zusagte.

Die beiden ersten Jahre vergingen mit dem Einleben in die neuen Verhältnisse, still, ohne besondere Ereignisse nach Außen. Dann brach in Berlin die Revolution aus, man wählte mich als Abgeordneten von Stettin für die National-Versammlung in Frankfurt a. M. Ich war ein Jahr von Stettin entfernt.

Calo schrieb in dieser Zeit das Schulprogramm, das zu

Michaelis 1848 gedruckt wurde. Es enthielt: Mittheilungen aus dem Leben des Lord Brougham und seiner Lehre vom Staate.

Einleitend sagt der Verf.: „So ehrenvoll die Pflicht ist, diese Einladungsschriften zu verfassen, so schwer wird sie denen — ich gestehe es — welche seit langer Zeit mit Schleiermacher glauben, daß es besser wäre sie nicht zu schreiben. Niemand liest sie, niemand kann sie lesen.

Es wäre schon ungereimt, sie für wenige Gelehrte zu schreiben, jetzt aber finden sich auch diese wenigen nicht mehr; auf das öffentliche Leben sind jetzt die Gedanken aller gerichtet. — Aber wenn ich nun die Gedanken eines großen Staatsmannes über den Staat und seine Formen mittheile, muß ich da nicht einen Vorwurf von Seiten derer erwarten, welche meinen, daß die stillen, der Erziehung geweihten Räume nicht durch Fragen beunruhigt werden sollten, welche uns überall hin verfolgen, dort hin aber am wenigsten gehören.

Es ist wahr, das öffentliche Leben ist ohne Gegensätze, ohne Parteien nicht möglich; so lange diese neu sind, werden die Gegner Verschiedenheit der Ansicht für Verschiedenheit der Gesinnung halten, sie werden hassen und verdächtigen; und wenn wir diesen Parteien uns anschließen, so kann das Werk der Erziehung nicht gedeihen, es verlangt unbedingtes Vertrauen aller: es setzt ein Streben nach der Wahrheit voraus wie es Parteien nicht kennen.

Aber eben so wenig dürfen wir, die die Erziehung leiten, der innerlichen lebendigsten Theilnahme am öffentlichen Leben entsagen, keine Erkenntniß ist uns so unerläßlich als die des Staats nach seinem Wesen und seinen Erscheinungen; in der Erziehung wirkt jede Form des Staats am kräftigsten, offenbart sich am augenscheinlichsten; in der Geschichte lehren wir nur die Entfaltung des Staats in seinen verschiedenen Gestalten, ja Staatskunst und Erziehung können sie getrennt werden? Ich lehne daher jenen Vorwurf ab, er ist nicht begründet."

Weiterhin, da das Leben Broughams besprochen wird, geht der Verf. auch auf dessen Unternehmen ein, den Unterricht in England umzuschaffen.

„Frühe schon," wird dabei bemerkt, „war Lord Brougham das nördliche Europa durchreist; als er zum zweiten mal aufs Festland kam, ging er nach Hofwyl und beobachtete hier lange die wundervolle Schöpfung Fellenbergs."

So urtheilte unser Freund jetzt; als er selbst drei Jahre früher in Hofwyl war, muß er nicht ganz so geurtheilt haben, sonst wäre er schwerlich so eilig nach Stettin zurückgekehrt.

„Sich ergänzend, obwohl scheinbar entgegengesetzt, waren die Gesetzgebungen Napoleons und Fellenbergs Gedanken.

Als die Nationalversammlung sich trennte, hatte sie Einheit des Unterrichts und Freiheit desselben verlangt. Diesem Verlangen entsprach erst Bonaparte als Consul und als Kaiser, als die Republik nicht nur dem Namen nach noch bestand, sondern die Gesetzgebung dieses Mannes in ihrem Sinne wirkte. Er wollte nicht für den Unterricht die Stufenleiter von Beamten, welche vom Maire hinauf bis zum Staatsrath und Minister reichte, seinen Willen zu vollziehen; er verlangte nicht Kenntnisse allein, sondern einen besondern Geist, wie für die Magistratur, welche denselben Geist seit Jahrhunderten bewahrt hatte, wie für die Geistlichkeit; kurz er wollte eine Körperschaft, welche sich selbst richtete, regierte, mit ihrem unabhängigen Beamtenstande; frei von der Kirche, frei von der Einwirkung der Verwaltung, unter dem Schutze des Staates.

Der Kaiser beschränkte in der spätern Gesetzgebung zum Theil diese Freiheit. Die Einheit Frankreichs war der eine Wille seines Fürsten geworden. Nur die großartige Geschichte, in deren Anschauung die Jugend aufwuchs, das Leben in der Bildung der Alten, welche den Schulen zurückgegeben war und die Unabhängigkeit des Unterrichts von der Kirche ließen die großen Schriftsteller voraussehen, welche nach dem Sturze des Kaisers sich erhoben.

Je gewaltsamer Napoleons Streben der letzten Jahre den Unterricht in der freien Form beschränkt hatte, um so anregender mußten Fellenbergs Schulen in Hofwyl sein. Pestalozzis Volksschulen hatten den Anlaß gegeben; seine Hingebung beseelte noch

die Lehrer; aber die Armenschule wie die höheren Schulen erhielten von Fellenbergs staatsmännischem Sinn eine Form, an welche Pestalozzi nicht hatte denken können. Die Schweiz sollte der Ort werden, in welchem die Jugend ohne Rücksicht auf die verschiedenen Kirchen und Schulen das menschliche Herz entfalten sollte, ehe sie in ihre Kirche, in ihren Staat zurück trat. Hier wuchs sie auf im Anschauen der großartigsten Natur, unter dem Volke, das die Fesseln Fremder nicht ertragen konnte, neben den ärmsten die reichsten, die vornehmsten neben denen, welche einen Unterschied nicht kannten. Alle aber sahen sich mit gleicher Liebe, jeder zu seinem Lebenskreise, zu ernster Thätigkeit erzogen, und wenn es möglich war, erzogen sie einander selbst.

Wer erreicht seine Entwürfe? Wie schwere Kämpfe haben seitdem auch das Leben der Familien in der Schweiz erschüttert und zerrissen! Es ist möglich, daß die Entwürfe jenes außerordentlichen Mannes, der nun schon geschieden ist, sich nicht ausführen lassen, wie er sie dachte, aber der Sinn, in welchem er wirkte, ist seinen Schülern überall hin gefolgt; und nicht nachzuahmen, sondern nur in diesem Geist neu zu schaffen, konnten sie an seiner Begeisterung lernen."

Sind das Broughams oder unsers Calo Gedanken? Von jenem wird ausdrücklich gesagt, er habe verlangt, in Frömmigkeit sollte das Volk erzogen werden, eine fromme Erziehung sei für den Reichen so gut wie alles, aber für den Armen wirklich und vollkommen alles; das Christenthum sei recht eigentlich des Armen Erbtheil, und die Gesetzgeber haben daher für fromme Erziehung wohl zu sorgen. Darum soll aber der Staat nicht fordern, daß zu seinem Vortheil die Jugend im Glauben erzogen werde, noch habe sich die Schule um die Verschiedenheit und den Zwist der Bekenntnisse zu kümmern.

Wie Napoleon und Fellenberg verlangt er völlige Trennung des Unterrichts von Staat und Kirche; nur wo die Gemeinde die Kosten der Einrichtung einer Schule nicht aufbringen kann, soll der Staat zu Hülfe kommen, dann aber den Gemeinden selbst überlassen, das höchste Gut, die Bildung, selbst zu erwerben. Auch

die Mildthätigkeit, welche damals alle Sonntagsschulen und die Hälfte der neuen Werktagsschulen unterhielt, soll aufhören, sobald die Schule gestiftet ist. Das heißt, so viel ich einsehe, die Gesinnung ist das Wesentliche des Lehrers. Wohl wahr, aber wer kennt die Gesinnung als Gott allein.

Aus der Bedrängniß, in die ich nach meiner Rückkehr aus Frankfurt gerieth,*) erwuchs mir als liebliche Frucht die genauere Freundschaft Calos, die mir bis zu meinem Ausscheiden aus dem Collegium der Lehrer und bis zu seinem Tode geblieben ist.

Es leuchtete uns ein, daß zwischen den beiden oft verwechselten Reichen, dem Reiche Gottes und dem der Ideale ein wesentlicher Unterschied ist. Jenes, nicht von dieser Welt, nicht mit den Sinnen wahrzunehmen, inwendig in uns, ist eine Realität durch und durch, ein ewiges, unerschüttertes Reich der Wahrheit, dessen König der Sohn Gottes selbst, dessen Angehörige Gnade haben, das Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist mit sich bringt, das, wer es gefunden hat, einer köstlichen Perle gleich achtet, für die er ohne Bedenken alles hingiebt, was er hat. Das Reich der Ideale dagegen ruft der Mensch in sich hervor, es ermangelt der Realität des Gottesreiches, doch geht es über die Wirklichkeit hinaus, die uns umgiebt; der Mensch kann sich selbst eine schöne, vollkommene Welt schaffen, kann ihr in der Kunst, in der Wissenschaft den würdigen Ausdruck geben, kann sie sogar mit mehr oder minder Erfolg im Leben veranschaulichen. Und eine solche Bewegung des Geistes von dem rohen Materialismus hinweg hat gewiß ihren Werth, aber was sie hervorbringt, ist doch allein Menschengebilde.

Das Verhältniß dieser beiden Reiche zu einander richtig aufzufassen, ist für den Pädagogen von großer Bedeutung. Die Behauptung Burkhardts (Zinzendorf und die Brüdergemeine Gotha 1866. 163): Die Brüdergemeine habe seit alter Zeit die Wissenschaft in ihrer Mitte gepflegt, nicht zwar um an dem Gesammtaufbau derselben helfend und fördernd mit Hand anzu-

*) [Vergl. oben S. 298.]

legen, sondern in dem Bewußtsein, für ihr eigenes Wachsen und Gedeihen, für das richtige Verständniß ihrer Aufgabe im Reiche Gottes, der Wissenschaft, insonderheit der theologischen, dringend zu bedürfen — diese Behauptung läßt sich nicht durchaus zugeben. Wie höchst ungenügend Zinzendorf und Spangenberg sich der Wissenschaft gegenüber gestellt haben und vollends der Kunst, ist anderwärts nachgewiesen (Gedichte I. 453). Und daß noch jetzt es nicht viel anders ist, zeigt die Bemerkung Burkhardts (a. a. O. 166), das Pädagogium der Brüdergemeine sei ganz in der Weise der Gymnasien, oder noch mehr der sogenannten niedern Seminare in Würtemberg, d. h. derjenigen Schulen, wo nach der Ansicht des Prälaten Roth durch die Pflege des Schönen gar nicht erzogen werden kann (Roth, Gymnasialpädagogik, Stuttgart 1865, 61), in denen also die Kunst, so wenig Poesie als Musik darf geübt werden. Zur Entschuldigung der Brüdergemeine läßt sich sagen, daß, nach den angegebenen Worten, sie es nur auf Ausbildung ihrer Pfarrer abgesehen hat, die in ihrer engen Sphäre sich ohne sonderliches Bedenken der Kunst entschlagen können. Aber besiegt erachten sich die ästhetischen Gymnasialstudien noch keineswegs: die Frage nach dem Reiche Gottes und dem Reich der Ideale, wie nach deren Verhältniß zu einander, suchen sie nur in eine neue Bahn zu leiten.

Der Sohn Gottes hat allerdings gesagt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes! Er fügt aber auch die Verheißung hinzu, dann werde uns alles andre, was wir bedürfen an zeitlichen Gütern, zufallen, ja daß derselbe Mund auch die Zusage gegeben: Wahrlich ich sage euch: es ist niemand, der ein Haus verlässet oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfange in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt das ewige Leben (Luc. 18, 29. 30). Trachten nach der Seligkeit des Reiches Gottes heißt also keineswegs allem, sondern allein dem unwürdigen und unreinen Glück des zeitlichen Erdenlebens entsagen.

Zur Sonderung aber des Reinen vom Unreinen, des Würdigen vom Gemeinen bedarf die chriſtliche Erziehung in den Gymnaſien der Kunſt. Durch die Kunſt hütet ſie die Jugend vor der gemeinen Sinnlichkeit und leitet ein in das Reich des Ideales, die Vorhalle des Reiches Gottes. Mit der Mahlerei und der Plaſtik läßt ſich bis jetzt wenig wirken: es fehlt an Kunſtwerken, die den Lehrern und den Schülern zugänglich. Wir müſſen uns auf Muſik und Poeſie beſchränken; auch dadurch läßt ſich etwas erreichen (Damaris 1862, 386.).

In dem Sinne erneuerten Calo und ich einen Geſangverein, der, früher durch Scheibert geſtiftet, unter unſerer Jugend fröhlich beſtanden hatte, allmählig aber ſchwach geworden, endlich ganz erſtorben war. Wir fanden Anklang, der ideale Funke ward zur Flamme; unſre Jünger ſelbſt drängten nun weiter von der Muſik zur Poeſie und wir ließen ſie gern gewähren und ſchritten nur ein, wo Uebereilungen und Fehlgriffen zu begegnen war. Eingeladene Zuhörer aus der Stadt fanden ſich freundlich und theilnehmend bei den muſikaliſchen und poetiſchen Vorträgen der Schüler ein, ungeachtet nichts von Scenerie, nichts von Koſtüm bei ihnen in Anwendung kam, ſelbſt die Geſticulation war jedem Auftretenden frei gelaſſen und ſie werd eher zu wenig, als zu ſtark bemerkbar; nur die Stimme ſollte wirken, aber ſie auch, wo möglich, mit allem Wohllaut, mit aller Beweglichkeit und Kraft, welche der Schöpfer in ſie gelegt hat. Es waren für die Anſtalt vier oder fünf ſchöne poetiſche Jahre, die freilich auch ihren ſtillen Schmerz in ſich trugen.

Den Anfang machte ein Todesfall, der vornämlich unſern Calo traf: am 4. December 1849 ſtarb ſeine erſte Erzieherin, die Tante Karoline; ihre Zöglinge ſtanden um ihr Sterbebette. Dann ertranken zwei treffliche Jünglinge aus der Zahl unſerer Strebenden in der Oder, ein dritter ſtarb in Meran, wo er Heilung von einem Bruſtleiden ſuchte. (Damaris 1862, 386. 387.)

Im Sommer 1850 machte Calo eine abermalige Reiſe, nach England und Schottland.

Aus England ging er nach Frankreich zurück und nahm hier in Boulogne am 29. Auguſt einen Paß nach Paris, von da nach Marſeille und weiter nach Algier.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Nachwort.

So weit hatte Gieſebrecht geſchrieben, die letzten Worte wenige Stunden vor ſeinem Tode. Es iſt zu bedauern, daß er das Denkmal, welches er dem Freunde ſetzen wollte, nicht hat vollenden können, daß er nicht mehr dazu gekommen iſt, eine eigentliche Charakteriſtik des höchſt bedeutenden, eigen gearteten, ihm perſönlich ſo nahe ſtehenden Mannes mit ſeiner Meiſterhand zu zeichnen. Die wenigen Worte, die ich hinzuzufügen habe, machen keinen Anſpruch darauf, jene äußerſt ſchwierige Charakteriſtik zu bringen; ſie wollen dem Fragment, das ſonſt hätte unveröffentlicht bleiben müſſen, nur einen Abſchluß geben. Doch auch das würde ich nicht unternehmen, wenn ich nicht als Calos Schüler und in den funfziger Jahren als ſein College auch einige Kenntniß von ſeiner Perſönlichkeit hätte.

Oſtern 1854 unternahm Calo eine Reiſe nach Italien, Griechenland und dem Orient, die ihn ein Jahr lang von Stettin fern hielt. Aus Athen ſchrieb er an ſeinen Bruder Auguſt (Juſtizrath in Stettin):

„Es iſt ſchön entſagen, aber genießen iſt auch ſchön; und daß ich meine Heimat endlich habe ſehen dürfen, iſt namenloſes Glück. Das ſtrenge ernſte Italien iſt mit Griechenlands feinen Formen nicht zu vergleichen; ich kann dir nur ſagen: Komm her, ſieh! Plato und Ariſtophanes rufen: komm! Wie die Wolken leiſe leicht über den zarten Himmel gleiten!“ Und als die Nachricht von dem Tode einer Verwandten ihm zugekommen war: „Ich genieße trotz allem Gram, trotz bitterſter Empfindung, wie Einer, dem das Leben die letzte Schale reicht; die Schale iſt dunkles Gold, der Trunk iſt Flamme und Licht.

Die blinden Tage, in denen man zurück denkt, mögen kommen. — Der Genfer See läßt ahnen, daß es Schönheit giebt, aber hier ist sie rein, vollendet, keusch, voll Laune, voll Ernst, heilig und frech. Rom ist Tod gegen Athen, Leben allein hier, ewige Freiheit, ewige Einheit des Göttlichen und Menschlichen, daher auch unveränderlich, jung, neu geboren, voll großer Zukunft. Ich entdecke alle Tage, ich finde wieder die Sitze, wo Sophokles und Aristophanes gesessen und die Natur belauscht haben, noch schlägt dort die Nachtigall wie damals, noch hüpft der Wiedehopf in der engen Schlucht vor dem Wandrer, oben aber kreisen die Adler um dich, senken sich in die Pinien, schweben zum Meer. Dazu aber denke, daß ich morgens 3 Uhr zum Meere wandre zu baden; die Sonne sieht mich, wenn der Strand noch in Dämmerung liegt, auf der hohen See; welch ein Bad! Keine Woge, aber welch Wasser, welch Strand, welche Muscheln, die das große Kind dann sammelt! Und überall Gott sichtbarlich vor Dir."

Ueber den Eindruck, welchen die ganze Reise auf ihn gemacht, schrieb er an einen jüngern, von ihm zärtlich geliebten Freund und früheren Schüler, in welchem er den ihm entrissenen Alfred wieder gefunden hatte, an Bernhard Schallehn (jetzt vortragender Rath im Cultusministerium):

In griechischer Schönheit aufzuwachsen, ist mir als einzig würdiges Studium erschienen. Wenden Sie sich von der Juno Ludovisi an den Rhein, und Strom und Busch, Sonnenlicht wie des Mondes Glanz sprechen zu Ihnen eine andre, die einzig wahre Sprache. All unser Träumen und Sinnen klärt sich, weitet sich und wird durch diese Anschauung. gehn Sie der nach, Bernhard; da ist Griechenland, Göthe, da ist der Eingang zu dem stillen Feuer in unsrer Zelle, in die wir hinein gehen, nachdem jeder sein Theil entsagt hat."

Aus Aegypten schrieb er an Georg Pitsch, einen ihm befreundeten Collegen, Giesebrechts Schwiegersohn:

„Ich glaubte die Bibel auswendig zu wissen, aber hier habe ich sie zuerst gelesen; es ist entzückend, die Gestalten von vor Jahrtausenden lebend zu finden, die ich Mumien gedacht. Abraham ist hier, Joseph fährt in seinem Wagen, die Läufer vor ihm, Abends mit Fackeln, daß der weite Platz leuchtet; seine Kornböden fassen noch Weizen für alle Lande, und die Barken decken wie damals den Nil, gefüllt mit der goldenen Last unabsehbar. Jeder Zug, jede Zeile ist dem Leben abgeschrieben. Hier ist andre Wirklichkeit als im Homer; seine Fabeln, so wenig ich hier zum Verachten gestimmt bin, sind gegen die alten Familiengeschichten, gegen den einigen Gott klein, daß ich sie

nicht lesen kann. Koran links, Bibel rechts! Und mein Märchenerzähler! Hörten Sie ihn, wenn er zur einsaitigen Zither erzählt, lachend über den weißen Zähnen in den spitzen Bart, wenn ich erscheine! denn er liebt mich zärtlich, und die alten Beduinen umher in ihren lausigen Decken lassen sich's gefallen, daß ich nahe komme, denn er lügt dann doppelt."

Ostern 1855 kehrte er zurück. Auf der Heimreise schrieb er: „Mein Sonnenleben im Osten ist zu Ende, und nun in meine Einsamkeit, in die allereinsamste denke ich." Calo, der im Gespräch unerschöpflich war in neuen Anregungen, hinreißend in der Darstellung von Erlebtem und Gesehenem, der durch liebenswürdiges Eingehen auf den Gedankenkreis des Einzelnen, durch blendende Paradoxieen, die er stets geistvoll begründete, auch dem Schweigsamsten den Mund zu öffnen verstand, der so jeden ihn Besuchenden in den Zauberkreis seiner Unterhaltung bannte, war trotz dieser ungewöhnlichen Gaben gegen allen geselligen Verkehr außerhalb seiner Wohnung abgeschlossen, er war ein Einsiedler in seiner stillen Zelle. Die Wege zur Schule abgerechnet, sah man ihn fast nie auf der Straße, er ging nie spazieren und Besuche machte er nur bei seinen nächsten Verwandten. In seinem Hause empfing er jeden mit der größten Liebenswürdigkeit und fesselte seine Gäste oft bis in die spätesten Nachtstunden. Wie er bei dieser Zugänglichkeit es ermöglicht hat, für die Bewältigung der ungeheuren Arbeitslast, die er sich aufgebürdet, Zeit zu gewinnen, ist mir stets räthselhaft gewesen. Denn außer seinen öffentlichen Stunden gab er jedem, der ihn darum bat, Privatunterricht, oft mehrere Stunden hintereinander und corrigierte unendlich viel mehr, als seine Pflicht gefordert hätte. Mit Recht konnte daher Giesebrecht einmal schreiben: „Ich denke, es ist unter meinen Collegen keiner, der mehr für die Schule arbeitet, als ich, es sei denn Calo. Wer ist aber auch, wie der?" Zu dieser übermäßigen Anstrengung schien aber auch nur sein eiserner Körper geschaffen. Ermüdung schienen seine Nerven nicht zu kennen, der Einfluß der Witterung schien für ihn nicht vorhanden. Unbedeckten Hauptes pflegte er auch in der allerstrengsten Kälte nach der Schule zu gehen, und wenn er in eisiger Winternacht den von

ihm gehenden Freunden die Hausthür öffnete, verschlug es ihm nichts, in seinem Hauskleide mit halbentblößter Brust dastehend noch eine Zeit lang zu plaudern.

Nur den Sonntag hielt er sich von Arbeit frei. In einem Briefe an Bernhard Schallehn giebt er von seinem Leben an diesem Tage eine kurze drastische Schilderung:

„Heute am Sonntag großer Festtag! Um 11 Uhr Empfang in der ruelle des Bettes, um 12 Uhr lever, dann die eingegangenen Liebesbriefe erbrochen; Gähnen — — café und cotelette à la Soubise mit Zeitungen aus Paris und London vor dem Feuer am Ofen; so wirds 5½ Uhr: Concert vor, von mir und für mich. Hemde von holländischer Leinewand, sammtner Rock, seidener Pantalon. Keine Kinder, kein Weib. Nun blinkt schon Kessel und Kanne zum Thee; einige Audienzen sind verweigert.

Le bel instituteur de filles
Que ce monsieur de Fénelon!
— — — —
Maman, c'est un sot tout du long
— — — —
Tra la la les demoiselles — —

Lassen Sie mich das singen! Delightful! Sie sehen, ich schreibe von mir, Beweis wie behaglich; Sie müssen zuhören, wie eranicklich; Sie können nicht unterbrechen, vortrefflich, und ich kann aufhören und sagen: Bon soir!"

Ueber seine meisten Schüler übte er magische Gewalt aus. Er erzog sie mehr durch Anerkennung als durch Tadel und Strafen; er forderte von ihnen ein sehr geringes Maß häuslicher Arbeit, sie arbeiteten weit, sehr weit über das Geforderte hinaus mit der größten Anstrengung. Sein Unterricht war überaus anregend, wenn auch mehr blitzartig und funkensprühend, als stet und ruhig beleuchtend. Sein Wissen war von wunderbarer Ausdehnung. Er beherrschte alte und neue Sprachen, des Occidents wie des Orients; in der Literatur war er überall heimisch, Theologie und Philosophie waren ihm wohlbekannte Gebiete, sehr genaue Kenntniß hatte er in der Geschichte, in der politischen wie in der Kunst- und Culturgeschichte. Und bei seiner aufopfernden Thätigkeit für die Schule gewann er stets Zeit von den neuen

wiſſenſchaftlichen Leiſtungen auf all dieſen Gebieten Kenntniß zu nehmen.

Die Anſprüche, die er an das Leben machte, waren ſo äußerſt gering, daß er dadurch wie ein Sonderling erſchien. Er begnügte ſich lange Zeiten hindurch mit der aller einfachſten, meiſt nur vegetabiliſchen Nahrung. Er war nicht etwa nur mäßig, ſondern geradezu Asket. Seine Einnahmen verwandte er zum weitaus größten Theile auf Anſchaffung von Büchern, Kupferſtichen, Muſikalien, von denen er ſich allmählich ſehr werthvolle Sammlungen erworben hatte. Er übte eine ausgedehnte, verſchwiegene Wohlthätigkeit, nahm nie Honorar für die vielen Privatſtunden, die er ertheilte, ja er ſchenkte ſeinen Schülern oft die dazu nöthigen Bücher.

Als er im Jahre 1862 die Leitung des Jageteufelſchen Collegiums, eines mit dem Gymnaſium verbundenen Alumnats, übernahm, zeigte ſich ſeine ſelbſtloſe Hingabe an die Erziehung der Jugend, ſeine ſtete Bereitwilligkeit zu helfen mit geiſtiger Arbeit wie mit materiellen Mitteln wo möglich noch deutlicher als zuvor. Als das Jageteufelſche Collegium 1869 dem Stadt-Gymnaſium zugewieſen wurde, mußte Calo die Leitung deſſelben niederlegen und zog in ſeine Amtswohnung in der Mönchenſtraße, in die Nähe des Hauſes, in welchem Gieſebrecht ſo viele Jahre gewohnt hatte. Seine Thätigkeit blieb dieſelbe raſtloſe aufopferungsvolle; aber er begann ſich einſamer zu fühlen. In ſolcher Stimmung ſchrieb er an Frau Director Baumgardt: „Der Grabesſtein iſt beinahe über mir; ſeitdem ich ohne Löwe, ohne Gieſebrecht, ohne Haſſelbach bin, bin ich Heines Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh.“ — „Die Zahl derer, mit denen ich mich verſtändigen kann, wird ſehr klein.“ — „Sie greifen das Leben an, als wäre alles grüner Sammet; das Auge ſtärkt ſich im Schauen, die Hand am Werk. Das iſt nicht jedes Sache, nicht meine Kraft; verliere ich doch oft den duftigen Raſen über dem Blau, das oben ſchwimmt, die Leere mir nur verbirgt.“ Rührend iſt der wehmüthige Humor, mit welchem er derſelben gegenüber von dem Glück der Häuslichkeit ſpricht, über das er früher wohl

gespottet hatte und das er doch, je älter er wurde, um so schmerzlicher vermißte, ohne vielleicht es je sich einzugestehn:

„Mir schwebt Eines vor, das erfüllt sich auch einmal; in keinem Hause spielte ich lieber den Vetter Michel, als bei Ihnen, käme olle Abend, Bonbons, Pfeifen, Knarren in der Tasche für die Kleinen, die an Nase und Perrücke mir zupfen; besorge kleine Bestellungen für Frau Adelheid und bespreche mit Baumgardt das Unterbringen der Capitalien, die besten Tuchsorten für die Jacken der Kleinen, ermahne bei gewissen Vorfallen den ältesten, meinen Pathen, der von mir seine Fibel und Bibel, seinen ersten Löffel wie seinen blanken Friedrichsd'or erhält, wenn er die Abschiedsrede gehalten hat, nicht zu rechnen die Viergroschenstücke an Geburtstagen und beim Zahnausziehen. Sie sagen dann nach einem stillen Abende, wo ich allein bei Ihnen war, spielend mit dem Töchterchen, während Baumgardt neben uns die Bahnen der Planeten berechnet: heute war er doch wieder da! Und kommt dann einmal mein alter Diener und sagt: unser Herr ist heute Nacht gestorben, da sparen Sie die Thränen nicht; und wenn der Abend kommt, die Stunde, wo ich sonst so still die Klinke drückte und eintrat, da sehen Sie oft nach der Thür; die Kleinen fragen und Ernst ist betrübt, daß sein Pathe nicht mehr kommt —! Theuerste, beste Frau, wird das nicht einmal geschehen?"

Im Jahre 1872 wurde seine Gesundheit, die bis dahin unerschütterlich zu sein schien, wankend. Vorboten der Wassersucht stellten sich ein; er ließ sich nicht dadurch abhalten, seine Pflicht wie immer zu erfüllen. Und auch als die Krankheit weitere Fortschritte gemacht hatte, schleppte er sich mühsam zur Schule hin. Ja, als der sonst so kräftige, so elastische Körper sich nicht mehr mit Sicherheit aufrecht erhalten konnte, als er vor der Thüre des Gymnasiums zusammengebrochen war, blieb dieser Mann von wunderbarer Energie, in seiner friedlichen Pflichterfüllung tapferer, als mancher Held des Schlachtfeldes, dennoch immer in amtlicher Thätigkeit, so dringend ihn auch Director Heydemann bat, sich zu schonen.

Nach den Sommerferien erst hinderte ihn die physische Unmöglichkeit, sein Amt länger zu verwalten. Es waren qualvolle Wochen, die er noch durchmachen mußte. Um diese Zeit schrieb Giesebrecht in einem Briefe über ihn Folgendes, aus dem so recht deutlich hervorgeht, welche innige Hochachtung er vor ihm hatte:

„Mein Freund Calo befindet sich in trostlosem Zustande, er leidet an der Wassersucht, ist auf einem Auge völlig blind, so geschwollen, daß er sich nicht selbst bewegen kann; er stirbt ab und kann nicht sterben. Wie leicht und schnell geht mancher aus der Welt, und er, der nach Menschenurtheil ein so sanftes Ende verdient hätte, muß des qualvollsten Todes sterben. Er läßt Niemand zu sich, als den Arzt und seinen Krankenpfleger, selbst seine Geschwister dürfen ihn nicht pflegen. An meinem Geburtstage habe ich noch einen Abschiedsbrief von ihm gehabt, etwa acht Tage vorher habe ich ihn zuletzt gesprochen. Er kam eben aus der Schule und war bereits an den Knieen so geschwollen, daß er nicht sitzen konnte, doch ist er beharrlich treu im Amt geblieben, bis die Ferien eintraten. Da brach er zusammen, und seine Kraft war zu Ende. Was bin ich gegen ihn, und muß ihn überleben! Drüben werde ich ihm nicht so nahe stehen, wie hier. Ein so guter, so treuer, so hülfreicher Mensch, wie er, wird dem Throne des Ewigen viel näher sein, als ich sündige, von den Banden der Erde gebundene Creatur."

Calo starb am 24. September 1872. Wenn auf einen, so kann auf ihn das Dichterwort angewendet werden, daß hinter ihm alles Gemeine in wesenlosem Scheine gelegen hat. Erwerb, Ehre, Sinnenlust lag unter seinen Füßen. In seiner Abschiedsrede sagt Giesebrecht, wo er von den Amtsgenossen spricht, welche Pfleger des Idealismus in der Schule gewesen, keiner sei seinen Weg eigenthümlicher gegangen als „unser Calo, in den Zwischenzeiten, die er uns gönnte, wenn er nicht Schottland, England, Frankreich und Italien durchwandernd, in Paris und Rom sich in die Herrlichkeiten der Kunst vertiefte, wenn er nicht Griechenlands Küsten beschiffte, in Athen unter den Ruinen der Akropolis wandelte, oder am Piräus, in der Bucht von Salamis badete, wenn er nicht Aegypten durchzog oder die phönicische Küste und von Beirut aus die Karavanenstraße über den Libanon, Cölesyrien und den Antilibanon nach Damaskus pilgerte, dem Paradies der Erde, wie die Morgenländer sagen: ein Mann, wie er, ob er den Fuß auch fest dem wirklichen Erdboden aufgestemmt hatte, war und ist selbst schon eine ideale Persönlichkeit." F. K.

Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin.

Ueber einige

Gedichte der Sibylla Schwarz.

Zur Jubelfeier

der Vereinigung Neuvorpommerns und Rügens

mit der Preußischen Monarchie

dargebracht

von der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde.

Stettin, 1865.
Druck von F. Hessenland.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dichter und Dichterfreunde der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts haben die Greifswalder Dichterin Sibylla Schwarz als die zehnte Muse gepriesen,*) als einen großen Geist, als ein Wunder ihrer Zeit**). Der Ruhm ist allmählig verklungen, doch wird sie auch in den neuesten Lehrbüchern der Geschichte unserer Literatur bis auf Koberstein und Gervinus herab, noch immer mit Ehren neben ihrem Meister Opitz in der ersten Schlesischen Poetenschule genannt. Und ohne Zweifel gehört sie nicht zu jenen universalen Dichtern, welche weit hinaus über die Grenzen ihrer Heimath bildend und erregend wirken, nicht einmal zu denen, die den Charakter der eigenen Nation in seinen allgemeinen Zügen so bestimmt wiedergeben, daß sie darum in jedem Winkel des Vaterlandes als nationale Dichter geliebt werden: Sibylla ist eine provinziale Dichterin. Die Provinzialpoesie aber hat, vornämlich in Deutschland, neben der Provinzialgeschichte ihr Recht und ihren Werth. Es genügt, an Hebels Alemannische Gedichte zu erinnern und aus nächster Gegenwart an Klaus Groth und Fritz Reuter, damit klar werde, wie auch solche Dichtungen aus dem engen Lebenskreise, für den sie bestimmt waren, oft unaufhaltsam hervorbrechen und Fermente der allgemeinen Bildung werden.

Das ganze Wirken unserer Pommerschen Dichterin fällt in eine sehr bedeutende Zeit. Kriegesdrangsal lag schwer auf dem Lande, das einheimische Fürstengeschlecht starb aus, eine neue politische Lage leitete sich ein, mit ihr eine tief eingreifende Veränderung in der Denkart, im wissenschaftlichen, bürgerlichen, selbst im häuslichen Leben unserer Vorfahren. Und Sibyllens Poesie ist guten Theils Gelegenheitsdichtung. Sie bedarf also für uns Spätere, um in allen oder möglichst vielen Beziehungen verständlich zu werden, eines Commentars aus der äußern Geschichte. Dafür gewährt sie dann auch wieder, was sonst kaum so zu gewinnen, eine Einsicht in die innere Geschichte der Zeit, in das Fühlen, Sinnen, Denken nicht des dichtenden Gemüthes allein, denn dies steht nicht isolirt da, sondern des Kreises, aus dem heraus es gedichtet hat. Zu solchem Zweck stelle ich hier einigen Gedichten Sibyllens geschichtliche, biographische Nachrichten gegenüber: sie werden gegenseitig einander erhellen.

*) Sibyllen Schwarzin Teutsche poetische Gedichte, herausgegeben durch M. Samuel Gerlach. Danzig 1650. 8.

**) Morhofen Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie. Kiel 1682. S. 138. 141.

Die Familie der Dichterin gehörte von väterlicher wie mütterlicher Seite zu den patricischen Geschlechtern ihrer Vaterstadt. Regina Völschow war schon Wittwe des Bürgermeisters Joachim Brunnemann,*) als sie sich im J. 1606 mit dem Doctor der Rechte Christian Schwarz verheirathete. Auch dessen Urgroßvater hatte bereits im Rath gesessen. Christian selbst stieg im Dienst der Stadt von einer Ehre zur andern. Er wurde Rathsherr, wurde viel zur Beschickung der Städteconvente, der allgemeinen und besondern Landtage und andern Verhandlungen der Art gebraucht, wurde zum Landrath ernannt, d. h. zum Mitglied des ständischen Ausschusses, mit dem, wenn der Landtag nicht versammelt war, die Landesherrschaft sich über die öffentlichen Angelegenheiten zu verständigen hatte,**) und gelangte endlich durch einstimmige Wahl zur Bürgermeisterwürde. Im Hause wuchsen ihm indeß sechs Kinder heran, drei Söhne und drei Töchter. Sibylla war unter den Geschwistern eine der Jüngsten, nur ein Bruder war jünger als sie, die älteste Schwester Regina um dreizehn Jahre älter.***) So trat die Dichterin gleich, da sie am 14. Febr. 1621 geboren wurde,†) in ein reiches, warmes, wohl geordnetes, und von außen her friedliches Familienleben ein. Zwar der dreißigjährige Krieg hatte bereits in Böhmen begonnen, war von da nach der Niederlage des Winterkönigs in die Pfälzischen Lande hinüber gewuchert, aber Pommern hatte er noch nicht berührt.

Nur bis in Sibyllens siebentes Lebensjahr dauerte dieses Glück des Friedens. Nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge überschwemmte Wallensteins Heer das Mecklenburger Land. Von da verbreitete es sich im Herbst des Jahres 1627 auch nach Pommern, ungeachtet dies gar nicht zum Niedersächsischen Kreise gehörte, auch an dessen Kriege gegen den Kaiser keinen Theil genommen hatte; Gewalt ging vor Recht. Am 20. November rückte das erste kaiserliche Kriegsvolk in Greifswald ein††), und bis tief in das vierte Jahr hinein blieb die Stadt unter der drückenden Last.

Zu der eigenen Drangsal kam die Sorge um das benachbarte Stralsund, das sich der kaiserlichen Besatzung weigerte, das Wallenstein deshalb belagerte, das mit schwedischer Hülfe sich entschlossen vertheidigte; viele Familien der bedrohten Stadt waren mit Greifswalder Familien befreundet und verwandt. Dazu das Schlimmste: jene rohen, zuchtlosen Schaaren des Herzogs von Friedland, ohne Rechtsgefühl und christlichen, ja ohne menschlichen Sinn, waren zu Anfang wohl in der altehrbaren Handelsstadt eine

---

*) Er starb im J. 1603. Dähnert Sammlung Pommerscher und Rügischer Landesurkunden II. S. 307.

**) Micrälii sechs Bücher vom alten Pommerlande. B. V. S. 130. 155. Dähnert Sammlung ꝛc. I. S. 652. 655. 656.

***) Völschow christl. Leichpredigt auf Christian Schwarzen, den Eltern. S. 47—56. J. Beringii Programma, quo invitat ad honores exsequiales D. Christiani Schwarzen.

†) Oelrichs historisch-diplomatische Beiträge S. 20.

††) Baltische Studien Jahrg. XV. H. 1. S. 113. ꝛc.

schrille moralische Dissonanz, aber je länger, je mehr schien diese sich in eine trostlose Harmonie auflösen zu wollen, in eine Verwilderung der früheren guten Sitte.

Der Generalsuperintendent Barthold von Krakevitz und die Geistlichkeit der Stadt wurden auf das hereinbrechende Unheil aufmerksam und wirkten ihm entgegen durch ernstliche Warnung vor den Verführern. Diese waren, dem Namen nach, Katholiken. In der katholischen Religion wurde nun sehr mit Unrecht, aber bei der damaligen Spannung der Confessionen gegen einander sehr begreiflich der Grund des gottlosen Lebens der kaiserlichen Landsknechte gesucht. So wurde die Warnung vor verderblichen Personen, vor verderblicher Sitte zur Warnung vor der verderblichen Lehre Roms. Am 25. Jun. 1630 war das erste Jahrhundert seit der Uebergabe der Augsburgischen Confession abgelaufen, die Säcularfeier wurde auf Krakevitz Betrieb von der Universität aufs festlichste begangen. Desselben Tages landete Gustav Adolf in Pommern, zum Schutz des evangelischen Deutschlands, mit ihm ein Heer, das damals durch gewissenhafte Zucht und frommen Sinn eben so die Herzen gewann, wie die Rohheit der Kaiserlichen abstieß. Herzog Bogislav XIV. verbündete sich mit dem Könige von Schweden; dessen Kriegsvolk besetzte nach und nach ganz Pommern, der Feind wich zurück. Nur Greifswald wollte er aufs Aeußerste behaupten. Dazu wurde eigens Oberst Perusi als Commandant geschickt, ein kundiger und entschlossener Kriegsmann, aber herrisch und gewaltthätig gegen die Bürger der Stadt. Ungefähr acht Wochen nach seiner Ankunft ließ er dem Generalsuperintendenten den Befehl zugehen, weder dieser, noch ein anderer Prediger solle sich unterfangen, den Papst auf der Kanzel als den Antichrist zu bezeichnen. Krakevitz lehnte das Verbot ab als unstatthaft in einem durchaus Lutherischen Lande, als im Widerspruch mit dem Religionsfrieden. Die feindselige Stimmung des Commandanten wurde dadurch noch gesteigert; er war zu den gewaltsamsten Maßregeln gegen Krakevitz und die Theologen, ja gegen die ganze Universität entschlossen. Da trat ein Professor der medicinischen Fakultät, Dr. Schöner, begütigend ins Mittel.*)

Dieser merkwürdige Mann war in Edinburg von Deutschen Eltern geboren, sein Vater der Leibarzt der Königin Anna, Gemahlin des ersten Stuart auf dem Englischen Thron. Er hatte in seiner Geburtsstadt, dann auf mehreren Deutschen Universitäten studirt und nahm darauf Greifswald zu seinem bleibenden Wohnort (1622), verheirathete sich hier mit Katharina Erskein, der Tochter eines gleichfalls aus Edinburg übergesiedelten Kaufmannes und lehrte und arztete nun beinah neun Jahre.**) Vermuthlich durch ärztlichen Rath, den er ertheilt, war Schöner auch mit Perusi bekannt geworden und bei diesem wohl gelitten. Er benutzte das, um sich für den Generalsuperintendenten und die Universität zu verwenden, und der Oberst ließ sich zu einem gemäßigteren Verfahren bestim-

*) Micrälii sechs Bücher ꝛc. B. V. S. 173. 174. 175—180. ꝛc. Balthasar Sammlung einiger zur Pommerischen Kirchenhistorie gehörigen Schriften. II. 673—676.

**) Friedlieb christlicher Leichsermon auf Johann Schöner. Personalia. J. Beringii Programma quo invitat ad sacrum funerale Gualtheri Erskein. p. 5. 6. Schoeneri disputatio medica de hernia. §. 130.

men. Es wird anzunehmen sein, daß Sawöner und Krakewitz dadurch befreundet wurden, wenn sie es nicht schon waren. Doch fehlte es dem geistlichen Manne, auch nachdem dieser Schlag abgewendet war, in den nächsten Monaten nicht an mancherlei Noth in seinem Amte. Häusliches Leid kam dazu. Schon im Februar 1630 hatte er seine Frau, im März eine seiner Töchter durch den Tod verloren.*)

Der Generalsuperintendent war zugleich Pastor an der Nicolaikirche.**) Sein nächster Amtsgenosse war hier der Archidiaconus M. Alexander Christiani, der zugleich an der Universität die Professur der Logik und Metaphysik hatte,***) ein naher Verwandter des Landrathes Schwarz.†) Dieser war auch nach St. Nicolai eingepfarrt; seine Familiengruft ist noch jetzt dort vorhanden. So war das Schwarzsche Haus durch Bande des Blutes und, nach der Sinnesweise der Zeit, durch Bande der Pietät an die Geistlichen seiner Kirche geknüpft. Mitgefühlt wurde also Krakevitzens Bedrängniß hier unbedenklich; von einem näheren geselligen Umgang beider Familien ist aus dieser Zeit keine Nachricht.

Während des Regiments der Kaiserlichen wurde Sibyllens älteste Schwester Regina mit Christoph Bünsow verheirathet (1629); aber schon am sechsten Tage nach der Hochzeit starb der Mann, die junge Wittwe kehrte in das elterliche Haus zurück. Welchen Eindruck dies erschütternde Ereigniß auf Sibyllen machte, ist nicht nachzuweisen. Aber zu Anfang des folgenden Jahres starb ihr die Mutter.††) Den Verlust hat das neunjährige Mädchen sehr tief empfunden; der Schmerz darüber klingt noch in einem beinahe fünf Jahre später verfaßten Gedichte wieder. Die ältere Schwester scheint dem eigen gearteten Kinde nicht, wie dies wünschte, die Mutter ersetzt zu haben. Auch hörte deren unmittelbare Aufsicht bald auf.

Die Schweden rückten vor die Stadt, und Peruß machte Anstalt zu entschlossener Vertheidigung; aber er wurde am 11. Jun. 1631 bei einer Recognoscirung erschossen. Da ergab sich die kaiserliche Besatzung; am 17. Jun. zog der König von Schweden in Greifswald ein.†††) Nun kehrte auch Christian Schwarz in sein Haus zurück; er hatte sich in seinen landräthlichen Geschäften bis ins dritte Jahr am herzoglichen Hofe in Stettin verweilen müssen und war zuletzt, vor dem Einrücken der Schweden, ganz von den Seini-

*) Balthasar Sammlung ꝛc. II. S. 676. 677. 673. Friedlieb Predigt bei der Leichbegängniß Bartholdi Krakevitzen. S. 50.

**) Balthasar Sammlung ꝛc. II. 661.

***) Balthasar Sammlung ꝛc. II. S. 710.

†) Bölschow, Präpositus in Demmin, leiblicher Bruder der Frau des Landrathes Schwarz, wurde i. J. 1626 Doctor der Theologie (Balthasar Sammlung II. S. 671. 692.). Bei der Gelegenheit erschien eine kleine Schrift: Grata vota, quae in solemnibus Doctoralibus Dn. Moevii Volschovii fundunt et deproperant affines, frater, agnatus, cognati et amici. Gryphisw. 1626. 4. Unter den hier abgedruckten Lateinischen Gedichten ist eins, in welchem Bölschow angeredet wird: amice, affinis, compater, und das unterschrieben: ita vovebat suo affini, compatri et in Christo fratri honorando M. Alexander Christiani ad D. Nicol. ecclesiam. War, wie daraus hervorgeht, Christiani Bölschows Schwager, so war er ja auch der Familie Schwarz nahe verwandt.

††) Bölschow christliche Leichpredigt ꝛc. S. 55. 56. J. Beringii Programma q. inv. ad hon. exseq. D. Christ. Schwarzen p. 71. 72.

†††) Balthasar Sammlung II. S. 677.

gen abgeschnitten.*) Bald nach der Heimkehr des Vaters verheirathete sich Regina zum zweiten male mit dem Generalsuperintendenten von Krakevitz, der an Alter ihr sehr ungleich, nur zwei Monate jünger als ihr Vater war.**) Es traten wieder einige friedlichere Jahre für das Land, für Stadt und Universität, auch für beide nunmehr eng verbundene Familien ein. Der Krieg mit seinen Schreckniſſen zog ſich in Folge des Vordringens der Schweden tiefer hinein in das innere Deutschland.

In dieser Zeit faßte Herzog Bogislav den Entschluß, der Universität, deren Einkünfte unzulänglich, das Amt Eldena abzutreten. Schwarz und Krakevitz, dieser als Abgeordneter des akademischen Senats, jener als Landrath verhandelten darüber mit den Ständen auf einem Landtage in Anklam (1633). Am 15. Febr. 1634 wurde die Schenkungsurkunde in Stettin von dem Herzoge vollzogen, Christian Schwarz war unter den Zeugen, die ſie mit unterzeichneten. Kurz vor Ostern deſſelben Jahres erfolgte die wirkliche Einweiſung der Universität in den neuen Beſitz.***)

Einige Monate nach dieſem Act landesherrlicher Huld kam der junge Herzog Ernſt von Croy und Arschott nach Greifswald, um hier den Studien obzuliegen. Der Vater des Prinzen war sechs Wochen nach deſſen Geburt mit Tode abgegangen, die Mutter, Herzogin Anna, Bogislavs jüngere Schweſter, hatte ſich als Wittwe, um vor den Kriegsunruhen geſichert zu ſein, aus dem Schloſſe in Vinſtingen zuerſt nach Straßburg begeben, bald war ſie ganz aus der Gegend gewichen und nach Pommern gegangen. Hier lebte ſie am Hofe ihres Bruders in Stettin und ließ den einzigen Sohn im Lutherthum erziehen; der Vater war Katholik geweſen, aber die Ehepacten hatten den Erben, die gehofft wurden, Freiheit der Religion vorbehalten. Bogislav nahm ſich ſeines Neffen mit väterlichem Wohlwollen an; auf jenes Betrieb war dieſer ſchon im dreizehnten Lebensjahre zum Biſchof von Kamin poſtulirt.†) Als Vierzehnjähriger bezog er nun die Universität Greifswald am 2. Sept. 1634. Der Decan der philoſophiſchen Fakultät, Abraham Battus, wurde ſofort von der Univerſität deputirt, den jungen Fürſten zu begrüßen.††) Für Sibylla Schwarz, für die Entwickelung ihres Geiſtes war dieſer Tag ſehr wichtig. Vom zehnten oder eilften Lebensjahre an hatte ſie gedichtet, erregt durch einen dunkeln poetiſchen Trieb und den Gedichten des damals hoch gefeierten Opitz,†††) als ihrem Vorbilde ſich nachfühlend. Noch hatten ſich ihre Verſuche nicht weiter gewagt, als zu ihren nächſten Verwandten und Bekannten; ſie waren auch da, wie die junge Dichterin

*) Pölchow chriſtliche Leichpredigt ꝛc. S. 52.

**) Pölchow a. a. O. S. 55. Friedlieb Predigt bei der Leichbegängniß Bartholdi Krakevitzen S. 50. 51. Balthasar a. a. O. II. S. 677.

***) Micrälii sechs Bücher ꝛc. V. S. 221. Balthasar Sammlung ꝛc. II. S. 678. Tähnert Sammlung ꝛc. I. S. 667. 670. II. S. 852. 853.

†) Fürſtliche Ankunft, Leben und Tod der Fürſtin Anna, Herzogin von Croy. Danzig 1636.

††) Balthasar Sammlung ꝛc. II. S. 710. 711.

†††) Die erſte von Opitz ſelbſt beſorgte Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien im J. 1625.

klagt, mitunter auf Neid gestoßen.*) d. h. ohne Zweifel auf Mangel an Anerkennung. Dadurch nicht entmuthigt, trat sie jetzt in die Oeffentlichkeit, ein Mädchen von dreizehn Jahren, indem sie zu Ehren des Prinzen ein Gedicht verfaßte, ob aus eigenem Antrieb und in eigenem Namen, ob beauftragt, ist ungewiß.

Als J. F. G. von Croja und Arschott zu Greifswald Studirens halben, angelanget.

Komm, fliehe durch die Stadt, du schnelle Fama, fliehe,
Sag' unserm Pöbel an: Komm eilends, komm und siehe
Das Wunder der Natur, den Prinzen Wunders voll,
Den billig unsre Welt zu schauen kommen soll!
Dies ist ein Fürst, der ja mit Recht den Namen führet,
Dem großer Ruhm und Lob vor andern stets gebühret;
Er herrscht und will nicht sein beherrscht von Menschenbein,
Will von dem Höchsten nur allein beherrschet sein;
Er spottet gleichsam nur die Kron' und Scepter tragen
Und lässet andere nach ihrem Thränen fragen.
Die Tugend, der er ist ergeben inniglich,
Von keinem bösen Thun ihn lässet fürchten sich,
So jemals durch der Welt Beherrscherin, die Tugend,
Beherrschet hat, so thuts die Zier und Blum' der Jugend,
Der Prinz von Arschott der alles sich erbeut
Und willig giebet her, ja selbst sein Land und Leut,
Wenn ihm nur ist vergunnt, den Künsten nachzuziehen
Und seinen freien Sinn zur Tugend anzuhetzen.
So sei willkommen dann, du unsers Landes Kron,
Nicht deiner Ahnen mehr, als unsrer Musen Sohn.**)

Die Universität suchte den Liebling ihres gütigen Landesherrn noch weiter zu ehren. Am 6. Oktober wählte sie ihn zu ihrem Rector; der Generalsuperintendent mit einigen andern Professoren brachte ihm die Nachricht davon. Sie wurde freundlich aufgenommen, und am 3. November erfolgte die feierliche Einführung des Prinzen in sein Ehrenamt***). Auch dieser Act fand seinen Dichter: Sibyllens Vater feierte ihn in Lateinischen Versen.

Diese verschiedenen Vorgänge, bei denen der Landrath Schwarz und seine Familie ein besonderes Interesse für die Universität an den Tag legten, zeigen beide in engerer Verbindung, als früher sichtbar wurde. Von dem Erstern wird eigens gerühmt, er habe vielen jungen Leuten in fleißiger Fortsetzung ihrer Studien zu des geliebten Vaterlandes Besten möglichsten Fleißes gedient.†) Es kann nicht befremden, daß den unverheiratheten

*) Sibyllen Schwarzin Deutsche Gedichte. xxvj. xxvij. und anderwärts.
**) Sibyllen Schwarzin Deutsche Gedichte. J. jij.
***) Balthasar Sammlung ꝛc. II. S. 678. 679.
†) Bölschow christliche Leichpredigt auf Christian Schwarzen. S. 53.

Töchtern eines so freundlich gesinnten Hauses von Professoren und Studirenden Aufmerksamkeit bewiesen wurde.

Sibylla scheint unter den ältern Männern einen Freund gewonnen zu haben. Schöner, fein gebildet in mancherlei Wissenschaften, Sprachen und Künsten,*) ein wohlwollender, ein heiliger Mann,**) wie sein Beichtvater ihn genannt hat, muß dem früh aufgeschlossenen Talent der jungen Dichterin seit ihrem ersten Hervortreten mit so ermunternder Achtung entgegen gekommen sein, daß Sibylla, die reizbar und mißtrauisch sonst überall Neid gewahrte, ihm, dem vierundzwanzig Jahre älteren Manne, eigens von ihren Gedichten zubrachte.

Die erste Gelegenheit dazu bot sich wenige Monate nach der Ankunft des Herzogs von Croy. Schöners Frau starb am 18. Nov. 1634***) im achten Wochenbett.†) Die Trauer des Wittwers, mehr noch die Verlassenheit der zurück gebliebenen Kinder weckten Sibyllens tiefes Mitgefühl; sie gedachte an sich selbst, daß auch sie eine Mutterlose war. Aus dieser Gemüthsstimmung ging das Gedicht hervor:

Ueber den frühzeitigen Todesfall Frauen Katharina Essens††), Hrn. D. Johannis Schönern ehelichen lieben Hausfrauen.

Herr Schöner, euer Stand und euer neuer Orden,
In den ihr leider itzt durch den gebracht seid worden,
Der alles ändern kann, macht euch das gelbe Haar
Itzt leichte grau und weiß, und ob euch auch wol zwar
Der Schmerze wehe thut, ob euer langes Leben
Itzt wol verkürzet wird und wird euch auch gegeben
Ein gar zu bittrer Trunk, so ist doch eure Noth
Die kleinste dieser Zeit. Zwar eurer Liebsten Tod
Will aus den Augen euch wol häufig Zähren pressen,
Doch durch der Zeiten Rast könnt ihr noch leicht vergessen
Die Noth, die itzt euch kränkt. Der Schmerz ist groß und viel,
Kann fast nicht größer sein; doch hat er noch ein Ziel.
Was aber wollen itzt die armen Kinder machen?
Wo wollen die doch hin? Wie sein doch ihre Sachen
Anitzt so schlecht bestellt? Sie gehn nun ganz verirrt,
Und niemand ist, der sie der Tugend Bahnen führt.
Ihr bester Trost ist hin, sie sein den Bäumen gleiche,
Die ohne Wurzel stehn, weil die itzt eine Leiche
Ja viel zu zeitig ist, die sonsten Tag und Nacht
Sie mütterlich versehn und ämsig war bedacht.
Sie weislich zu erziehn. Wer kann dies besser sagen,

*) Friedlieb christlicher Leichsermon auf Johannes Schöner S. 59.
**) A. a. O. S. 32.
***) Friedlieb a. a. O. Personalia.
†) J. Beringii Programma q. inv. ad sacr. funer. Gualtheri Erskein p. 7
††) Vielmehr Erskeins

Als ich und die allein, die auf demselben Wagen
Der Trostberaubten stehn? Wer nimmt sich ihrer an?
Weil Niemand besser sie allhie versorgen kann,
Als die, die sie erzeucht. Wo sein die reichen Gaben,
Die Kinder bloß allein von der nur können haben,
Die sie getragen hat zu uns, an diese Welt?
Doch weil es Gott also anitzo wol gefällt,
So tröstet, tröstet euch, der wird euch wol versorgen
An eurer Mutter statt, wird wissen, wie euch morgen
Und heut zu helfen sei, der wird euch allezeit
In äußerster Gefahr mit Hülfe sein bereit.
Weil die denn schon ist todt, die sonst euch sollte geben
Das alles, was euch nur in diesem kurzen Leben
Allhie von Nöthen thut, wenn euer Alter kömmt,
Wo euch ein Alter ist von Gotte noch bestimmt;
So hättet ihr durch sie der Güter vollen Haufen
Erlanget allezeit. Itzt müßt ihr kläglich laufen
In fremder Leute Schutz; die Kasten wären sunst
Von ihr euch wol gefüllt; der werthen Pallas Kunst
Auch würde euch von ihr ganz mütterlich gezeiget;
Sie hätte euch das Gut noch ordentlich gereichet,
Nachdem ihr es verdient, der Brautschatz stünde auch
Euch jederzeit bereit. Das Glücke wird ein Rauch
Euch armen Waiselein, es ist ein bloßer Schatten
In Wahrheit ganz und gar. Wer wird euch nun doch rathen
So weislich, wie zuvor? Wer keine Mutter hat,
Hat keinen Trost auch mehr. Ob an der Mutter statt
Zwar viele wieder sein, die nur den Namen haben,
Daß sie euch mütterlich mit Wohlthat hier begaben,
Doch selbst ihn'n die That, ob euch zwar billig wol
Die That der Liebe selbst die Mutter geben soll.
Darum schau ich nur an und hör euch Arme schreien
Itzt: Mutter! für und für; sie will euch doch verleihen
Die Ohren nun nicht mehr, ruft ihr gleich ohne Ruh:
O Mutter, sieht uns bei! so höret sie nicht zu.

So der erste Theil des wahr gefühlten, aber in der Ausführung breitspurigen Gedichtes. Weiterhin wird auch der Verlust dargelegt, den der Gatte erfahren. Aber eine Aussicht des Trostes und höherer Befriedigung auch im Schmerz weiß die Dichterin nicht zu zeigen: es bleibt bei der kühlen Schlußbetrachtung:

Kein Weinen weckt sie auf. Gedenket, daß wir müssen
Noch all an diese Reih mit ungesäumten Füßen:
Zwei Pforten hat die Welt, das kugelrunde Haus,
Die eine schluckt uns ein, die andre wirft uns aus.*)

Schöners Mißgeschick war durch den Tod der Frau noch nicht beendet. Auch eines seiner Kinder, das ihm besonders lieb war, starb, vielleicht das Jüngste, dessen Ge-

*) Sibyllen Schwarzin Teutsche Gedichte. LXXXIV.

burt der Mutter das Leben gekostet hatte. Sibylla Schwarz wurde dadurch zu einem andern Gedichte angeregt, einem kürzeren, inniger gehaltenen, als das erst erwähnte:

Auf Herrn Johann*) Schöners ꝛc. Kinds Absterben.

Herr Schöner, wenn ihr nur erwägt des Lebens Pein,
So werdet ihr itzt nicht so voller Trauern sein;
Ihr werdet nicht mehr weinen,
Im Fall ihr nur bedenkt,
Daß Gott den sieben Seinen
Am meisten Unglück schenkt.

Daß euer liebstes Kind sich aus der Welt enthebt
In seiner ersten Blüth, da es doch kaum fast lebt,
Gereicht ihm ja zur Freude:
Wer bald entkommt der Welt,
Entkommt auch bald dem Leide,
Das sich mit uns gesellt.

Wer sich der See vertraut und kann in kurzer Zeit
In seinen Hafen gehn, ist billig ja erfreut:
Hergegen den laßt klagen,
Den allzeit haßt der Wind,
Daß er nach vielen Tagen
Sein Ziel erst langsam find't.

Ist nicht der Mensch ein Schiff, das auf dem grimmen Meer
Der ungestümen Welt im Unglück führt daher,
Und läßt sich leicht bethören,
Kann leichtlich irre gehn,
Dieweil er stets muß hören
Die höllische Siren?

Wohl dem und aber wohl, der Land und Sand kann sehn
Und nicht darf zwischen Luft und Wasser lange stehn!
Wer bald sein Ziel erreichet,
Ist glücklich um und an,
Dieweil er dem entweichet,
Was Unglück geben kann.

Darum, Herr Schöner, gönnt dem Kindlein seine Lust!
Es ist genug, daß uns der Welt Müh' ist bewußt:
Wir haben auf den Wellen
Und auf des Lebens See
Mehr als zu viel Gesellen,
Die rufen: Ich vergeh.**)

Unter den Studenten der Greifswalder Universität war damals ein junger, schön begabter Mann, Hermann Queren aus Stettin. Er war i. J. 1610 geboren, eines Kaufmannes und Rathsherrn Sohn. Die Rathsschule und das Pädagogium seiner Vaterstadt

*) So ist, wie die Nachschrift angiebt, statt des im Text stehenden A. zu lesen.
**) Sibyllen Schwarzin Teutsche Gedichte. I.

in letzterem vornämlich Micrälius, damals noch Subrektor, hatten ihm den ersten wissenschaftlichen Unterricht geboten; dann war er, achtzehn Jahre alt, nach Jena gegangen und hatte dem Rechtsstudium obgelegen. Gegen Ende des Jahres 1630 hatte er Jena verlassen, war durch mehrere Städte des obern Deutschlands gereis't und zuletzt in Altorf geblieben, um weiter zu studiren. Als aber inzwischen der Schwedische Krieg angegangen war, und Schweden und Kaiserliche immer näher an einander rückten, hatte er, um der Heimath und den Seinigen weniger ferne zu sein, sich nach Leipzig begeben. Hier hatte er den ganzen Sommer 1631 verweilt, hatte die Belagerung und Einnahme der Stadt durch Tilly mit erlebt und war dann nach Wittenberg gegangen. Da hatte ihn eine schwere Krankheit befallen; er war genesen und demnächst, auf den Rath seines Arztes, nach Leipzig zurückgekehrt. Aber der Vater hatte ihn nach Hause berufen; nach dessen Willen sollte er, da die Kriegsunruhen in Deutschland immer noch zunahmen, in den Niederlanden seine Studien fortsetzen. Dem Sohne hatte es jedoch wünschenswerther geschienen, auf einer Deutschen Universität zu bleiben, und es war ihm gestattet nach Frankfurt an der Oder zu gehen. Auch von da war er gewichen, als ein kaiserliches Heer heranzog. Im Herbst 1633 war er nach Greifswald gekommen, bereits so gefördert, daß die Juristenfakultät ihm gestattete, Vorlesungen über die Institutionen zu halten, auch darüber zu disputiren*). Zwischen diesem Manne und Sibyllens Schwester Emerentia entspann sich ein Liebesverhältniß. Dessen Anfang fällt, nach der Angabe der Dichterin, in das Jahr 1634**). Die Familie Schwarz oder ein Theil derselben, scheint es, war damit nicht einverstanden, während Sibylla, leidenschaftlich auf Emerentiens Seite, in dem Widerspruch gegen deren Neigung kein Motiv, als das der Bosheit und des Neides erkannte. Doch liegt ein anderes sehr nahe. Querens Mutter war im drei und dreißigsten Jahre ihres Lebens an der Schwindsucht gestorben, derselben ihm angeerbten Krankheit ist später in demselben Alter auch der Sohn erlegen***). Die Symptome des Uebels mogten schon jetzt dem kundigen Auge erkennbar sein, selbst in der Jugendblüthe und in der gesteigerten Lebendigkeit des Geistes, die das unerfahrene Mädchen anzogen. Queren muß von der ihm widrigen Stimmung etwas bemerkt haben. Er zog sich von der Familie Schwarz zurück und besuchte das Haus nicht mehr†), lebte seinen Studien, promovirte im September 1635, hielt Vorlesungen, verließ dann Greifswald ganz, ging nach Wolgast und advocirte bei dem dortigen Hofgericht††). Vergessen war Emerentia nicht, auch diese hielt fest an ihrer Neigung, Sibylla die theilnehmende Vertraute ihres Liebesleides.

*) J. Beringii Programma, quo invitat ad exequias D. Hermanni Querini.

**) In dem Gedichte zu Emerentiens Hochzeit, die am 31. Jul. 1638 war (Oelrichs historisch-diplomatische Beiträge. S. 21), sagt Sibylla:

Der Teufel wird zu Spott, weil er nun muß erfahren,
Daß sein so großer Fleiß in zweimal zweien Jahren
Gar wenig hat vermogt.

***) Beringii Programma, quo invit. ad exeq. Querini.

†) Sibyllen Schwarzin Deutsche Gedichte. Lpzg.

††) Beringii Programma q. i. ad exeq. Querini.

Zu einem beſondern Gedicht formte ſich dies Mitgefühl der jungen Dichterin nicht, ſo tief es war; das entſcheidende Ereigniß, die Gelegenheit fehlte, die dazu aufgefordert hätte; aber wenn Sibylla in dieſer Zeit anderen Liebespaaren ihren poetiſchen Hochzeitsgruß darbrachte, immer klang die trauernde Erinnerung an Emerentiens ungleiches Loos vernehmlich mit hinein.

So verheirathete ſich am 7. Jul. 1635 ihrer älteſten Schweſter Stieftochter Margaretha von Krakevitz mit dem Greifswalder Rathsherrn Abraham Elwer. Es war ein ſtattliches Feſt: der Herzog von Croy war ſelbſt zugegen und geleitete den Bräutigam zur Trauung*). Auch ein Gedicht Sibyllens fehlte nicht. Es rühmte das Glück der beiden Verbundenen gegenüber jenen,

den'n Neid das Lieben oft dem Tode machet gleich,

und ſchloß mit der Mahnung:

Wann ihr in Freud nun ſteht,
So denkt auch, wie es den'n, die noch betrübt ſind, geht**).

In eben die Zeit mag ein Gedicht zur Hochzeitsfeier Ottos Brödermann und Katharinens Engelbrecht gehören, das jene Klage über den Neid, den treue Liebe zu erfahren habe, noch breiter darlegt. Da wird das Brautpaar angeredet:

Schiffet ſo zu Lande,
Daß euer Schiff ſich nicht auf dieſer wüſten See
Des Kummers finden laß, damit das Schiff nicht geh
Die Bahne, da der Neid mit ſeinen Freunden wohnet,
Der Liebe Widerſpiel, der Neid, der Allen lohnet,
Die treu verliebet ſein, doch nicht wie ſie verdient.
Weil ihr denn, liebes Paar, den Neid itzt überwindt,
So ſei nun dies mein Wunſch und letztlich mein Begehren,
Daß den, der treulich liebt, das Waſſer keiner Zähren
Wie euch gedeihen mag! Ihr ſeid itzt weit von Pein,
Seid treu verliebt und könnt auch treu geliebet ſein.***)

Selbſt als der verwandte Profeſſor und Prediger Alexander Chriſtiani ſich zum zweiten mal verheirathete, unterließ die Dichterin nicht deſſen Glück zu preiſen, aber als eine ſeltene Ausnahme:

Und wie euch itzt das Glück von andern weit erhebt,
So thu es ewig auch! Wohl dem, der alſo lebt,
Und wohl dem, den alſo Cupido hat gebunden,
Daß ihm der Liebe Band ſelbſt dienet zu den Wunden!
Doch hat der meiſte Theil vom Lieben nur Verdrieß,
Je größer Liebe iſt, je minder der Genieß.†)

Inzwiſchen ſah Sibylla das Leid ihres Freundes Schöner zu Ende gehen. Dieſer trat am 1. November 1636 in eine zweite Ehe. Die Braut war Eliſabeth von Stetten,

*) Balthaſar Sammlung ꝛc. II 2. 679.
**) Sibyllen Schwarzin Teutſche Gedichte. 3.
***) Sibyllen Schwarzin Teutſche Gedichte. 3. 11.
†) Sibyllen Schwarzin Teutſche Gedichte. 3. 11. 6.

deren Schweſter Maria die Frau, vielleicht erſt die Verlobte des Kaufmannes Joachim Schwarz, eines älteren Bruders unſerer Dichterin*). Dieſe war alſo der Erwählten ihres väterlichen Freundes verſchwägert, befreundet, und nun in ihrem ſechszehnten Lebensjahre wohl auch nicht viel jünger als Eliſabeth. Um ſo mehr fällt ihr Verhalten bei der Gelegenheit auf. Schöners Hochzeit wurde ſtattlich begangen, viele vornehme Leute waren dabei zugegen**). Aber kein Hochzeitscarmen, kein dichteriſcher Glückwunſch für den Mann, an deſſen Leid ſie vorher ſo lebhaft Theil genommen hatte. Nur für die Braut fand Sibylla einige Verſe, muthwillig neckenden Inhalts, wie ein Impromptu, das ſie ihr beim Abſchied mag heimlich in die Hand gedrückt haben.

Meiſter Opiz hatte in ſeinem Ariſtarch das Anagramm für einen leichtfertigen Zeitvertreib erklärt; gleichwohl hatte es ihm etwas werth geſchienen, daß die Deutſche Poeſie ſeiner Zeit ſich auch darin mit Glück verſucht. Auch Sibylla machte diesmal und nur dies eine mal Gebrauch von der loſen Spielerei. Den Namen Eliſabeth von Stetens verſetzte ſie in die Worte: Ohe, laſt uns ins Bette, und begann, dieſer Erfindung gemäß, ihr

Hochzeitsgedicht auf der Jungfrau Braut Namen.

Was gilt es, Jungfrau Braut? Was gilt es nun? Ich wette,
Daß euer Herze ſpricht: Oh, laſſet uns ins Bette.
Gebt nur dem Herzen nach, ſo iſt die Wette mein,
Ob zwar noch jetzt der Mund dazu ſpricht lauter Nein ꝛc.***)

Das war nicht der Ton, den die Dichterin ſonſt bei dergleichen Gelegenheiten anzuſtimmen pflegte. Die übermüthige Laune, oder was es ſonſt war, ging auch vorüber. Die Zeitereigniſſe riefen zu ernſteren Betrachtungen.

Am 10. März 1637 ſtarb Herzog Bogislav, der letzte des einheimiſchen Greifengeſchlechtes. Was der Todesfall Pommern bedeute, war keinem unbekannt. Kurbrandenburg und die Krone Schweden machten Anſpruch auf den Beſitz des Landes, jenes auf ſein Erbrecht geſtützt, dieſe auf das Recht des Schwertes. Keine der beiden Mächte wollte weichen, kein Retter, kein Vermittler zeigte ſich. Da dichtete Sibylla den Trauergeſang auf ihres ſeligſten und letzten Landesfürſten Tod. Das Gedicht leidet wieder an zu großer Breite, doch iſt es der Ausdruck eines tief bewegten Gemüthes. Einige Strophen werden dies zeigen.

Nun weine, was da weinen kann!
Der Tod nimmt keinen ſchlechten Mann
Aus dieſem Leben mit ſich hin:
Drum trauert jetzt mein Herz und Sinn.
Unbillig iſt es nicht zu nennen,

*) Friedlieb chriſtlicher Leichſermon auf Johannes Schöner. Personalia. Beringii Programma q. inv. ad hon. exs. Christiani Schwarzen. p. 80.

**) Friedlieb a. a. O.

***) Sibyllen Schwarzin Deutſche Gedichte. K. ij.

Daß man das Land, Feld, Berg und Thal
Im Thränensee sieht sinken all
Und uns für Weinen nicht kann kennen:
Der Helden Held ist hingerafft,
Der Landesvater, dessen Kraft
Uns noch nicht gänzlich ließ verderben,
Muß leider, leider jetzund sterben.
Mit ihm ist aller Friede aus,
Der letzte Zweig ist abgehauen;
Auf wen soll man sich nun vertrauen?
Es kracht und bricht der Hoffnung Haus.
— — — — — — — — —

Laßt uns aber nicht verzagen,
Allzeit Trauern schickt sich nicht,
Weil es oft das Leben bricht.
Gott kann allen Streit verjagen,
Gott der sieht, was wir nicht sehn.
Wenn gleich alle Winde wehn,
Wenn wirs gleich unmöglich schätzen,
Uns in Fried' und Ruh' zu setzen;
So kömmt Gott doch mit dazu,
Sieht die Noth die uns getroffen
Und hilft über alles Hoffen,
Er weiß mehr, als ich und du.

Nun ist des Landes Schutz davon,
Des Landes Leben stirbet schon,
Der fromme Fürst, der Tugend Blum,
Die Tugend selbst, der Prinzen Ruhm
Hat ach zu zeitig abgedrücket;
Es ist sein hoher, edler Geist
Ins rechte Vaterland gereis't
Und in des Himmels Haus geschicket;
Da lebt er nun in Fried und Ruh,
Wir tragen ihn zum Grabe zu.
Ach, daß die Götter dieser Erden
Doch müssten auch begraben werden!
Mit ihm begräbt man Einigkeit,
Mit ihm legt sich die Tugend nieder
Und kommt mit ihm auch nimmer wieder,
Mit ihme stirbt auch alle Freud.
— — — — — — — — —

Laßt dem Höchsten seinen Willen!
Wozu dient der Zähren Bach
Und das Trauern Nacht und Tag?
Gott kann euern Wunsch erfüllen,
Gott verläßt die Seinen nicht:
Auf die Nacht kommt bald das Licht,
Auf den Regen folgt die Sonne

Und auf Trauern Freud und Wonne.
Gott kann heut noch Wunder thun,
Wenn die Seinen zu ihm treten
Und in wahrer Andacht beten:
Darum glaubt und bittet nun.

— —*)

Bald nach dem Tode des Herzogs kam die Drangsal des dreißigjährigen Krieges mit erneuter Gewalt über Pommern, auch über den Wolgaster Antheil. General Baner, der bisher in Mecklenburg dem Andringen der Kaiserlichen Widerstand geleistet hatte, fand es im August desselben Jahres angemessen, sich nach der Mark zu wenden. Sofort rückte der Feind ungehindert gegen Vorpommern an**). Da sahe sich in Greifswald und der Umgegend wer konnte nach einem Zufluchtsorte um. Stralsund, das den Kampf gegen Wallensteins Heeresmacht siegreich bestanden hatte, wurde vor allen als eine solche sichere Stätte betrachtet. Von Sibyllens Bekannten war Schöner vermuthlich der erste, der dahin abging, zunächst wohl nur in der Absicht für den Fall größerer Gefahr sich des Ortes Gelegenheit anzusehen. Aber während er noch dort war, nahmen die Kaiserlichen im Oktober 1637 Damgarten und den Paß von Tribsees: damit war der Eingang in das Land auf dieser Seite geöffnet. Da holte Schöner Frau und Kinder nach, übersiedelte nach Stralsund und blieb dort für immer***). Am 7. November ging auch der Generalsuperintendent von Krakevitz mit seiner Familie nach Stralsund, weil er bei dem gefährlichen Zustand im Lande sich wegen seiner Amtsverrichtung in Rügen allerhand befahren müsse, und damit er den Rügianischen Kirchen in der Nähe wäre†). Wie jene beiden Familien verließen gewiß noch manche andre damals die Stadt. Sibylle wurde davon lebhaft ergriffen; sie hat sich ausgesprochen in einer

Nachtklage über den überverhofft betroffenen Abschied ihrer lieben Freunde.

Das große Licht der Welt entzeucht sich nun der Erden
Und eilet fort ins Meer mit seinen müden Pferden,
Man hängt die Fenster zu, weil Morpheus kommt heran,
Es sehnt sich nach dem Schlaf, was Odem blasen kann.
Man sieht der Sterne Heer mit ihrem Golde prangen,
Auch Luna zeiget uns das Silber ihrer Wangen,
Die Schafe gehn zu Stall, der Schäfer geht zur Ruh,
Es regt sich niemand mehr, die Blumen thun sich zu.
Die Welt ist schon zu Bett, umringt mit vielen Träumen,
Ich aber nur allein, ich geh hier bei den Bäumen,

*) Sibyllen Schwarzin Deutsche Gedichte. F.
**) Micrälii sechs Bücher ꝛc. B. V. S. 261. 262.
***) Friedlieb christlicher Leichtermon auf J. Schöner. Personalia.
†) Friedlieb Predigt bei der Leichbegängniß Bartholdi Krakevitzen. S. 54. Balthasar Sammlung ꝛc. II. 689.

Da weit und breit herum der Thau, das Kind der Nacht,
Sammt meiner Zähren Quell die Gräser feuchter macht.
Hier laß ich mein Gedicht, mein Trauergedicht, erklingen
Und hebe niedrig an, auf Deutsch also zu singen:

Mars, o Mars, bist du der Mann,
Dem das Ganze dieser Erden
Jetzt muß pflicht- und dienstbar werden,
Der uns seufzen lehren kann?

Ich gedacht, ich wollt' allhier
Bei den liebsten Freunden bleiben
Und mit ihn'n die Zeit vertreiben;
Wer gedachte da von dir?

Indem trifft du uns're Stadt,
Daß der werthen Freunde Haufen
Mehrstes Theils davon gelaufen;
O der zweimal grimmen That!

Ich weiß nicht, wie mir geschehn.
Ei, wo sind doch meine Lieben?
Wo ist der und der geblieben?
Läßt sich hier denn niemand sehn?

Auf den Gassen ist Geschrei:
Chloris sitzt schon auf dem Wagen,
Galatee läßt mir sagen,
Daß sie schon von hinnen sei.

Hie läuft der und holt den Paß,
Jener geht das Schiff zu trachten;
Säumsal will man ganz verachten,
Hie hilft keiner Augen Naß.

Ich bin nicht mehr, die ich bin,
Wünsch euch andern Glück zum Reisen,
Wollt euch selbst den Weg zwar weisen,
Doch man läßt mich nicht dahin.

O, dies hat der Krieg gemacht!
Phöbus steiget auf und nieder,
Galate kommt schwerlich wieder,
Giebt sie einmal gute Nacht.

Gerne schrieb' ich weiter fort,
Doch die Faust will mir erkalten
Und kann kaum die Feder halten.
Gute Nacht, du liebster Ort.*)

Bald nach Krakevitzens Abreise, noch im November, rückten 3000 Schweden in Greifswald ein. Sie wollten Freunde heißen, doch hauſ'ten ſie, ungleich den Waffengefährten Gustav Adolfs, nicht eben besser als das kaiserliche Kriegsvolk. Von ihnen sind

*) Sibyllen Schwarzin Deutsche Gedichte. F. iii.

damals zuerſt die Wohnhäuſer, ſpäter Kirche und Kloſter in Eldena zerſtört worden*). Zu der gemeinen Noth der Zeit kam der Familie Schwarz noch ein beſonderes Leid. Ein lieber Verwandter ſtarb ihr, derſelbe Alexander Chriſtiani, deſſen Hochzeit Sibylle vor kaum zwei Jahren durch ein Gedicht gefeiert hatte. Auch jetzt ließ ſie ihre wehmüthige Klage laut werden.

Als H. M. A. C. ſo frühzeitig mit Tod abgegangen.

Biſt du denn, grimmer Tod, ſo gänzlich ohn Erbarmen,
Daß bei dir gar nicht gilt das Bitten und das Karmen
Der armen Sterblichen? Es klagt die ganze Stadt
Und alles über dich, du bleicher Nimmerſatt!

Ja billig klagen wir, weil der mit dir muß reiſen,
Der ſonſt zu tröſten pflag die Wittwen und die Waiſen,
Der auch mit Wort und That uns allen tröſtlich war:
Den trägt man für uns hin auf einer ſchwarzen Bahr.

Nach ſeinem Ruhbett zu, mit traurigem Geläute
Er geht den letzten Gang, drum klagt ein Jeder heute;
Ihm folgen traurig nach die lieben Kinderlein,
Die theils vor kurzer Zeit zur Welt geboren ſein.

Die Wittwe iſt beſtürzt; man ſieht die lieben Seinen
Und was nur weinen kann um ſeinen Abſchied weinen;
Wir haben all an ihm verloren einen Freund,
Der mit der Seelen Wahr es herzlich hat gemeint.

Was ſoll man aber thun? Wir müſſen hie gedenken,
Daß Gott uns ſelber will aus dieſem Becher ſchenken;
Der uns die Menſchen nimmt, iſt nicht der ſchwarze Tod,
Ach nein, ihr Lieben, nein, es thuts der liebe Gott,

Der Alles beſſer weiß, als wir es wiſſen können.
Drum laßt uns ſeine Ruh ihm gänzlich nicht mißgönnen;
Gedenkt und tröſtet euch, daß Gottes weiſer Rath
Das, was uns ſaur ankommt, zu gute geben hat.

Wer wollte für den Tod das Leben itzt begehren?
Die Welt und was in ihr iſt lauter Weh und Zähren,
Iſt nichts als Unbeſtand und blutiger Gewinn:
Was noch erfreulich war, nimmt itzt der Krieg dahin.

Man höret weit und breit von nichts, als nur von Kriegen;
Man ſieht das Vaterland in ſeinem Blute liegen,
Was nicht im Blut erſtickt, das würget Feur und Brand,
Für eine ſchöne Stadt ſteht itzt ein ödes Land.

Ein Jeder läuft davon, muß Haus und Hof verlaſſen,
Kommt an den Bettelſtab und geht auf fremder Gaſſen;
Es werden ohne Scheu die Alten abgethan,
Das Kind muß an den Spieß, die Jungfrau bei den Mann.

*) Balthaſar Sammlung ꝛc. II. S. 630.

Wer hat doch denn nun Lust in solcher Angst zu leben?
O nein, du süßer Tod, du kannst uns viel mehr geben,
Als Mars uns nehmen kann; du deuchst uns bitter zwar,
Die Bienen stechen auch, und geben süße Waar.

Ihr nun, betrübte Frau, wollt euch zufrieden geben;
Bedenkt doch ohn Beschwer, was ist das Menschenleben?
Was sein, was sein wir doch? Wir irren in der Welt,
Dem großen Labyrinth, die selbst zuletzte fällt.

Wir, die wir heute sein, sind morgen schon verschwunden
Und werden auf der Welt von keinem mehr gefunden;
Die Zeit, die Mörderin, macht, daß man unser bald
Und oftmals eh vergißt, eh noch das Herz ist kalt

Kann Krösus durch sein Geld und seiner Güter Haufen,
Kann Samson auch dem Tod durch seine Stärk entlaufen?
Hat König Salomon durch seiner Weisheit Kraft,
Helena durch die Zier den Tod auch abgeschafft?

Der Tod darf nicht noch ihr zehn ganzer Jahre freien,
Sie muß, sie muß nur fort an seinen langen Reihen;
Der Wangen Purpurfarb, der Augen helles Licht
Bezwingt zwar manchen Held, den Tod doch aber nicht.

Von den'n, davon man kann in vielen Büchern lesen,
Da heißt es doch itzund: Sie sind, sie sind gewesen
Und itzund nicht mehr hier, sie sind dahin, dahin,
Da du und der und ich vielleichte morgen bin.

Kommt einer dann und fragt: Wo sind doch meine Lieben,
Wo ist mein bester Freund, wo der und der geblieben?
Sie sind, er ist schon tobt und in der Erden Schooß,
Sein hoher Geist ist schon aus seinem Kerker los:

Das ist dann der [illegible]. Wer weiß, wie bald man eben
Von uns auch sagen [illegible]. Sie sind aus diesem Leben,
Sie ruhen sanft und [illegible] schon in der langen Nacht,
Aus Erden sind sie [illegible] Erde auch [illegible] gebracht!

Es ist der alte [illegible]: O Mensche, du mußt sterben;
Warum bemühst du dich, [illegible] zu erwerben?
Für alle de[illegible] ist [illegible] dann genug
Ein daumenbreites [illegible], ein [illegible] leinen Tuch.

Nimmt dich [illegible] ein; willst du viel Menschen würgen,
So denk an deinen Tod: du findest keinen Bürgen
Für deines Lebens Rest nur auf ein'n Augenblick
Und kommst, eh du's vermeinst, selbst in des Todes Strick.

Nimmt dich dann Ehrgeiz ein, ist dir die große Länge
Und Weite dieser Welt dennoch zu kurz und enge,
Ist dir schon itzt die Welt, du Narr du, gar zu klein;
So wird ein kleiner Sarg dein letzter Wohnplatz sein.

***

In Summa, was du thuſt, iſt ſterblich doch zu ſchätzen
Und kann dich für den Tod im mindſten nicht entſetzen:
Gedenk an deinen Tod und an dein ſchwarzes Grab,
So lebſt du ewiglich und ſtirbſt den Sünden ab.

Laßt doch die Herzen nicht an dieſem kurzen Leben,
An dieſer Eitelkeit und ſchnöden Wolluſt kleben,
Laßt euch noch Luſt, noch Furcht zu heftig nehmen ein,
Bis daß wir nach der Zeit das wahre Sein einſt ſein.*)

Inzwiſchen waren die Kaiſerlichen von Mecklenburg her, wie über die Trebel, ſo auch an der Peene vorgedrungen. Loitz war in ihren Händen; ſie näherten ſich Wolgaſt. Die Stadt war offen, aber in dem Schloß lag eine Schwediſche Beſatzung, die unvermögend jene zu behaupten, ſie auch dem Feinde nicht laſſen wollte und deshalb ſelbſt durch ihr Geſchütz zu zerſtören ſuchte**). So begann das Flüchten in Wolgaſt wie in Greifswald. Die Räthe des Hofgerichtes gingen nach Stralſund; eben dahin der Advocat Hermann Queren. Einige Wochen ſpäter fertigten die Pommerſchen Landſtände eine Geſandtſchaft nach Schweden ab; Queren wurde erſucht, ſich dabei zu betheiligen, und er that es. Die Rückreiſe nach Stralſund machte er zu Lande***), ob durch Dänemark, Holſtein und Mecklenburg oder durch Finnland, Livland und Preußen, wird nicht berichtet. Jedenfalls ſcheint er Greifswald berührt und nun zuerſt das Schwarziſche Haus wieder beſucht zu haben, Emerentien ſelbſt unverhofft, die ohne Zweifel von ſeiner Reiſe nach Stockholm wußte, aber ihn über See zurück erwartete, deshalb auch fort und fort nach dem Oſtwinde ausſah, ſtatt deſſen der Nord in jenen Tagen geweht hatte. Sibylla konnte das frohe Ereigniß nicht unbeſungen laſſen. Mit ſicherer und friſcher Charakteriſtik ſtellte ſie die Sorge und Unruhe der liebekranken Schweſter während der Abweſenheit ihres Freundes dar, auch ihre eigenen fruchtloſen Verſuche ſie durch die ſchöne Literatur der Zeit zu tröſten. Opitzens Troſtſchrift an Herrn David Müllern, ein rhetoriſches Kunſtſtück, voll prunkender Gelehrſamkeit aber von geringer Wärme, und die Ueberſetzung der urſprünglich Latein geſchriebenen Argenis des Franzoſen Barclai, eines bewunderten Romans: das waren die vergeblich angewandten Beruhigungsmittel der Dichterin. Nur die Botſchaft, der Geliebte komme ſelbſt, machte all der Noth ein Ende. So entſtand das Gedicht

Als Herr Doctor Hermannus Quirinus uns mit ſeiner lang entzogenen Gegenwart wieder erfreuet hat.

Iſt nun denn einſt die Zeit, der lang gewünſchte Tag
[illegible]n, da ſich die vor allen freuen mag,
Die [illegible]mal den Tod hat lieber kommen ſehn,
Als daß ſie ihren Troſt aus ihren Augen gehn?
Wie [illegible]at ſie doch die Arme ausgeſtreckt
Und den vorlängſt geſucht, der heut erſt Troſt erweckt

*) Sibyllen Schwarzin Deutſche Gedichte xxxv.
**) Micrälii ſechs Bücher ꝛc. B. V. S. 262.
***) Beringii Programma, q. inv. ad exeq. Herm. Querini.

Mit ſeiner Gegenwart! — „Wo bleibt mein Sylvio?“
Das war ihr erſtes Wort. „Kann denn kein Aeolus,
Kein Mond, noch Sonne nicht ihn führen zu mir her?
Bedenkt euch doch, mein Lieb, die Liebe läßt kein Meer,
Noch ſeine Windesbraut, ſie läßt kein'n Stahl noch Stein,
Kein Eis, kein Feur noch Froſt ihr Ueberherrſcher ſein;
Wenn Liebe laufen will, ſo hält ſie keine Noth,
Kein Bitten bindt ſie an, ſie hindert nicht der Tod.“

So ſprach ſie mit ſich ſelbſt und war nur bloß bedacht
Zu finden einen Troſt, der ihr die lange Nacht
Des Kummers kürzete. Bald ging ſie hin und her,
Bald ſtand ſie wieder ſtill, bald ſeufzete ſie ſehr,
Daß auch die Zähren bald, gleich wie ein dicker Dunſt,
Umzogen ihr Geſicht und zeigten ihre Brunſt.
Kein Schlaf auch kam ihr ein; kein Mittel kam herfür,
Das ihr die Noth benahm; bald ſah ſie nach der Thür,
Bald wieder an die Wände. Ihr Troſt war doch ſchon hin
Und aus den Augen weg, doch nimmer aus dem Sinn.

Wie ofte hab' ich wohl, wenn ich ſie liegen fand
In äußerſter Gefahr, genommen zu der Hand
Opitzen's Tröſterei, ich bracht ihr bald herfür
Der Liebe Lauf und Art, bald dann Argenis Zier
Und derer Liebesbrunſt, bald Poliarchus Fall
Und ſeines Glückes Gunſt. Dies Tröſten überall
Half nichtes mehr bei ihr, es mehrte nur die Pein.

„Wo, ſprach ſie, mag doch denn mein Poliarchus ſein?
Ich, die ich zwar der Zier der Argenis nicht gleich,
Noch hoher Ankunft bin, auch bin ich nicht ſo reich
An Schönheit, wie ſie iſt; doch meine Liebesbrunſt
Iſt ihrer Ebenbild. Des falſches Glückes Gunſt
Spielt mit uns beiden gleich; das ſüße Anbegin
Und Amor krönet mich zu einer Prinzeſſin,
Und ſteht mir deßfalls bei, daß Lieb und Liebeskraft
Zu mir das meiſte Feur und großen Nutzen ſchafft:
Den Ruhm hab ich davon. Wer treu und herzlich liebt,
Der wird, nachdem er iſt einſt lang genug betrübt,
Erfreut und Kummers los: das iſt mein Troſt hierin,
Wiewohl ich Troſtesloß und ohne Mittel bin.“

Doch dieſer Troſt, wie groß er iſt und werden kann,
Nahm weder Angſt, noch Noth, noch Schmerzen von ihr an;
Denn Amor ſchickte ihr wohl tauſend Plagen zu.
Ich thate zwar genug, doch konnt ich keine Ruh
Ihr ſchaffen dieſer Zeit. Die Augen ließ ſie gehn
Nur auf den Oſtenwind und nimmer ſtille ſtehn,
Die Hände fuchten den, der nicht zu finden war,
Der Mund war ſtumm und ſtill, das Herze in Gefahr
Und großer Feuersbrunſt; und dieſe Noth und Pein
Macht, daß ihr auch die Zeit zu langſam dünchte ſein

Drum hub ſie manchmal an mit täglicher Geduld
Und großer Ungeduld — o, liebliche Gewalt! —
Zu ſchreien für und für: „Ihr Stunden lauft doch fort,
Wie Waſſerbäche thun! du gar zu ſtrenger Nord
Halt an und werde ſtill! du Himmels großes Licht,
Du Fackel aller Welt ſei doch ſo langſam nicht!
Und ich beſchwör euch jetzt, ihr, die ihr dieſe Welt
Bei Tag und Nacht beſcheint und ihr die Kerze hält,
Seid nicht ſo langſam mehr! die Stunden zähl ich ſchon,
Ja die Minuten faſt, dieweil der Liebe Lohn
Ißt nicht mehr bei mir iſt; ein Tag iſt mir ein Jahr,
Und meine Sterbenszeit die fehlet nicht ein Haar,
Wo nicht mein Leben kommt. Wer alſo leben kann,
In ſolcher Pein und Angſt, der bringt es hoch hinan.
Wer ohne Herze lebt, der lebt und lebt auch nicht:
Ich bin des Herzens los, dieweil mein Augenlicht,
Das ſolches bei ſich führt, ſo lang von hinnen iſt."

Nachdem ſie nun bald dies, bald wieder das erkieſ't,
So ſchwieg ſie wieder ſtill, bis endlich müd' und matt
Ihr war der ganze Leib, bis ſie gedankenfatt
Dann wieder zu uns kam. So war ihr erſtes Wort
Von niemand, als von ihm, der immer fort und fort
In ihrem Herzen lag; und wie es allzeit geht,
Wenn das, was hart und feſt in unſerm Herzen ſteht,
Nur einmal wird genannt, daß dann der Liebe Art
Uns bald wird vorgeſtellt. Kein Menſch iſt ſo gefahrt,
So fromm, ſo tugendreich, und wär' er auch ein Stein,
So muß er alſobald doch roth gefärbet ſein:
Das kann ein bloßes Wort, das wie ein Wind doch geht,
Das fleucht und, wenn es fällt, nicht wieder auf fort ſteht!
So war ihr Anſehn auch, ſobald der Nam nur kam,
Den Themis ſich erkieſ't für einen Bräutigam;
So ward der Wangen Schnee durch Röthe ausgeziert,
Daß ſelbſt die Sonne nicht ſo rothe Strahlen führt,
Wenn ſie gleich untergeht. Und hiedurch ward vermehrt
Des heißen Feuers Gluth, daß ſie, faſt ganz verzehrt
In dieſer Flamme, rief: „O unerleidlich Leid!
O bitterſüße Pein! o ſüße Bitterkeit!
Wie kannſt du, Amor, doch ſo lange hören zu
Und helfen gleichwohl nicht? Ach ſchaffe, ſchaffe Ruh!" —

In Mitten dieſer Noth war faſt das ganze Haus
Mit Leuten vollgefüllt; der Eine wollt heraus,
Der Andre wollt hinein, ſie wollten alle gleich
Ein gutes Botenlohn empfangen und ſehr reich
Von ihr begabet ſein. Der Eine drang hinzu
Und wollte jenem vor; der Andre ſprach: Wie nu?
Was hebt ſich hier denn an? Ich hab ihn erſt geſehn.
Bald ſprach dann jener auch: Nein, das iſt nicht geſchehn;

Ich ſah ihn, als er kam. Der Eine wollte Gunſt,
Der Andre wollte Geld, der Dritte ſah der Braut,
Die auf die Freude folgt, mit ſteten Augen zu.
Indeme ſprach ſie ſelbſt: „Ach, gebt euch doch zur Ruh!
Was peinigt ihr die baß, die ſchon geweinigt wird
Und mit der Zähren Bach die bleichen Wangen ziert?“
Da fingen alle an: Wir bringen, was ihr wollt,
Da euer Wunſch hingeht, und das ihr wünſchen ſollt;
Wir finden, was ihr ſucht, wir wiſſen euer Licht:
Läßt euch ſchon alle Welt, ſo läßt euch er doch nicht.*)

Das Verhältniß des Liebespaares war nun geklärt, das Bedenken der Familie Emerentiens, wenn nicht beſeitigt, doch beſchwichtigt. Zwar bald nach ſeiner Rückkehr nach Stralſund erkrankte Queren, in Folge der Anſtrengungen auf der Reiſe, noch einmal ſehr ſchwer und lag einige Wochen darnieder. Aber im Sommer 1638 kam er wieder nach Greifswald, um nun hier bleibend ſeinen Aufenthalt zu nehmen**). Alle Anſtalten zur Vermählung wurden gemacht. Auch Sibylla dichtete das Hochzeitscarmen für die Schweſter: es war ein Erguß der keckſten und doch innerlich religiöſen Lebensfreude:

Auf Herrn Doctor Hermann Querins und Jungfrau Emerentia Schwärzin, ihrer herzlieben Schweſter, Hochzeit.

Wo ihr, Herr Bräutigam, mir's denten wollt zum beſten,
So bitt' ich: Kommt heraus mit euern Hochzeitgäſten!
Und ihr auch, Jungfrau Braut, hört, hört! Welch ein Getön
Führt nach dem Norden zu die hölliſche Siren!

O grauſamer Geſang! Hört, wie die Böſilichen
In jener finſtern Kluft, hört, wie die Schlangen ziſchen!
Was ſoll das kläglich Thun, das Klatſchen mit der Hand,
Das gräßliche Geheul? Hier ſtößt ſich mein Verſtand.

Ich kann nicht weiter geh'n. Was ſoll das Haarausraufen,
Das Schlagen an die Bruſt, das Hinundwiederlaufen?
Schaut da den Zeitum mit ſeinem ganzen Heer,
Der itzt ſich ſelber reißt vor Schmerzen und Beſchwer!

Der todtenbleiche Neid muß itzt vor Scham erröthen,
Der ſich doch ſonſt nicht ſchämt, und will ſich ſelber tödten,
Weil ſeine höchſte Müh und angewandte Kunſt,
Sein ungeſparter Fleiß vergebens und umſunſt.

Herr Momus quält ſich ſehr, weiß nichts mehr vorzugeben
Und wünſchet ſich den Tod viel lieber, als das Leben,
Iſt von der Todesſucht ſehr übel zugericht't:
Die Mißgunſt gönnt ihr ſelbſt ihr eigen Leben nicht.

*) Sibyllen Schwarzin Deutſche Gedichte. 1xxiv.
**) Beringii Programma. q. inv. ad exseq. Herm. Querini.

Der Teufel wird zu Spott, weil er nun muß erwahren,
Daß sein so großer Fleiß in zweimal zweien Jahren
Gar wenig hat vermogt: deß freut sich jedermann
Und stimmt aus Fröhlichkeit mit mir ein Loblied an:

Dir sei Lob, du Gott der Götter,
Dir, du großer Herren Herr,
Dir, dem Hasser aller Spötter,
Dir allein sei Lob und Ehr!
Du, Jehova, sei gepreiset,
Wo die güldne Sonne reiset.

Du allein hast können machen,
Daß die itzt vertrauten Zwei
Nun des grimmen Neides Rachen
Sind entkommen schadenfrei:
Dir sei Dank! Den falschen Zungen
Ist ihr Anschlag nicht gelungen.

Ach, wie manche heißen Zähren
Hat ihm'n ausgepreßt der Neid!
In was Trübsal und Beschweren
Waren sie vor dieser Zeit!
Alsdann pflag der Neid zu springen,
Meint, es sollt ihm so gelingen.

Aber Gott, der Alles siehet,
Was die Welt beginnen will,
Was geschehn ist und geschiehet,
Kam noch endlich mit ins Spiel:
Was der Himmel ausersehen,
Muß, Trotz Teufel! doch geschehen.

Da ward aller Streit geschlichtet,
Da mußt Haß und Neid vergehn
Da ward Freundschaft aufgerichtet,
Daß sie itzund fröhlich stehn,
Wie man ihrer Feinde lachet
Und sie ganz zu Schanden machet.

Wahre Liebe muß bestehen,
Liegt zu Anker jederzeit
Und läßt alle Wetter gehen,
Bleibt getreu in Leid und Leid,
Läßt sich durch des Neides Schnauben
Nicht fort aller Treu berauben;

Leidet gern, was nur zu leiden,
Duldet gar viel Ungemach,
Läßt sich keine Trübsal scheiden,
Denkt allein nur Nacht und Tag,
Wie ihm einst, nach so viel Weinen,
Werd die Freudensonne scheinen.

Itzund will euch Venus schenken
Den verdienten Liebeslohn,
Daß ihr nicht mehr sollt gedenken,
Was euch vor ihr kleiner Sohn
Oefters gab für herbe Pillen,
Wenig Luß, viel Widerwillen.

Das wird alles nun ersetzet
Durch gewünschte Fröhlichkeit;
Billig man euch selig schätzet,
Weil der Friedenfeind, der Neid,
Nun wird ganz und gar vergraben
Und nichts mehr kann an euch haben.

Junge, geh und hol die Lieder!
Und du, Geißenhüter Pan,
Laß doch einmal hören wieder
Deinen groben Dulcian!
Bringt uns Harfen, Laut und Geigen,
Daß wir fröhlich uns erzeigen!

Faunus ist umringt mit Kränzen,
Flora streut das Haus voll Gras;
Wir gehn zu den Abendtänzen,
Bacchus bringt ein volles Glas,
Und ich spiel auf meiner Lauten
In Gesundheit der Vertrauten.

Wünsch so manche gute Stunde,
Als da Stern am Himmel stehn,
Als man Sand an Meeres Grunde
Und im Felde Gras mag sehn,
Bis die Erd aus Erd auf Erden
Wiedrum wird zur Erde werden.*)

Am 22. Jul. nahm Sibylla, wohl mit ihrem Vater und den beiden Verlobten, in der Nicolaikirche das Sacrament des Herrn, leiblich frisch und gesund. Aber schon am Tage darauf fühlte sie sich krank, und ihre Schwachheit nahm täglich zu**). Das Vorgefühl des herannahenden Todes überkam sie, und wie freundlich gerade damals das Leben sie anblickte, sie erschrack nicht. Was in ihrem Innern vorging, bezeugt ihr

Lied gegen ihren seligen Abschied.

Pfui, pfui dich, du schnöde Welt,
Du trübe Jammerschule,
Du Störefeld, du Kummerfeld,
Du rechter Satansbuhle!
Fahr hin, fahr hin! Ich lasse dich,
Gott, mein Erlöser, fordert mich.

*) Sibyllen Schwarzin Deutsche Gedichte. S. 113.
**) Oelrichs historisch-diplomatische Beiträge. S. 21.

Fahr hin mit deiner stolzen Pracht,
Mit deinem geilen Haufen!
Wie schwerlich wirst du Gottes Macht
Und reifem Zorn entlaufen:
Fahr immer hin! Gott ist bei mir,
Mein Bleiben ist nicht mehr bei dir.

Wer ist, der in dir Ruhe find,
Der Besserung verspüret?
Gott Lob! mich, als ein selig Kind,
Die Allmacht Gottes führet,
Da ich, entbürdet aller Last,
Soll sein ein werther Himmelsgast.

Drum schwinge, dringe dich empor,
Du, mein geplagtes Herze!
Auf, auf, gieb keinem Nichts das Ohr,
Das Zagen macht und Schmerze,
Wirf alles frei aus deinem Sinn,
Was Welt und eitel ist, dahin.

Sieh da, des Jakob Leiter steht
Schon himmelwärts erhoben,
Das Englische Geleite geht
Und bringt die Post von droben:
Auf, auf mit uns in schneller Frist!
Der Seiger ausgelaufen ist.

Kein Noth, noch Tod erschrecke dich,
Kein Böses laß dir träumen!
Da Lothes Weib sah hinter sich,
Mußt sie die Stätte räumen.
Drum gehe frisch und freudig fort
Den engen Weg zur Himmelspfort!

Den harten Todeskampf tritt an,
Du, meine liebe Seele,
Geh an die werthe Himmelsbahn,
Laß deines Körpers Höhle:
Der wird gar bald zu seiner Zeit
Dir nachzufolgen sein bereit.*)

Die Ahnung erfüllte sich. Nach einem Krankenlager von neun Tagen starb Sibylla Schwarz am 31. Jul. 1638, desselben Tages, da die Ehe ihrer Schwester mit Hermann Queren eingesegnet wurde**). Ihr Alter hat die junge Dichterin nicht höher gebracht, als auf siebenzehn Jahre, fünf Monate und siebenzehn Tage.

L. G.
[Ludwig Giesebrecht]

*) Sibyllen Schwarzin Deutsche Gedichte. K. iij. (d.)
**) Oelrichs historisch-diplomatische Beiträge. S. 21.